GEORG WALLERS
LEBEN UND SITTEN,

WAHRHAFT — ODER DOCH WAHRSCHEINLICH —

BESCHRIEBEN,

VON IHM SELBST.

v. Brett. Schneider

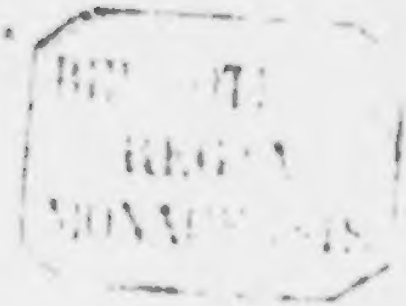
Pide no se desprecie su trabajo, y se le dén alabanças, no por lo que escrive, sino por lo que ha dexado de escrivir.

CERVANTES.

KOLLN,

BEY PETER HAMMER.

1797.



Georg Wallers
Leben und Sitten.

DIALOG

ANSTATT VORREDE.

KINDER UND EIN KUNSTKENNER.

KUNSTKENNER.

» *Kinder, was macht ihr für Lärmen da?* »

KINDER.

» *Haben Freude an unserm Papa.*

» *Da ist er an die Wand gehickt,*
» *Getroffen — wie er leibt und lebt.* «

KUNSTKENNER.

» *Ein Bild! — wo ist mein Augenglas?*
» *Ich will doch untersuchen, was*
» *Der Mahler hat für eine Manier?* «

(er lorgnirt)

» *Elendes Geschmier! —*
» *Uebertriebne Natur! —*
» *Karikatur! —* «
Ist der Schmierer bezahlt? «

KENNER.

» *Papst hat's gemahlt!* «

KUNSTKENNER.

» *Soll mir verzeihn, der Herr Papst,*
» *Das Bild hat keine Grazie.*

» *Schlechte Zeichnung und Kolorit!*

» *Treffen allein — ist kein' Mevit.* »

KINDER.

» *Darnach fragen wir Kinder nicht,*

» *Papa wollt' mahlen sein Gesicht,*

» *Und das sieht nun zum Reden da,*

» *Wir brauchen keine Gratia.* —

KUNSTKENNER.

» *Das macht, weil ihr die Kunst nicht kennt*

» *Und Farbensudeln Mahlen nennt,*

» *Seht das Gesicht, wie's ist verzerrt,*

» *Die Nase rümpft, das Maul aufsperrt.* »

KINDER.

» *Unser Vater macht's eben so!* —

»Ist der Herr etwa in Dubio,
»Ob irgend auch ein Biedermann
»Ein Fratzengesicht haben kann;
»So darf er nur zum Spiegel gehn
»Um in Natura eins zu sehn.«

INNHALT.

Dialog anstatt Vorrede.

Das Erste Kapitel.
Waller am Schubkarren. Seite 3

Das Zweite Kapitel.
Waller im Ofen. 14

Das Dritte Kapitel.
Waller im goldnen Hute zu Leipzig. 27

Das Vierte Kapitel.
Waller veranlaßt eine Trepanirung. 34

Das Fünfte Kapitel.
Waller wird geliebt und geprügelt. 41

Das Sechste Kapitel.
Waller will ein Geck werden und wird ein Herrnhuter. 59

Das Siebente Kapitel.
Waller soll ein Schneider werden. 77

Das Achte Kapitel.
Waller will Sekretar werden. 86

Das Neunte Kapitel.
Waller geht nach Frankfurt und wird nicht Sekretar. 94

Das Zehente Kapitel.
Waller erzählt Histörchen. 102

Das Eilfte Kapitel.
Waller kommt wieder zum Texte und zu seiner Freundinn. 109

Das Zwölfte Kapitel.
Waller treibt Scheinereyen und wird Sekretar *in partibus infidelium*. 124

Das Dreyzehente Kapitel.
Waller durchstreicht das Land mit einem spanischen Abentheurer. 146

Das Vierzehente Kapitel.
Waller gesellt sich zu seinen Damen. 162

Das Funfzehente Kapitel.
Waller lernt in Wien Etikette. 178

Das Sechszehnte Kapitel.
Waller wird Agent eines Agenten. 187

Das Siebenzehnte Kapitel.
Waller zeigt sich als ein stolzer Liebhaber. 208

Das Achtzehnte Kapitel.
Waller ist Archivar, Sekretär, Dichter und Uebersetzer. 226

Das Neunzehnte Kapitel.
Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen will. 238

Das Zwanzigste Kapitel.
Waller wird Freymaurer in einer Winkelloge und hält eine Rede. 251

Das Ein und Zwanzigste Kapitel.
Waller schildert einen Reichsbaron. 272

Das Zwey und Zwanzigste Kapitel.
Waller findet einen Freund im Schlafrocke. 284

Das Drey und Zwanzigste Kapitel.
Wallers Freundinn stirbt. 298

Das Vier und Zwanzigste Kapitel.
Waller läßt sich einen Roman erzählen und heurathet. 311

Das Fünf und Zwanzigste Kapitel.
Waller reiset nach Sachsen und macht Entdeckungen. 347

Das Sechs und Zwanzigste Kapitel.
Waller wird Adept und treibt verbotene Künste 358

Das Sieben und Zwanzigste Kapitel.
Wallers Geschichte beschleicht sich auf eine unerwartete Weise. 373

Das Erste Kapitel.

Waller am Schubkarren.

Ich Georg Waller, Reichsfreyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Drawegk und Dickdorf u. s. w. wurde in meiner Kindheit und noch manches Jahr demnach, zufolge des Registers der Waisenkinder des grofsen Waisenhauses zu Halle im Saalkreise, nur schlechtweg Georg Waller genannt. Ob ich von diesem Namenswechsel Rechenschaft geben kann, kann der Leser erfahren, wenn er Geduld hat, so weit zu lesen, bis mich die Ordnung der historischen Zeitfolge auf die Geschichte meiner Geburt bringt. Ob diefs bald nach dem Anfange, in der Mitte, oder am Ende dieses Buches geschehen möchte, hängt nicht von mir ab, sondern von der na-

nlichen Ordnung der Erzählung der vorgefallenen Begebenheiten, wie der geduldige Leser zu seiner Zeit selbst erfahren wird.

Ich war sehr klein, als ich die Entdeckung machte, dafs noch auiser dem Waisenhause Kinder in der Welt lebten, die bey ihren Eltern wohnten und von ihnen geliebt wurden. — Das brachte mich auf die Frage, wie ich in das Haus gekommen sey, in dem man mir nicht so viel zu essen gab als ich wünschte, und mich mit öftern Ruthenstreichen zwang, mehr zu beten und zu singen als ich Lust hatte? Der umständliche Bericht, dafs ich ein Findelkind sey, und mir's für eine Gnade schätzen müsse, von den milden Steuern christlicher Waisentreunde erzogen zu werden, hatte für mich wenig Befriedigendes, und eine deutliche Erklärung des Worts Findelkind verschlofs meinen Mund gänzlich vor allen fernern Fragen in dieser Materie. Weil man mich aber sehr oft mitleidig darum erinnerte, so ward ich

endlich bey mir selbst überzeugt, ein geringeres Geschöpf als meine Mitknaben zu seyn. Ich war kleinmüthig, verlohr meine natürliche Munterkeit, fiel in Stumpfsinn, und erwachte nicht eher bis mich der Stecken des Treibers zum Beten oder zum Lernen weckte. Da ging ich vom Anfange gar mühsig zu Werke; wenn ich aber merkte, dafs sich die Sache, die ich lernen sollte, begreifen liefs, dann zeigte ich Ernst, half mir selbst, fafste schnell und würdigte die Anweisung meiner Lehrer keiner sonderlichen Aufmerksamkeit. So lernte ich unter grofsen Ladungen von kurzen, oft wiederholten Gebeten, langen Predigten, Sprüchen und Liedern aller Art auch noch so ziemlich lesen, schreiben, rechnen und etwas Latein.

Mit dem physischen Wachsthume erwachten meine Seelenkräfte; ich wurde kühner, begieriger nach Freyheit, aber auch mifstrauischer und mehr verschlofsen gegen meine Vorgesetzten, die sich eben nicht viel Mühe gaben die

Tiefen meines Herzens zu erforschen, obgleich manches darum vorging das die Herren nicht ahnten. Meine zur Demuth angewiesene Seele erhob sich von selbst über die Vortheile der Welt und murrete dagegen. — Ich verglich mich mit den übrigen Knaben, und meinte meinerseits nichts als Vorzüge zu finden — Daher nahm ich mir die Freyheit zu denken, dafs es wohl nicht überall so seyn möchte, wie in diesen vier Mauern; dafs vielleicht der Unterschied ächter und unächter Geburt ausserhalb nicht so sehr bemerkt, und etwa auch der äufserlichen Leibesgestalt und dem Verstande mancher Vorzug eingeräumt werden könnte. Dazu kamen etliche Historien glücklich gewordner Abentheuer, die ich zufällig hörte, und alles dieses zusammen erweckte in mir die Lust, einen Versuch anzustellen: Ob mir's die Leute in der weiten Welt an der Nase ansehen könnten, dafs ich ein Findelkind sey? — Mit diesem Gedanken schleppte ich mich ein paar Jah-

re und sammelte immer mehr Stoff der meinen Vorsatz bestätigte, ohne den geringsten Anlafs zum Verdachte zu geben. Man hielt mich für einen trägen Buben, der aus Gemächlichkeit weder gut noch böse sey und der nur aus Furcht vor Schlägen seine Lektion lerne, aber niemand traute mir das Eschen Philosophie zu, das ich wirklich besafs. Ich sah wohl, dafs ich mir nach dem Beispiele anderer Kameraden durch etwas Heucheley mehr Achtung hätte erwerben können, das war aber gegen meine Natur, und also mufste mein geheimer Anschlag endlich zur Reife kommen.

Ohne Reisemasken, ohne Geld und ohne zu wissen wohin? marschirte ich an einem schönen Nachmittage gerade zum Thore hinaus, ging der gepflasterten Landstrafse nach, und bekümmerte mich wenig um die Leute die mir begegneten oder vor mir vorbey ritten, fuhren und gingen. Sie wollten mich nicht bemerken, ich wollte sie nicht um Brod bitten, und aufserdem fehlte mir

nichts. Nur die Nacht erweckte in mir traurige Empfindungen. Als es finster wurde, wüste und leer, da fing ich an bitterlich zu weinen — nicht aus Sehnsucht nach den hinterlassenen Fleischtöpfen — ich fühlte nicht die mindeste Reue über meine Flucht, aber die ungewohnte Einsamkeit und die dunkeln Schatten die mich umgaben, entlockten mir unwillkührliche Thränen und reizten mich meine Schritte zu verdoppeln, bis sich endlich hinter mir erst das Knarren eines Schlagbaums, und da ich fortfuhr laut zu weinen, die Stimme eines Fragers hören liess:

»Wer bist du? was fehlt dir?«

»Ich bin Walter von Halle, und habe »mich verirrt.«

»Ach — des Schmidts Sohn, vom Merseburger Thore — bist gewis deinem Vater entlaufen? hat er dich geschlagen? — Man muls nicht gleich davonlaufen — hab's auch so gemacht, bin drum nichts geworden, als ein Bothe der den Studenten aus der benach-

barten Heymath Wäsche und Lebensmittel zuführt. — Folge mir, Kleiner! kehre wieder um, wie Wittington — gieb deinem Vater gute Worte! Hast du Geld?»

»Nein! —»

»Nun so mußt du ohnehin umkeh»ren. — Komm mit mir ins nächste Dorf, »morgen früh will ich dich deinem Vater »zurückbringen, ich kenne ihn, er ist ein »guter Mann, — er wird dir nicht viel »thun, und mir giebt er ein Trinkgeld.» —.

Das war mir alles ganz recht. Des Mannes vorsichtige Einbildungskraft gab mir die Lüge an die Hand die ich erst hätte erfinden müssen. Seine Gesellschaft stillte meine Thränen, sein Brodsack meinen Hunger, und seine Redseligkeit die Neubegierde der Gäste im Nachtquartiere; denn er erzählte einem jeden ungefragt, daß ich des Meister Wallers Sohn sey und ihm zu Gefallen einen Spaziergang mitgemacht habe.

Ob ein Meister Waller, Hufschmidt vor dem Merseburger Thore in Halle je-

mals gelebt hat, oder noch lebt? das ist mir unbekannt; weil aber damals eine nähere Aufklärung dieses Umstands gar nicht in meinen Kram taugte, so erhob ich mich des Morgens eine Stunde früher als die übrigen Gäste von der Streu und wanderte so schnell, dals ich in ein paar Stunden die Thore einer Stadt erreichte, welche nach genauer Betrachtung, leider! keine andre war, als die, die ich Tages vorher verlafsen hatte. Da stand ich nun, aus Unkunde der Astronomie und Topographie, zwischen zwey Feuern. Hinter mir der geschwätzige Bothe dem ich das Abendessen abgelogen hatte, und vor mir das Waisenhaus, aus dem ich entlaufen war — aber das störte meinen Plan nicht. Ich schenkte dem Hause, das mich erzogen hatte, noch einen Seitenblick, eilte wie ein Mensch, der den Riemen zu nahe kommt, vor das andre Thor der Stadt und lief so lange der Strafse nach, bis mich das Schicksal noch einmahl zu einem Schubkärrner führte,

der aber nichts weniger als geschwätzig war. Ein ganz wohlgekleideter Mann hinter einem Schubkarren, den ich eine Zeitlang stillschweigend begleitete, fragte mich ohne weitere Einleitung: Ob ich ihm gegen ein gutes Mittagessen zur Vorspann dienen wollte? und ich nahm den Vorschlag eben so lakonisch an, ließ mich einspannen, fühlte gar bald das Beschwerliche meines neuen Standes und errang es mit Geduld und Hoffnung, die sich auch des Mittags mit Speise und Trank realisirte. Der Patron war, wie gesagt, kein Freund vom Reden; wir schlossen also eine stumme Konvention, kraft welcher ich das Joch auch Nachmittags und die folgenden Tage willig auf mich nahm.

Nach einiger Zeit, da mir Stand und Charakter meines Principals bekannt wurde, bildete ich mir etwas darauf ein, der Mitregierer einer Maschine zu seyn, deren erster Beweger Herr genannt wurde, und nichts geringeres war als ein wandernder Buch- und Kunsthändler aus

Passau, welcher seine Waaren aus Augspurg und Nürnberg zog, oder vielmehr schob, und dafür Erfurter Gut ins Reich führte. Der hinkende Staatsbothe mit seinem Cousin Kohlenbrenner, war einer unsrer vornehmsten Artikel, den die Schulmeister und Dorfschulzen schon von weitem heraus klatschten wenn sie den beweglichen Buchladen einrücken sahen. Von Kupferstichen war unter andern mehr bey uns zu haben: Lord Lovats feiste Gestalt, der Plan von der Belagerung Bergen op Zoom, der Marschall Belisle im Käfig und das schwarze Gesicht des Obersten Menzel, nebst vielen Heiligenbildern und besonders der Figur Unserer lieben Frau von Pötsch, die hölzerne Thränen geweint hat, nebst dem Vesperbilde U. L. Fr. von Candia, wozu die Kindbetterinnen ihre Zuflucht nehmen.

Mein Herr, in seiner Art ein wohlthätiges Murrkopf, liefs mich nicht Noth leiden an Essen und Trinken und vergönnte mir die nöthige Ruhe, aber er

konnte auch ganz gelassen zusehen, dafs mein einziges Hemde zu Grunde gieng, und sprach von keinem neuen als es zuletzt nur noch in Fragmenten am Kragen hing.

Dieses und die übrigen Strapazen zogen mir ein kaltes Fieber zu, und da ich in der Gegend von Altenburg im Osterlande so schwach wurde, dafs ich nicht weiter konnte — da wies mir wohlermeldter Herr Bachhuber mit allen Zeichen des Mitleids ein Bette an, auf dem grünen Rasen, und versprach Hülfe aus dem nächsten Dorfe. Die heil. Maria von Pötsch mag es ihm aber vergeben, dafs er weiter nicht daran dachte. Denn erst, nachdem ich fast vier und zwanzig Stunden im kalten Herbstwetter unter freyem Himmel gefiebert hatte, kam ein barmherziger Samariter, der mich erst aufmerksam betrachtete, alsdann nach meinem Zustande fragte, mich auf sein Thier lud und in eine Ziegelhütte brachte, von der er Eigenthümer oder Pächter war.

Das Zweite Kapitel.

Waller im Ofen.

Auf dieser Ziegelhütte habe ich zwey meiner besten Jugendjahre im tiefsten Elende verlebt. Das Fieber verliefs mich zuweilen und kam stärker wieder, obgleich die gutwillige Familie des Ziegelmeisters tausend magische und sympathetische Kuren an mir probirte. Diese Leute duldeten mich gern, und gebrauchten mich in den guten Fiebertagen zu allerley kleinen Diensten; sie fütterten mich auch nach Nothdurft, aber niemand wollte mir Kleider geben, und es ist buchstäblich wahr, dafs ich ein ganzes Jahr die Wollust, ein Hemde anzuhaben, entbehren mufste. Mein Waisenhabit fiel mir nach und nach vom Leibe, ich flickte alte Lumpen zusammen die andere Leute wegwarfen, und da ich endlich gesund wurde, konnte

ich aus Mangel der Kleidung nicht weiter wandern.

Doch kam mir bey allem dem niemals auch nur die Möglichkeit einer Rückkehr nach Halle in die Gedanken. Ich dünkte mich in diesem elenden Zustande immer noch glücklicher, als dort; denn ob ich gleich hier unter geringen Menschen der geringste war, so sahen sie mich doch als eine Species von ihrer Gattung an; sie gaben mir das, was sie mir gaben, ohne Vorwürfe, ich selbst fühlte das Vorzugsrecht, das sie vor mir behaupten konnten, und ich mußte nicht mehr beten, als ich selbst wollte.

Ich verrichtete schwerere Arbeit und bekam reichlichere Kost, auch machte die wiedererlangte Gesundheit und der warme Sommer meinen Zustand erträglicher. Einige Almosen die mir milde Gönner ungebeten zuwarfen, stärkten meinen Muth, und da die Gegend im Sommer oft von Stadtleuten besucht wurde die Milch und Butter bey uns aßen, und von Schülern die da Ball

und Kegel spielten, so gewann ich unter diesen die Gunst eines jungen Herrn von meinem Alter, der nebst andern Geschenken auch meine Blöße deckte, da wo sie mir am lustigsten sei — mit Beinkleidern. — Ich dummer Teufel! Ich bereue mich, daß ich wieder Hosen anzuziehen hatte! Ich wußte nicht, was erst im Jahre 1791 in der weltberühmten Stadt Paris entdeckt ward, *unbe-hoset* zu seyn, sey die höchste Stufe der Macht und der Freyheit. Auch wußte ich damals noch nicht, daß alles Übel in der Welt wodurch die liebe Menschheit erniedrigt wird, daher kommt, daß das junge Volk überhaupt Hosen trägt, und darum seine *anteriora* und ich denke auch *posteriora* unziemlicher Weise allen warm hält; wie dieses in obengedachtem anno Domini 1791 Doktor Faust in Bückeburg entdeckt hat, welcher gedachte Doktor Faust nicht ist Doktor Faust der Hexenmeister, auch überhaupt kein Hexenmeister.

Dank-

Dankbarkeit meiner Seits, und Neugierde bey dem jungen Herrn brachte uns nach und nach in nähere Verbindung. Ich mufste ihm meine Geschichte erzählen, und er offenbarte mir den löblichen Vorsatz, seiner Eltern Haus zu verlassen, auf Reisen zu gehen und mich als Reisegefährten mitzunehmen, welches ich auch ganz wohl zufrieden war. Aber der Zug sollte nach Ostindien gehen, wo der junge Herr einen Vetter hatte der sich von schwarzen Sklaven auf Sesseln herumtragen liefs, und das war ein weiter Weg, den ich mir baarfufs nicht zu machen getraute; auch war mein übriger Aufzug nicht der Würde des Neffen eines so grofsen Mannes gemäfs, und ich wufste noch überdiefs aus Erfahrung, dafs Reisende in Gasthöfen bezahlen müfsten. — Alle diese Schwierigkeiten wurden von mir treulich angezeigt und von meinem jungen Gönner gehoben. Er brachte mir nach und nach vier und zwanzig Thaler, die ich in meine Lumpen verbarg, und nun

war unser Plan folgender: Er wollte seine ganze Garderobe in einem Mantelsacke zu beiderseitiger Bekleidung mitnehmen, bestimmte auch Zeit und Stunde zur Abfahrt, und bezeichnete mir den Platz wo ich ihn den andern Morgen ganz früh mit besagtem Mantelsacke treffen und mich umkleiden sollte. — Denn wollten wir den ersten den besten um den Weg nach Ostindien fragen, und darauf zusteuern. — So dachten wir; aber das Ding gieng ganz anders. —

Das *Rendéveus*, oder auf neufränkisch deutsch, das *Stelldichein*, war dicht an der Stadt bey einer Hütte, in der ein alter Soldat wohnte. Da fand ich mich zwar zu gesetzter Zeit ein, aber mein Junker war nicht da — und kam nicht. Ich wartete über eine Stunde, war sehr unruhig — und ward es noch mehr, als mir aus dem kleinen Hause eine Stimme zurief: »Du, Betteljunge, komm herein!« — Ich war nicht herzhaft genug mich zu weigern, und zu ehrlich davon zu laufen, und siehe da! der Bewohner des

Hauses bot mir einen Sechser an, wofür ich in seinen Ofen kriechen und die Ritzen von innen verschmieren sollte, denn er meinte, an meiner Kleidung sey nicht viel zu verderben. — Auch das hatte ich nicht Muth abzuschlagen, und die Folge zeigte, dafs es gut war — denn kaum hatte ich den Ofen inwendig zu kalfatern angefangen, so hörte ich jenseits der Kacheln folgendes nicht sehr trostreiche Gespräch:

»Hat der Herr nicht hier vor sei»nem Hause einen zerhumpten Betteljun»gen stehen sehen?«

»Da steckt er im Ofen« —

»Mach er keinen Spafs, der Junge »hat viel Geld bey sich, das er dem »Sohne des Herrn N. abgelogen hat, er »hat ihn verführt und mit ihm durch»gehn wollen.«

»Ja so — also ist's Ernst — ich »weifs nichts von ihm.«

»Wir habens gleich gesagt, der »Junge ist kein Narr und wartet, »der ist lange zum Teufel. — Adieu!«

Nun war eine Pause. — Vermuthlich hat der Mann den Spürhunden nachgesehn und erst ihren Weg beobachtet. Nachdem kam er ans Ofenloch und nahm mich in Empfang, hielt ein kurzes Verhör, in dem ich alles ehrlich bekannte und das Corpus delicti auslieferte. Darauf sagte er: »Junge! »ich sehe wohl, dafs du die Wahrheit »redest, aber deine Ehrlichkeit würde »dir wahrlich nichts helfen, wenn dich »die Schergen in ihren Klauen hätten; »denn das ist schon eine ausgemachte »Sache, dafs allemal die Kinder geringer »Leute die vornehmen verführen, — dich »würde man peitschen und jenen tätschweln. — Der Ofen war dein Glück, und »von dem Gelde soll der reiche Prasser »nichts wieder sehen; ich will an dir »handeln wie ein Vater, dich bey mir »verstecken, und dir für das Geld Wä»sche und Kleider kaufen, damit du wei»ter kannst.» — Er hielt Wort, und weil ich in meinen Lumpen nirgends angekommen wäre, so habe ich nur ihm die

bessern Epochen meines Lebens zu verdanken. Ich weiß nicht mehr wie der Mann hieß, aber sein altes ehrliches Soldatengesicht steht mir noch immer vor den Augen. — Er brachte einen Anzug zusammen der mir gerecht war, wusch mich, reinigte mich und versetzte mich dadurch in eine Art Wollust, die nur sehr wenige meiner Leser aus Erfahrung kennen. Nachdem ich völlig ausstaffirt war, machte er mir noch einen Bündel von ein paar Hemden, Kamm, Bürste, Nehnadel, Zwirn und etwas Lebensmitteln, und empfahl mich Fuhrleuten seiner Bekanntschaft die mich bis Bonn mitnahmen. Sein Abschied lautete: »Leb' wohl! — ich müßte mich »sehr irren, wenn aus dir nicht noch ein »braver Kerl wird; da sind zwey Gulden, das ist der Rest von deinem Gelde, damit halte Haus, und wenn dir's »wohl geht in der Welt, so denk an deine Lumpen die ich verbrannt habe.« — Oft habe ich daran gedacht — und noch öfter hätt' ich daran denken sollen! —

Das Dritte Kapitel.

Walter im goldnen Hute zu Leipzig.

Von Berna gieng ich zu Fuſse bis Leipzig und kam an einem heitern Morgen in dieser berühmten Handelsstadt an. Die glückliche Veränderung meiner Umstände wirkte auf meine Seele, der Anblick einer schönen Stadt und so manches Gegenstandes der mir noch neu war, ergötzte mein Auge, und machte mich königlich vergnügt. Ich durchstrich die Gassen mit offnem Munde — bekam in meiner Extase manchen Rippenstoſs, und drehte mich so lange, bis ein junger Mensch der sich die Backen mit Kuchen stopfte, meine Aufmerksamkeit von allen andern Objekten auf sich zog. Sein Beispiel war unwiderstehlich, — ich liefs die ganze Musterkarte der Leipziger Mandelbretzeln und Wetzsteine durch meine Zähne pasiren, und vernaschte die Hälfte meiner Baar-

schaft. Nachdem führte mich der böse Geist vor eine Bude wo Spazierstöcke zu verkaufen waren. Da saß ein freundlicher Mann, der mich ganz liebreich anredete: »Mosjé! wollen sie sich ein »Stöckchen kaufen?» — Das Wort — *Mosjé!* — klang süfs in meinen Ohren. Ich wollte den wichtigen Begriff den man von mir zu haben schien, nicht zu Schanden machen und liefs mir durch die glatte Zunge des Mannes acht Groschen aus der Tasche und ein lackirtes Holz in die Hände spielen, trug also meinen Bündel unter dem linken Arm und in der Rechten meinen Stab, drehte mich in dieser Figur noch immer durch die Gassen, wo mich jeder ungewohnte Anblick stille stehen machte, und kam so endlich in die Vorstadt an eine Bierschenke, in der ich den Rest meines Vermögens verschwelgte. — Wohlgesättigt und ganz sorgenlos spazierte ich nun wieder in die Stadt und beschaute ihre Herrlichkeit bis in den späten Abend. Die vielen erleuchteten

Fenster gaben meinen Augen ein neues Schauspiel, ich vergafs darüber, dafs ich weder Geld noch Herberge hatte, und stand Abends um zehn Uhr vor einem Gewölbladen in der Reichsstrafse, wo noch viele Käufer aus und eingiengen, deren heimlicher Anblick die traurigen Gedanken an eine kalte, einsame Nacht aus meiner Seele verscheuchte.

Da redete mich ein kleiner Mann an, der hier wohnte und eben nach Hause gieng: »Bursche, wem gehörst »du an, oder auf wen wartest du? ich »habe dich schon vor einer Stunde hier »stehen sehn.«

»Herr! ich warte auf niemand — »und werde wohl heute Nacht auf der »Gasse bleiben, denn ich bin hier un»bekannt — mein Vater, ein armer Zie»gelbrenner im Altenburgschen, ist ge»storben, und ich bin hieher gelaufen »einen Herrn zu suchen.«

Die Lüge war zu einfach, um zu vieler Untersuchung Anlafs zu geben. Unsere Unterredung endigte sich damit,

dafs mich der Mann in seine Wohnung nahm, mir ein Lager anwies und am andern Morgen folgenden Kontrakt mit mir verabredete und schriftlich aufsetzte:

»Georg Waller tritt von nun an in »die Dienste des Herrn Johann Mi»chael Stöps, deutschen Schreib- und »Rechenmeisters, wohnhaft im gold»nen Hute zu Leipzig. Wohlgedachter »Herr Stöps verbindet sich, Georg Wal»lern Kost und Wohnung zu geben und »ihn in der edeln Schreib- und Rechen»kunst zu unterrichten; wofür er nicht »nur ihm und seiner Familie, treu, hold »und gewärtig seyn, auch Tag und Nacht »unverdrossen dienen soll, sondern meist »dem auch allen übrigen Einwohnern des »goldnen Hutes, als da sind: Einheimi»sche und Fremde, Herren und Fran»en, Kinder, Knechte und Mägde, die »seiner Dienste begehren und ihm da»für bezahlen. Wovon er den baaren »Geldverdienst unverzüglich und ohne »Schmälerung sogleich seinem Brod»herrn, Ehrenermeldten Herrn Stöps ge-

»treulich einzuliefern hat, dahingegen »dickgenannter Waller alles was er an »Kleidung oder Lebensmitteln bekommt, »als sein Eigenthum behält, jedoch mit »Vorbehalt, es gehörig anzuzeigen und »nicht nach Willkühr damit zu schal»ten. Alles getreulich sonder Ge»fährde.«

In dem goldnen Hute, einem weitläuftigen Gebäude, wohnten damals nicht nur verschiedene Familien, sondern auch Studenten, Siebenbürgische Kaufleute, und in Meſszeiten noch viele andre Fremde. Diese Leute brauchten bisweilen jemand zum verschicken, zum Kleider auskehren, Schuhputzen und andern kleinen Diensten. — Gleichwie nun in Paris ein Savoyarde ganze Gassen mit dergleichen Bedienung versieht, so war auch ich der Savoyarde vom goldnen Hute und verdiente in der That manchen schönen Groschen, der dem berühmten Rechenmeister sehr willkommen war; ob aber allemahl dem Patrone alles getreulich in die Kas-

se geliefert wurde, darüber möchte ich mich wohl nicht peinlich befragen lassen. Subtrahirte ich zu Zeiten einen Groschen der ihm laut Kontrakt gebührte, so addirte er sich auch vieles das laut detto mir zukam; und bey dem Artikel vom Unterrichte wäre auch manches zu erinnern. Er sah meinen guten Fortgang eben nicht mit günstigen Augen an, war sparsam mit der Lehre und wollte mich nicht zu frühzeitig in die Geheimnisse der Kunst dringen lassen. Aber diese Schwierigkeiten besiegte mein Genie, und da ich fleifsig zusah, wenn der Meister andre unterwies, und bereits in Halle den Grund gelegt hatte, so machte ich schon in dem ersten halben Jahre Buchstaben, die von seinen eignen wenig zu unterscheiden waren, und am Ende des Jahres konnte ich Fraktur schreiben, Züge, grofse geschweifte Anfangsbuchstaben und alle übrigen sehr entbehrlichen Schnörkel, die mir in der Folge nur ein einziges mal in meinem Leben genutzt haben.

Zwey Jahre und drüber habe ich redlich bey Meister Hans Michel Säps ausgehalten, und diese Zeit über keinen Mangel gehabt; denn die hohen Herrschaften, die ich bediente, gaben mir nicht nur manchen Bissen, sondern beschenkten mich auch mit abgetragnen Kleidungsstücken, die ich nach meinem Bedürfnisse umändern liefs.

Das war eigentlich der Zeitpunkt, in dem sich meine Geistesgaben entwickelten. Ich weifs zwar den Fortgang meiner Ausbildung weder so stufenweise anzugeben, wie der berühmte *Carl Pilger*, mein halber Namensvetter *), noch weniger mich so weitläuftig zu meinem Lobe auszuspinnen, wie er sich. Aber meiner natürlichen Fähigkeit, dem Umgange mit

*) Ich nenne diesen Carl Pilger, der nur erst den ersten Theil seiner Wanderschaft unter dem Monde anno domini 1792 in einem Octavbande herausgegeben hat, meinen halben Namensvetter; denn wie ähnlich ist *Pilger* und *Häller*! Sonst bin ich gar nicht von seiner Familie, bin weder so wichtig, noch so weise, noch so weitläuftig —

Menschen aus allerley Ständen, deren Thun und Wesen ich in meinem entfernten Verhältnisse aufmerksam beobachtete, und dem Lesen guter Bücher habe ich sicher das Meiste zu verdanken. Gellerts und Gottscheds Schriften waren zu der Zeit die Modelektur und für mich doppelt anziehend, weil ich die Ehre hatte, beide Herren von Person zu kennen. Gellert, der damals noch Magister war, kam fast täglich in den goldnen Hut, eine Verwandtinn zu besuchen. Er hat mich oft verschickt, sich oft von mir nach Hause leuchten lassen und mir Bücher, Geld, oder abgelegte Kleider geschenkt. Stäps machte ihm tiefe Bücklinge und filzte mich aus, wenn ich mich nach seiner Meinung zu frey gegen ihn betrug, denn ich hafste schon damals alle Grimassen. — Aber Gellert vertheidigte mich, hatte Wohlgefallen an meinem offnen, muntern Wesen, und liefs sich herab mich anzuhören, wenn ich ihm Fragen über Stellen aus seinen und andern Bü-

chen vorlegte; er lieh mir selbst gute Bücher, und korrigirte Aufsätze die ich aus eignem Antriebe versuchte. Seine Fabeln konnte ich fast alle auswendig und deklamirte sie so gut, dafs er mich oft anrief, ihm und andern eine herzusagen. Auch fieng ich damals schon an, Briefe im Gellertschen Geschmacke zu schreiben, und allerley liebliche Verslein zu machen, die ich einmal, wenn sich der Geschmack wieder auf jenen Standpunkt dreht, unter dem Titel: *Gedichte eines Schuhputzers*, herauszugeben gedenke. — Alles dieses that ich für mich selbst, und gar nicht auf Anleitung oder mit Zufriedenheit meines Herrn, der die Zeit die ich darauf verwendete für Verlust ansah. Mein natürlicher Trieb und eine ungemeine Lust zu Büchern und schönen Wissenschaften, machten, dafs ich jede müfsige Viertelstunde dem Lesen und Schreiben widmete, und Herr Stäps war gezwungen, mich mit Schonung zu behandeln, weil er meine Gönner fürchtete und ich ihm

über die Hand wuchs. Der Umgang mit mancherley Menschen, die mich duldeten, weil ich ein offner, munterer, dienstfertiger Junge war, erheiterte meine Begriffe, gab mir Weltkenntnifs und machte mich vorsichtiger, fester und scharfsinniger als man mir nach meinen Jahren zutrauen konnte. Ich liefs mir nicht leicht etwas weifs machen, mutheilte schnell und betrog mich selten. Ich wufste es aber auch, fühlte meinen Werth und sah bey vielen Gelegenheiten meine Überlegenheit über ältere Menschen, aber ich wurde demohngeachtet nicht stolz, sondern fügte mich in meine Umstände, verglich die jetzigen mit den vorigen, und blieb gern in meiner Niedrigkeit, weil ich eben noch kein scheinbares Mittel sah, mich in eine höhere Sphäre zu schwingen. Ich putzte andern in aller Demuth die Schuhe, weil ich mit allem Hochmuthe keinen andern hätte zwingen können, mir die meinigen zu putzen. Indessen wurde ich doch zu grofs, zu bengelhaft und zu

weise für das Amt das ich bekleidete. Gellert ermahnte mich, bey jemand als Schreiber in Dienste zu gehn, und versprach mir einen Herrn zu verschaffen; aber der Zufall kam ihm zuvor.

Es kehrte ein königlicher Civilbeamter von Naumburg im goldnen Hute ein, ohne andere Gesellschaft als seine Frau, die er erst vor kurzem als Wittwe geheurathet hatte. Von diesem Paare wurde ich zum förmlichen Lohnlakayen aufgenommen, und war so glücklich dem Herrn und der Frau zu gefallen. Er brauchte mich zum Abschreiben seiner Prozessakten, und war so zufrieden mit mir, dafs er mir den Antrag machte, gegen dreyfsig Thaler jährlichen Lohn, Kost und was dazu gehört, bey ihm als Schreiber in Dienste zu treten, welches ich, ohne langes Besinnen, annahm. Da kam aber Herr Johann Michael Stäps und protestirte feyerlich, berief sich auf unsern Kontrakt, schützte Auslagen vor, die er mit mir wollte gehabt haben, schlug seine

Lek-

Lektionen im Schreiben und Rechnen hoch an, redete von Undankbarkeit und erwähnte einer Menge Wohlthaten von denen ich nichts wufste. Dagegen reprotestirte ich und die ganze Einwohnerschaft des goldnen Huts. Das bewog ihn aber alles nicht mich zu entlassen, sondern er bestand darauf, dafs er mich von der Gasse aufgenommen, sich damit das Recht eines Pflegevaters erworben, und die löbliche Absicht habe, zu seiner Zeit für mich zu sorgen und mir dereinst in einer kleinen Stadt den Posten eines Schreibmeisters zu verschaffen. — Es setzte zwar manche Debatten über diese Materie, allein der Herr von Naumburg hatte weder Macht noch Lust, mich mit Gewalt oder heimlich wegzuführen. Gellert war ins Gebirge verreist, und ich mufste aushalten. — Aber von dem Tage an war zwischen mir und Herrn Stäps, dem Schreibmeister, Hader und Widerderwillen.

Das Vierte Kapitel.

Wäller veranlaßt eine Trepanirung.

Nichts geringers als eine dem ganzen goldnen Hute wichtige Komitragedie, die vielleicht auch wegen der respektwirkenden Kraft weiblicher Schönheit nicht ganz unbedeutend seyn wird, mußte das zuwege bringen, was keine menschliche Beredsamkeit vermochte. Aber ich kann mich nicht ohne Exklamation an die Erzählung derselben wagen. Ich rufe mit den Taschenspielern: Wer die Kunst versteht, verrathe den Meister nicht; das heißt: Wenn irgend ein ehrbares Mitglied beiderley Geschlechts von den Zuschauern und Theilnehmern folgender Scene, dieses Kapitel lesen sollte, so wird es nach Stand und Würde höflichst ersucht, weder den Autor in seinem Inkognito zu stören, noch die geringen Zeit- und Lokalveränderungen ungeneigt zu vermerken.

Wer ist wohl vor dreyfsig oder vierzig Jahren in Leipzig gewesen, der nicht einmal von einer gewissen Doktorinn *Keinert* gehört hat, die in den Kohlgärten nistete und ein Gewerbe trieb mit frischen und unfrischen Dirnen? Der Name *Keinertinn* bezeichnete in Leipzig eben das par excellence, was eine Madame *Gourdan* in Paris, par excellence genannt *la Comtesse*, oder eine *Krebsinn* in Dresden. Alle diese ehrbare Matronen sind nun schon im Reiche der Schatten und werden wohl auch die meisten ihrer Schäflein bey sich versammelt haben. — Damals war nun ein sehr schönes Mädchen bey Madame Keinert. Ob sie Riekchen oder Fiekchen, Minchen oder Thrinchen hiefs, das thut nichts zur Sache, genug sie hielt es für Geld und gute Worte mit jedem der sich an das Büreau besagter Dame in den Kohlgärten wendete.

In des goldnen Hutes zweitem Stockwerke wohnten ein paar alte Jungfern, gelbe, magere Gesichter, böse, zänkische

Megären die die ganze Welt hafsten, weil niemand sie lieben konnte, abgesagte Erbfeinde alles menschlichen Vergnügens, Betschwestern, die Tag und Nacht Lieder plerrten, und dabey alle andre Menschen für Teufelsbraten, alle Männer für Schelme und alle Weiber für etwas erklärten, davon man in einer gedruckten Schrift nur den Anfangsbuchstaben schreiben darf. Diese Satansengel hatten einen Neffen vom Lande bey sich der in Leipzig studirte, und den sie mit Fäusten schlugen oder mit Nägeln kratzten, wenn er nur einen Schritt aus der Furche wich, die sie ihm gezogen hatten. Er hiefs *Knall*, war ein wohlgebildeter Mensch, der zwar das Pulver nicht erfunden hatte, der aber demohngeachtet die gräfslichen Tanten oft hinters Licht führte, wobey ich ihm treulich beystand; aber an dem Abentheuer das ich jetzt erzähle, hatte ich keinen Antheil.

Der junge Mensch bewohnte ein besonderes Zimmer neben dem Neste der

alten Katzen und liefs sich nichts davon träumen, dafs sie ein geheimes Loch in der Wand hatten, wodurch sie seine Handlungen beobachten konnten. An einem Abend begegnet ihm die angezeigte schöne Keinertsche Pflegetochter und läfst sich von ihm begleiten. Das Bürschchen mag ihr gefallen haben, oder sie war müde, nur immer Liebhabern nach der Phantasie ihrer Aebtissinn aufzuwarten; kurz, er prakticirt die Schöne geschickt in sein Zimmer, schliefst sie ein, geht zu den alten Korinnen zum Nachtessen und stellt sich so schläfrig, dafs sie ihm selbst zureden sich niederzulegen, und gar keinen Anlafs zum Gebrauche des geheimen Lochs vermuthen. — Ob sie nun etwa in der Nacht ungewöhnliche Bewegungen verspürt haben, oder was sie sonst veranlafste ihre Unterlassungssünde zu bereuen, genug, sie schauen mit Anbruche des Tages in den Guckkasten und erblicken da zum Skandal ihrer keuschen Augen eine Weibsperson an der Seite ihres gottlosen Neffen. —

Ich habe zwar nichts weniger im Sinne als mich in den tragischen oder komischen Heldenton zu versteigen, aber das merke ich, dafs ich ohne übernatürlichen Beystand irgend einer Muse oder Fee, unmöglich die Höllenwuth dieser alten Schachteln schildern könnte; also mufs die Einbildungskraft des Lesers das Beste thun. Zorn und Neid waren die ersten Bewegungen die unter ihren welken Busen aufbrausten, allein noch ehe sich die, durch äusserliche Zeichen, durch Zetergeschrey oder andre Raserey kenntlich machten, kam noch eine dritte, gar feine Leidenschaft dazu — die Rache — die Schadenfreude, sich an Zerfetzung der armen Kreatur zu laben — und dieses süfse Vergnügen wollten sie mit langen Zügen einschlurfen, recht bequem geniefsen, und weil so etwas nicht alle Tage kommt, sich was rechts darauf zu gute thun. Sie suchten Zeugen ihres Triumphs zusammen und liefen im Hause herum, alle Einwohner von der bevorstehenden Sce-

ne zu benachrichtigen und sie als Zuschauer feyerlichst einzuladen. Wirklich versammelte sich das ganze Haus, besonders der weibliche Theil, auf den Gängen und Treppen und sah voll Erwartung dem Schauspiele entgegen. — Beide Harpyen näherten sich, mit Besen gewafnet, der Stubenthür, welche mit dem Hauptschlüfsel geöffnet wurde. Sie drangen mit Geschrey hinein, und — es erfolgte eine Stille, die wir harrenden Zuschauer, besonders die, welche die Strenge und den stürmischen Charakter der Heldinnen kannten, nicht begreifen konnten — und wir erstaunten noch mehr, als wir nach Verlauf einiger Minuten das junge Schlachtopfer unversehrt, unangetastet, in blendender Schönheit, heraustreten, ganz gelassen die Treppe hinunter gehen, und die vermeinten Stanpenschläger durch die offne Thür, mit ihren Besen im Hintergrunde, steif und unbeweglich stehen sahen. — Mir war das so unerklärbar, dafs ich, der ich im ganzen

Hause freyen Zutritt hatte, sogleich Gebrauch davon machte, und der erste Zeuge der Bewunderung war, in der die alten Vetteln exstasirt da standen. — Das Mädchen war schon angezogen, da sie über sie herfallen wollten, aber ihre Schönheit, die wirklich ausserordentlich war, hatte selbst diesen eingefleischten Teufeln Ehrfurcht eingeprägt; so, dafs ihnen der Fluch im Munde starb, und der Besen aus der Hand fiel. — Sie entschuldigten ihre Schwachheit damit: »Die Person könnte unmöglich ein gemeines Mensch, sondern »müfste eine vornehme Dame seyn, die »sich in ihren Vetter verliebt habe.« — Da dieses eine von den Alten mit wichtiger Mine und geziertem Lächeln vorbrachte, welches auf ihren runzlichten Larven sehr lustig zu sehen war, und da ich die vermeinte vornehme Dame kannte; so konnte ich mich nicht enthalten laut zu lachen und meinem Freunde Knall, der wie ein armer Sünder da stand, einen schalkhaften Seitenwink zuzuwerfen. — Der wurde von den Fu-

rien aufgefangen und rufte auf einmahl Grimm und Raserey in ihre Gesichtszüge zurück. Sie mochten merken, dafs sie aus unzeitiger Ehrfurcht vor einer schönen Figur einen Fehltritt gegen ihre Grundsätze begangen hatten, schämten sich der Schwäche, und suchten nun ihr Müthchen an mir zu kühlen. Sie fielen mit dem Feldgeschrey: »Du verfluchter Kupp»ler!» über mich her und bearbeiteten mich mit ihren Besen so kräftig, als ob sie ihre fehlgeschlagene Erwartung zu prügeln bey mir doppelt einbringen müfsten. Der plötzliche Überfall betäubte mich, ich suchte mich heraus zu winden und ergriff mechanisch das erste was mir in die Hände kam zur Nothwehre — das war unglücklicher Weise der Stiel einer Kohlpfanne, mit dem ich sinnlos und ohne alle mörderische Absicht, blos um mir Platz zu machen, einen kahlen Kopf der ihm im Wurf kam, so unsanft begrüfste, dafs straks der weibliche Körper auf dem er safs, anstatt weiter zu dreschen, sich krümmend auf den Erdboden streckte, und

durch scheufsliches Schmarchen seine Betäubung zu erkennen gab. Ich hatte nicht Zeit und Lust, Beobachtungen darüber anzustellen, sondern retirirte mich zu Herrn Stäps, dem Herr Knall nach ein paar Minuten die tröstliche Nachricht brachte: Ich hätte seine Tante erschlagen. — Mir schien das unmöglich, aber Stäpsen schien es auf jeden Fall möglich, dafs ich der Gerechtigkeit in die Hände kommen könnte und dafs er die Atzungskosten tragen müfste. Er liefs mir also keine Zeit zum Nachdenken, sondern führte mich zu einem seiner Freunde, einem Küster, der mich auf dem Glockenthurm versteckte. Hier besuchte mich Herr Knall nach ein paar Stunden und meldete, dafs seine Tante noch in grofser Gefahr sey. Er rieth mir mit Zustimmung des Herrn Stäps, mich in der Nacht fortzumachen, und in dem Dorfe Rippach fernere Nachrichten oder den Naumburger Herrn abzuwarten, der mich mit sich nehmen wollte. — Auf dieser Flucht begleiteten mich etliche

Studenten, Freunde des Herrn Knall, der mich beym Abschiede mit einem Degen zu allenfallsiger Vertheidigung beschenkte. In Rippach hielt ich mich drey Tage bey einem Bauer auf, bis am vierten die Leutchen von Naumburg erschienen, die durch dieses Dorf nach Hause reiseten und mir meine Sachen mitbrachten. Herr Stäps, den der ungewisse Ausgang meiner Ehrensache und der Prozefs der ihm als meinem Pflegevater auf alle Fälle bevorstand, mit Zittern und Zagen erfüllte, liefs mir den grämlichen Abschiedsgrufs vermelden, »dafs er mich nie »wieder zu sehen wünschte.« Die Folge hat gezeigt, dafs seine Furcht nicht ganz ungegründet war, denn das Leben der alten Dame hat nur mit vieler Mühe und zwar durch das desperate Mittel des Schädelbohrers gerettet werden können. Der Herr von Naumburg kehrte sich übrigens an nichts und nahm mich nun unter den im vorigen Kapitel gemeldeten Bedingungen in seine Dienste.

Fünftes Kapitel.

Walter wird geliebt und geprügelt.

Ich reisete mit meinem neuen Herrn nach Naumburg an der Saale. Meine Garderobe bestand aus einigen zusammengeflickten und schon hin und her gewendeten Kleidungsstücken, einem mit heifsen Bürsten gereinigten Hute, vier oder fünf Hemden, eben so viel Vorsteckermeln und aufserdem noch in einem Schatze der mir lieber war als alles, — in dem Degen den mir Knall geschenkt hatte. Ich trug zwar Bedenken ihn an die Seite zu stecken, aber auch in der Hand war er mir das, was einem neugebacknen Ritter sein Ordensband ist. Ich hielt ihn auf der Reise fest mit beyden Händen umschlungen, und kam damit glücklich in Naumburg an.

Die einigen Jahre meines Leipziger Aufenthalts hatten mich nebst andern

erworbenen Kenntnissen auch schon aufmerksam auf das andre Geschlecht gemacht; aber ich kannte die Liebe nur aus dem Menantes, Talander, den steifen Gottschedschen und den züchtigen Gellertschen Schriften. Diese theoretischen Kenntnisse brachten mich um das Glück weiterer Fortschritte in der Praxis; ich glaubte nur an den in Romanen systematisirten weitschweifigten Weg, der erst nach vielen Vorbereitungen und Hindernissen zum Genufse führt; und diesen zu betreten hatte mich zeither das Gefühl meiner Niedrigkeit abgehalten. In den sinnlichen Mysterien war ich noch nicht eingeweyht, und die Blödigkeit hinderte mich Versuche anzustellen, und die Nymphen fanden keine Ursachen mir Muth zu machen, weil sie nicht Geld witterten. Im goldnen Hute waren zwar Leipziger Jungemägde mancherley, theils lieblich, theils unlieblich anzuschauen, aber jede hatte ihren Liebhaber, gegen den ich mich immer noch zu gering dünkte.

Aber hier in Naumburg suchte mich der Schalk Amor, der damals unter dem Namen Kupido sein Wesen trieb, ganz sanft ins Netz zu ziehen, und es wäre ihm beynahe gelungen, wenn ihn nicht sein Herr Bruder, der das Departement der Hauswyschaft dirigirt, im Stiche gelassen hätte.

Ich hatte meine angewiesene Schreibstube, in der mich meine Frau Principalinn fleifsig besuchte, und mit allerley Dingen beschenkte die mir ganz nützlich und angenehm waren, z. B. Halsbinden, Schnupftücher, Schnallen u. d. gl. Da fing sich denn gemeiniglich der Diskurs also an: »Monsieur Georg! ich »habe bemerkt, dafs Sie noch keine »Schnallen nach der Mode haben, wenn »Sie's nicht übel nehmen, möchte ich »Ihnen wohl ein paar verehren.« darauf dankte ich höflich, küfste ihr die Hand und sah in ihren Augen ein Feuer blitzen, das mit gewissen Beschreibungen meiner Romane übereintraf. — Ich verstand die Dame, war auch gar nicht

abgeneigt ihren Wünschen zu entsprechen, und sie gefiel meinen Augen, ob sie gleich fast noch einmahl so alt war, als ich — aber die Schüchternheit, die Ehrfurcht vor einer vornehmen Frau, und endlich mein Romansystem, dem zufolge ich glaubte noch viel sprechen und Hände küssen zu müssen, alles dieses bewahrte noch die Stirn meines Herrn. Indessen merkte das Weibchen wo es mir fehlte, und wählte einen Weg der bessern Fortgang versprach. Sie sagte mir einmal: »Mein lieber Georg! es »giebt tausenderley das sich oft zwey »Leute einander sagen möchten, aber die »Zunge will nicht gehorchen, da ist nun »ein Mensch der eine so hübsche Hand »schreibt wie Sie, viel besser daran als »ein anderer, z. B. sagen Sie mir ein»mal, hätten Sie mir nichts zu schrei»ben?« — »O ja! — »Nun so schrei»ben Sie geschwind. Ich will indessen »wo anders hinschauen.« Jetzt schrieb ich ganz deutlich — Ich liebe Sie. — Sie las — gab mir einen Kufs — wir

wurden gestört. — Und dieſs war der erste und letzte.

An demselben Tage konnten wir uns nicht wieder sehen, denn Herr und Frau waren zum Abendessen eingeladen und kamen erst spät nach Hause. Ich aber, noch betäubt von dem Auftritte, hatte kaum die Augen geschlofsen, als ich von meinem Herrn schon wieder aufgeweckt wurde, und das nicht mit der sanftesten Stimme. Er befahl mir, mich anzukleiden, um mit ihm in einem Geschäfte, welches etliche Tage dauern würde, aufs Land zu fahren, und machte mir durch seine Mienen und übriges Betragen eben nicht Muth zu weiterer Erkundigung über den schleunigen Anlafs zu dieser Reise. Er verliefs mich nicht, half mir selbst meine Siebensachen zusammenpacken und befahl mit einem gewissen Eifer und einer Aufmerksamkeit, die mir sehr verdächtig vorkam, alles mitzunehmen was mir zugehörte; und so mufste ich mich endlich mit ihm in den Wagen setzen, ohne

ne gefrühstückt — und ohne mich noch einmal an dem holdseligen Anblicke meiner Schönen geweidet zu haben.

Wir fuhren drey oder vier Meilen in einem Stücke fort, schliefen oder stellten uns zu schlafen, und speiseten endlich des Mittags in dem Wirthshause wo wir fütterten, mit dem nemlichen feyerlichen Stillschweigen, welches wir unterwegens beobachtet hatten. Aber nach dem Essen lud mich der Herr Patron auf einen Spaziergang ein, und führte mich in eine einsame Gegend, wo er seinen Mund öffnete und Worte sprach die da lauteten wie folgt: »Ge»org! Er wird sich zu erinnern wissen, »in welchem Zustande ich Ihn aufge»nommen habe. — nun muſs ich Ihm »sagen, daſs ich Seiner nicht mehr be»darf; Er muſs gleich von hier aus Sei»nen Stab weiter setzen, und darf nie»mals wieder nach Naumburg kommen, »wenn Er nicht was schreckliches er»leben will.» — Ich muſs bekennen, daſs dieser Vortrag, so wenig mir auch

der Hintersatz auf den Vordersatz zu paſsen schien, eine sehr schnelle Wirkung auf meine Augen machte; sie standen mir auf einmal voll Wasser; nicht aus Furcht vor dem rauhen Tone meines Herrn, noch weniger wegen der Aussichten für die Zukunft, an die ich gar nicht dachte — aber um des lieben Weibleins willen. Bey allem dem, und ob mir gleich der gestrenge Herr sehr scharf in die Augen sah, verlohr ich doch nicht alle Fassung. Ich raffte zusammen was ich an Unverschämtheit aufbringen konnte: »Herr« sagte ich, »das steht zwar bey Ihnen, mich zu be»halten oder wegzuschicken, aber die »Art, wie Sie hier mit mir verfahren, »scheint vorauszusetzen, daſs ich Ihnen »etwas gestohlen oder mich sonst un»gebührlich betragen habe, und diesen »Verdacht möchte ich nicht gern auf »mir zurücklassen.« — »Davon wol»len wir nicht reden. Er wird schon »wissen, warum ich Ihn fortschicke. »Weil ich Ihn aber für unschuldiger hal-

»te, als Er vielleicht in der That ist, so »werde ich Ihm ein gutes Attestat schrei»ben, und hier sind zehn Thaler als »der Betrag Seines Lohns. — Es fehlt »Ihm nicht an Geschicklichkeit, aber »an Thätigkeit; auch kann ich Ihn sonst »keiner übeln Aufführung beschuldigen; »dafs ich aber meine guten Ursachen »habe, also zu handeln, das wird Er »wohl selbst einsehen. Ich rathe Ihm »also wohlmeinend, geh Er, wenn Er »seinen Abschied hat, hier gerade der »Landstrafse nach, die Ihn auf Erfurt »führt, dort wird Er schon wieder ei»nen Herrn finden; wenn Er aber um»kehrt, so schwöre ich, dafs es Ihm »übler gehen soll, als Loths Weibe, auf »der die Hirten ihre Messer schliffen.« — Mein Abschied war bald geschrieben, und meine Seele bald getröstet, denn ich mufs zu meiner Schande gestehen, die zehn Thaler in zwey Goldstücken waren ein kräftiges Pflaster auf meiner Liebeswunde. Ich schenkte dem Andenken meiner Schönen noch einen Seuf-

zer, packte meine Sachen zusammen so gut ich konnte, und hängte, nachdem ich das was mir zu schwer war verkauft hatte, den Überrest an meinen Degen. So wanderte ich die Straſse nach Erfurt und brauchte unterwegens fleiſsig meine zwey goldnen Ludwige.

Nicht weit von Erfurt, da ich eben eine gestreckte Anhöhe herabging, sah ich einen Reisewagen umfallen, und warf aus natürlicher, fast unwillkührlicher Dienstfertigkeit, sogleich Degen und Bündel auf die Seite, um die vier Herren die darinn steckten und jämmerlich schrieen, heraus zu helfen. Der erste, dem ich diesen Dienst leistete, war ein kurzer dicker Mann, der im Wagen am meisten wehklagte und am lautesten lärmte, als er sich wieder auf den Füſsen fühlte. Ich liefs ihn den Kutscher ausfilzen so viel er wollte und half die andern drey ebenfalls heraus, griff auch herzhaft zu, als es darauf ankam, den umgeworfnen Wagen wieder aufzurichten. — Nachdem alles in Ordnung war,

wurde ich von dem kleinen Manne wegen meiner thätigen Nächstenliebe dankbarlichst lobgepriesen, und sodann vor der ganzen Gesellschaft über Stand, Thun, und Wesen freundsamlich befragt. Da es sich nun fand, dafs ich kein grofser Herr, und auch eben an keinen bestimmten Weg gebunden war, so boten mir die Herren ihre Verwendung zu meiner Unterkunft an, und bis dahin einstweilen Sitz und Stimme auf dem Bocke ihres Wagens. Die wahre Ursache meines Naumburger Abschieds wufste ich in meiner Erzählung sehr weislich mit einer andern wahrscheinlichen Geschichte zu verschleiern, die ich aber bey dem befser unterrichteten Leser nicht wohl mehr anbringen kann: dagegen will ich ihm auch, da sich eben eine Gelegenheit darbietet, das nicht länger vorenthalten, was er doch über kurz oder lang erfahren mufs, und was ich selbst erst lange Zeit darnach erfuhr, nemlich durch welchen Zufall mein Herr so geschwind das Geheimnifs unsers erst

aufkeimenden Liebeshandels entdeckt hatte.

Ich habe schon gesagt, dafs wir an dem Tage, da unsre Liebe zum Durchbruche kam, nicht mehr Gelegenheit fanden mit einander zu reden; aber meiner Dame lag die Sache so sehr am Herzen, dafs sie sich straks, als ihr Herr Gemahl eingeschlafen war, aus dem Bette schlich, hinsetzte und für mich einen langen Brief zusammenstudirte, in dem sie eine förmliche Instruction zu meinem künftigen Verhalten entwarf, und mir Mittel und Wege an die Hand gab, wie wir bequem und ohne Gefahr unser Wesen treiben könnten. Bey dieser Arbeit mag sie sich zu lange aufgehalten haben. — Der Herr Gemahl wird munter, wittert etwas nachtheiliges für seine Stirn, steht ohne alles Geräusch auf, schleicht sich hinter seinen in Liebe und süfser Hofnung berauschten Eheschatz, und entreifst ihm mit räuberischen Händen das Papier, das unter allen Sterblichen am wenigsten für ihn bestimmt war.

In der Folge wird das Weiblein vielleicht einmal wieder auftreten; jetzt erfordert der Wohlstand, meine neuen Gönner und Patronen geziemend anzuführen. Es waren Buchhändler von Frankfurt am Mayn, die von der Leipziger Messe kamen, freylich ganz andre Leute, als mein ehemaliger Principal mit dem Schubkarren. Es waren gelahrte Herren, die auf der Strafse lebten wie sichs gehört, lustige Kumpen, die Schwänke liebten und mich an ihren witzigen Einfällen, so wie an ihren gerauchten Zungen Theil nehmen liefsen. Der kleine dicke aktive Mann, Herr Pafs, war ein Original, ein Mann, der Verstand und Kenntnisse hatte, aber auch einen aufserordentlichen Trieb zum Zanken, Hofmeistern und Widersprechen, und eine so gute Meinung von sich selbst, dafs er sich immer eine Stufe höher als andre Menschenkinder dünkte. Ein solcher Mann ist leicht zum Besten zu haben, wenn sich ein paar schlaue Köpfe zusammen verstehen; und das war bey

dieser Gesellschaft der Fall. Herr Pafs wurde nur immer gereizt, mit den Gastwirthen und Postmeistern zu zanken, und wenn ihn die mit Grobheiten regalirten und er sich halb todt ärgerte, lachten die andern Schelke in die Faust, und hetzten ihn dadurch, dafs sie ihm Beyfall zuwinkten und auf seine Gegner schimpften. Ich habe den Mann in spätern Jahren genau gekannt und weifs, dafs er seinen damaligen Reisegefährten in vielen Stücken überlegen war: aber die nämliche Kommandirsucht brachte ihn dahin, dafs er in gewissen Augenblicken auch von Dummköpfen gefoppt werden konnte, und ihnen Stoff zum Lachen gab. Nun kann ich selbst nicht läugnen, dafs ich noch jetzt gegen meine Grundsätze, mit der erbärmlichen Ungeduld behaftet bin, oft ganz unwillkührlich in Gelächter auszubrechen, wenn ich gallsüchtige Menschen über geringfügigen Anlafs wie rasend toben sehe. Es war also nichts aufserordentliches, dafs ich damals, da ich noch gar keine

Grundsätze hatte, in diesen Fehler verfiel, und nun zum zweytenmale die in meinem Verhältnisse, der Ordnung nach, darauf gebührende Strafe empfing.

Als wir bey Eisenach einen hohen Berg hinauf fuhren, und abgesessen waren, blieb Herr Pafs etwas zurück. Die löbliche Reisegesellschaft machte gleich den Plan, seine Galle in Bewegung zu setzen, und hieß den Kutscher, als wir auf die Spitze des Berges kamen, so geschwind hinunter fahren, daſs der kleine Körper fast eine Stunde lang zu Fuſse nachlaufen muſste. Die Herren lachten im Wagen nach Herzenslust, freuten sich auf die Grimassen die uns Herr Pafs zum besten geben würde, und da wir endlich stille hielten und er ankam, da wirkte seine drolligte Figur und sein konvulsivischer Zorn so auf mein Zwergfell, daſs ich mit lautem Gelächter herausplatzte, dahingegen die Herren Passagier mit ehrbaren Gesichtern zum Wagen herausschauten, Herrn Pafs belachten und ihm

getreulich beystanden, als sie merkten, wo sich sein Zorn hinwendete. Sie warfen alle Schuld auf mich, ich sollte dem Postillon schadenfroh gesagt haben, dass die Herren schon alle im Wagen wären u. s. w. Aus diesen Gründen, die ich durch mein muthwilliges Lachen scheinbar bestätigte, fiel der Grimm des Herrn Pals ganz allein auf mich, er trieb mich vom Kutschersitze und befahl mir, zurück zu bleiben, ohne dass einer der übrigen drey Bösewichter mir ein Wort zu meinem Besten gesprochen oder mir nur eine mitleidige Miene geschenkt hatte. — Da stand ich nun wieder mit meinem Degen — und wer wirds glauben? — ich lachte noch immer fort, ohngeachtet meines isolirten Zustandes. Aller Unwillen, den ich einige Minuten fühlte, ging mehr auf die falschen Buben, die mich ihrer Schalkheit aufgeopfert hatten, als auf den Mann, an dem ich verdient zu haben glaubte, dass er mich von der Kutsche stiefs.

Sechstes Kapitel.

Waller will ein Geck werden, und wird ein Herrnhuter.

Wer da denkt, dafs meine damalige Lage Mitleid verdiente, der irrt sich. Ich wünsche mir noch heut die nemliche Zufriedenheit und Heiterkeit. Gesund, unabhängig, eine nach meinen Begriffen wichtige Summe in der Tasche, einen Degen in der Faust, die Aussicht, überall mit der Feder mein Brod zu verdienen, und der Dünkel, schöner Frauen Liebe nicht unwerth zu seyn, das ist doch wohl kein verzweifelter Zustand. Ich sprach den Buchstabenkrämern Hohn und zog meine Strafse, auf der ich ohne besonderes Abentheuer endlich zu einem Scheidewege gelangte, so wie einst Held Herkules. Ich konnte zwischen Frankfurt und Kassel wählen. Weil mich nun ein Frankfurter Bürger geschlagen, und zwey an-

die mit falschen Zeugnissen gekränkt hatten, so richtete ich meinen Weg nach Kassel, und fand dort was ich suchte. Ohne viele Nachfrage und Erkundigungen putzte ich mich den ersten Morgen nach meiner Ankunft so zierlich als ich vermochte und durchkreuzte die Gassen. Ich kam an das Rathhaus, sah da viele Herren und Knechte Treppen hinauf und herunter rennen, und postirte mich an einen Ort, wo ich jeden derselben höflichst fragen konnte: Ob er niemand wisse der einen Schreiber brauchte? Einige schüttelten die Köpfe, andere fragten: Ob ich rasiren und frisiren könnte? und noch andere suchten bey mir Wissenschaften die einen Professor geziert hatten. Das schreckte mich aber alles nicht ab, standhaft auf den Mann zu warten, der nichts mehr oder weniger brauchte als einen Schreiber — und er kam. — Ein junger Licentiat der Rechte liess sich auf meine Anfrage mit mir in ein Gespräch ein, betrachtete meine Handschrift, über-

las mein Naumburgisches Zeugnifs, und nahm mich mit sich in sein Haus. — Bey diesem recht-schaffnen Manne habe ich einige Jahre zugebracht, fleifsig geschrieben, manches gute Buch aus seinem Vorrathe gelesen, mich unter seiner Anleitung noch in andern Wissenschaften geübt, die mir in der Folge sehr genützt haben, lateinisch und französisch nach Nothdurft gelernt, und sowohl bey ihm als mehreren Herren in Kassel ein ordentliches Leben geführt. — Wie das zugegangen ist, das soll dem Leser nicht verborgen bleiben.

Gewifs! ich kam weder mit der Anlage noch dem Vorsatze zu einem regelmäfsigen Wandel in Kassel an. In Leipzig war ich noch zu kindisch für die Laster die ich da kennen lernte, und mein Verhältnifs war zu niedrig und zu eingeschränkt für kühne Unternehmungen. In Naumburg machte mich der Wechsel meines Glücks zum stolzen, und endlich die Liebe der Frau zum verliebten Affen. Durch die Standeser-

höhung vom Schuhputzer zum Schreiber, und den freundlichen Blick einer Huldgöttinn, die mir ein höheres Wesen zu seyn schien, wurde ich sehr zufrieden mit meiner eignen werthen Person, dreist und begierig auf glücklichere Abentheuer, die ich in Kassel häufig zu finden hoffte. Ich verliebte mich in jede weifse Schürze, putzte mich mit grofser Sorgfalt, so gut es nur meine armselige Garderobe erlaubte, und war Narr genug zu glauben, dafs ich in einem Kostum, aus dem Armuth und Thorheit strahlte, gar bald Eroberungen machen müfste. Ich *gefiel* mir selbst, und war mit einem Worte ein *kompletter Geck*. —

Mein Herr hatte Mitleiden mit meiner Armuth. Er machte mir Kredit bey Kaufmann und Schneider, und verhalf mich zu neuer Kleidung. Da trat ich denn das erstemal in meinem Leben ganz neu gekleidet auf, und schämte mich fast meiner Herrlichkeit, weil ich glaubte, aller Welt Augen wären nur

auf mich gerichtet. Ich schien mir selbst ein unwiderstehlicher Adonis, baute die schönsten Luftschlösser und ging muthig auf Liebesabentheuer aus — aber, da fehlte es nun am Gegenstande. — Keine alte Duegna kam, mich mit verbundenen Augen in einen Pallast zu führen, und ich war noch zu unbekannt in der Stadt, um mir selbst etwas aufzusuchen. Mein Herr war unverheirathet, und im ganzen Hause kein weiblicher Körper als eine alte Köchinn, die weder selbst zum Liebeshandel geneigt war, noch geneigt schien dergleichen zu begünstigen. Diese ehrbare Köchinn war still und eingezogen, verrichtete ihre Geschäfte mit grofser Sorgfalt, und leistete mir alle möglichen Dienste, die einem jungen Menschen, der in ein unbekanntes Haus kommt, angenehm seyn konnten. Dabey führte sie eine gewisse fromme Sprache, die mir zwar fremd war, die mich aber an ähnliche Formeln erinnerte, welche ich in meiner Kindheit zu Halle gehört hatte. Dieses ihr ernsthaftes Betragen

und exemplarisches Leben hielt mich in Respekt, hinderte mich aber nicht, auf ihre Nichte, ein hübschen Mädchen die bisweilen zu ihr kam, Jagd zu machen. Ich fand Gelegenheit, diese Schöne an einem Sonntage Nachmittags in unserm Hause allein zu sprechen, und kramte da alles aus was ich aus den galantesten und beliebtesten Romanen der damaligen Zeit durch fleifsiges Lesen behalten hatte. Es war eine Liebeserklärung nach allen Regeln, aber ohne sonderliche Wirkung auf die Schöne. — Indessen da ihr Schweigen und die Röthe ihrer Wangen eben keinen merklichen Unwillen, sondern nur Verlegenheit und Unkunde meiner Sprache verriethen; so wollte ich meine Rolle ausspielen, und mich nach Art der Helden und Schäfer meiner Romane zu ihren Füfsen werfen — aber das wurde durch die Ankunft der Tante Köchinn verhindert. Diese merkte wohl, dafs unter uns etwas vorging, sie hielt sich aber nicht dabey auf, sondern fing ganz kaltblü-

blütig einen andern Diskurs an, wovon das Wesentliche darauf hinaus lief: dafs Menschen die nicht in der Gnade ständen, auf Thorheiten und Laster verfallen und alles nur mit fleischlichen Augen ansehen müfsten, dafs aber ein Kind des Heilandes vor dergleichen Anfällen sicher sey und das was die Welt liebt, mit Verachtung ansehe. — Ich hielt für zuträglich, in diesen frommen Ton einzustimmen und heuchelte Verlangen nach näherer Explication; worauf die Köchinn mir erzählte, der Stand der Gnade sey der glücklichste dieser Zeitlichkeit, und sich erbot, mich zu einem Häuflein so glücklicher Menschen zu führen, wo ich das weitere sehen und finden könnte. Während dieser Unterredung beschäftigten sich zwar meine Augen noch immer mit dem fleischlichen Gegenstande der Nichte, aber um mich der Tante gefällig zu machen, nahm ich das Anerbieten an, und ging noch denselben Abend mit beyden in das Haus eines Schusters, wo wir eine

zahlreiche fromme Versammlung und n. Herr Dorins, ein freundlicher, schon etwas ältlicher Mann, der den Vorsitz hatte, empfing mich, ob ich ihm gleich ganz unbekannt war, mit einem so treuherzigen, offnen und vertraulichen Wesen, dafs er mich gleich beym ersten Willkommen ganz für sich einnahm. Der Vortrag an seine Gemeinde, dem ich nun beiwohnte, und die Einfalt und ganz ungekünstelte Vertraulichkeit, mit der er einen jeden insbesondere behandelte, liefs mir gar keinen Zweifel übrig, dafs die Sprache seines Mundes Überfliefsung des Herzens sey, und machte mich so aufmerksam auf seine mir noch ganz unbekannte Materie, dafs ich den Abschied der übrigen kaum bemerkte, und zuletzt nur noch allein bey ihm blieb. Dieses mein längeres Verweilen war ihm Beruf genug, mich mit ganz offenherzigem Auge um den Zustand meines Herzens zu befragen, wovon ich ihm keinen Bericht geben konnte. Er brachte mich nach und nach auf

die Grundlinien des Christenthums, die ich zwar in Halle gelernt, an die ich mich aber seitdem nur selten, einzeln und obenhin erinnert hatte; er benahm mir den Irrthum, nach dem ich die Religion blofs in der Erfüllung strenger Pflichten suchte, und faſste mich mit einem so liebreichen, zutraulichem Tone, dafs er mich schnell gewann, dafs ich heftig gerührt wurde, und in ihm einen Engel zu meiner Erweckung vom Himmel gesandt, zu sehen glaubte. Er schreckte mich nicht mit dem Hammer des Gesetzes, und predigte nichts von Bufse und Kreuzigung des Fleisches samt den Lüsten und Begierden, er setzte mich nicht zur verdammten Kreatur herab, aber er führte mich auf den eignen Vortheil des Menschen, über sein zeitliches und ewiges Wohl nachzudenken, auf die traurigen Folgen, die ein über seinen Seelenzustand sorgloser Mensch auch in dieser Welt zu erwarten hat, und auf die Herrlichkeit und das Wohlbehagen der Erweckten, die

über diesen Punkt, wie er sagte, in Richtigkeit wären. Kurz, der Mann gab schon bey der ersten Unterredung meinem ganzen Denken eine andre Richtung. Seine Worte drangen mir ins Herz wie spitzige Nägel, und pflanzten durch einen schnellen Übergang von sorgloser Thorheit zum Tiefsinn, Zweifel und Schwermuth in meine Seele. Das dauerte aber nicht lange. Bruder Dorins wufste mich schon wieder aufzurichten und brachte es in wenig Tagen so weit, dafs mich ein Gefühl seines Hauptgrundsatzes, der Liebe zum Heilande, nach der er mich, mit Beseitigung alles Übrigen, allein zu streben anwies, von der gesetzlichen Peinigung abzog, so, dafs ich den geschilderten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben glaubte, und eine unbeschreibliche Heiterkeit in meiner Seele empfand. Das Beispiel so vieler Menschen, die sich alle rühmten, in diesem glücklichen Zustande zu seyn; die Überzeugung, dafs mich aufser dem nichts glücklich und selig machen

könnte, und dafs es nur an mir und meinem aufrichtigen Wunsche läge, den Heiland zu lieben, und eben so wie die andern von ihm geliebt zu werden, wirkte so stark auf meine Einbildungskraft, dafs sich ein gewisser Eindruck in mir bildete, den ich ganz für das hielt, was man dort *Gnade* heifst; und nun war ich wirklich glücklich in meiner Einbildung. Ich fühlte in dem Zirkel meiner herrnhutischen Geschwister eine Seelenruhe, die mir gar nichts zu wünschen übrig liefs, und wenn ich am Tage, mir selbst überlassen, oder bey meinen Geschäften einige Minuten aus dem Gefühle meiner innern Selbstgenügsamkeit kam, so kehrte ich doch in den gewöhnlichen Abendversammlungen gar bald wieder zurück. Bruder Dorius, dessen Leitung ich mich ganz überliefs, mit dem Vertrauen eines Reisenden auf der See, der sich der Kenntnifs und Erfahrung des Schiffers anvertraut, hatte mir die Aufrichtigkeit zur Grundregel gemacht, ohne welche nichts

für mich und jeden der sein Heil suchte, zu hoffen sey. Das glaubte ich, und da ich schon ohnehin aufrichtig gegen ihn war, so entfaltete ich ihm, als einem Gewissensrathe den ich liebte, mein ganzes Herz, verbarg nichts was darinn vorging, und that es gern, weil ich nichts dabey zu wagen hatte, weder Vorwürfe, noch strenge Busse, oder Drohworte von ewiger Verdammis. Der Mann besas eine unwiderstehliche Kunst, Menschen an sich zu ziehen. Man merkte bey ihm keinen pharisäischen Sauerteig, keinen stolzen Lehrerton, sondern ein Interesse, das er gleich zu dem Interesse dessen zu machen wuste, den er bekehren wollte. In seinem phlegmatischen Vortrage war Zutraulichkeit und Salbung. Nie zeigte er Verachtung oder Erstaunen, wenn die Rede von Sünden und Lastern war. »Alles das, »sagte er, liegt in der menschlichen »Natur, steckt in mir und einem jeden, »und artet gelegentlich zu den grosten »Schandthaten aus, wenn der Mensch

»nicht das Mittel ergreift, sich mit dem »Heilande in eine solche Verbindung »zu setzen, dafs ihn der nicht fallen »läfst. Du kannst der Sünde nicht aus»weichen, so lange du nicht diesen »Weg ergreifst, denn Sünde ist Natur, »und wenn du in dem natürlichen Zu»stande nicht sündigest, so ist nicht et»wa dein guter Wille die Ursache, son»dern dein befserer Verstand, der »Mangel an Gelegenheit, die Scham, »Furcht vor der Strafe oder andere »weltliche Umstände; wenn du aber »einmal mit dem Heilande gut stehst, »dann weicht die Sünde von selbst, und »es ist seine Sache, dich dever zu be»wahren.«

In diesem Systeme, das ich eben nicht Beruf habe theologisch zu prüfen, liegt etwas ungemein beruhigendes für den, der von ganzem Herzen daran glaubt und sich, abgezogen von allen andern Nebenideen, allein daran fest hält. Die Hauptsache ist diese: Die Mittelsperson zwischen Gott und dem

Menschen erscheint weder als Engel noch Heiliger, weder als Schutzgeist noch Fürsprecher, sondern als ein allmächtiger Freund, der sich herabläfst uns bis zur Tändeley zu lieben. Er prägt sich in dieser Gestalt auf verschiedene Art, immer mit homogenen Objekten in den Sinn, so dafs der, der glauben kann oder will, da er nichts denken darf das ausser dem Zirkel seiner Begriffe liegt, gern an einem Gegenstande hängt, der allen seinen Bedürfnissen und Angelegenheiten gewachsen ist, auf den er alles werfen kann, was seine Ruhe oder Zufriedenheit stören will, und der ihm immer als ein grofser Freund, der ihm zu gefallen klein wird, vor den Augen der Seele schwebt. Der Aphorismus: »Wenn man nur mit dem »Heilande gut steht, so mags im übrigen »gehen wie es will« enthält das Fundament der Seelenruhe des gemeinen Mannes, und durch diese die Konsistenz und den *Esprit de corps* der herrnhutischen Gemeinde. Der Mensch, der sich auf die-

sem Punkte fest setzt, wirft, wie ein Verliebter, alles was keinen Bezug auf den Gegenstand seiner Liebe hat, rechts und links auf die Seite; er hält nichts für wichtig, als was damit in Verbindung steht; er trotzt jedem andern Unfalle der nicht den Verlust dieser Liebe befürchten läfst, und begränzt in dem Besitze dieser Idee alle seine Hofnungen. Die Folgen eines so einfachen Satzes auf das Ganze sind so wichtig und ausgedehnt, dafs ich weitläuftig werden müfste, wenn ich sie entwickeln wollte. Es ist aber aus diesem Wenigen schon zu sehen, dafs die Herrnhuter sowohl von ihren Freunden als Feinden meistens ganz falsch beurtheilt werden, und dafs auch eine genaue Bekanntschaft mit ihren Gliedern, und ein langer Aufenthalt unter ihnen, noch keine vollkommne Kenntnifs ihres moralischen Gebäudes voraussetzt, wenn nicht der Beobachter nebst andern zum Menschenforscher erforderlichen Eigenschaften, in aller Bedeutung selbst Herrnhuter war.

Ich halte dieses Volk im Ganzen für sehr glücklich, ohne zu behaupten, dafs jedes Mitglied für sich selbst so glücklich sey, als viele darunter sind, als es besonders der gemeine Mann ist.

Ob ein tiefdurchdachter Plan des Stifters, oder der Zufall bey der Ausführung, den grofsen menschlichen Wunsch der Seelenruhe zum Schwungrade dieser Gemeinde gemacht hat, das gehört in ihre, nicht in meine Geschichte. Wenn man bedenkt, dafs die Leiden und Trübsale der Menschen in einer Welt wie die jetzige, meistens nur aus wirklichen oder eingebildeten Seelenkränkungen bestehen, aus Vorurtheilen, falschen Begriffen, die auf eingeführte Gewohnheiten fufsen, aus Mifsvergnügen, Nahrungssorgen, Ehrgeiz, Lügen, Neid, Schulden oder Prozessen, von welchen allen den Mitgliedern der herrnhutischen Gemeinde gar nichts aufstossen soll; wenn man die Einfalt des Denkens, die ein jedes Mitglied vor allem Zweifel über das Ganze bewahrt, und

die sehr klug eingerichteten physischen Anstalten bey diesem Volke betrachtet, so möchte man fast den Zustand des gemeinen Mannes unter ihnen für glücklicher halten, als in jeder andern bekannten Verfassung menschlicher Gesellschaft, besonders an denen die in der Gemeinde gebohren und erzogen sind, und die andre Welt nicht kennen. Die Hauptursache mag Täuschung seyn, aber die Folge die daraus entspringt, die Zufriedenheit, ist doch etwas reelles. Ich weifs kein menschliches Verhältnifs, keinen Ort der Welt, wo man den Verlust der Freyheit ein Glück nennen kann, als bey dieser Gemeinde. Sie dünken sich frey, und finden selbst in der Kette die sie bindet, das Symbol der Freyheit.

Ich erinnere mich noch meiner glücklichen Situation unter Dorins Leitung. Ich bekümmerte mich um keines der Dinge die gewöhnlich dem Menschen Sorgen machen, meine Leidenschaften schliefen, der Gedanke an einen unsichtbaren Freund war immer gleich bey der Hand,

wenn mir ein geistlicher oder weltlicher Anstand in den Weg kam. Der Trieb zur Wollust, der auch bey gesunden Menschen nicht immer blos physisch, sondern oft Folge vorhergegangener Gedanken an sinnliche Gegenstände ist, konnte mich nicht überwältigen, denn ich wich ihm aus, schöpfte die Hofnung, dafs mich der Heiland zu seiner Zeit mit einer Frau versehen werde, und eilte, nach dem Rathe meines Doctors, zur Arbeit, oder in die Gesellschaft meiner Brüder, wenn ich Anfälle verspürte. Das kann ich aber auch nicht verbergen, dafs ich bald eine gute Portion Stolz auf meine Bekanntschaft mit dem Heilande und daraus erwachsene eigne Glückseligkeit hegte, und mich gegen die Weltkinder grofs dünkte. Sah ich einen vornehmen oder berühmten Mann, oder las einen vortrefflichen Schriftsteller, so dachte ich: »Was hilfts! »er ist doch kein Kind des Heilandes, »und also gegen dich ein armer un»glücklicher Mensch!«

Das Siebente Kapitel.

Waller soll ein Schneider werden.

Mein Herr, der Licentiat, hatte nichts dagegen, dafs ich mich zu den Herrnhutern hielt, ob er gleich selbst keiner war; er sah es vielmehr gern, und erlaubte sich auch nicht den geringsten Spott über meine Bekehrung durch seine alte Magd. Hingegen diente ich ihm auch treu und fleifsig, und verdiente das Zutrauen das er in mich setzte. Er begegnete mir wie seinem Freunde, und wollte sich nie von mir trennen; aber ich selbst sagte ihm den Dienst auf, weil ich den Bruder Dorius so lange bat, bis er meinetwegen nach Herrnhut schrieb und mir die Erlaubnifs auswirkte dahin zu kommen. Das war das Ziel aller meiner Wünsche. Ich hatte so viel von Herrnhut gehört, und versprach mir so grofse Wonne im Centrum der Gemeinde, dafs ich diese Er-

laubnifs mit der schönen Aussicht die sie begleitete, um kein Königreich vertauscht hätte, zumal da ich gewifs glaubte, dafs es der Wille des Heilandes war: denn wir hatten nach herrnhutischer Weise darüber gelooset.

Ob aber Bruder Dorius bey dieser mystagogischen Handlung etwas versehen hat, oder was es war? der Erfolg widersprach dem Orakel. Ich glaube gewifs, dafs ich, wenn ich nie aus Kassel oder nur nicht nach Herrnhut gegangen wäre, noch jetzt bey den mahrischen Brüdern seyn, und vielleicht den Schatz der Zufriedenheit noch besitzen würde der mich damals so glücklich machte.

Es reiseten einige Brüder von Zeist aus Holland durch Kassel, und nahmen mich mit nach Herrnhut. Hier traten nun gleich Umstände ein, die den alten Adam in mir aufweckten. Erstlich fand ich da niemand, zu dem ich das Zutrauen haben konnte, das ich zu Dorius hatte, und niemand machte sich

mit mir so herzlich und vertraut zu schaffen, wie es dieser Mann in Kassel that. Ich hatte auch das rechte Schibboleth der Gemeinde noch nicht in meiner Gewalt, um auf die gewöhnliche ganze brüderliche Behandlung Anspruch machen zu können. Ich weifs nicht, ob der Fehler an mir lag oder an den andern? Darunter verstehe ich das simple, ungezwungene Wesen, woraus man schliefsen kann, dafs der Mensch alles das von ganzem Herzen glaubt, was er glauben soll, und dafs er sich mit Freuden allem dem unterwirft, was man mit ihm zu thun für gut befindet. Die Herrnhuter haben in diesem Stücke ein sehr feines Gefühl. Sie wissen Blödigkeit, den *pudor rusticus* und andre unschuldige Naturgebrechen von Mifstrauen, Zweifel oder Heucheley meisterlich zu unterscheiden. Ein Heuchler wird schwerlich unter ihnen aufkommen, er müfste es denn erst werden, wenn er schon eine Zeitlang aufrichtig war. Bey mir

war das alles vom Anfange nicht; aber nach und nach fieng ich an, Mifstrauen in die Ältesten der Gemeinde zu setzen, weil mir ihr Ton gegen mich nicht so schien, wie es Brüdern eigne und gebühre. Es mag seyn, dafs die Regierer des Volks etwas besonders haben, und wenn es so ist, so glaube ich, dafs es ein jeder für sich *hat*, ohne sich darüber gegen den andern mit Worten herauszulafsen, weil er ohnehin wohl weifs, wie sein Kollege denkt, *sie verstehen einander ohne zu sprechen*, helfen einander ohne Abrede, und arbeiten in praxi gemeinschaftlich an einem Zwecke, der sie, wenn sie sich über die Theorie unter einander herausliefsen, mit ihren ausgehangenen Grundsatzen in Kollision bringen möchte; nur mufs man den gemeinen Mann, und jeden unter ihnen der kein grofses Genie ist, nicht mit zu der *cause morante* rechnen. Ein ordinairer Herrnhuter *in statu passivo* ist kein Regierer, und wenigstens, wie ich schon gesagt habe, seiner Mei-

nung

nung nach, sehr öfters ein glücklicher Mann.

In Kassel galt ich für ein Kind des Heilands, ich weifs selbst nicht ob ich's war? Aber ich hatte nichts verborgnes im Herzen, redete so wie ich's meinte, und man glaubte mir. Hier in Herrnhut wurde ich beobachtet, ich merkte Mifstrauen und ward stutzig. Mein Stutzigwerden nahm man für Unlauterkeit — und dazu kam noch ein verzweifelter Umstand, der mich ganz darnieder schlug. Man sagte mir, dafs jeder Bruder sein Brod mit eigner Hände Arbeit verdienen müsse, und fragte mich, wie ich das machen wollte? Ich kramte meine Schreiberey aus, aber das war nichts; fast alle Knaben der Gemeinde konnten so gut schreiben als ich, und Schreiber brauchte man überhaupt nicht. Ich wurde also über meine Talente und Fähigkeiten geprüft, und man beschlofs nach einigen Berathschlagungen, — noch fühle ich den elektrischen Schlag dieses Resul-

tats — ich sollte *ein Schneider* werden. Gewifs! in der Ziegelhütte bey Altenburg würde ich mir es für ein grofses Glück geschätzt haben, wenn mich ein Schneider hätte in die Lehre nehmen wollen; aber jetzt, nachdem ich schon alle schönen Geister Deutschlands gelesen, und einen Degen getragen hatte — wenn gleich nicht immer an der Seite — nun sollte ich auf einmal alle meine erworbenen Kenntnisse abschwören, und meine Wifsbegierde blos auf eine feine Nath und guten Schnitt einschränken' — Indessen ich fügte mich, jedoch nicht ohne innerlichen Unwillen. Ich begab mich mit Zittern und Zagen in das Zimmer der Nadelhelden Herrnhuts, und liefs mich ganz geduldig in den Elementen dieser edlen Kunst unterweisen, würde auch aus Liebe für das Ganze meinen Stolz überwunden und noch diese Schmach willig getragen haben, wenn mich nicht der Vater der Lügen in einen andern Spektakel verwickelt hätte, der alles verdarb.

Es ist bekannt, dafs alle ledige Brüder in Einem Hause wohnen, darum heifst es das ledige Brüderhaus, und in diesem hatten wir Schneider auch unser besonderes Arbeitszimmer; aber es wohnten auch noch viele andre Brüder in dem Hause, die keine Schneider waren; unter andern auch ein Graf. Ich hatte ihn im Vorbeygehen ein paar mahl gesprochen, und mich wenig an seiner Weisheit erbaut; auch war er bey der Gemeinde nicht so ganz im Geruche der Heiligkeit. Nun hatte mir Bruder Dorius, wie Paulus dem Timotheus, alle Gewissenszweifel über ein gutes Glas Wein gelöst, und zu dem Ende den Alikantenwein, den man zu Herrnhut im Gemeindehause, das ist, im Wirthshause haben kann, als ein treffliches Getränk anempfohlen. Da kam mir nun einst die Lust an, ihn zu versuchen, und ich wollte gegen baare Bezahlung bey Bruder Konrad Eichhorn, dem Wirthe im Gemeindehause, meine Flasche füllen lassen. Bruder Konrad hatte eine Haus-

elne, Bärbel genannt, das war ein weinerlich freundliches Ding, das sich an seinem Spinnrädlein gern mit den Gästen in Gespräche einliefs; und dieser löblichen Gewohnheit zufolge, fragte sie auch mich, da der Mann im Keller war, für wen ich den Wein holte? — Hätte mich diese Parce, die meinen Herrnhutischen Faden abschnitt, — hätte sie mich gefragt, ob der Wein für mich sey? so hätte ich gewifs nicht gelogen; aber so legte sie mir die Lüge gleichsam selbst in den Mund. Ich sagte leider! — der Wein sey für den Bruder ** d. h. für den Grafen. Ob nun der keinen Wein trinken durfte, oder wie das zusammenhing? genug, es wurden Untersuchungen angestellt, ich fiel auf gewisse Art in die Gemeindezucht, und kam, um dieser kleinen Lüge willen, in so übeln Ruf, oder bildete mir es nur ein, dafs ich befürchtete, man würde nach einem zweyten Vergehen mich vor das Thor führen und steinigen vor der ganzen Gemeinde. Kurz, ich beschlofs hier nicht län-

ger zu weilen, schnürte ganz in der Stille meinen Bündel und wollte mich heimlich fortmachen; das ging aber nicht. Als ich mich von unserm Schlafsaale mit Tagesanbruche behutsam hinunterschlich, siehe! da kam der Bruder der die Nachtwache hatte und fragte ganz kaltblütig:

»Willst Du fortgehen?«

Zum zweytenmale wollte ich nicht lügen, sagte also — »Ja!« —

»Nun, der Heiland sey mit Dir!« — und so marschirte ich zum Tempel hinaus, gerade nach Bautzen.

Das Achte Kapitel.

Walter will Sekretär werden.

Ich war mifsmüthiger als ich noch je gewesen war, böse auf die Gemeinde und auf mich selbst. Die Schneiderey vermaledeyte ich, warf von der ersten Brücke über die ich ging, Fingerhut und Nadelbüchse mit edlem Trotze über Bord, und beschlofs nach reifer Überlegung, zurück nach Kassel zu wandern, wo ich Freunde hatte, und Hofnung durch sie wieder unterzukommen. Der Weg führte mich über Leipzig. Ich beschämte zwar den goldnen Hut von aufsen ganz aufmerksam, getraute mich aber nicht hinein zu treten, weil ich noch immer meine trepanirte Feudum und Konsorten fürchtete, hingegen wollte ich in Naumburg ein Zeichen von mir geben, und postirte mich eine Zeitlang dem Hause gegenüber, in dem ich ehedem gedient und geliebt hatte. Ich dachte

nicht mehr an die Drohungen meines alten Prinzipals, aber sie kamen einigermafsen in Erfüllung, denn ich stand Stunden lang wie eine Salzsäule, den Fenstern meiner Schöne gegenüber, und erblickte doch nur fremde Gesichter; und als ich mich endlich mit gehöriger Behutsamkeit bey jemand aus der Nachbarschaft erkundigte, erfuhr ich, dafs mein Herr ohne Kinder gestorben war, dafs er der Frau nichts im Testamente vermacht hatte, dafs sie sich also nothgedrungen gesehen, sich bey einer adelichen Dame als Gesellschafterinn zu wenden, und mit ihrer Herrschaft in die Wetteran gezogen sey.

Also war auch hier meines Bleibens nicht. Ich schritt weiter, kam endlich, nachdem ich der Reisegesellschaft manches Handwerksburschen und Gauners müde war, glücklich wieder in Kassel an, und begab mich sogleich auf die Brüderherberge zu Meister Zeidlern, den Schuster, der mich, ungeachtet meiner Herrnhutischen Begebenheiten, die ich

ihm erzählte, ganz freundlich aufnahm. Dorius war von Kassel nach Marienburg versetzt, und mein voriger Herr, der Licentiat, war mit einem Schreiber versehen; aber er empfahl mich seinen Kollegen, und die alte Köchinn that auch das ihrige mich bald anzubringen; welches auch schon in den ersten acht Tagen wirklich geschah.

Nun kam ich wieder in einen ordentlichen Beruf; aber, ob ich gleich noch immer zu Meister Zeidlern in die gewöhnlichen Andachtsstunden ging, auch von allen Gliedern der Gemeinde in Kassel ohne die mindeste Kälte auf dem alten Fuße brüderlich behandelt wurde, so war doch meiner Seits das alte herzliche Zutrauen geschwunden. Mir schien jetzt, nachdem ich in Herrnhut gewesen war, vieles menschlich, was ich vorher für göttlich gehalten hatte. Ich fing an, die Leute die sich willig leiten liefsen, für einfältig zu halten, und da ich bey Herren diente, die keine fromme Seelen im Hause hatten, und zum Theil

über die ganze Herrnhuterey spotteten, so eilte ich mit starken Schritten zurück in die Welt. Ich war zwar nie ein Kopfhänger gewesen, und auch das ist keine wesentliche Erfordernifs zum Herrnhuter, aber nun blieb es nicht allein bey meinem gewöhnlichen aufgeweckten Wesen, sondern ich ward bisweilen ausgelafsen, ging zwar nicht in böse Gesellschaft, schränkte mich aber auch nicht mehr blos auf die Mitglieder der Gemeinde ein, sondern frequentirte nebst ihnen auch andre Biederleute. Damals war Krieg. Die Franzosen standen in Kassel. Durch den Umgang mit Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen, und durch fleifsiges Lesen hatte ich ziemlich französisch gelernt, auch dünkte mich, — wie es manchmal junge Leute so dünkt, — als ob ich einen ganz zierlichen französischen Brief schreiben könnte; und darum wollte ich kein Schreiber mehr seyn, sondern ein Sekretar werden, und glaubte mit allen dazu erforderlichen Talenten und Eigenschaften bestens ver-

sehen zu seyn. In Kassel war dazu keine Aussicht, keine Hoffnung bey einer Herrschaft höherer Sphäre als der praktischen Rechtsgelehrsamkeit anzukommen, und das aus Vorurtheil gegen die Herrnhuter: also schien mir Frankfurt am Mayn, wo ich noch nicht als Herrnhuter bekannt war, von der Hand am bequemsten, um dort aus einem gemeinen Schreiber zum Geheimschreiber umgeschaffen zu werden. Ich verliefs meinen Dienst, und versah mich mit den nöthigen Zeugnissen, mit einem Empfehlungsschreiben, und auf allen Fall mit Adressen von der Brüdergemeinde, und mufs hier ein für allemal gestehen, dafs mir der Umgang mit diesen Leuten und die Fertigkeit in den Ausdrücken ihrer frommen Sprache, bey meiner Wallfahrt durch die Welt, immer so viel Dienste geleistet hat, als andern die Freymaurerey. Unter mehrern Empfehlungsschreiben bekam ich auch eines von meinem letzten Principal, an den nehmlichen Herrn Pals, den

Bachhändler, der ehedem bey Eisenach so unhöflich von mir Abschied nahm. Ich spürte aber eben keinen grofsen Trieb, es seiner Behörde zu überliefern; doch warf ich's darum nicht weg, und vielleicht wird der Verfolg zeigen, dafs ich daran ganz wohl that.

Was ich mir noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kassel vorzuwerfen habe, ist Undankbarkeit gegen die alte Köchinn, die es so gut mit mir und meiner Seele meinte; denn ich fing mit ihrer Nichte, der unschuldigen Taube, der sich der Leser erinnern wird, doch noch einen Liebeshandel an, der unglücklicher oder glücklicher Weise nicht ganz zu Ende kam. Das liebe Kind wufste sich aber, ungeachtet ihrer grofsen Unschuld, so treflich darin zu schicken, dafs wir das ganze Häuflein Gerechter betrogen, uns ein eignes System ersonnen, nach dem wir unserer irdischen Liebe den Anstrich eines gesalbten Bundes gaben, und unser Gewissen mit Gemeinsprüchen, die einen gehei-

men Umgang zu begünstigen schienen, treflich zu beruhigen wuſsten. Das Mädchen hieſs Benigna, ist jetzt eine gute Ehefrau, und eine der frömmsten Schwestern in der Gemeinde.

Ich hatte mir, ob gleich das Einkommen eines Schreibers meiner Art nicht viel sagen will, doch in Kassel etwas erspart, weil ich nicht ausschweifte und für nichts als meine Kleidung zu sorgen hatte, die nach der Brüder Weise zwar sauber aber sehr einfach war. Darum erwählte ich nun eine andere als meine gewohnte Art zu reisen. Ich setzte mich in einen mit Leder bezogenen und mit vier ledernen Pferden bespannten Kasten, den die huldreiche Vorsorge des Herrn Fürsten von Thurn und Taxis zum Besten der Reisenden des heiligen Römischen Reichs in steter Bewegung erhält, und fuhr über Marpurg, Giessen, Butzbach und Friedberg nach Frankfurt. Auf der Reise hatte ich freylich auch manches Abentheuer; aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles erzählen

wollte. Und wenn mir der Leser nicht für das dankt, was ich ihm erzähle, so sollte er mir für das danken, was ich ihm verschweige, denn am Stoffe fehlt mir's warlich nicht, und es ist nichts als christliche Schonung, dafs ich mein Buch nur in einen Band einschränke, und eine Reise von funfzehn oder zwanzig Meilen in drey oder vier Zeilen erzähle. Man sehe einmal nach, ob meine Collegen, die Erzähler wahrer oder erdichteter Geschichte, so christliche Schonung beobachten, nicht ausgenommen die süfssauren Egoisten, welche *wahrerdichtet* schreiben, wie *Anton Reiser*, oder *Carl Pilger*, oder *Carl von Carlsberg* oder *Carl Hellmann*, oder *Peter Pink*, oder wie sonst diejenigen heifsen mögen, die viele Bände mit sich selbst anfüllen.

Das Neunte Kapitel.

Waller geht nach Frankfurt und wird nicht Sekretär.

Ich traf mit dem Geleite zugleich in Frankfurt zur Messe ein, und wohnte dem berühmten Pfeifergerichte bey. Gott gebe! daß alle Sentenzen dieses Gerichts besser klingen als die alte Melodie, womit die Nürnbergischen Pfeifer dies Gericht empfehlen.

Nun machte ich zu Frankfurt zuvörderst allen wilden Bestien, Narren, Zwergen und Riesen meine Aufwartung. Sie zogen so gut als die Gaukler, Seiltänzer, Klopffechter und Taschenspieler von mir ihr Accidens, und dazu brauchte ich drey Tage. Andere drey Tage wendete ich an, um jedem Manne der mir vornehm schien in den Weg zu treten, weil ich einen darunter zu finden hoffte, der, durch meine gute Physiognomie bewogen, mich ansreden und mir eine Se-

kretarstelle antragen würde. — Alles vergebens — ich ärgerte mich, dafs mich niemand bemerken wollte, und da der Zufall nichts für mich that, so ging ich endlich am siebenten Tage mit meinen Empfehlungsschreiben herum, die eben auch keine befsere Wirkung thaten. Man empfing mich überall höflich, runzelte unterm Lesen die Stirn und schien am Ende des Briefs den freundlichen Empfang zu bereuen, weil bey mir nichts zu verdienen war.

Da wohnte dem am Rofsmarkte ein Bierbrauer, ein wahres Schwärmergesicht, wie nur immer eins für physiognomische Fragmente, lavaterische oder unlavaterische, erdacht werden kann, ein Mann dem die Mystik auf der Nase sals und die Theosophie auf der Stirn; bey dem allem aber eine ehrliche gute Haut, der seine Brüder im Heilande mit gutmüthiger Einfalt herbergte und mit ihnen herzlich und gemüthlich sang und betete und trank. Mit diesem Manne, bey dem sich die fremden Glieder der Brü-

dergemeinde in der Messe des Abends versammelten, sprach ich auch über meine idlischen Angelegenheiten, nachdem wir mit den geistlichen fertig waren, und er verschaffte mir nach etlichen Tagen Unterkunft; nicht mit dem schmälich gewünschten Sekretairtitel, aber mit glänzenden Aussichten die mich alles andere vergessen liefsen. Endlich war der Mann, in dessen Dienst ich trat, selbst ein Bruder, oder sollte es seyn, oder war es einmal gewesen. Zweytens war er in meinen Augen ein entsetzlich vornehmer Mann, denn er nahm es an, dafs man ihm Excellenz hiefs. Drittens war er ein Autor, ein damals beliebter Autor, der etwas Aufsehens gemacht hat, und von dem ich selbst schon Werke gelesen hatte, die mir zu der Zeit Geist, Muth und Salbung zu haben schienen. Von diesem erhabnen Sterblichen hatte ich eine so grofse Meinung, dafs ich mich als Küchenjunge zu ihm verdingt hätte, um mich nur ihm nähern zu dürfen: und was glaubte ich nicht alles bey

ihm

ihm zu lernen! Ich entwarf mir gleich den schönen Plan, ihm mit solcher Anhänglichkeit und Treue zu dienen, dafs er mich liebgewinnen, mich zu seinem Vertrauten machen und väterlich behandeln würde. Alle Herren, denen ich noch gedient hatte, waren mit mir zufrieden gewesen; einige hatten sich durch mein offnes und zuthätiges Wesen bis zur Vertraulichkeit eum luoen lassen, und alle hätten mir gern weiter geholfen, wenn es nur hätte angehen wollen, ohne dafs sie viel Mühe hatten haben, oder einige Kosten hätten aufwenden müssen. Darum waren sie auch nur arme Töpfe gegen Se. Excellenz. Ich selbst dünkte mich jetzt in dem Dienste eines so grofsen Mannes weit mehr als alle meine vorigen Herren, und gedachte in kurzem einige davon glücklich zu machen. Aber auch dieser süfse Traum verschwand bald; denn so hohe Begriffe ich von dem Manne hatte, und so eingeschränkt meine Menschenkenntnifs war, so fand ich doch schon in den ersten

Tagen, dafs mein gnädiger Herr gerade von allem dem, was er seyn wollte, das Gegentheil war. Ich hatte mir vorgenommen, diesem Patrone ein paar Kapitel zu schenken, die dem aufmerksamen Leser einen ganz eignen Charakter würden gelichtet haben; aber eins der letzten Produkte seines Genies hat mich irre gemacht. Der Mann der sich zu einer Zeit, da er in der Beize des Trübsals schwitzt, noch einen Schein mit allen Heiligen der Schrift in Parallel setzen und noch immer öffentlich Gott danken kann, dafs er nicht ist wie andere Leute; der sich, da er jetzt selbst überzeugt ist, dafs ihn die Welt kennt, noch immer schmeicheln kann, dafs man seine fromme Litaneyen für etwas mehr als Litaneyen annimmt, mag entweder schwach am Verstande seyn, oder ganz gemein heucheln wollen. In beiden Fällen habe ich nichts weiter von ihm zu reden, als was die Ordnung der Geschichte fordert.

Meine Aussichten etwas zu lernen

oder zu werden, gab ich gar bald auf. Se. Excellenz gebrauchten mich nur, Kreisprotokolle abzuschreiben, und nöthigten mich, mir eine gedehnte Handschrift anzugewöhnen, aus Ursachen weil ihm Seine Durchlauchtigen und Hochgebohrnen Principalen diese Abschriften bogenweis bezahlen. Ob ich's nun gleich hatte vermeiden wollen, bey den Herrnhutern das löbliche Schneiderhandwerk zu lernen; so war ich doch auch jetzt nichts mehr oder weniger als ein Handwerksgeselle, der für sein Wochenlohn immer den nemlichen Rock, oder die nemlichen Beinkleider macht, die sich sein Meister so gut bezahlen läßt als er sie anbringen kann. Dabey würdigte mich der grosse Herr kaum eines Blicks, und meine Brüderschaft in dem Heilande half mir gar nichts; denn wenn Seine Excellenz nicht bey Herrnhutern waren, oder vielmehr nicht Herrnhuter brauchten, so waren sie auch keiner, sondern mach-

ten sich sogar bisweilen unter vier Augen weidlich über sie lustig.

Hier habe ich denn auch so einige Jahre zugebracht, und mit unter ziemlich viel Worte ohne Sinn abgeschrieben. Wenn irgend einmal eine Akademie über einen Preis verlegen ist, so wollte ich wohl unmaßgeblich rathen, ihn für den auszusetzen, der aus manchem Riefse solcher Protokolle einen Bogen gesunden Menschenverstand syncopisiren kann. Eigennutz und Habsucht fordern viele vollgeschriebene Bogen Papier. Wenn nun auch der gröfste Schwätzer des heiligen Römischen Reichs solche Concepte machte, so macht er zuweilen doch nicht Worte genug, weil ihm bey dem wenigen was er zu sagen hat, etwa gerade nicht die lang sich dehnenden Worte einfallen, die das meiste Papier füllen. Aus der Ursache hatten die Concipienten eine besondere Phraseologie aller möglichen Redensarten, die in so einem Protokolle vorkommen können. Diese waren unter

tausenden die das nemliche sagen, erprobt die längsten, und aus diesem Vorrathe schöpfte der Diktator, um dem Schreiber den ergiebigsten Stoff in die Hände zu liefern.

Ich kann nicht umhin, zur gemüthsergötzenden Abwechslung eine Anekdote zu erzählen, die *tum temporis* vorfiel, woraus dem günstigen Leser eine der damaligen Beschäftigungen einer Hochansehnlichen Kreisversammlung zum Besten gemeiner Wohlfahrt deutschen Reichs, des breitern einleuchten werden; jedoch mit vorhergehender feyerlichster Verwahrung gegen alle böshafte Zumöthigung, welche etwa ein oder der andere Klügling bey diesem Kapitel einstreuen könnte; maßen es jetziger Zeit vermuthlich ganz anders seyn wird, — und weder langschweifigter Stil, noch unnatürlich gedehnte Buchstaben und Buchstabenschwänze in den Kreisprotokollen und Dero Abschriften mehr zu ersehen seyn mögen.

Das Zehnte Kapitel.

Wäller erzählt Historchen.

Ein regierender Herr, welcher Kreisoberster war, hatte bey dem Regimente des Kreises, das damals rüstig gen Rofsbach zu Felde zog, durch seinen Landessuperintendenten einen reformirten Feldprediger, Namens Wunzel, einen Schweizer, ordiniren lassen. Die andern Herren Kreisstände, oder vielmehr ihre Gesandten, fanden das zu voreilig und meinten, man hätte sie vorher darüber fragen sollen. Es verdrofs die Gesandten mächtig, dafs man diesen trefflichen Stoff zu ein paar hundert Bogen Protokollen so kurz abgebrochen hatte. Es lag am Tage, dafs vorher noch erst hatte erörtert werden können, ob das bedenkliche Simultaneum bey den Kreistruppen zugelafsen werde, und in dem Falle, die Ordinirung eines kalvinischen Domine durch Lutherische Hän-

de statt finden könnte, und was dergleichen höchstbedenkliche Gravamina etwa mehr gewesen seyn möchten. Es war aber einmal geschehen, und der Herr Kreisoberste schien nicht geneigt, das Geschehene auf irgend eine Art ungültig machen zu lassen. Man erwog das Ding hin und her. Es war fast unschicklich, dem Herrn, der im Grunde etwas sehr erlaubtes gethan hatte, in öffentlichen Protokollen etwas von dem gerechten Unwillen seiner Mitstände fühlen zu lassen; auch protestirte Höchstdesselben vortrefflicher Gesandter ernstgemessenst dagegen. Doch durfte der Vorfall um der künftigen Folgen willen nicht ganz ungerügt bleiben. Also verfielen die Herren auf den Ausweg, den Superintendenten zum Sündenbock seines Herrn zu machen, und ihm von Kreises wegen einen Verweis ob der eigenmächtigen Ordinirung zuzufertigen. Es brauchte viele Vorbereitung, diesen geistlichen Herrn, der eben keiner von den sanftmüthigsten Hirten christlicher Heer-

den gewesen seyn soll, zu einer unverdienten Züchtigung geschmeidig zu machen; doch hat's er sich's am Ende seinem Herrn zu Liebe gefallen, aber er verbat sich alle ehrenkränkende Ausdrücke, als da sind: Verbrechen, Ungehorsam, Übermuth u. d. gl. — Einen Verweis sollte er nun einmal haben, und mildere Bezeichnungen z. B. Übereilung, Vergehen und dergl. wurden zu gelinde befunden; also setzten sich die Hochansehnlichen Herren hin, und hasch-ten mit tiefsinnigen Berathschlagungen nach einem passendem Worte, das denn endlich auch in der zehnten oder zwölften Session von einem des Kreiskanzleystils ganz kundigen erfahrnen Manne gefunden, und mit dem beliebtesten Archimedischen Εὕρηκα sogleich ad protocollum diktirt wurde. Ich hatte Lust, den Namen der Maus nur errathen zu lassen, die aus diesem Berge kroch, denn so eine hohe Meinung ich von dem Leser habe, der mein Buch schon bis hieher hat lesen wollen, so zweifle ich

doch, dafs ihm, wenn er nicht selbst einmal Beysitzer oder Kanzellist eines solchen Hochansehnlichen Kollegiums war, das Wort *Begangenschaften* einfallen würde: »Es wurden ihm also, unter einem Schwalle mehrerer nichtssagender Worte, »seine *Begangenschaften* »ernstgemessenst verwiesen.« Und da ich einmal die Begangenschaft begangen habe, von meinem Texte auszuschweifen, will ich dem geneigten Leser noch ein anderes Histörchen auftischen, welches meinen Ideen durch eine ganz natürliche Association in Wurf kommt, da ich so eben vom Herrn Superintendenten und von dem Herrn Pastor Wurzel aus der Schweiz rede. Dieser letztere war gar ein seltsames Original, schlecht und recht, ehrlich und gesellig, ein wahrer Schweizer im Herzen und an Sitten und Gebehrden, der es mit jedermann gut meinte, und jedermann nach sich beurtheilte, niemand etwas übel nahm und glaubte, dafs auch ihm nichts übel zu nehmen sey, ob er sich gleich bey allen

diesen Meinungen leider! sehr oft betrog. Jedes nach dem jetzigen Weltlaufe zum Komplimente gestempelte Wort, das einst bey den alten Deutschen baares Geld war, nahm er noch jetzt dafür an, und wer sich im mindesten mit ihm zu schaffen machte, der hatte ihn am Halse. Wo er einmal bekannt war, da kehrte er ohne Umstände mit Sack und Pack ein, und that wie zu Hause. In der berühmten und berüchtigten Schlacht bey Rofsbach fiel er den Preussen in die Hände, und mufte so lange in Magdeburg sitzen, bis er sich über seinen geistlichen Stand gehörig legitimirt hatte; dann liefs man ihn in Frieden ziehen. Da kehrte er denn auf der Rückreise bey seinem alten Gönner dem Superintendenten ein, und pflegte daer einige Tage seines Leibes. Unser Wenzel war ein aufserordentlicher Verehrer des Königs in Preussen, und hatte sich in Magdeburg einen Kupferstich gekauft, auf dem dieser grofse Mann sehr ähnlich getroffen seyn sollte. Mit diesem

Blatte trieb er zwar keine förmliche Abgötterey, nichts was der strenge Kasuist *latria* nennen könnte, aber doch eine *dulia*, beynahe so wie der Katholik seine Heiligen verehrt. Er zeigte es unter andern auch seinem Gastfreunde in **, der es ihm zu Gefallen bewunderte. Von da zog er in die Schweiz, um sich für den künftigen Feldzug zu equipiren, und siehe da! als er seinen Mantelsack auspackte und alle Buebli und Maidli des Hauses zusammengerufen hatte um ihnen das Bild zu zeigen, — da war es nicht zu finden. Nun fiel er auf den schändlichen Verdacht, das Kleinod sey ihm von dem Superintendenten entwendet worden, und setzte in der ersten Hitze einen Brief auf, der Kern und Kraft hatte. Er war nicht etwa über die Ausdrücke verlegen, wie nach obiger Erzählung einst eine Hochansehnliche Kreisversammlung; sondern er nannte den Superintendenten geradezu einen Dieb, malte sein Verbrechen mit den scheuslichsten Farben und bedauer-

te, dafs er so einen in den Schafstall des Herrn eingeschlichenen Miethling zeither für einen ächten Hirten gehalten hatte. — Der Brief mufs ein treffliches Muster der Beredsamkeit gewesen seyn; denn der treuherzige Wurzel, der sein Bibl. ehe er ihn noch siegelte, irgendwo in einem Winkel seines Mantelsacks fand, wollte ihn nicht umsonst geschrieben haben, sondern hängte nur ein Postscript daran, des Inhalts »Theuerster Herr Superintendent! ich bitte tausendmal um Vergebung, ich habe mich »geirrt, das Bild ist gefunden, und ich »widerrufe alles was ich im vorherstehenden Briefe aus Übereilung geschrieben habe,« und so sendete er die Epistel glücklich ab, ohne Rücksicht auf die Gallenerschütterung die er seinem Freunde dadurch machen mufste, aber auch ohne Verdrufs über die nicht minder kräftige Antwort seines Korrespondenten.

Doch es wird Zeit seyn, zu meiner eignen Geschichte zurückzukehren.

Das Eilfte Kapitel.

Waller kommt wieder zum Text und zu seiner alten Freundinn.

Mein Herr liefs mich nicht nur tapfer abschreiben, und mit unter seine böse Laune fühlen; sondern er fing auch an, mich zu hassen, ohne dafs mir das alles eine Viertelstunde meines Lebens verbitterte, denn ob ich gleich nur ein armer Teufel gegen ihn war, so konnte ich mich doch der herzlichsten Verachtung nicht erwehren, wenn ich sah, wie klein der grofse Mann dachte. Mein Hochgebietender Herr war zu schlau, um das nicht zu merken, und mochten sich vielleicht gar *nolens volens* überzeugt haben, dafs ich armer Schreiberjunge wirklich bey mancher Gelegenheit ein edleres Herz als Hochderselbe gezeigt hätte. Auch das diente mir zu keiner Empfehlung. Indessen konnte er mich brauchen und ich war fleifsig, aber

doch auch in die Länge nicht geduldig genug, mich mehr hudeln zu lassen, als ich Lust hatte. Ich war nun mit den Kreisgeschäften oder Schmierereyen so gut bekannt, dafs ich hoffen konnte, auf meine eigne Hand damit mehr zu verdienen, als mir mein Herr gab. Ich begehrte also meinen Abschied, liefs mich nicht durch glatte Worte irre machen, zerfiel deswegen mit meinem Bruder Bierbrauer, der es auf sich genommen hatte, mich wieder auf gute Wege zu bringen, und kam dadurch aus allem Zusammenhange mit der Gemeinde. Ich ging mit frohem Herzen aus dem Hause des grofsen Mannes, miethete mir ein kleines Zimmer, schrieb Kreisprotokolle ab für den, der mir bezahlte und verdiente mein Brod, das ich in Ruhe afs. Auch hatte ich nun Zeit bisweilen einen Spaziergang zu machen, oder mich in einem Kaffehause unter andern ehrbaren Männern sehen zu lassen.

Um diese Zeit trug sich etwas zu, das Epoche in meiner Geschichte macht.

Ich ging in der Meſszeit am Mayne bey den Krambuden ſpaziren und erblickte da eine wohlgeputzte Frau, die ich für meine Naumburger Schöne erkannte; weil ſie aber ein Mädchen von neun oder zehn Jahren bey ſich hatte, das ſie Mama hieſs, und die Dame auch ausserdem in einem ſo modiſchen Putze ſteckte, daſs ich meiner Sache nicht gewiſs ſeyn konnte, ſo zweifelte ich zwar noch, ich folgte ihr aber doch von weitem, und ſah ſie in des Herrn Paſs Wohnung gehen und von da nicht wieder zurückkommen. Jetzt fiel mir mein Empfehlungsbrief ein. Ich war ſicher, daſs mich Paſs von Eisenach her nicht mehr kannte, dem ich war ihm oft begegnet; ich eilte alſo nach Hauſe, hohlte die Epiſtel, begab mich ganz züchtig zum Herrn Paſs, und fand das auf der Reiſe ſo hitzige Männchen ganz artig und höflich. Ich entſchuldigte mich, daſs ich den ſchon vor einigen Jahren geſchriebenen Brief verlegt, und nicht eher als heut wiedergefunden hätte.

Zu einer andern Zeit hätte er diese Entschuldigung nicht so leicht gelten lassen; aber es traf sich, dafs der Briefsteller, mein ehemaliger Herr aus Kassel, gerade in Frankfurt war und selbst diesen Mittag bey Herrn Pafs gespeist hatte. Er machte sich also den Spafs, mich auf das erste Stockwerk seines Hauses in einen Saal zu führen, und dem Manne persönlich zu präsentiren, der mich ihm schriftlich empfohlen hatte; und da war unter anderer grofsen Gesellschaft auch die Schöne nebst ihrem Töchterlein. Nach gemachten Bücklingen und hin und her fragen zwischen meinem alten Herrn und mir, lenkte ich geschickt den Diskurs auf das Weiblein und erfuhr, dafs es Madame Ziegelstein sey, von Hanau, eine Wittwe die Herrn Pafs alle Messen zu besuchen pflegte, und das Kind ihre Tochter. Ich hatte weder Muth sie anzureden noch eine schickliche Gelegenheit dazu, aber ich erfuhr ihre Wohnung; und obgleich weder der Namen zutraf, noch

das

das Kind in die Zeitrechnung paſste die ich über ihre Geschichte rekapitulirte, so war doch so viel Aehnlichkeit in Gestalt und Sprache, daſs ich noch an demselben Tage den Versuch machte, der Dame folgendes Brieflein zu schreiben.

»Madame!

»Wenn Sie die nemliche Person sind, »die einmal behauptete, daſs zwey Leute, die sich etwas zu sagen hätten, einander schreiben müſsten, wenn ihnen »die Zunge den Dienst versage; so bin »ich der junge Mensch, der von Ihren »Lehren jetzt zum zweytenmale Gebrauch »macht, und Ihnen immer noch dasselbe zu sagen hat, was er das erstemal »schrieb. etc.«

Antwort:

»Ich habe Sie heut erkannt, aber ich »traute meinen Augen nicht. Kommen »Sie geschwind zu Ihrer alten Freundinn.«

Das lieſs ich mir nicht zweymal sagen — und so kamen wir wieder zusammen und labten uns nach einem so langen Zwischenraume mit wechsel-

seitigen Liebkosungen, die jedoch in Beyseyn des kleinen Mädchens gehörig gemäßigt wurden.

Einem aufmerksamen Leser kann es wohl nicht entgangen seyn, daſs die empfindsame oder empfindende, zärtliche oder zärtelnde Schreibart mein Fach nicht ist, mithin darf man sich von dieser Seite nicht viel versprechen. Es gieng da zwischen uns beyden nichts mehr oder weniger vor, als was bey allen Verliebten vorgeht. Ich liebte das Weib und sie liebte mich; es war meine erste Liebe, und von der Zeit da wir nun wieder zusammenkamen, lebte ich nur für sie, doch in allen Ehren. — Das versteht sich — und das ist alles was ich davon zu sagen habe, aber ich bin schuldig, dem Leser über das Verhältniſs ihrer veränderten Umstände Aufschluſs zu geben.

Nach meiner Verbannung hatte sie böse Tage, und ob sie gleich alles anwendete, ihren Mann durch rechtschaffene Früchte der Buſse wieder in gute Laune zu bringen; so gelang es ihr doch

keinesweges, so aufrichtig auch ihre Reue war. Er blieb mürrisch sein Lebelang, und als er im Sommer des folgenden Jahrs an der rothen Ruhr starb, so fand man in dem Testamente keine Erwähnung seiner Gattinn. Sie selbst hatte nicht eignes Vermögen. Die Kinder erster Ehe erschienen mit höhnischen Worten und Gebehrden, theilten sich in das Erbe, trugen es fort, hielsen die Stiefmutter zwischen den leeren vier Wänden sitzen und nahmen keine weitere Notiz von ihr. Es blieb ihr also kein andrer Nahrungsweg als die Putzmacherey. Sie miethete eine kleine Wohnung einem Gasthofe gegenüber, und sals gewöhnlich am Fenster, wenn sie den hölzernen Kopf bearbeitete, auf dem sie ihr Brod verdiente. Eine fremde Dame wurde auf der Reise in Naumburg krank, mulste sich da etliche Tage verweilen, und da sie in dem nemlichen Gasthofe abgestiegen und eben nicht bettlägerig war, so konnte sie sehen wie fleifsig ihre Nachbarinn gegenüber arbeitete. Sie

erkundigte sich nach ihren Umständen, machte Bekanntschaft mit ihr, und nahm sie als Gesellschafterinn mit sich auf ihre Güter. Die Weiber vertrugen sich gut mit einander; aber erst nachdem sie beynahe einen Scheffel Salz zusammen verzehrt hatten, erklärte sich die adeliche Frau gegen ihre bürgerliche Freundinn folgendermafsen: »Ich werde mich »wieder verheurathen, wir werden uns »trennen, aber ich will ihnen einen Vor»schlag machen, der Sie darüber trö»sten könnte, wenn Sie ihn annehmen »wollen; ich mufs Ihnen aber vorher ei»ne ganze Geschichte erzählen.

»Eine Gespielinn meiner Jugend bür»gerlichen Standes, die ich sehr liebte, »hatte das Unglück an einen Avanturier »verheurathet zu werden, der ihr we»niges Vermögen durchbrachte, und sie »in Spaa, entblöfst von allem, sitzen liefs; »noch dazu war sie schwanger, und »wufste sich an niemand zu wenden »als an mich. Ich schickte ihr Reise»geld, und was sie brauchte um zu mir

»zu kommen; allein sie wurde unter-
»wegens krank und mufste liegen blei-
»ben. Ich selbst fuhr an den Ort wo sie
»lag und liefs ihrer pflegen: aber sie starb,
»nachdem sie vorher eine Tochter ge-
»bohren hatte, für die ich ihr auf dem
»Todbette zu sorgen versprach. Dieses
»Mädchen habe ich zuerst auf dem
»Lande erziehen lassen und in seinem
»vierten Jahre in eine Erziehungsanstalt
»gegeben, wo es noch ist. Weil da-
»mals der Vater dieses Kindes noch leb-
»te, mit dem ich nichts zu thun haben
»wollte, so liefs ich es unter dem frem-
»den Namen Kordula Ziegelstein erzie-
»hen, ihr nichts von dem Tode der Mut-
»ter sagen, und vorgeben, dafs die El-
»tern abwesend wären. Inzwischen ist
»auch der Vater gestorben, und da ich
»nun wieder heirathe, fürchte ich, nicht
»das für das Mädchen thun zu können,
»was ich versprochen und mir vorge-
»nommen habe. Ich kann selbst Kin-
»der bekommen, und will nicht Ver-
»wirrung oder Unzufriedenheit in der

»Familie erwecken, möchte aber auch »gern mein Versprechen halten, und »das Kind so gut versorgen als ich kann. »Ich habe mir also einen Plan erdacht, »den Sie, wenn Sie wollen, ausführen »und damit zwey meiner Wünsche zu»gleich befriedigen können. Sie müs»sen sich für die Mutter des Kindes »ausgeben. Nennen Sie sich Ziegelstein. »Es kennt Sie in der ganzen Gegend »niemand, das Mädchen wird Sie lieben »wie seine Mutter, und wird dadurch »glücklich seyn. Es ist ein gutes Kind, »das auch Sie lieben werden. Ich ha»be ein Kapital von 12000 Gulden si»cher untergebracht, wovon sie jähr»lich mit dem Kinde die 600 Gulden »Interesse verzehren, bis einst das Mad»chen heirathet. Was ich in der Fol»ge noch thun kann, werde ich thun; »nur müssen Sie sich eydlich verbinden, »dafs Sie die Sache niemand entdecken, »damit mein künftiger Gemahl nicht »glaubt, dafs ich den Kindern, die ich »mit ihm haben kann, etwas entziehe.

» Endlich bin ich auch von Ihnen ohne-
» hin versichert, dafs Sie das Kind erzie-
» hen werden, als ob es ihr eigenes wäre.
» Wenn ich eine Zeitlang werde ver-
» heurathet seyn, und meines Mannes
» Charakter und alle übrigen Verhält-
» nisse seiner Familie recht kennen werde,
» so kann es seyn, dafs ich Sie wieder zu
» mir kommen lasse; indessen steht es
» Ihnen frey, sich in der hiesigen Ge-
» gend einen Ort zum Aufenthalte zu wäh-
» len, welchen sie wollen. »

Meine Freundinn, die ich künftig Madame Ziegelstein nennen werde, nahm diesen Vorschlag, durch den sie das Glück der Unabhängigkeit erlangte, mit Freuden an. Sie wählte Hanau zu ihrem Aufenthalte, empfing alle frankfurter Messen ihre richtigen Zinsen, und beschäftigte sich ganz mit der Erziehung des Mädchens, das sie als eine wahre Mutter liebte. Es war ein Kind das Liebe verdiente, ein vortreffliches Geschöpf, sowohl was die äufserliche Gestalt betraf, als auch am Herzen und Verstande. Man

hatte sie glaubend gemacht, ihr Vater sey ein Rechtsgelehrter gewesen, der um den Doktorgrad anzunehmen nach Leipzig gereiset und dort gestorben sey. Nach diesem Todesfalle sey ihre Mutter genöthigt worden, sie in Pension zu geben, und selbst bey der Baronin Rütbach, der nemlichen Dame von der der ganze Roman herrührt, in Dienste zu gehen, bis sie eine Erbschaft in Stand gesetzt hatte, ihr Kind selbst zu erziehen. — Ich war der einzige Mensch, der ausser den zwey Weibern die wahre Beschaffenheit der Sache wusste, und würde sie auch nicht erfahren haben, wenn meine Freundinn eine andere Nothlüge, mich abzuspeisen, gefunden hätte. Noch ist anzumerken, dass die Frau von Rütbach wirklich nun wieder verheurathet war, auf den Gütern ihres Mannes, drey bis vier Tagereisen von Frankfurt, wohnte und mit Madame Zegelstein in ununterbrochenem Briefwechsel stand.

Nun theilte ich ihr auch meine Begebenheiten mit, und da sie nach eili-

chen Tagen zurück nach Hanau gieng, so verabredeten wir unsern künftigen Briefwechsel und Umgang. Wir knüpften damals das Band der Freundschaft, das bis zum Tode der guten Frau gedauert hat. Aber die Arbeit ging mir von nun an nicht mehr so von der Hand als vorher. Die öftern Reisen nach Hanau raubten mir Zeit, Geld und Zufriedenheit. Ich traf bey der Dame Ziegelstein oft Besuch an; feine Leute, die mich, wenn sie hörten wer ich war, die Niedrigkeit meines Standes fühlen liefsen. Dafs ich immer nur noch Schreiber, oder vielmehr nur Abschreiber war, das kränkte meinen Dünkel. Ich liefs mich zwar ohne Widerstand Kreiskanzellist tituliren, aber ich durfte es auch nicht übel nehmen, wenn man mich nicht so hiefs, und wufste nur gar zu gut, wie wenig das war, was ich nicht einmal mit Recht fordern konnte.

Endlich wurde auch die Hoffnung zu Wasser mit der ich mir schmeichelte, meine Freundinn zu heurathen, denn sie

sagte mir frey heraus, dafs sie durch einen solchen Schritt das Kind und ihre Pension verlieren würde, welche ich in meiner gegenwärtigen Lage nicht zu ersetzen vermochte.

Meine Finanzen fielen von Tage zu Tage, nicht sowohl durch die Reisekosten von Frankfurt nach Hanau und zurück, denn ich ging zu Fufse oder fuhr auf dem Mayn, als vielmehr durch den Zeitverlust und die Versäumnifs meiner Arbeit, zu der ich mich gewöhnlich noch drey oder vier Tage nach meiner Zurückkunft verdrossen und ungeschickt fühlte, und endlich durch die Galanterie die sich bey mir eingeschlichen hatte. Denn seitdem ich einer Dame aufwartete, wollte ich mich sehen lassen, kaufte mir Kleider, und machte Schulden die mir das Leben verbitterten. Bey meiner Geliebten prahlte ich, heuchelte einen guten Wirth der immer auf Vorrath im Beutel hielt, und benahm ihr alle Gelegenheit mir etwas anzubieten, denn ich sah wohl dafs sie nichts übrig hatte.

Indessen fingen Schuster und Schneider, Kaufmann und Gastgeber an, mich zu beunruhigen, und es war mir fast angenehm, als Madame Ziegelstein Briefe von der Baronin empfing, die sie nach Schwalbach einluden, wo diese Dame mit ihrem Gemahle den Brunnen trank, damit ich mir die Zeit ihrer Abwesenheit zu Nutze machen und fleifsig schreiben konnte. Aber auch das würde mir nicht viel geholfen haben, denn ich steckte schon zu tief in Schulden. Meine Schuldenlast überstieg die Summe von Einhundert Gulden Frankfurter Währung, und diese bogenweis herunterzuschreiben und dabey zu leben, ist keine kleine Sache. Aber das Glück half mir und wenn es mich gleich nicht mit dem ganzen Füllhorne seiner Güter überschüttete; so zog es mich doch aus meiner Verlegenheit und erfüllte noch dazu einen meiner sehnlichsten Wünsche, der mir nun schon seit Jahren am Herzen lag.

Das Zwölfte Kapitel.

Waller treibt Schelmerey, und wird Sekretär in partibus.

Ich verspreche mir Leser, die mich nicht für einen isolirten Menschen ansehen, der gar keine andere Bekanntschaften gehabt hat, als die er hier angiebt. Ich hatte in Frankfurt so wie in allen Orten meines Aufenthalts, Umgang genug mit Leuten aus allerley Ständen, ich lasse aber nur die auftreten, die unmittelbar an meinen Schicksalen Antheil haben, oder sonst durch merkwürdige Handlungen die Ehre verdienen, in einem Werke wie das gegenwärtige angeführt zu werden, das hoffentlich bis auf die späteste Nachwelt in irgend einem Bücherschranke wird aufbewahrt, wenn auch vielleicht nach einem halben Jahre nicht mehr wird gelesen werden. Und denn lasse ich meine Männer und Frauen nur da erscheinen, wo

es die Zeitordnung mit sich bringt. So hatte ich z. B. damals einen Freund in Frankfurt, (und ich hoffe er wird es wohl noch seyn,) trage aber doch, gegen meine Gewohnheit, Bedenken, ihn mit seinem rechten Namen zu nennen, ob ich gleich, wie der Erfolg zeigen wird, nichts als alles Liebes und Gutes von ihm zu erzählen habe. Er mag Perez heifsen. Damals war er Hausinformator bey einem Doktor der Rechte, und trieb Liebesunfug mit seines Herrn Tochter, der Donna Laura, wobey ich ihm treulich an die Hand gieng. Er war ein kleines Bürschchen, etwas jünger als ich, voll Laune, Muthwillen und Schalkheit. Sein Muster war der grofse Gil Blas von Santillana. Unsere Bekanntschaft gründete sich anfänglich auf Lektur. Er lieh mir was seines Herrn Bibliothek vermochte, und ich gab ihm dagegen was ich vom Herrn Pafs bekam, der nun mein Hochgeneigter Gönner und Patron war, ohne zu wissen, wie er mir ehedem mitgespielt hatte,

ob ihm gleich der Teufel immer auf den Gedanken brachte, dafs er mich schon ehedem irgendwo müfste gesehen haben. Dieser Perez war der einzige dem ich ganz offenherzig meine Umstände entdecken konnte, und der auch wirklich so Theil daran nahm, wie es einem ächten Freunde zukommt. Wir safsen manchen Abend am Mayn, oder in einem Garten und dichteten auf einen Gil-Blas-Streich der mich aus meiner Verlegenheit ziehen sollte. Aber was ist menschliches Dichten und Trachten, wenn das Glück nicht seine Hand mit ins Spiel bringt! Wir konnten das nicht ersinnen, was uns der Zufall selbst in Wurf brachte. Freylich gereicht der Streich mir nicht sehr zur Ehre, aber er mufs erzählt werden; und weil ich ein unendlich kleinerer Philosoph bin als der grofse *Jean Jaques*, so ist auch meine Schandthat kleiner, und ich werde mich weder so lange krümmen und winden, als er, bis ich sie erzähle, noch ihre Folgen beseufzen; denn sie waren ganz ersprielslich für den beleidigten Theil.

Wir waren einmal Abends in einem öffentlichen Garten und tranken unser Glas Wein. Da gesellte sich ein gestiefelter und behaarbeutelter Herr zu mir, den Freund Perez schon um seines Anzugs und Anstands willen aufs Korn nahm, nicht eben als den Mann der uns helfen sollte, sondern als einen würdigen Gegenstand unserer Satyre. Der Fremdling liefs sich in ein trauliches Gespräch ein, und als wir ihn fragten: Wes Standes und Würden er sey? erwiederte er mit der Höflichkeit eines Dörflings zum Städter: »Er sey — zu »dienen — ein Postmeister vom Lande und in die Stadt gekommen um »etwas bey der Ober-Postkommission zu »suchen. Er habe schon versucht, sein »Geschäft dem Chef dieser Kommission »vorzutragen, aber er finde keinen Zu»tritt, und sonst noch grofse Schwierig»ten.» Ach! — »sagte er» — mit dem »Herrn ist gar nichts anzufangen, ich »möchte gern etwas daran wenden um »ihn in mein Interesse zu ziehen, aber

»es ist ihm nicht beyzukommen. Ich »habe zwar ausgeforscht, dafs er einer »gewissen Liebhaberey nachhängt, aber »davon verstehe ich zum Unglücke nichts; »er hat ein Münzkabinet von heydni»schem Gelde. Wenn ich ihm nur da »etwas hinein verehren könnte! — aber »wer weifs, wo man die alten heydni»schen Scherben herbekommt!« — Bravo! dachte Fremd Perez, und machte aus dem Stegreife einen Anschlag auf den Beutel des Postmeisters, ohne mir seine Absicht merken zu lassen. Er führte den Mann auf die Seite und sagte ihm, dafs ihm niemand besser dienen könne als der andere Herr, nemlich meine werthe Person; ich wäre nicht nur ein grofser Münzkenner, sondern besäfse auch selbst eine ganz artige Sammlung, die ich doch einmal über kurz oder lang verkaufen müfste, weil meine Umstände nicht die besten wären. Das letzte war das einzige Wahre bey der Geschichte — aber der Schalk setzte auch noch hinzu: Ich sey so er-

picht

picht auf diese Alterthümer, dafs ich sie niemand zeigen wollte, ja er wette darauf, dafs ich es nicht einmal gestehen würde; er sollte aber nur ihn sorgen lassen. Wirklich ging mir nun der Postmeister zu Leibe, und ich, der ich die Absicht meines Mitschelms anfänglich nicht begriff, läugnete, Münzen zu besitzen oder zu kennen; aber jemehr ich mich wehrte, desto mehr setzte er mir zu, bis sich endlich Perez anstellte, als ob er die Sache mit mir ausmachen wollte, und den Postmeister den folgenden Tag wieder in den nemlichen Garten bestellte. Perez kannte einen Juden, der mit solchen Alterthümern gehandelt, und noch einen Rest silberner und kupferner Münzen übrig hatte, aus dem kein Kenner mehr etwas zu wählen wufste. Er kaufte sie von dem Juden, theuer genug, für zwey Karolinen, und brachte sie in einem irdenen Kruge, in der Form eines jüdischen Schabasbechers, den ihm der Jude als ein Gefäfs ohne Werth zugleich mitgegeben

hatte. Diese alten Kaiserköpfe sollten also meine Sammlung vorstellen, von der ich mich sehr ungern zu trennen anstellte, und die wir dem Postmeister als sehr seltene Stücke für acht Karolinen aufhängten, wovon sechs bestimmt waren, meine dringendsten Schulden abzustofsen. Wie es aber nun in der Welt wunderbar herzugehen pflegt — oft viel anders, als man denkt — so ging es auch diefsmal.

Um der Nachfrage vorzubeugen, die unsere Schelmerey hätte verrathen können, unterrichteten wir den Postmeister, er möchte sagen, dafs die Münzen in einem Grabhügel seiner Station gefunden worden wären. Wir sahen aber den Krug, in dem sie uns der Jude gegeben hatte, als eine so gleichgültige Meubel an, dafs wir gar nicht daran dachten, ob sie der Mann in oder aufser demselben übergeben würde; aber eben dieser Krug und nicht die Münzen verschaften ihm Gehör. Denn als sich der Klient bey dem hohen Gönner anmel-

den liefs, und wie zuvor nicht vorkam, so schickte er die Sammlung in dem Kruge hinein, mit dem Vorgeben, dafs er Sr. Gnaden, als einem grofsen Kenner, hier mit einigen Münzen aufwarten möchte, die bey dem Strafsenbau ausgegraben worden wären. Nun sah zwar der grofse Antiquarius gleich, dafs die Münzen keinen Werth hatten, aber die seltsame Figur des Krugs fiel ihm auf, und ein anderer gegenwärtiger Alterthumskenner entdeckte daran hetrurische Form und Arbeit. Also wurde der Postmeister hineingerufen und gefragt. Ob die Heidenköpfe, wie man sie dort nennt, mit dem nemlichen Gefäfse ausgegraben worden wären? und wenn? worauf er versicherte, diese seine eignen Hände hätten sie vor acht Tagen mit samt dem Kruge und Deckel aus der Erde gegraben. — Und das gab Anlafs zu wichtigen Untersuchungen und manchen gelehrten Konjekturen über das Alter dieses Gefäfses, — wie es wohl zu den Römern an den Rhein gekom-

mag seyn möchte? — ob es ein wahrer Aschsenkrug und nicht vielmehr ein Trinkgeschirr sey, in dem die Münzen nur zufälligerweise aufbewahrt worden waren? oder zu welchem Gebrauche es sonst möchte bestimmt gewesen seyn? warum es in der Form von andern Urnen oder Opfergefäfsen abweiche? und dergl. mehr. Ich will nicht dagegen schwören, dafs dieser Schäbesbecher irgendwo in den Memoires einer Akademie in Kupfer gestochen prangt, und noch immer ein wichtiger Zweifelsknoten in der Alterthumskunde ist; aber das ist zuverläfsig, dafs unser Main dadurch Gelegenheit bekam, seine Sache anzubringen, und da sie ohnehin gerecht war, durchzusetzen.

Das zweyte Glück, wozu mir auch Freund Perez verhalf, war freylich so wie alle Herrlichkeiten dieser Welt ein blofser Schatten, dauerte gar eine kurze Zeit, und schmeckte nach Vergänglichkeit; er brachte mir aber den so längst entbehrten, und endlich vom Schicksale

gewährten Sekretarstitel, der mir nach dreytägigen wirklich geleisteten Sekretardiensten so gut blieb, als jenem Römer der Consultitel, der in diesem Amte kein Auge zugethan hatte. Perez trug mir die Sekretarstelle bey einem gewissen Residenten an. Er sagte, es würde da freylich nicht lange dauren, allein ich sollte es doch versuchen, und wenn ich Lust hätte, gleich eintreten, der Herr Resident wollte es auch mit mir probiren und mir nach ein paar Tagen Bescheid geben, ob er mich behalten würde?

Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck dieser Mann auf mich machte; denn aufser dem Charakter eines Residenten, von dem ich schon eine grofse Idee hatte, war auch sein äufserliches Ansehen so patriarchalisch, dafs es Ehrfurcht und Zutrauen einflöfsen mufste. Das war ganz ein anderes Gesicht als jenes des Herrn Kreisgesandten, der die Augen niederschlug, und unter seinen zwey gutgeöffneten Nasenlöchern süfse Wor-

te aus seinem Beutelmunde hervorzwang. Der Resident hingegen, ein altes Männchen mit Silberhaaren, einer römischen Nase und lebhaftem Auge, redete mich so vertraut an, als wenn er mich schon viele Jahre gekannt hätte, und seine Freundlichkeit hatte nichts gezwungenes, sondern stach ganz natürlich aus allen seinen Gebehrden hervor. Im Grunde war keiner an sich besser als der andere; nur dafs der letztere ein ehrlicheres Gesicht und mehr Welt hatte. Das Resultat meiner ersten Audienz war seiner Seits: »Wir wollen's ein paar Ta»ge miteinander versuchen, denn wol»len wir weiter sprechen,« und sogleich mufste ich mich unter seinen Augen hinsetzen und verschiedenes abschreiben. Da gewann er auch noch mein Herz, denn er nannte mich alle Augenblicke Herr Sekretar! besonders wenn Leute zu ihm kamen, sprach auch oft, wiewohl vielleicht noch schlechter als ich, französich und nannte mich *Monsieur mon Secretaire!*

Das waren ein paar herrliche Tage meines Lebens! Nun konnte ich mich doch endlich einmal für eine wichtige Person halten. Die herablassende Art mit der mich mein Herr behandelte, machte mir Muth, und alles schmeichelte meiner Hoffnung zu noch grölsern Aussichten, am meisten aber die Erzählungen von den günstigen Schicksalen meiner Vorfahren im Amte. Leider! ein einziger Augenblick zerstörte alles, — ohne Vorbereitung, ohne Ahndung; — denn wir waren beyde so mit einander zufrieden, dafs ich gar nicht mehr an das kontrahirte Noviziat dachte. Damals als die Katastrophe eintrat, war ich sehr zu einer Predigt über die Nichtigkeit der menschlichen Hoffnungen aufgelegt; jetzt kommt mir die ganze Sache lächerlich vor.

Drey Tage waren also beynahe verflossen, in denen mich mein Herr theils zum Abschreiben gebrauchte, mit der Versicherung, dafs er mich bald Aufsätze würde ausarbeiten lassen, theils mich

in der Stadt herumschickte, um mündlich seine Aufträge auszurichten; und dabey gab ich mich überall als den Sekretär des Herrn Residenten an, und genofs alle dieser Charge anklebende Ehre und Prärogative, besonders in der Judengasse, in die ich einigemal zu einem Wechsler dieser Nation, der, wenn ich nicht irre, Moses Anschel hiefs, gesendet wurde.

Des Residenten ganzer Hofstaat bestand in mir und seinem alten Bedienten Johann, der ein eben so ehrliches Gesicht hatte wie sein Herr, welches vielleicht noch wahrer war. Dieser Johann brachte am dritten Tage meiner Dienstzeit einen Sack Geld nach Hause, welches gezählt, und auf dem Tische in Kolonnen zu zehen Stück Konventionsthalern aufgethürmt wurde. Hierauf kam ein Mann in Husarenuniform mit einer schönen Dame, und sobald diese eingetreten waren, mufste ich mich auswärts vor die Thüre postiren, und bekam Ordre, nicht eher wieder herein zu kom-

men bis ich gerufen würde, auch niemand herein zu lassen, als den Juden Amschel. Der erschien nach einiger Zeit auch mit einem Geldsacke und durfte passiren; ich aber verliefs meinen Posten nicht, bis der innere Actus, von dessen Beschaffenheit ich nichts wufste, nach zwey Stunden geendigt war. Der erste abtretende Akteur, Moses Amschel, trug ein versiegeltes Paket unterm Arme, und studirte im Gehen in einem beschriebenen und auch besiegelten Papiere. Kurz darauf ging der Herr und die Dame ab, und ersterer gab mir ganz trocken zehen baare Konventionsthaler nebst einem Zeichen mit der Hand, dafs ich mich nicht erst lange bedanken sollte. Bravo! dachte ich — das geht gut, nun bist du doch endlich auf einem Platze wo Tittel und Mittel zusammentreffen, wenn das so fortgeht und solche Trinkgelder einkommen für nichts und wieder nichts, so wirst du bald ein reicher Mann werden. Ich trat in's Zimmer, wog meine Thaler in der Hand und zeigte sie meinem

Herrn mit grofsem Gaudio. »*Fort bien*, »stecken Sie es nur ein, das gehört Ih»nen, ich gönne meinen Leuten gern »Verdienst, aber ich habe Ihnen was »anders zu sagen, das mir sehr unan»genehm ist. Briefe von meinem Herrn »melden, dafs man mir von der Re»sidenzstadt aus einen Sekretar schik»ken wird, ich kann Sie also nicht be»halten, indessen ist mir's doch lieb, »dafs Sie nicht ganz leer von mir ge»hen; wenn ich sonst etwas für Sie »thun kann, so will ich's gern; Sie sind »ein braver junger Mensch und besitzen »alle Geschicklichkeit zum Sekretar, »aber da ich den neuen Sekretar schon »in ein paar Tagen erwarte, so müssen »wir uns morgen scheiden.«

Diese Ankündigung versteinerte mich fast. Ich machte eine so tramige Figur wie Sebald Nothanker im Chodowieckischen Kupferstiche, da ihm der Kragen abgenommen wird. Das jammerte den alten Johann; er kam auf einen Einfall der mich merklich tröstete: »Ew. Gna-

»den, sagte er, können Ihm ja einen »Abschied geben, als wenn Er hier »schon ein paar Jahre als Sekretar ge»standen hätte.« — Das war der alte Herr zufrieden, und da ich mir selbst Tages darauf einen Abschied mit zierlichen Buchstaben voll herrlicher Lobsprüche Vorzeigers dessen, aufgesetzt hatte, unterschrieb er ihn und drückte sein Siegel darauf.

So war ich also nun Sekretar *in partibus infidelium* und bezog wieder mein altes Quartier. Das ganze Betragen des Mannes schien unerklärlich, denn er bekam keinen andern Sekretar. Was es mit der Farce meiner Sekretarschaft für Bewandnifs hatte, das habe ich freylich weder vom ihm noch von seinem Diener Johann erfahren, wohl aber in spätern Zeiten von meinem Freunde Perez.

Der Mann war zu der Zeit eigentlich gar nicht mehr Resident, denn er war ganz aus den *** Diensten entlassen, fand aber nicht für gut, es selbst zu sa-

gen, und sah sehr gern, wenn man ihn noch für das hielt was er gewesen war. Es war kurz nach dem Hubertsburger Frieden. Viele verabschiedete Offiziere kamen nach Frankfurt, und manche wendeten sich noch an ihn. Unter diesen letzten war ein gewisser Husarenmajor, der sich in der Folge noch einen Namen gemacht hat unter den Heiden in Amerika. Er und seine Frau, die aus einem guten adelichen Geschlechte im Reiche stammte, verzehrten das wenige was sie mitbrachten, und hatten in kurzem auch nichts mehr zu versetzen als ein paar alte pergamentne Familiendokumente mit daran hängenden Sigillen, die der Frau gehörten. Aber da war kein Kenner, der den Werth dieser Alterthümer mit Gold oder Silber zu vergleichen wußte. Der gewesene Resident allein versuchte, aus Pergament Gold zu machen, und ich war ein unschuldiger Mitarbeiter an diesem Transmutationsprozesse, doch nur als Figurant der blos *ad hunc actum* angestellt war.

Mein Herr, der in vorigen Zeiten mit dem Juden Anschel mancherley Verkehr trieb, wollte den Kredit benuzzen den er sonst als Resident bey diesem Juden gehabt hatte, getraute sich aber nicht, ihn gerade zu anzureden, weil er nicht gewifs wufste, ob ihm seine Entlassung bekannt sey oder nicht? Darum wurde ich als Sekretär angenommen, damit noch alles im alten Glanze erschien; und da mir nicht anders bekannt war, als dafs er noch wirklicher Resident sey, so hätte ich auch diese Wahrheit mit Feuer und Schwerdt verfochten, wenn jemand Zweifel geäussert hätte, um so mehr da meine so langerwünschte Sekretarschaft darauf beruhete. Also wurde ich erst zu dem Juden abgesendet, um ihn zum Residenten zu citiren, und dieser wufste schon, dafs er nicht nöthig hätte, mich zu instruiren, meinen Charakter geltend zu machen, denn es war mir gar leicht anzusehn, dafs ich, den die Eitelkeit über meine neue Ehrenstelle auf dem Ge-

sichte anzusehen war, es ohnehin nicht unterlassen würde. Der Jude wurde beordert, um zwölf Uhr zu erscheinen, und dafs er sich mit aller Ehrfurcht dazu willig finden liefs, war ein gutes Zeichen, dem zufolge der alte Johann sogleich aufs Pfandhaus wandern mufste. Alles was der weiland Resident noch von seinem alten Wohlstande gerettet hatte, war ein Ring in Brillanten gefafst. Diefs war ein Kleinod, das der alte Herr allen Menschen zeigte, denn der Ring war mit dem Bildnisse Friedrichs des Einzigen geziert, und der alte Herr gab gern zu verstehen, er habe ihn vom Könige zum Geschenke erhalten. Er zeigte ihn aber nur, wenn er in seinen Händen war, und in diesen war er abwechselnd, und abwechselnd im Pfandhause. Tausend Gulden die Johann auf diesen Ring in lauter Konventionsthalern brachte, wurden auf dem Tische in Kolonnen aufgethürmt, und die Pergamente mit ihren Kapseln dabeygelegt. Als nun Moses Amschel eingetreten war,

bewillkommte ihn der alte Herr freundlich.

»Mein lieber Moses! du weifst, dafs »ich allemal an dich denke, wenn was »zu verdienen ist; der verwünschte Krieg »und der Verdrufs den ich habe erdul»den müssen, hat uns eine Zeitlang ge»trennt, aber nun werden wir schon »wieder bisweilen etwas mit einander »machen. — Da hat mir mein Herr »eben einen seiner Flügeladjutanten ge»schickt, einen Kavalier aus ***, der in »einer Affaire nach Frankreich reisen »mufs, um Genugthuung zu begehren, »und der hat seine Gemahlinn mit sich »genommen, damit sie auch Paris zu »sehen bekommt. Es ist eine der reich»sten Damen im Reiche, hat grofse »Güter die ich recht gut kenne, aber »der Teufel hat ihn hier unter die Spie»ler geführt, und er kann nicht Geld »beziehen als in Paris. Die Leutchen »brauchen aber wenigstens 2000 Thaler, »um von hier wegzukommen, und zum »Reisegelde. Es ist alle Sicherheit, die

»Frau läfst sogar die Dokumente von »ihren Gütern zum Pfande da, aber »wenn ich die Sache allein mache, so »ist nichts zu verdienen, denn da wür»de ich schön ankommen, wenn sie »was merkten. Da liegen schon mei»ne 1000 Gulden! willst Du eben soviel »dazu legen, so theilen wir den Vortheil, »denn er mufs uns einen Wechsel auf »2500 Thaler geben, in sechs Monath »zahlbar. Die Frau mufs sich mit unter»schreiben, die Wechsel und die Doku»mente die sie uns zum Pfande lassen, »bleiben gegen einen Revers über mei»ne 1250 Thaler in deinen Händen, »aber Du mufst deine Rolle gut spie»len, damit sie nicht merken, dafs ich »Theil an der Sache habe, und mufst »Dir gefallen lassen, dafs ich mit Dir »handele und wacker gegen den Wu»cher predige. Du kannst in ihrer Ge»genwart nur keck 3000 für die zwey»tausend fordern.«

Moses Amschel ging glücklich in die Schlinge. Er hielt das Geschäft für sicher, weil

weil der Resident selbst 1000 Gulden mit aufs Spiel setzte, brachte das Geld, handelte und wurde behandelt, nach gewöhnlicher Weise, und als er für sein Geld den Wechsel und die Pergamentbriefe, die in seiner Gegenwart eingesiegelt wurden, empfangen hatte und abgetreten war, so zog erst der Alte seine 1000 Gulden ein, womit er den Ring einlöste, und theilte die andern 1000 Gulden mit dem Major, der dem alten Johann und mir einem jeden sein Accidens abreichen mulste. Der alte Herr ist kurz darauf gestorben, und Moses Amschel oder seine Erben werden wohl noch im ungestörten Besitze der alten Pergamente seyn und bleiben ewiglich. Ob Freund Perez auch Antheil an diesem Gil - Blas - Streiche hatte, das weifs ich nicht gewifs. Vom Gelde hat er nichts bekommen, aber die Ehre der Erfindung mag ihm zum Theile gebühren und die schöne Dame nicht unerkenntlich gewesen seyn.

Das Dreyzehnte Kapitel.

Müller durchstreicht das Land mit einem Spanischen Abentheurer.

Meine Schulden wurden nun berichtigt. — Zu den Lustreisen nach Hanau hatte ich keinen Anlafs mehr, weil Madame Ziegelstein mit ihrer adelichen Freundinn von Schwalbach auf die Güter gereiset war, wo sie eine Zeitlang bleiben sollte. Ich hätte also bald wieder in Ordnung kommen können, aber der verzweifelte Sekretartitel führte eine Abneigung für alles Abschreiben mit sich, und da ich mich nun für keine Gesellschaft zu niedrig dünkte, so zog ich in den Wein - Kaffe - und Traktörhäusern herum, beschmarotzte meine Freunde, verdiente bisweilen einige Gulden in der Geschwindigkeit, und verzehrte sie in gleichem Tempo. Doch wich ich neuen Schulden aus, weil ich nur für den Mund zu sorgen hatte, und so ziemlich

mit Kleidern versehen war. Mein Dichten und Trachten ging nach einem neuen Herrn, bey dem ich meine Gaben zum Sekretar konnte glänzen lassen; aber das Zeugnifs des alten Herrn wollte nirgends sehr empfehlenden Eindruck machen. Das Schicksal hatte meinen Ausgang aus dem Frankfurter Egypten in das Wiener Kanaan beschlossen. Ehe ich aber daran komme und in meiner Erzählung fortfahre, muls ich mir die Freyheit nehmen ein wenig vom Texte auszuschweifen.

Es liegt mir schwer auf dem Herzen, und ich muls es nur gerade heraus sagen, ich befürchte, dafs der ungeneigte Leser manches gegen meinen historischen Stil einzuwenden haben möchte, und dafs dem einen die biblischen Anspielungen, und dem andern die Kanzleyfloskeln mifsbehagen. Ob sich das nun zwar Schreiber dieses, eben so sehr nicht zu Herzen nimmt, mafsen es im gegenwärtigen Augenblicke noch sehr ungewifs ist, ob mein Büchlein jemals

gedruckt wird; so stellt er doch höhern Einsehen anheim, ob ein Mensch der eine wahrscheinliche Erzählung verspricht, nicht auch einen wahrscheinlichen Stil schreiben soll? Habe ich nicht in dem Hallischen Waisenhause, wo die grofse Bibelfabrik ist, die Worte der Bibel, wie Milch eingesogen, und sie bey den Herrnhutern nahrhaft verdaut? Bin ich nicht bey Sachwaltern und Rechtspflegern auf den Stufen der Wohlredenheit heraufgeklettert, und zu Frankfurt bey dem Tempel der *ampullæ Dictatura Circensis* in alle ihre Geheimnisse gedrungen? Wie sollte ich dem anders schreiben?

Was aber sonst die Wahrscheinlichkeit anbelangt, auf die ich mir um so viel mehr zu gute thun möchte, da ich eigentlich so viel Wahrheit liefere; so mufs ich blos in Bezug auf die folgende Begebenheit ein kleines *avis au lecteur* vorausschicken. Die Wiener Broschwisten würden es einen Fingerzeig nennen, denn seit einiger Zeit sind dort die Fingerzeige und Leitfäden sehr Mode. —

Zugegeben, dafs der Romandichter der keine Feenmährchen schreibt, nicht aus den Schranken der Wahrscheinlichkeit weichen darf — was hat er zu thun, wenn er aus triftigen Ursachen wahre Geschichten in seinen Roman einzuweben hat, die aber ganz unwahrscheinlich scheinen? Antw. Er soll sie erzählen wie sie geschehen sind, und sich mit einer gehelmten Vorrede verwahren. Das ist ganz mein Fall! Was ich hier von dem Manne erzähle, der sogleich auftreten wird, ist alles so buchstäblich wahr, dafs kein gerichtliches Instrument vor Notarien und Zeugen mehr Glauben verdient als meine Erzählung; und doch mufs ich ausrufen: *Quis credat hoc, vel duo vel nemo?* — Mit dem *nemo* hat es seine Richtigkeit, aber die *duo*, ob die noch leben? das weifs der Himmel. Der eine ist der Held selbst von dem die Rede ist, und der zweyte ist *Monsieur d'Inarre*, vordem französischer Offizier, und damals Besitzer des Gasthofs zu den zwey ro-

then Schwerdtern in der Bockenheimergasse. Lebt dieser brave Mann noch und liest dieses: »*Eh bon jour Monsieur* »*d'Ivarra!* haben Sie wohl je gedacht, »dafs ich Sie im Angesichte des ganzen »Publikums grüfsen werde?» — Doch nun zur Begebenheit!

Ich schlenderte einst nach meiner Gewohnheit durch die Gassen wie ein wahrer Faullenzer, wozu ich — beyläufig gesagt — einen guten Ansatz hatte, und begegnete unweit der Hauptwache meinem Freunde Geyser, einem zu der Zeit beliebten Wundarzte in Frankfurt. »Kommen sie mit mir,» sagte er, »hier »in den zwey rothen Schwerdtern kön»nen sie einen seltsamen Kauz sehen, »dem ich ausdrücklich selbst den Bart »schere, weil ich ihn gern kennen möch»te, und weil er nur mit Dukaten bez»zahlt.» — Da fand ich denn in dem Wohnzimmer des Herrn D'Ivarre einen Mann von etwa vierzig Jahren, grofs, wohlgewachsen, bräunlichen Angesichts, nicht übel gebildet, aber mit gemeinem,

fast bäuerischem Anstande. Sein Haar war schwarz, ungepudert, ohne Locken und hinten geflochten; er hatte einen grofsen Hut auf, mit einer breiten gezackten goldenen Tresse, war bekleidet mit einem blauen Reisehabit (Balandran), halb Mantel und halb Kleid, darunter eine rothe breit bordirte Weste, um den Hals ein buntes seidenes Tuch, um den Leib ein breites Wehrgehenk mit einem Haudegen, steife Stiefeln und ein schmutziges Hemde. Was ihn aber merkwürdiger als alles das machte, war ein Sack ziemlicher Gröfse, voll spanischer ganzer und halber Dublonen, den er vor sich auf den Tisch stellte und auf und zu band, wenn er etwas zu bezahlen hatte; wie er denn auch dem Herrn Geyser, nach abgenommenem Barte, eine halbe Dublone darreichte, und noch überdiefs eine Flasche Wein kommen liefs, uns damit zu regaliren. Dafs er ein Spanier war, war unverkennbar; er sprach wenig, und aufser seiner Muttersprache nichts als

schlecht französisch, worin ich, der es eben so sprach, mich zu ihm recht gut schickte.

Wo aber dieser Maschinenheld mit seinem Sacke hergekommen war? das wufste damals niemand, und ich weifs es auch jetzt noch nicht. Er kam zu Fufse, ohne Kutter oder Mantelsack in den zwey rothen Schwerdtern an, trug seinen Geldsack nicht ohne Mühe unterm Arm, und fieng, wie es scheint, erst da an Gebrauch davon zu machen, weil er noch ganz voll war. Ob er nun durch die Luft aus Spanien hergeflogen ist, und auch unterwegs von der Luft gelebt hat, das ist mir noch immer ein Räthsel. Genug, ich hatte das Glück ihm zu gefallen. Es war niemand zugegen, der französisch sprach, als Monsieur D'Inarre, und der hatte im Hause Geschäfte. Der Fremde unterhielt sich also inzwischen mit mir und lud mich zu einem Spaziergange ein. Wir giengen durch etliche Gassen; er kaufte mancherley was ihm in den Weg

kam, aber was er kaufte waren nur alte schon getragene Meubeln und Kleidungsstücke. Er suchte Wäsche, aber er wollte nicht Leinewand kaufen, um sich Hemden davon machen zu lassen, ob ich ihm gleich versicherte, dafs er in 24 Stunden ein halbes Dutzend fertig haben könnte. So machte er es mit allem was er brauchte, und so gab er allein den Trödlern aus der Judengasse Geld zu lösen. Weil er das deutsche Geld nicht kannte, und manche Leute, bey denen wir Kleinigkeiten kauften, nicht herausgeben konnten, machte ich ihm den Vorschlag, etwas von seinem Golde umzusetzen; wozu er sich unter der Bedingung verstand, wenn ich die Silbermünze tragen und davon auszahlen wollte. Es wurden also zwanzig Stück verwechselt, und ich bekleidete das Amt seines Zahlmeisters der mindern Ausgaben. Das Zutrauen, das er bey dieser Gelegenheit für mich hatte, nebst der Hofnung mich dabey wohl zu stehen, machten mir Lust, das Amt

zu behalten, und die Erzählung, die ich ihm unterm Spazierengehen von meiner damaligen Lage machte, nebst den geschickten Wendungen, die ich dem Diskurs zu geben wußte, bewogen den Dublonenmann, mir seine Dienste anzubieten, unter welchem Charakter es mir selbst gefällig seyn würde. — Freylich war er nicht Excellenz, Minister oder Resident, aber die Dublonen! — Die Dublonen! — Diese überwanden mich. Ich trat in die Dienste eines Erdensohns, der keinen Titel hatte, den selbst Linné in keine Klasse hätte bringen können, von dem man, so wenig als vom Melchisedech wußte, wer sein Vater oder Mutter war? ob er getauft oder beschnitten sey? — der mir aber täglich eine Dublone gab. — Dafür war ich sein Sekretär, habe ihm in dieser Eigenschaft 36 Tage, schreibe sechs und vierzig Tage, gedient, täglich mein Goldstück richtig bekommen, und in diesem ganzen Zeitraume auch nicht

eine Zeile für ihn geschrieben. Einen Namen hatte er doch, er hiefs Don Juan Varluzel, aber von seiner Abkunft war nichts zu erfahren. Dafs er kein Grand von Spanien und vielleicht auch nicht einmal ein Hidalgo war, das zeigten seine Sitten, Gebehrden und Neigungen. Er liebte den Branntwein, und labte sich oft mit einem Glase des schlechtesten, wenn er für mich und für seinen übrigen Holstaat Burgunder bezahlte. Er wechselte selten Wäsche, kaufte sich, wie gesagt, nie ein neues Kleidungsstück, und hatte darum auch das Ansehen eines marktschreyenden Zahnarztes. Er schlief am liebsten auf der Streu, und war nur allein in der Liebe etwas delikater als in seinen übrigen Bedürfnissen, denn er gab sich nie mit den gemeinen Buhldirnen ab; wenn er aber ein hübsches Weib oder Mädchen sah in ehrbarer Gestalt und Kleidung, die seinen Augen gefiel, da zählte er eine verhältnifsmäfsige Summe in seine Hand und machte stillschweigend

Zeichen und Gebehrden. Sehr oft verfehlte diese stumme Liebeserklärung die gehoffte Wirkung nicht, wenn sie gleich nicht allezeit auf der Stelle erfolgte. So wenig man von seinen vorherigen Schicksalen erfahren konnte, eben so wenig waren seine Absichten für die Zukunft zu errathen. Alles was er mir, seinem ersten Vertrauten, darüber zu eröfnen gut fand, war, dafs wir bald von Frankfurt aufbrechen würden, mit der vorläufigen Instruktion, mich aller Bagage zu entledigen, weil er nicht anders als zu Fufse zu reisen pflegte, und keinem männlichen Geschöpfe seines Gefolgs eine andere Art zu reisen verstatten könnte. Dieses Gefolge wuchs in Zeit von drey Tagen so stark an, dafs ich endlich selbst auf die Abreise drang, weil wir sonst mit einem Gefolge wie weiland der Mausefänger von Hameln zur Stadt hinausgezogen wären, denn jeder Taschenspieler, Seiltänzer oder anderer Possenreisser, der sich dem Don Juan Varluzel

präsentirte, wurde ohne weiters mit Weib und Kind, Rofs und Maulern in Dienst genommen: und so zog er mit der ganzen Karavane an einem schönen Morgen zur Stadt hinaus, ich aber mit meinem Freunde Perez, der mich ein Stück Wegs begleitete, nahm weislich einen Vorsprung.

Zu dem, was ich von diesem Spanischen Abentheurer erzählt habe, mufs ich noch hinzusetzen, dafs der Mann weder dumm noch blöde war, dafs er eine gewisse Festigkeit in seinem Charakter blicken liefs, die auch mich in Respekt erhielt, ob mich gleich sein übriges Betragen so stolz machte, zu glauben, dafs ich besser sey als er. Er sprach wenig, aber wenn er sprach, zeigte er bisweilen auch Witz und Laune. Unweit Mainz waren wir ein Stück vor der Karavane voraus gegangen, und traten in ein Wirthshaus, wo Werber waren. Der Offizier, der meinen gnädigen Don für einen französischen Deserteur ansah, redete ihn in dieser

Sprache an, und bot ihm zehen Louisd'or Handgeld, wenn er als Grenadier Dienste nehmen wollte. Der fragte dagegen ganz kaltblütig: ob man ihm baares Geld geben würde? Der Offizier versicherte, er sollte zu Frankfurt im Werbehause die Summe baar haben. — »Aber ich,« antwortete der Don, »ich gebe Ihnen hier auf der »Stelle zwanzig Dublonen, wenn sie »Musketier des Königs in Spanien werden wollen,« und damit zog er seinen Geldsack hervor und liefs das Gold schimmern, welches den Werber in Respekt setzte und die Unterhandlung abbrach.

Wir zogen wie die Kinder Israel in kurzen Tagereisen. Wo es uns gefiel, da verweilten wir drey, vier und mehrere Tage, und hielten keine bestimmte Marschroute, sondern wichen nach Belieben bald rechts bald links aus der Strafse, dankten unterwegs Leute aus unserm Hofstaate ab, und nahmen andere an. So durchkreuzten wir die

Pfalz, ein Stück von Schwaben, und endlich Baiern, wo wir zu Donauwerth in der Krone bey dem Gastwirthe Baudrexel, der uns besonders wohl bediente, eine lange Pause machten. Meinem Herrn gefiel es in diesem sonst eben nicht sehr angenehmen Orte so wohl, dafs es das Ansehen gewann, als ob wir da überwintern würden. Ich für meine Person wendete diese Ruhezeit zu allerley weisen Betrachtungen und Entwürfen an. Ich hatte nun fast sechzig Dublonen gesammelt; eine Summe, der ich noch mein Lebtage nicht mächtig gewesen war, und mit der ich mir in Frankfurt Figur zu machen getrauete. Ich war des Herumziehens müde, sehnte mich zurück, um mich da in einiger Gröfse zu zeigen, wo ich nur immer noch eben nicht viel vorgestellt hatte. Dame Ziegelstein kam mir auch in den Kopf, die ich wieder in Hanau vermuthete, und endlich, zu meiner Schande mufs ich es gestehen, auf meinen Entschlufs hatte es Einflufs, dafs der Gold-

sack meines Patrons so leicht geworden war, dafs man sein Ende fast auf den Tag ausrechnen konnte. Die Unwahrscheinlichkeit zu frischen Dublonen, bey einem Manne, der keinen Kuffer hatte, und mit niemand in der Welt Briefe wechselte, die Furcht sogar, dafs er, wenn ihm nichts mehr übrig blieb, mit Billigkeit auf mein erspartes Gut Anspruch machen könnte; alles dieses bewog mich, als ein vorsichtiger Spekulant, zeitlich auf Retirade zu denken. Ich war nur verlegen, wie ich's anstellen sollte; denn es fehlte mir an Unverschämtheit, geradezu meinen Abschied zu fordern, ob ich gleich, weder durch schriftlichen noch mündlichen Kontrakt an eine gewisse Zeit gebunden war. Das Resultat meiner Berathschlagungen fiel endlich dahin, den Mann nach und nach darauf vorzubereiten, und dazu machte ich auf einem Spaziergange von dem Kloster Kaisersheim den Anfang. Ich äufserte Lust die Stadt Nürnberg zu beschen, und

wünsch-

wünschte, dafs er mich auf ein paar Tage entbehren könnte *(se passer)*, um dahin zu reisen. *Passer!* sagte er, *si vous vous pouvés passer de moi, je me passerai bien de vous pour quelques jours, et même pour toute ma vie.* — Das war nun zwar das was ich wünschte, aber doch machte diese Sentenz auf mich ungefähr den Eindruck, den eine Kanne kaltes Wasser macht, die über den Kopf gegossen wird. Ich nahm mit der Verlegenheit eines begofsenen Pudels Abschied von Don Juan Varluzel, und eilte mit verdoppelten Schritten zur Stadt hinaus gerade nach Nürnberg zu.

Das Vierzehnte Kapitel.

Walter gesellt sich zu feinen Damen.

In einem Städtchen, wo mir recht ist, Moheim genannt, kehrte ich im Wirthshause ein, Mittag zu halten. Da saſsen in der Wirthsstube ein paar feine Damen, wohl gekleidet und schön angemalt, die eben auch ihre Mahlzeit einnahmen und mit einander französisch parlirten. Man deckte für mich einen besondern Tisch. Der Kützel stach mich während der Zubereitung meines Kouverts, mich in den Diskurs der Schönen zu mengen, und mein französisches Sprachtalent glänzen zu lassen; aber sie schienen mir zu vornehm, und ich war zu blöde für Standespersonen des schönen Geschlechts. Sie fiengen endlich an von mir zu reden. Ich hörte die eine zu der andern sagen: »diesem »Menschen würde das Kleid vollkom»men passen,« und das machte mich

aufmerksam, und nun noch aus Neugierde als Blödigkeit zurückhaltender, um zu erfahren wo das hinaus wollte. Von ungefähr fand ich, ich weifs nicht welchen Anlafs, meinen Geldbeutel herauszuziehen, und liefs da, um meine werthe Person wichtig zu machen, einen Theil meiner Dublonen blinken, welches gute Wirkung that. Das eine Frauenzimmer fragte mich deutsch: ob ich französisch verstände? Antwort: Nein! — Das war nun ein besonderer Umstand! Hätte sie mich französisch gefragt, so würde ich ihr in der Sprache geantwortet haben; aber so fuhr mir das Nein heraus, und ich war genöthigt, meine Eigenliebe zu unterdrükken, und die Rolle des Idioten fortzusetzen, die mir wohl ganz natürlich anstand, weil sie meinem Nein auch nicht den mindesten Zweifel entgegensetzten, sondern das deutsche Gespräch mit unbedeutenden Fragen und Antworten fortsetzten, bis sich mir das Geheimnifs von dem Kleide aufschlofs.

Die eine Schöne sagte: »wir sind zwey »Schwestern, mein Herr! und kommen »von München, wo wir die Erbschaft »eines Bruders abgeholt haben, der dort »gestorben ist. Unter seinem Nachlasse »ist auch ein schönes gesticktes Manns-»kleid, das Ihnen gerecht seyn wird; »wenn Sie Lust haben, es zu kaufen, »so will ichs Ihnen zeigen.« — Das Kleid wurde aus dem Wagen geholt, approbirt, passend befunden, behandelt und gekauft. Wir kamen aber dadurch noch in nähere Verbindung. Die Schönen reiseten nach Nürnberg, — ich auch. Sie hatten einen Kutscher bis dahin gedungen, und es war noch Platz in ihrem Wagen. Um mein erkauftes Kleid gut fortzubringen, und den Damen einen Ehrenhüter abzugeben, wurden wir einig über meinen Beitrag zu den Reisekosten, und ich setzte mich zu ihnen. Welche Macht mir beystand, dafs ich nicht mit meinem Bisgen französisch herausplatzte, das weifs ich nicht; ich glaube, es war diesmal allein

die Neugierde, um so mehr, da ich schon auf der ersten Station aus der Weiber Zusammensprache vermerkte, dafs ich eben nicht mit Vestalinnen reisete. Sie thaten sich auch keinen Zwang an in Bezug auf meine theure Person, sondern liefsen ihren gallischen Witz auf meine Unkosten lebhaft spielen, und wollten, so wie ich merkte, auch ihres Leibes auf Kosten meines Beutels pflegen. Alles dieses bestärkte meinen Vorsatz, mich recht fest in den Mantel der Unkunde ihrer Sprache zu hüllen, und mein Herz vor Liebe zu bewahren; denn eines Eindrucks, den die ältere Schwester, Konstanze genannt, auf mich gemacht hatte, konnte ich mich nicht völlig erwehren. Nur die verächtlichen Ausdrücke, die sich die zwey Nymphen über mein gauches Benehmen und meine deutsche Michelschaft erlaubten, entschieden in meinem Herzen, sie zu überlisten, und keine Blöfse zu geben.

Demmgeachtet machte ich schon im ersten Nachtquartiere eine kleine Attake

auf das Herz oder vielmehr die äufsere Wand der Herzkammer der schönen Konstanze, und wurde zwar nicht mit eiserner Sprödigkeit, aber doch mit affektirter Zucht und Ehrbarkeit in die Gränzen des Wohlstands zurück gewiesen. Das geschah in einem Augenblicke da die andre Schwester Mimi nicht im Zimmer war. Als diese kam, wurde ihr die Eroberung in gutem Elsafser-französisch kund gemacht, und darüber glossirt. Mimi meinte, die Zeit sey zu kurz um einen Roman zu spielen, es sey also nicht wohl gethan sich mit Formalitäten aufzuhalten, und den Hauptzweck darüber zu versäumen. Diesen Hauptzweck glaubte ich in einem guten Nachtessen auf meine Kosten zu entdecken, und wollte mich dagegen mit erzwungenem Geize verstählen, machte auch, da uns Mimi wieder allein liefs, den blöden Schäfer und blieb so in den Schranken der Ehrbarkeit, dafs sich Fräulein Konstanze genöthigt sah, mir ihrer Seits Muth zu machen und mich

endlich zu versichern, dafs sie eben keine Abneigung für mich habe, sich aber wegen ihrer Schwester etwas behutsam aufführen müsse. Dagegen wendete ich nichts ein, ob ich gleich das Wahre der Sache besser wufste. Indessen, so wenig sie sich vor mir in Acht nahmen, konnte ich doch diesen Abend ihre eigentlichen Absichten nicht vollkommen entdecken; das merkte ich aber wohl, dafs sie eine Haupt - und Staats - Aktion an mir ausführen wollten. Wir setzten uns zu Tische. Schwester Mimi öffnete ihren Flaschenkeller, worinn guter Malaga war. Man theilte mir gastfrey meine Portion zu; es war nichts von Prellerey zu merken, vielmehr bezahlten die Damen ihren Antheil; welches ich aus angebohrner Höflichkeit für das schöne Geschlecht gewifs nicht zugegeben hätte, wenn ich nicht durch ihre Diskurse mifstrauisch geworden wäre. Ich wollte schlechterdings nicht der dumme Teufel seyn, für den sie mich hielten, und war es auch nicht, Dank sey es meiner französischen

Sprachkenntnifs! Indessen benutzte ich jede Minute, in der wir allein waren, mit der Dame Konstanze zu löffeln, und es blieb diesen Abend noch unentschieden, wie sich der Roman endigen würde. Den folgenden Tag wurde peinlich Halsgericht über mich gehalten, und viele Ausdrücke machten mir es gewifs, dafs der Abend zu Vollziehung meines Urtheils bestimmt sey, nur die eigentliche Beschaffenheit dessen was mir zugedacht war, blieb mir ein Räthsel: denn ob sie mich gleich, so lange sie französisch sprachen, für so unbedeutend als ihren Flaschenkeller ansahen, so hüllten sie doch das Wesentliche ihres Plans in eine Bildersprache die ich nicht verstand. Erst da wir schon in das Nachtquartier eingerückt waren, entdeckte ich den mehr als schelmischen Anschlag. — Die Schönen gingen nach löblicher Gewohnheit ihres Geschlechts in Gesellschaft auf den Abtritt. Ich schlich mich in die zweyte Abtheilung, und hörte da mit Entsetzen was mir bevorstand. Kon-

stanze sollte mir diesen Abend alle Hoffnung zu einer nächtlichen Zusammenkunft machen; dann wollte man mich am Ende der Mahlzeit in einem Glase Malaga mit schlafmachenden Tropfen auf vier und zwanzig Stunden meiner Sinnen berauben, mich bis aufs Hemde ausziehen und zurücklassen. Zweyerley war mir besonders auffallend bey dieser Entdeckung: erstlich die Titulatur, denn wo die Rede von mir war, hiefs es nur immer *le coquin* oder *la bête*, und zweytens, dafs meine eigentliche Schöne noch soviel Mitleiden hatte, mich nicht aller Kleider zu berauben; aber die andere bestand auf diesem Punkte um des allgemeinen Besten willen, weil mir dadurch die Gelegenheit zum schnellen Nachsetzen abgeschnitten würde. Die Nymphen wollten in der Nacht noch abreisen, auf der ersten Station wo Postpferde zu haben waren, den Kutscher zurückschicken und sich schnell und weit entfernen, damit sie ein armer nackender Teufel nicht einholen könnte.

Es war mancherley bey diesem Projekte, das auch ohne meine jetzt erworbene Kenntnifs eben nicht einen so gar gewissen Ausgang versprach; aber ich liefs es nicht zum Aufsersten kommen, denn meine Rachsucht ging nicht bis zum Verderben dieser weiblichen Sünder. Ich setzte meine Karessen fort, bekam abgeredetermafsen mein Rendezvous, wir speisten mit der heitersten Laune, und als alle Vorbereitungen ihren erwünschten Fortgang gehabt hatten, brachte mir Schwester Mimi ein grofses Glas Malaga, das ich auf die ausgebrachte Gesundheit meiner Inklination ausleeren sollte. Ich ergriff es, stand auf, erhob meine Stimme und harangirte wie folgt: »*Mesdames! je suis »démoniaque et quelquefois mon dia»ble me fait parler des langues étran»gères. à présent il me fait dire en »bon françois, que cette bête et ce co»quin que je suis, ne sera pas la dupe »de ces coquines que vous êtes! Ainsi »soit il!*« Da standen die Heldinnen

wie vom Donner gerührt, versteinert wie Bildsäulen, und machten sich Luft — durch Thränen. — So weifs sich auch das Laster der kostbaren Hülfsmittel empfindsamer Seelen zu bedienen — und es wirkte. — Ich war weder so zornig noch so grausam die Sache weiter zu treiben, sondern wir söhnten uns aus, wurden gute Freunde, und versiegelten unsere Versöhnung.

Wem diese Probe meines Muths mit meinem Charakter zu kontrastiren scheint, der mufs bedenken, dafs ich kein Buch wie Vetter Karl Pilger schreibe, und ihm also nicht die Entwickelung und das stufenweise Wachsthum meiner Geisteskräfte vom Kinde zum Jünglinge und von da zum Manne vormalen kann, sondern dafs er sich diese Ab- und Zunahme physischen und moralischen Ursprungs aus den Thatsachen selbst zusammensetzen mufs, und wenn der Leser Widersprüche findet, so soll er sich nur erst die Widersprüche in seinem eignen Leben erklären.

Nach unserer Versöhnung, die sich von der einen Seite auf vollkommene Amnestie und von der andern auf scheinbare Reue und Erkenntnifs gründete, wurden wir so vertraut, uns wechselsweise unsere Begebenheiten *reservatis reservandis* zu erzählen. Da erfuhr ich, dafs die zwey Schwestern *Metz* als ihr Vaterland angaben, und dafs ihr Thun und Gewerbe Gesang und Schauspiel war. Sie waren die nähern Provinzen Frankreichs durchstrichen, hatten bey französischen und deutschen Gesellschaften debutirt und standen zuletzt in Strafsburg bey einer deutschen Truppe, welche aus einander ging und sich anstatt der rückständigen Bezahlung in die Garderobe theilte; daher kam das Kleid. Zuletzt hatten sie sich in Manheim, München, und mehrern Orten theils in Gastrollen theils bey Konzerten hören lassen. Konstanze hatte eine gute Stimme und verstand Musik. Ich mufs nur gestehen, dafs ich Wohlbehagen in dem Umgange mit diesen Prinzessinnen fand, und mich nun,

da wir einander kannten, willig in ihr Interesse ziehen liefs. Wir näherten uns der Stadt Nürnberg, und gaben uns unter dem Thore folgendermafsen an: »*Monsieur Gautier* und *Signora Con-*»*stanza* seine Gemahlinn, nebst ihrer »Schwester, berühmte *Cantatricen*, kom-»men von Paris, logiren im rothen Hah-»ne und werden sich einige Zeit hier »aufhalten.«

Kaum hatten wir uns im Gasthofe umgekleidet, so stolperten schon ein paar junge Nürnberger Patrizier in unser Zimmer, die, wie sie sagten, erst kürzlich von ihren grofsen Reisen zurückgekommen wären. Sie waren wirklich nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, nach ihren Sitten aber waren sie vollkommen so beschaffen, wie man die *Barons allemands* in Paris beschreibet. Sie redeten einen erbärmlichen Jargon und wollten die *Signora Constanza* oft in Paris haben singen hören; wogegen wir freylich nichts einzuwenden hatten. Diese zwey junge Herren und noch ein

paar andere, die Herren *von Sabor* und *von Miau*, liefsen sich sehr angelegen seyn uns ein Konzert zu veranstalten. Dafür spielten nun die ersten zwey die Liebhaber mit den Damen, und die letzten begnügten sich an Freybilleten, und der Erlaubnifs, das verzehren zu helfen was jene auftischen liefsen. Das Konzert kam zu Stande, und ernährte uns so lange wir in Nürnberg waren. Die Sängerinnen wurden im Konzerte beklatscht, und ausser demselben beliebelt. So ging es hier und in Bamberg, Anspach und Bayreuth. Da kamen Domherren, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, die mit solcher Grofsmuth für uns sorgten, davon ich vorher keinen Begriff gehabt hatte. Indessen nützte es mir doch, denn ich wurde von allen diesen Herren als vermeynter Gatte der Schönen die sie anbeteten, sehr säuberlich behandelt, zu ihren Tafeln und Gesellschaften gezogen und dadurch von der knabenhaften Blödigkeit geheilt, mit der ich immer noch behaftet war. Ich lernte Lebensart,

wurde freyer im Umgange mit Vornehmern, und geschliffener in Sitten und Gebehrden.

In Regenspurg liefsen sich, meine Virtuosen am Taxisschen Hofe hören. Da wurde ich zufällig mit dem Herrn Hauptmann *Hase* von der dortigen Garnison bekannt, das war ein ehrlicher Mann, nach dem Schlage seines Kollegen von Kapernaum. Er hatte zwar auch besondere Grillen und Meinungen, aber er liefs sie nicht drucken, wie Herr Jochen Jeremici, und war sonst ohne Falsch und Trug. In seinem Zimmer stand ein guter Flügel, worauf viele Noten lagen, von denen er keine einzige kannte; aber er hörte gern Musik, und liefs sich alle Tage durch einen seiner Soldaten, einen verunglückten Organisten vorspielen. Und darum lud er uns oft zum Frühstücke ein, wo die Weiber singen mufsten, und dafür mit seinem Liqueur und Konfeckt bedient wurden. — Sein treuherziger ungezierter Soldatenton gewann mein Herz. Ich besuchte

ihn oft, erzählte ihm einen Theil meiner Geschichte, und beichtete auch bey Gelegenheit mein Verhältnifs mit den Theaternymphen. Darüber las er mir einen ganz artigen Text, der sich damit endigte: »Herr! lafst die Bestien »sitzen, das sind Rabenäser die über »kurz oder lang ein schlechtes Ende »nehmen. Ihr seyd ein junger Kerl, »der etwas weifs, und wollt in euern »besten Jahren einen Landstreicher ab»geben. Noch kann was aus Euch wer»den. Ich rathe Euch nicht einmal »wieder nach Frankfurt zu gehen, wo »Euch das gröfste Glück nur etwa zu »einem feisten Reichsbürger machen »kann, der sich von einer Schlachtzeit »zur andern auf seine Schwartenmägen »freut. Wenn ihr mir folgen wollt, so »geht nach Wien; dort steht einem jun»gen Manne, der was versteht und ar»beiten will, ein weites Feld zum künf»tigem Glücke offen.» — Seit Bruder Dorius hatte mir niemand so ins Gewissen geredet, und obgleich der Ton sehr

ver-

verschieden von jenem war, so beherzigte ich doch den guten Rath und befolgte ihn. Den Weibern machten wir weifs, ich ginge nach Frankfurt, aber ich schiffte mich in Stadt am Hoff ein, und schwamm in einer Barke des Bairischen Schiffmeisters Keller nach Wien, wohl versehen mit Lebensmitteln und Empfehlungsschreiben; alles durch die Güte des wackern Hauptmanns Hase, dessen Asche in Frieden ruhe!

Das Funfzehnte Kapitel.

Waller lernt in Wien Etikette.

Wir landeten in Wien an einem Uferplatze der Donau, das Schanzl genannt, und da die Mauthner (Zollbeamte) bey mir nicht viel zu visitiren hatten, so liefs ich mich sogleich durch das erste beste dienstbare Geschöpf das mir in Weg trat, hinführen wohin es wollte. Das war ein vierschrötiger Bengel, der mich in den weifsen Wolf auf dem alten Fleischmarkte brachte, und da gleich, ohne mich zu fragen, eines der besten Zimmer für den gnädigen Herrn, der ich seyn sollte, begehrte. Er hatte einen kleinen Korb, der meine ganze Bagage faste, etwa tausend Schritte getragen, und dafür begehrte er zwey Siebzehner, die ich ihm auch in der Angst meines Herzens zuwarf. Diese Angst entstand daher, weil mich der Kellner nun auch Ihro Gnaden titulirte, und ich

das ganz allein für eine Folge der Ankündigung des Trägers hielt. Ich fürchtete schwere Verantwortung und Poen, dafs ich mich adlicher Titel und Vorrechte anmafste, in der Residenz des deutschen Kaisers. Ich fühlte schon die zentnerschwere Hand des Reichsfiskals an meinem Nacken, und hatte doch weder Muth noch Zeit, diese aufgedrungene Ehrenbezeugung von mir abzulehnen, denn der Kellner liefs mich nicht zum Worte kommen, lief rechts und links um mich herum, fuhr alle Augenblicke mit dem messingenen Haarkamm durch sein gestutztes Haar, und schwatzte nur immer von dem grofsen Feuerwerke, das diesen Abend im Prater gegeben werden sollte. Ich liefs alles mit mir machen, und mich sogar in den Prater führen, ehe ich noch mein Zimmer gesehen hatte, denn der geschäftige Kellner versicherte mich, es sey hohe Zeit, und ich würde dergleichen vielleicht sobald nicht wieder so schön sehen.

Wer sich in Wien noch eines Feuerwerks zu erinnern weifs, bey dem unversehends ein schreckliches Donnerwetter und starker Platzregen einfiel, der weifs genau den Tag meiner Ankunft. Mein gesticktes Kleid das ich noch im Schiffe angezogen hatte, um in dem grofsen Wien recht stattlich einzuziehen, wurde ganz verdorben, und um nicht in der Irre herum zu laufen, mufste ich froh seyn, dafs mich noch ein Fiaker gegen einen Speciesdukaten nebst andern einnahm und im weissen Wolfe absetzte. So war mein Eintritt in Wien eben nicht mit günstigen Ahndungen vergesellschaftet. Ich kam nafs wie eine Katze, und hungrig wie ein Wolf in meinen Gasthof zurück. Da bot mir die geschwätzige Zunge des dienstfertigen Kellners allerley Speisen an, die ich nicht kannte: Panadl, Schöberl, Bruchfleisch, Pollackerl, ungrisch Rebhändl u. s. w. Nun wollte ich mir meine Unwissenheit nicht merken lassen; ich wählte also die einzige Speise die ich zu ken-

nen glaubte, *das ungrisch Rebhun, oder Rebhändl*, wie man es in Wien ausspricht. Ein Rebhun, dachte ich, ist immer ein Rebhun, obs in Ungarn oder Polen zu Hause ist, vielleicht sind sie in Ungarn fetter, so wie in Leipzig die Lerchen; aber der Kellner brachte mir — *einen Ochsenfufs*, und lachte mich ehrerbietig aus, als ich ihm sagte: Ich hätte ein Rebhun gefordert, und nicht einen Ochsenfufs. »Ihre Gnoden werden »schon Wienerisch lernen, wir heifsen »hier halt Ochsenfüfse ungrisch Reb»händl.» — Also erfuhr ich, dafs man in Wien Rebhüner fordern und Ochsenfüfse bekommen kann, aber nicht *vice versa*. Ich tröstete mich mit Sancho Pansa, der sich auf der Insel Barataria mitten unter den köstlichen Gerichten auch mit einem Ochsenfufse begnügte, und folgte seinem Beispiele. Aber nun fragte mich der Kellner um Namen und Charakter. — »Ich heifse Waller, bin »Sekretar, und komme von Regens»purg. — »Also Herr von Waller, Se-

»kretar von Regenspurg.» — »Nein, ich »bin kein Edelmann, und bitte mich »mit dem Ihre Gnaden zu verschonen, »ich gebe mich für nichts mehr aus, »als was ich bin.» — »Haben Ihre Gnodn »nicht gesagt, dafs Sie Sekretar sind?» »Ja — aber» — »Nun so sind Sie auch »ein Herr von, und gnädig» und so trollte er sich zur Thür hinaus.

Den andern Tag kam ich noch übler an. Ich erkundigte mich fleifsig, wie man hier in Gasthöfen zu speisen pflege? da wurden mir zweyerley Arten vorgeschlagen, entweder portionenweis Speisen zu wählen, oder an der Wirthstafel zu essen, an welcher man damals im weifsen Wolfe für zwanzig Kreuzer sechs Schüsseln bekam. Ich erwählte die letztere. Als wir nun schon etliche Speisen verzehrt hatten, sah ich meinen Nachbar einen gebratenen Vogel zerschneiden und den Teller vor sich hinstellen; ich hielt es für gemeinschaftliches Gut und griff zu, aber da kam Hanserl der Kellner, wie ein anderer Doktor Peter

Rezio, und klopfte auf dem Teller. »Na, »Ihre Gnodn, das hat sich dieser gnä»dige Herr extra geben lassen.» Mich verdrofs der Mifsgriff, ich wollte ihn mit Anstand wieder gut machen: »Nun »so gebt mir auch extra!» — Gleich wurde ich bedient, — und da es zum Bezahlen kam, mufste ich zwanzig Kreuzer für die Tafel und zwey Gulden dreyfsig Kreuzer fürs Extra zahlen, denn es war Fasan. — Man hüte sich in Wien nur vor allem Extra! Es hat so wie das Interim, verborgne Tücken hinter ihm. Was nur irgend ein wenig von dem Gewöhnlichen abweicht, ist extra, und alles Extra hat keinen festen Preis. Unter andern haben auch die grofsen Damen, nebst ihren Kammerjungfern, Stubenmädln und Garderobenmädln, noch Extramenscher, die buchstäblich so genannt werden; ich kann aber von ihrem Preise nichts sagen, weil mir nach dieser Lektion alles Extra verdächtig war.

Nach dem Essen sah ich in einer

Laube auf der Gallerie zwey artige Frauenzimmer sitzen, und erkundigte mich bey meinem Freunde Hanserl, dem einzigen Menschen der sich noch zur Zeit mit mir abgab: Wer die Schönen seyen? — »Bergschreibers Töchter von »Schemnitz, die mit ihrem Vater hier lo»giren.» — Bravo! dachte ich, das ist deines Gleichen. Ich näherte mich und werde höflich genug aufgenommen; aber nach wenig Minuten verfinsterten sich die freundlichen Gesichter und würdigten mich keiner Antwort mehr. Freund Hanserl merkte gleich die Ursache: — »haben gewifs die schönen Fräulein »Jungfern geheifsen?» — »Nun wie »denn sonst? es sind ja Schreiberstöch»ter.» — S'wohr, aber schauens nit, dafs »sie Schöpf (gesteckte Hauben) tra»gen?» Das waren mir lauter böhmische Dörfer.

Hauptmann Hase hatte mir ein Empfehlungsschreiben an einen Reichshofrathsagenten mitgegeben, das wollte ich nun überreichen. Die grofse Idee die

..h mir von einem solchen Manne machte, erlaubte nicht anders als mit dem geziemendsten Anstande vor ihm zu erscheinen. Nun war mein gesticktes Kleid durch die Wasserfluten des Feuerwerks verdorben, ich suchte also Rath beym Schneider; der verwarf alle Vorschläge zum Repariren oder Umwenden, ich mufste mich zu einem neuen bequemen. Ich wollte Tuch haben, der Schneider der sich par Excellence einen Kleidermacher nannte, bewies unwiderlegbar, dafs kein gescheiter Mensch zu Wien im Sommer ein Tuchkleid trüge. Das liefs sich hören — aber als ich gelbe Knöpfe darauf wählte, da hätte man erst Meister Biegeleisens Grimassen sehn sollen; das war gegen alle Regeln des Wohlstands und seiner Kunst — »im »Sommer darf man sich bey keiner ho»netten Gesellschaft mit gelben Knöp»fen sehen lassen, da werden nur weis»se getragen.» — »Aber lieber Herr »Meister und Freund! die Farbe thut »ja nichts zur Jahreszeit, und die Knöp-

»se helfen ja weder für Kälte noch »Wärme; ich kann mir wohl erklären, »warum man im Sommer Zeug und im »Winter Tuch trägt, aber die Knöpfe?« — »sind hier ein wesentliches Unter»scheidungszeichen der Jahreszeit, im »Winter trägt man Gold, im Sommer »Silber, und wenn sie nicht von aller »Welt ausgelacht, und aus aller guten »Gesellschaft verbannt seyn wollen, so »müssen Sie silberne Knöpfe oder gleich»farbigte mit dem Zeuge tragen.« Mir schien das alles unerklärbar, aber ich sah, dafs es dem Kleidermacher Ernst und dafs er für meine Ehre besorgt war, also unterwarf ich mich seinen erleuchtetern Einsichten und fand in der Folge, dafs er recht hatte; denn die meisten Einwohner Wiens dachten damals wie dieser Schneider, und beurtheilten nicht allein den Geschmack, sondern auch Talente und Verstand nach Rockfutter und Knöpfen.

Das Sechszehnte Kapitel.

Walter wird Agens eines Agenten.

Nachdem ich durch die Huld meines Schneiders etikettenmäßig ausstaffirt und fähig gemacht war, vor einem Reichsagenten zu erscheinen, wollte ich nun zum Werke schreiten, und ihm mein Kreditiv in Person überreichen. Das war aber nicht so leicht als ich vermeinte. Der Herr von Luchs pflegte im Sommer auf dem Lande zu wohnen, nicht etwa auf seinem Landgute, sondern nach Art gewisser Standespersonen die da gern wollen und nicht können — in einem gemietheten Bauerhause eines der nahe gelegenen Dörfer, wo manche Herren mittlerer Klasse mit ihren Weibern oder mit ihren Maitressen faulenzen, spielen und sich von ihren Freunden, Klienten und Schmarotzern besuchen lassen; welches nun, so viel es Agenten betrift, freylich der Idee, die

ein Fremder mit der Agentenfunktion verbindet, nicht sehr entsprechen mag. Doch das wird der Verfolg erklären.

Ich war genöthigt, meinen Brief den Leuten im Hause abzugeben, die ihn mit dem täglichen Küchen- und Kellertransport aufs Land sendeten, worauf mir in etlichen Tagen durch einen Kollegen in Livree die mündliche Resolution wurde: Ich möchte mich selbst vor dem gnädigen Herrn in Hüttelsdorf stellen; welches ich denn auch vermittelst eines wohlfeilen Fuhrwerks, Zeiselwagen genannt, bewerkstelligte.

Ich weiß nicht wie es kam, daß der erste Anblick des edeln Herrn von Luchs und Bratzenklau auf einmal meine ganze große Idee von einem Agenten des weiten römischen Reichs deutscher Nation gewaltig herunterstimmte, ob er gleich seiner Seits nichts ermangeln ließ, sie kraftvoll in die Höhe zu spannen. Der Mann hatte den völligen Anstand meiner ehemaliger Mitschanzer an der Kreisdiktatur zu Frankfurt,

und bey allem Aufwande von Gnade und gnädig, die sein Hausgesinde rechts und links an ihn verschwendete, und bey allem Pompe von Gold und Seide der um ihn rauschte, sah ich doch aus jeder Miene und Bewegung nur den Schreiber hervorgucken, aber den Schreiber der *à son aise* ist. Nach kurzer Prüfung meiner Fähigkeiten, die mit dem pomphaften Attestate des gewesenen Residenten und mit Proben aus dem Stegreife belegt wurden, erklärte Herr von Luchs, dafs es schwer seyn und viel Zeit brauchen würde, in Wien als Haus - (Privat) Sekretar unterzukommen, dafs er aber selbst nicht abgeneigt sey, mich in Anbetracht der guten Empfehlung meines Gönners zu Regenspurg in seine Kanzelley aufzunehmen, wo ich wenigstens eben so gut bezahlt, und eben so gut speisen würde, als nur irgend ein Haussekretar in Wien. Ich fragte, ob Seine Gnaden schon mit einem Sekretar versehen wären? »Nein« sagte er,» von meinen Leuten hat kei-

»ner diesen Titel, obgleich allezeit ei»ner die Dienste thut.« — Also meinte ich, könnte er mir ja wohl meinen sauer erworbenen Charakter lassen. — Er wollte aber nicht daran, denn es sey unter ihnen nicht Sitte — und das mag wohl daher rühren, weil die gnädigen Herren Reichshofräthe ihre Schreiber Sekretare nennen, und es als ein Prärogativ ansehen mögen, welches den Agenten nicht gebührt. Es sey wie ihm sey — Herr von Lochs und Bratzenklau brauchte damals gerade so ein Subjekt wie ich war, und verwilligte mir unter andern Akkordspunkten auch den, dafs ich mich aufser seinem Hause könnte Sekretar nennen lassen, nur sollte ich niemand sagen, dafs ich's bey ihm sey. So bekam einst D. Schurtmann den höchsten Grad der Arzneykunde, nachdem er einen körperlichen Eyd abgelegt hatte, dafs er nie einen Kranken in die Kur nehmen wollte. — Der verzweifelte Sekretartitel blieb doch lange Zeit mein Steckenpferd, aber er war auch

das *non plus ultra* meiner damaligen Aussichten; was konnte ich mehr zu werden hoffen? Höchstens dachte ich einmal in Wien ein fürstlicher Sekretär zu werden, und dann war es allemal Zeit, nach dem Rathstitel zu streben.

Wir wurden also einig, und ich wufste es geltend zu machen, dafs der leonische Exsekretär eines leonischen Exministers, ohne Charakter in die Dienste eines Reichsagenten von leonischem Adel trat. So nennt man in Wien den neuen Adel, und es pafst nicht übel; denn so wie die leonischen Tressen zwar äufserlich die nemliche Farbe und den nemlichen Glanz wie die goldnen haben, so sind sie doch nicht ächt.

Ich machte mich gar bald mit den Geschäften meines Herrn bekannt, und war schon in Zeit von einem halben Jahre nicht mehr der erste Schreiber eines Reichsagenten, sondern im wahren Verstande der Herr Agent, denn er selbst that nichts als die Briefe erbrechen und zuerst lesen, und zwischen eilf bis zwey

Uhr zu einem oder dem andern Reichshofrath fahren, um da von weitem zu forschen, wie diese oder jene Sache entschieden werden möchte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Aufsatzes den er selbst gemacht, oder eines einzigen Tages den er ganz den Geschäften gewidmet hätte, sondern er verschlemmte das Geld das ihm reiche und arme Klienten des heiligen Römischen Reichs in den Pelz warfen, das manchem sauer mochte geworden seyn, und das er ganz süls durchbrachte. Wir hatten Fürsten, Grafen und Stände, die jährliche Bestallungen bezahlten; diese wurden mit periodischen Briefen abgefertigt, ohne unserer Seits während dem Laufe ihrer Prozesse eine ausserordentliche Bewegung zu machen. Eben so bedienten wir andere, die keine fixe Bestallung gaben, deren Sachen aber schon lange anhängig waren und die nicht immer frisches Geld schickten. Wenn sich aber eine neue, mit dem Schlendrian noch ganz unbekannte Parthey meldete, die recht

hitz-

hitzig auf ihr wirkliches oder vermeintes Recht war, die Geld zum Bestechen anbot, konvenable Avrha einschickte und von der Macht des Agenten recht hohe Begriffe hatte, — da versäumten wir nichts — versteht sich, ihnen Eifer zu unterhalten. Wir machten Hoffnungen, dafs mit einer Summe, die wir gar schön mit der Wichtigkeit des Gegenstandes in Verhältnifs zu setzen wufsten, unter der Hand sehr viel auszurichten wäre, und zogen — oder vielmehr der Patron zog viel Geld, und steckte das in seinen Sack was für andere bestimmt war und für andere verrechnet wurde. Wir hatten Leute, die uns die Referate und Conclusa in dem ersten Augenblicke vorläufig mündlich meldeten, damit wir so geschwind Gebrauch davon machen konnten, dafs unsere Klienten, die sie erst vier Wochen darnach in extenso bekamen, glauben mufsten, wir hätten sie erwirkt. Unser ganzes Handwerk lief auf das hinaus, dafs wir allen Partheyen, die gut zahlten oder im Falle eines guten Aus-

gangs viel versprachen, mit uns ersprieſslichen Bedingungen immer Hoffnung machten, und wenn die Sache ein gutes Ende gewann, den Erfolg unsern Bemühungen und Auslagen zuschrieben. Ging sie übel aus, so war irgend ein Zufall daran Schuld, der alle unsere viele Mühe und Kosten vereitelt hatte. Oft verstanden wir uns mit dem Agenten der Gegenparthey und zogen einen Theil von dem, was er durch den guten Ausgang zum Nachtheile unsers Patrons erobert hatte; und so dienten wir eigentlich niemand mit dem Eifer und der Treue, die man bey uns voraussetzte, sondern wir liefsen fast alles auf den Zufall ankommen und wufsten davon auf eine oder die andere Art Nuzzen zu ziehen. Es ist wahr, dafs mein Herr bey einigen wenigen Reichshofräthen vertrauten Zutritt hatte, aber unsere Geschäfte kamen nicht alle in ihr Referat, und so viel ich merkte, waren sie uns eigentlich nur das, was der inwendige Richtzeiger in der Uhr ist. Wir

brauchten sie allenfalls blos so wie es uns nöthig war, zum retardiren oder avanciren; im Grunde aber war unsere Macht etwas auszurichten von gar keinem Belange, und ich mufste oft lachen, wenn ich die Briefe der guten Leute aus dem Reiche las, die von ganzem Herzen glaubten, ihr ganzes Glück hinge nur von uns ab, und von unserm guten Willen ihnen zu dienen. Wir machten selten jemand Schwierigkeiten als da, wo wir Geiz oder Armuth verspürten; besonders hafsten wir die letzte vorzüglich und wufsten sie meisterlich von uns abzuschrecken. Doch gab es auch Fälle, wo wir den Anfragen reicher Leute zu unserm Vortheile Schwierigkeiten in den Weg legten; z. B. wenn wir Adelsbriefe bewirken sollten. Da wufsten wir jämmerlich zu beklagen, wie schwierig Seine Kaiserliche Majestät, (die sich darum gar nicht bekümmerten) seit einiger Zeit über diesen Punkt sey, Allerhöchstdieselben verlangten diese oder jene Eigenschaften, von denen wir wufs-

ten, dafs sie der Adelsüchtige nicht besafs, man müsse vorher viele Personen zu sondiren und zu stimmen suchen, damit man sich nicht der Schande einer abschlägigen Resolution aussetze. Das that nun bisweilen gute Wirkung. Wir bekamen Geld, und ersparten uns die Mühe es unter die Personen quaestionis zu vertheilen. Unsere tägliche Beschäftigung war ein Gewerbe von Briefen, von laufenden Abschreibereyen der Protokollextrakte, Konklusen, Sentenzen, und einer Art politischer Zeitung, in der wir den hohen Reichsgliedern erstlich *in publicis* erzählten, wenn die Kaiserinn in der Messe gewesen war, oder armen Leuten die Füfse gewaschen hatte, und *in privatis*, was in unsern Kram taugte. Die meisten grofsen Exhibita schickten uns die Herren aus dem Reiche durch ihre Reichsgelehrten verfertigt ein, und wenn wir ja juristische Ausarbeitungen nöthig hatten, so waren genug geschickte Leute in Wien zu haben, die uns um ein geringes Geld gan-

ze Deduktionen schrieben, so gleicht, dafs wir selbst nichts davon verstanden. Man glaubt nicht, wie viel solcher Männer in Wien schmachten und gegen geringen Lohn für Leute arbeiten, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Gemeiniglich sind es Publicisten, die ohne Weltkenntnifs und Begriffe von dem Zusammenhange des Systems und der Lokalverhältnisse nach Wien gehen, mit nicht geringerer Hoffnung, als da Reichshofräthe zu werden, und die am Ende Gott danken, wenn ihnen nur ein Reichshofrathsagent etwas zu verdienen giebt. Es bedient sich auch zuweilen ein Reichshofrath solcher Männer, und sie werden meistens schlecht bezahlt, wovon ich ein Beyspiel erzählen will: Es hatte sich ein ehrlicher Mann nach Wien geflüchtet, der Konsulent einer Reichsstadt gewesen und deswegen entlassen war, weil er etwas gethan hatte, das seinem Magistrate pflichtwidrig, und andern ehrlichen Leuten pflichtmäfsig schien. Er kam

mit Weib und Kind nach Wien, schnappte lange Zeit vergebens nach Unterhalt, und nagte am Hungertuche. Sobald die Hochgebohrnen Herren seine Geschicklichkeit gewahr wurden, überschwemmten sie ihn mit Arbeit und brachten bey der Bezahlung, statt baaren Geldes, die schönsten Aussichten zu baldiger Versorgung in Anschlag. Unter andern übergab ihm einst einer der Herren R. H. R., der im besondern guten Ruf der Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit stand, seine gesammten *Restanzien* in zwey ungeheuern Stöfsen Akten, und versprach gute Belohnung, wenn er ihm von dieser Last helfen wollte. Der Rechtsgelehrte der in Schulden steckte, dachte sich durch den Verdienst, den er nach der Wichtigkeit der Arbeit abwog, aus der dringendsten Verlegenheit zu ziehen und arbeitete unablässig. Ich besuchte ihn bisweilen, hörte oft wie Frau und Kinder auf die Vollendung dieser Arbeit hofften, selbst ihre äufsersten Bedürfnisse bis dahin noch ein-

schränkten, ihre Bedürfnisse an neuen Schuhen und Hauben nach diesem erwünschten Zeitpunkte zu befriedigen dachten, und die überlästigen Manichäer darauf vertrösteten. Nach zwey Monathen, die er fast schlaflos mit aller Anstrengung durchgearbeitet hatte, wurde er endlich fertig, nahm einen Fiaker und belud ihn mit den Papieren so, dafs er kaum Platz hatte dazwischen zu sizzen. Ich war eben damals bey ihm, und vergesse nie, mit welcher Sehnsucht die Familie auf seine Rückkunft harrte. — Er kam — aber anstatt seinen Lohn mit fröhlichem Gesichte aufzuzählen, gab er seiner Frau stillschweigend mit todtenblassem Gesichte ein Papier worinn zwey Souverains waren, und warf sich trostlos aufs Bette. Mich ergriff Zorn und Unmuth. Ich nahm die Feder, setzte ein Billet auf, worinn ich dem grofsen Herrn nebst andern Pillen mit Bekanntmachung der ganzen Geschichte drohte, zwang meinen Freund es abzuschreiben und es an die Behör-

de zu schicken. Nun kam bald darauf der Kammerdiener, um den Mann zu seinem Herrn zu holen; ich fertigte ihn aber ab, schützte plötzliche Krankheit vor, warum jener nicht mitgehen könnte — Siehe da! Der Patron, da er endlich sah, dafs es Ernst war, schickte durch den nemlichen Kammerdiener hundert Gulden, womit die dringendsten Schulden abgestofsen wurden. Und doch gab der grofse Mann bald darauf wieder frische Akten in die Arbeit. — Wird er einst Georg Wallers Geschichte lesen, so wird er sich vermuthlich schämen. — In Wien ist er nicht mehr.

Aber ich mufs zurückkehren und den Leser mit meiner damaligen glücklichen Lage bekannt machen, welche sich darauf gründete, dafs ich mich in meines Herrn Schwindeleyen gut zu schicken wufste, die Gewissensbisse, wenn er dazu fähig war, ihm allein überliefs, und endlich meine Freude und Wohlgefallen daran hatte, der Chef einer ganzen Kanzley zu seyn, von je-

dermann als ein geschickter Mensch gepriesen zu werden, und mich selbst meinem Herrn weit überlegen zu fühlen. Bey allen diesen Vorzügen, und dem Genusse alles Wohlbehagens der darauf folgte, vergafs ich niemals was ich gewesen war; ich dachte nicht, dafs mir das alles von Rechtswegen gehörte, sondern fühlte ernstlich, dafs mein Schicksal glücklicher war, als es hätte seyn können, und dachte oft zurück an meinen vorigen Zustand. Ich wurde endlich gar der Philosoph, der höhere Titel und Ehrenbezeugungen gleichgültiger ansah, als es von einem Menschen zu vermuthen war, der mit so vieler Sehnsucht nach dem Sekretartitel gestrebt hatte. Die Sache läfst sich erklären für den, der die Verschiedenheit der Lebensart kleiner und grofser deutscher Welt, kleiner und grofser deutscher Städte kennt. Ein Mensch, der z. B. zu Frankfurt am Mayn gar keinen Titel hat, steht ganz dichte an der Livrée, denn dort nennt man den Lohnlakeyen eben so Herr Johann

wie man jeden Erdensohn *Herr* nennt, wenn er sich nicht für sein Geld einen Charakter dazu kauft, der ihn zu einer Klassificirung fähig macht. Daher kommen die vielen läppischen Raths- und Kommissarstitel, die aber auch, wie die Scheidemünze, nirgends gelten als wo sie geschlagen sind. In Wien, London und allen den Hauptstädten wo Höfe sind, und wirklich hoher Adel existirt, ist das Ding ganz anders. In Wien z. B. merkt man nicht einmal das Titelverhältnis der höhern und geringern Beamten *eines Kollegiums, sondern am dritten Orte ist alles gleich; nur allein die* K. K. Hofräthe werden bisweilen mit dem Ausdrucke ihres Charakters distinguirt. Was darunter ist, bis zum geringen Handwerker exclusive, ist alles *Herr von*, oder wer ein Freyherr ist, den nennt man den Baron Turteltaube oder wie er sonst heifst. Ein subalterner oder mittler Charakter ist also von gar keinem Nutzen, denn im gemeinen Leben wird seiner niemals erwähnt. Mein

Herr war Geheimerrath verschiedener Fürsten und Stände des heiligen Römischen Reichs, deren Agent er war. Das half ihm aber zu Wien in Bezug auf persönliche Ehrenbezeugung nicht das geringste, sondern er wurde im Verkehr mit andern Menschen der Herr von Luchs genannt, so wie ich der Herr von Waller; und von dem Schuster der mir meine Schuhe machte, und dem Kellner der mir mein Glas Wein brachte, wurde ich so gut Euer Gnaden titulirt als wie mein Herr der Reichsagent. Diese Wiener Sitte war die ganze Philosophie die mich von der Titelsucht heilte. Ich war ein Gentleman so gut als mein Herr, und wurde ausser unserm Hause von jedermann als ein solcher behandelt; und wenn ich auch den Titel als Reichserbsäckelmeister oder Thürhüter gehabt hätte, so wäre es immer das nemliche gewesen. Ausserdem besafs ich aber auch noch andere Vorzüge, auf die ich mehr stolz seyn konnte. Ich war Despot über drey Unterschrei-

ber. Ich schaffte mir nach und alles an, was einen Wiener Stutzer ziert, als da sind Uhr, Dose, Degen und feine Kleider, die die strengste Censur der Eitelkeit passiren konnten, ich lernte als ein galanter Herr, reiten, tanzen und fechten, nahm mir einen Jungen zum Leibpagen an, und war der begünstigte Geliebte einer reizenden Blondine, des Stubenmädels im Hause, welche, um mich mein Glück recht fühlen zu lassen, selbst die Liebkosungen und Offerten meines alten Herrn mir zu Liebe verschmähte. Dabey nahm ich auch zu an Weisheit, Kenntnifs der Geschäfte, Künsten und Wissenschaften. Ich hatte Bekanntschaft mit den schönen Geistern Wiens, dünkte mich selbst nicht der geringsten einer zu seyn, und machte einen zierlichen Vers. Meine Einkünfte per fas und nefas waren erklecklich genug den grofsen Herrn zu *kopiren*, ich hatte immer eine gute Börse, besuchte Komödien Bälle und Opera, Feuerwerk und Hezze, fuhr Sonn- und Feyertags nach

Schönbrunn und an mehrere Orte wo gut schlampampt wurde, und führte im Winter meine Schöne in prächtigen Masken auf die Redute, war aber bey aller dieser Schwelgerey nicht faul, sondern fand Vergnügen an der Arbeit, und das bewog meinen Herrn, der sich ganz auf mich verliefs, alles was ich that, geneigt aufzunehmen und mir von seiner Beute manchen Brocken zuzuwerfen.

Ich speiste gewöhnlich mit an seiner Tafel, und obgleich sonst Leute meiner Art an der Agententafel nur stumme Akteurs vorstellen und vor dem letzten Akte abtreten, so wurde ich doch bald eine Ausnahme von der Regel; man nöthigte mich zu bleiben, weil Einheimische und Fremde an meinem muntern Wesen Behagen fanden, und mich selbst auffrischten, meinem Witze den Lauf zu lassen und mit Einfällen zu glänzen.

Unter diesem Getümmel der grofsen Welt, in der ich mich damals zu seyn dünkte, hätte ich beynahe meine erste Liebe, meine Freundinn im Reiche vergessen, wenn ich nicht in mei-

nen Dienstgeschäften einen besondern Anlafs an sie zu denken gefunden hätte. Der nemliche Kavalier, der die Wohlthäterinn meiner Freundinn geheurathet hatte, führte einen wichtigen Prozefs beym R. H. R.; wir dienten seiner Gegenparthey und wendeten alles mögliche an, um die Sache in die Länge zu ziehen, weil wir uns durch eine Finalsentenz nicht viel versprechen konnten. Da mir nun der Name dieses Mannes in unsern Hausprotokollen, Tagsatzungskalendern, und den R. H. R. Diarien oft in die Augen fiel, und ich durch die Verbindung der Idee allemal zugleich an meine Freundinn erinnert wurde, so schrieb ich ihr endlich und bekam richtig Antwort. Sie war nebst dem Kinde noch bey ihrer Wohlthäterinn, und gedachte auch da ihr Leben zu beschliefsen. Herr und Frau liebten das Kind ausserordentlich, und Madame Ziegelstein konnte nicht genug beschreiben, wie schön das Mädchen sey und wie vollkommen es alle Hoffnungen erfülle die man sich von ihr gemacht. Sie

selbst hatte über nichts zu klagen als über ihre Gesundheit, sie befürchtete die Schwindsucht, äußerte den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und wollte mir, wenn meine Umstände die Reise erlaubten, die Kosten dazu schicken. Für diese bedankte ich mich und prahlte mit meinem eignen Überflusse, ich gab ihr aber an die Hand, dem Baron einen Wink zu geben, daß seine Anwesenheit in Wien vieles zum baldigen guten Ausgange jenes Prozesses beitragen könnte; da sollte sie denn trachten, mit ihrer Wohlthäterinn und der schönen Kordula mit zu reisen. Dabey unterließ ich nicht, ihr überhaupt eine herrliche Beschreibung von Wien, insbesondre aber von der glänzenden Figur, die ich darinn machte, vorzumalen.

In der Folge unsers Briefwechsels, der nun ununterbrochen fortging, machte sie mir bisweilen mehr, bisweilen weniger Hoffnung zu der vorgeschlagenen Reise, aber allezeit klagte sie über Abnahme ihrer Kräfte.

Das Siebenzehnte Kapitel.

Walter zeigt sich als ein stolzer Liebhaber.

Das ging denn also alles ganz gut, und am besten für meinen Herrn, der sich nun schon gar nicht mehr um die Geschäfte bekümmerte, sondern blos seinem Vergnügen nachging, sich völlig auf mich verliefs und an mir einen *Secretaire perpetuel*, wie die Akademien zu Paris und Berlin, zu haben glaubte. Da kam der böse Feind und säete Unkraut zwischen uns. Das heifst, die Störer menschlicher Zufriedenheit mischten sich in unser Wesen und bewirkten eine Trennung, an die wir beyde nicht dachten, am wenigsten mein Herr. Nicht Zank, Zwietracht, Neid oder Eifersucht, sondern Liebe und Stolz spielten ihm den Streich, ohne dafs er selbst eine dieser Leidenschaften empfand. — Um das zu erzählen, muls ich etwas weit ausholen.

In

In Wien gab es damals viererley Agenten: Reichsagenten, Hofagenten von der böhmischen Kanzley, Hofagenten von der ungarischen Kanzley, und Winkelagenten. Die letztern haben keinen Rang, und wenn ich die ersten nicht nach ihrer gebührenden Ordnung auftreten lasse, so sey es ohne Präjudiz, denn ich weiss wohl, dass sich ein Reichshofrath und K. K. Hofrath, ein böhmischer und ungarischer Hofagent und Reichsagent vice versa immer ein jeder mehr dünkt als der andere, aber im Grunde *Jean danse comme Pierre, ils dansent bien tous les deux.*

Als ich zu meinem Herrn in Dienst trat, wohnten wir in dem ersten Stockwerke eines Hauses, dessen zweyten Stock ein ungarischer Hofagent, der Herr von Bucefalowicz bewohnte, ein Mann der was ihn selbst anbelangt, das völlige Ansehen eines groben Bauern hatte, dessen Weiblein aber unter die schönsten in Wien gezählt wurde. Diese Frau hatte viel Anbeter beider Na-

tionen. Das sah ich, und hörte bisweilen von ihrer Galanterie erzählen; es war aber auch alles was ich von ihr wufs-te, denn die Leute bezogen in der Fol-ge ein anderes Quartier, und ob ich gleich der Laue vielmal begegnet war, wenn sie von ein paar Lakeyen beglei-tet die Treppe hinunter ging und in den Wagen stieg, und ich zu der Zeit auch oft ihre Schönheit und Freundlich-keit bewundert hatte, so war ich doch nie in den Fall gekommen, mit ihr zu sprechen oder mich ihr zu nähern, und es verliefen ein paar Jahre, ohne dafs ich sie wieder sah, oder Acht darauf gab, wenn von ihr gesprochen wurde. Nach Verlauf dieser Zeit ging das be-liebte und belobte Stubenmädl, von der ich oben ein paar Worte gesagt habe, aus dem Dienste und verliefs Wien, um bey ihrer Mutter in Presburg zu leben oder zu heurathen. Am Tage vor ih-rer Abreise, da wir eben den zärtlich-sten Abschied feyerten, rückte die Dir-ne mit einem Geheimnisse heraus, das

sie mir, wie sie sagte, aus blofser Liebe so lange verborgen hätte, und erzählte mir da Dinge über die ich erstaunte.

Das Stubenmädl, *Evert* genannt, war ehedem selbst bey der Frau von Buccfalowicz in Diensten gewesen, und hatte ihr bey ihren Liebeshändeln treulich Beistand geleistet, so dafs die Dame kein Geheimnifs für sie haben konnte; vielmehr bediente sie sich ihrer noch zu galanten Geschäften wo sie sie gebrauchen konnte, weil es der Zufall wollte, dafs sie in dem nemlichen Hause diente. Und da hatte sie denn diesen weiblichen Merkur gelegenheitlich auch über meine Person ausgeforscht und gestanden, dafs ich ihren Augen wohlgefiele, dafs sie nicht abgeneigt sey, ihren vornehmen Liebhabern zum Trotze ein geheimes Liebesverständnifs mit mir einzugehen, und ihr bestimmten Auftrag gegeben, mit mir darüber in Unterhandlung zu treten. Evert hatte aber, aus Eifersucht und Furcht mich zu verlie-

ren, nicht für gut gefunden, von ihrer Vollmacht Gebrauch zu machen, sondern der Frau sogar allerley schnöde Antworten ausgerichtet, und endlich mit vielem Vergnügen gesehen, dafs sie sich einen andern Liebhaber wählte. Diese ganze Erzählung hielt ich für Fabel und Erfindung, denn ich hatte in dem Falle wirklich eine zu geringe Meinung von mir selbst, und eine zu gute von der Frau, um sie eines solchen Schrittes fähig zu glauben; allein das Stubenmädel sagte mir nicht nur, dafs die Dame gewohnt sey, stets einen Liebhaber von meinem Schrot und Korne zu unterhalten, sondern sie holte auch *Corpora delicti* aus ihrem Koffer, die mich gar nicht mehr zweifeln liefsen; nemlich eine Uhr und einen Brief, welches beides sie mir schon vor zwey Jahren an meinem Namenstage hatte zustellen sollen. Der Brief lautete ungefähr so:

»Eine gute Freundinn bittet Sie, »die gegenwärtige Uhr als ein Ge»schenk zum heil. Georgstage anzu-

»nehmen. Wollen sie heute Abends, »nach dem Theater, der Überbringe»rinn dieses folgen, so können Sie »die gute Freundinn kennen lernen.« Wie mir das durch alle Glieder fuhr, als ich der Sache gewifs war, und bedachte was ich für eine schlechte Figur in den Augen der Dame machen mufste! wie herzlich ich auf einmal das tükkische Rabenaas hafste, das mir mein vermeintes Glück so lange verborgen hatte! Indessen behielt doch die Klugheit über alles, was in mir tobte, die Oberhand. Ich schmeichelte dem Mädchen, stellte mich an, als ob ich einen besondern Wohlgefallen an diesem Beweise ihrer Liebe hätte, lockte nach und nach mit Manier heraus, wer vorjetzt die Vertraute im Hause der Frau von Bucefalowicz in Liebessachen sey, und machte darnach meinen Plan. Evgen liefs mir Uhr und Brief, und versicherte mich, dafs sie froh sey, ihr Gewissen von diesem unrechten Gute entledigt zu sehen, welches sie mir längst gern mit

guter Gelegenheit in die Hände gespielt hätte; aber die wahre Beschaffenheit würde sie ohne die bevorstehende Trennung nie entdeckt haben. Dagegen schenkte ich ihr ein kleines Andenken und schritt nach ihrer Abreise gleich zu Ausführung meines Anschlags.

Ich schrieb einen zierlichen Brief an die Dame, worinn ich die Schandthat des Stubenmädchens der Länge nach erzählte, mich ihr in zärtlichster Demuth zu Füßen legte und um Verzeihung für ein Verbrechen bat, das ich nicht begangen hatte; dabey wehklagte ich über mein Schicksal, verwünschte die untreue Zofe, die mich um das höchste Glück der Welt betrogen hatte, und beschloß meine Charte mit einem augenscheinlichen Beweise meiner Ehrlichkeit, indem ich das Geschenk zurückschickte, das an einen unschuldigen Undankbaren verschwendet war. Ich gab Brief und Uhr der Vertrauten, die, gewohnt an solche Bothschaften, beides annahm, und mir die Antwort brachte, mich zu

einer gewissen Stunde zu St. Veit, unweit Schönbrunn, auf ein *tête à tête* einzufinden. Hier wurde meine Rechtfertigung geneigt angehört, gütig befunden, alles verglichen und das System einer dauerhaften Verbindung für die Zukunft festgesetzt.

Diese Scene vollendete das grofse Werk, aus mir einen von seinem eignem Verdienste ganz eingenommenen Stutzer zu machen. Von einem der schönsten Weiber in Wien geliebt zu seyn, ohne dafs die Eroberung viel kostete, und mich in einen geheimen Liebeshandel verwickelt zu wissen, wo ich mein Talent zur Intrigue in Handlung setzen konnte, das war mehr als mein Ehrgeiz jemals gehofft hatte; aber das war zu bewundern, dafs ich mich dabey gescheit und verschwiegen betrug. Die Ursache mochte wohl die seyn: Ich fühlte nicht das Ding, wahre Liebe genannt; denn so sehr ich auch an dem Weibe hieng, so war doch das, was mich an ihr fest hielt, genau geprüft, mehr

befriedigter Stolz als Liebe. — Aber auch das ist zuweilen um so zuträglicher für den Liebhaber, weil er sich bey dem verliebten Umgange in gewissen Schranken der Klugheit erhalten kann, die ihn vor kindischen Thorheiten bewahrt, welche bey dem anderen Theile verächtlich machen, und ihm Macht und Freyheit läfst, auf den Saiten der Zärtlichkeit nach Gutbefinden *piano*, *crescendo* oder *forte* zu spielen. Bey meiner Schönen war das ganz anders. Sie fiel nach etlichen Zusammenkünften so tief in das Meer der Liebe, dafs ihre Portion Vernunft, womit sie die Natur ohnehin eben nicht gar reichlich begabt hatte, in einen gewissen Zustand kam, den man sonst nur bey Febricitanten gewahr wird; welches die Folge erzeugte, dafs sich meine anfängliche Ehrfurcht nach und nach in Übermuth, und meine Zärtlichkeit in eine Art Tyranney verwandelte, die dem Despoten eigen ist, der seine Macht kennt. Die Liebekranke unterwarf sich zwar meinen Launen

und litt viel, aber es zeigten sich bey ihr noch andere Symptomen, womit meiner Bequemlichkeit in die Länge nicht gedient war; z. B. die Eifersucht mit der sie mich bals quälte, und es endlich dahin brachte, dafs ich, weil ich den Handel schlechterdings nicht aufgeben wollte, mich bereden liefs, meinen Prinzipal zu verlassen, und die deutschen Dienste des Herrn von Luchs mit den ungarischen des Herrn von Bucefalowicz zu verwechseln.

Dafs ich mich von dem ersten loszureifsen Mühe hatte, das läfst sich leicht denken; aber man wird vielleicht glauben, dafs es auch Mühe gekostet hat, in die Dienste eines Mannes zu kommen, der mich nicht kannte und gegen den ich so eine gefährliche Rolle spielte. — Nichts weniger. — Sobald die Dame mein Wort hatte, bestellte sie mich zu einer gewissen Stunde in ihr Haus und präsentirte mich ihrem Manne als den sehr geschickten Menschen, der ihr, ich weifs selbst nicht mehr von wem? em-

wohlen sey, und der künftig das Haupt der Schreiber im Hause seyn würde. Auf dieses Kompliment liefs der haimbuchene Herr Hofagent einige brummende Töne hören, die aber nicht übel gemeint zu seyn schienen. — Ich wurde aufgenommen, sehr gut logirt, und er introducirte mich selbst zu den Geschäften, welche aber von meinen vorigen sehr unterschieden waren. Doch ich fand mich bald darein; nur mit der lateinischen Sprache wollte es anfänglich nicht fort, und das war doch die Hauptsache, dem ein Ungar korrespondirt nicht leicht in einer andern Sprache, und durch das ganze Königreich ist in den Gerichtsstellen keine andere üblich; folglich mufste ich mich mit allem Eifer darauf legen und lernte nun auch den lateinischen Kanzleystil, der bey aller Barbarey und Antipriscianität doch, nach meiner maziolsetzlichen Masgabe, wegen seiner Kürze immer mehr werth ist als der deutsche Kanzleystil, den ich vormals abschreiben mufste.

Hier fand ich nun nicht nur eine ganz andere äuſserliche Manipulation, sondern auch einen gewaltigen Unterschied in der innerlichen Behandlung und Betreibung der Geschäfte. Es galten zwar auch die nemlichen Schwindeleyen wie bey dem Reichspatrone, aber es konnte hier viel sicherer zu Werke gegangen werden, weil sich die Referenten und Agenten ganz und gar mit einander verstanden. Mein Herr hätte nun vieles Geld nicht gewagt, eine Bittschrift oder anderes Exhibitum bey Hofe oder der Kanzley einzureichen, wenn er es nicht vorher dem betreffenden Referenten gewiesen und von ihm vernommen hätte, ob er es so einreichen dürfe, oder ob etwas *ad mentem Domini Referendarii* zu verändern sey, und wie? oder ob die Sache noch aufgehalten werden sollte? u. s. w. Gewiſs ist es, daſs wir groſse Stöſse Akten blos aus Privatabsichten zurückhielten, vieler Leute Aufsätze nach unserm oder der Referenten Sinne umänderten und die Partheyen

darnach behandeln liefsen, ohne dafs sie die wahre Beschaffenheit jemals erfuhren. So ist es jetzt vermuthlich nicht mehr. Aber damals hätte ich dem Trotz geboten, der vermessen genug gewesen wäre, die gerechteste Sache durchsetzen zu wollen, wenn sie dem allgemeinen oder Privatinteresse der Regenten zuwider war. Es war eine Verkettung der Räthe, Subalternen und Agenten, durch die das Schicksal des ganzen Königreichs und der einzelnen Individuen blos von den Absichten und Launen dieser Leute abhing, welche alles, was sie ergriffen, wie ein Stück Wachs in die ihnen beliebige Form kneteten. Dafs sie sich selbst und ihre Kreaturen dabey nicht vergafsen, und dem Agenten in ihrer Sphäre das nemliche nicht verwehren konnten, versteht sich von selbst. — Und doch waren die Chefs ehrliche, gutgesinnte Männer, und besonders der zweyte einer der edelsten Menschen; allein diese Herren ritten das Steckenpferd der Nationalfreyheit, und wurden

von dieser Seite gemifsbraucht. Bey jedem kritischen Falle, wo zu vermuthen war, dafs die Häupter nach der Natur der Sache billig und gerecht handeln und ihrer Denkungsart folgen würden, wufste man ihnen Eingriffe in die Nationalrechte, gefährliche Aussichten oder Folgen vorzuspiegeln und die Leute verdächtig zu machen, denen man die Gerechtigkeit versagen, oder die man entfernen wollte. Nirgends ist wohl der hohepriesterliche Spruch: Es ist besser, dafs Einer sterbe, als das ganze Volk verderbe, mehr durch Beyspiele ohne wirkliche Gefahr geltend gemacht, oder durch kleineres wirkliches Unrecht gröfseres eingebildetes Uebel verhütet worden, als hier.

Es war ein Geist der Zusammenstimmung bey diesen Leuten, der weder ein allgemeines politisches, noch ein feines Privatsystem zum Grunde hatte, der aber nur unter einem gütigen Monarchinn wirken konnte, die Vorliebe für die Nation hatte, und von dem,

der sich zu benehmen wufste, geleitet werden konnte. Die Herren hafsten sich unter einander wie die bösen Engel, und wurden wieder einzeln und zusammen von dem ganzen Königreiche gehafst. Sie waren mifsgünstig und eifersüchtig einer auf den andern, und mufsten sich doch einander nähern, wenn sie ihre besonderen Absichten durchsetzen wollten. Daher kam es, dafs sich selten ein einzelnes Mitglied für sich allein Vortheile, Belohnung oder Geschenke erwirken konnte, wenn nicht vorher schon mit einem Jeden verglichen war, was ihm für sein Votum oder Stillschweigen werden würde. Die guten Ungarn thaten willig alles das, was ihre Monarchinn von ihnen verlangte; aber es waren Leute in Wien, welche der Frau alles schwer machten, und Chimären ersannen, die sie athletisch zu bekämpfen vorgaben, wofür sie Belohnungen, Ordenskreuze und mancherley Vortheile einnmdteten, ohne etwas anders zu thun, als Schwierig-

keiten aufzuwerfen, an die die Nation gar nicht dachte. So war es damals; itzt wirds wohl anders seyn. — Die Agenten, wichtige Werkzeuge, konnten, wenn sie sich gehörig gebrauchen liefsen, bald ihr Glück machen; und so einer war auch mein Principal, ob er gleich, aufser diesen Griffen, in denen er eine grofse Routine besafs, nichts als ein unwissender Klotz war, der in der *Padvarie*, d. i. Beamtenkanzley, geduldig Nasenstüber und Fufstritte gelitten, und auf diesen Stufen zur Ehre sein Glück gemacht hatte. Seiner Frau war er unterthan, wie es einem solchen Klotze gebührte. Wenn sie sagte: Gehe hin, so gieng er, u. s. w. Er war einer von den Hahnreyen, die nicht nur ihrem Interesse und ihren Weibern zu Liebe, den Hauptschmuck mit Vergnügen tragen, sondern auch bey der Koeffirung selbst Hand anlegen, wenn sie Nutzen davon erwarten, oder wenn es die Frau ausdrücklich so haben will.

Da dauerte also meine Herrlichkeit

eine ziemliche Zeit ganz ungestört, und so lange die Dame in den Fesseln der Liebe schmachtete, betrug ich mich wie ein stattlicher Ritter, der da weifs, was er werth ist. Es kamen aber Stunden und Zeiten, oder vielmehr es kamen andere junge Herren, die es dahin brachten, dafs mich auch die Reihe traf eifersüchtig zu werden, und da wurde ich ein unerträglicher Mensch, von dem man wünschte los zu seyn. Warum soll ich den Leser mit Erzählung der einzelnen Perioden des Übergangs von der Liebe zur Gleichgültigkeit ermüden! Es ging alles den gewöhnlichen Weg und kam mir gar nicht unerwartet, als mir mein Herr den Antrag machte: Ob ich nicht mein Glück weiter versuchen, und bey einem ungarischen Bischofe Sekretär werden wollte? Die Bedingungen waren annehmlich. Ich war des Lärms in der Hauptstadt müde, und dachte, willst's einmal auf dem Lande probiren; nur zweifelte ich, ob der ungarische

sche Bischof einen Ketzer dulden würde. Davon, sagte mein Herr, würde gar keine Frage seyn. Wer bey einem Bischofe Dienste suche, bey dem sey keine andere als die römische Religion zu vermuthen, und um diese Vermuthung zu bekräftigen, brauchte ich nichts, als nur mit dem Bischofe fein fleifsig in die Messe zu gehn. *Dum fueris Romae, romano vivito more.*

Das Achtzehnte Kapitel.

Müller ist Sekretär, Archivar, Uebersetzer und Dichter.

Der Bischof war damals in Wien, und da mich mein Herr zu ihm führte, gewann er mein Herz, noch ehe ich ihn reden hörte. Sein ehrwürdiges graues Haar predigte patriarchalische Salbung, und sein Gesicht Frömmigkeit. Dieser erste Eindruck hat sich auch in der Folge immer bestätigt. Es war einer der besten Menschen, und wenn er als ein solcher auch seine Schwachheiten hatte, die oft schlimme Wirkungen gebahren, so waren sie nicht Folgen böser Absichten, sondern der Leitung einiger Schwarzröcke, denen er sein Vertrauen schenkte. Er redete mich mit unbeschreiblicher Sanftmuth an: »*Amantissime!* können sie recht schön Fraktur schreiben?« — Auf alle mögliche Fragen war ich vorbereitet, auch diese hätte ich nach der Wahrheit mit Ja!

beantworten können — aber an mich? — einen Sekretär, der auf die wichtigsten Ausarbeitungen hoffte, eine solche Frage? — Ich wurde roth, er merkte meine Verwirrung und wollte mich beruhigen. Sie müssen nicht glauben, fuhr er fort, dafs ich etwa alle meine Briefe mit Fraktnrschrift schreiben lasse. es ist mir nur dermalen zu einem gewissen Geschäfte ein Mensch nöthig, der gut Fraktur schreibt. Ich will das Kapitelararchiv in Ordnung bringen, und wünschte sowohl auf die Fächer und Deckel der Akten und Dokumente die Titel und Rubriken mit schöner grofser Schrift, als auch das Inventarium selbst sauber geschrieben zu haben. Da mir nun Herr von Bucellowicz Ihre Handschrift und übrige Geschicklichkeit gerühmt hat, so kommt es mir darauf an, mir eine Probe Ihrer Fraktur und Kanzley sehen zu lassen. Vor der Hand haben Sie bey mir nichts zu thun, als das Archiv zu rubriciren, das Ihnen Beschäftigung genug machen wird.

Meine deutsche und französische Korrespondenz, die Sie auch besorgen, ist nicht sehr ausgebreitet, und zu den lateinischen Geschäften habe ich Sekretäre unter der Geistlichkeit. Nach dieser Explikation schritt ich also zum Werke, und zeigte was mich Meister Stöps gelehrt hatte, welches denn, wie billig, allen Beyfall erhielt. Ich packte meine Habseligkeiten, die itzt mehr als Einen Koffer füllten, zusammen, und reiste nach einem kalten Lebewohl von meiner Ungetreuen, und Seiner Excellenz dem Bischofe nach Ungarn.

Wir kamen, nachdem wir uns zu Preslurg an dem Hofe des Herzogs Albert einige Tage verweilt hatten, glücklich in der bischöflichen Residenz an, wo ich meine Instrumente sogleich in Bewegung setzte. Der Bischof führte mich selbst ins Archiv. Ich sollte unter der Anleitung eines Domherrn arbeiten, und zwey Kaplane zu Gehülfen haben, sah aber gleich, dass weder der Bischof, noch der Domherr, noch die Kaplane

die Handgriffe dieses Geschäfts verstanden, und bewies augenscheinlich, dafs ihre Methode, ein Archiv zu inventiren und in Ordnung zu bringen, sehr langweilig, unbequem und zum künftigen Nachschlagen unzuverläfsig sey. Die Herren fanden meine Aufserungen vermessen, aber der Bischof prüfte sie etwas unpartheyischer, begehrte einen schriftlichen Plan, genehmigte ihn, und überliefs mir ganz die Direktion zur Ausführung. Ich nahm anstatt der Kapläne ein paar weltliche Gehülfen, mit denen ich so fleifsig zu Werke ging, dafs ich zum Erstaunen des ganzen Domkapitels in drey Monaten eine Arbeit vollendete, zu welcher den Herren eben so viel Jahre erforderlich geschienen hatten, die sie aus dieser Ursache aufs genaueste prüften, und nur darum nicht tadelten, weil sie nichts davon verstanden. — Der Bischof, der auch nichts davon verstand, war damit zufrieden, nur weil das Aufserliche schön und zierlich anzuschauen war.

Nun hatte ich die schönste Gelegenheit, eben so einen Müfsiggänger abzugeben, wie die sämmtlichen hochwürdigen Domherren unsers Kapitels, wenn nicht Se. Excellenz zufälliger Weise ein Talent in mir entdeckt hätten, das mich dafür bewahrte und ihm so werth machte, dafs sich der giftige Neid darob empören mufste.

Der Bischof war ein Poet, machte ganz feine lateinische Verse und liefs einige drucken, wovon er mir die Korrektur auftrug. Da wollte ich denn auch zeigen, was ich vermochte. Ich übersetzte ein paar Stanzen in deutsche Verse, und spielte sie ihm mit der Korrektur zugleich in die Hände. Das war ein Gaudium! Nun sah der Herr erst, was er an mir hatte. Der kleine Versuch hatte seinen ganzen Beifall, und von Stunde an erhob er mich aus dem Staube des Archivs in den Lorbeerhain der Dichtkunst. Ich wurde nun der getreue Gefährte seiner poetischen Wanderungen, und kam ihm täg-

lich von früh sieben Uhr bis nach der Mittagstafel nicht von der Seite. Da war nichts zu hören als wechselseitiges Lob. Ich pries seinen Grundtext, er meine Übersetzung, und warlich! ich kann es nicht läugnen, es schmeckte ihm die süfse Kost des Beifalls, womit ich ihn fütterte. So war ich auch nichts weniger als unempfindlich bey den Lobsprüchen, womit er mich ganz treuherzig beehrte. Wir durchwanderten mit einander zuerst die schroffen Anhöhen der Ode und das stille Thal der Elegie, spazierten unter den stachlichten Rosen der Epigrammen, und wagten uns endlich auf die steilen Klippen der Epopee, denn es gefiel Sr. Excellenz, ein Heldengedicht, eine Theresiade zu skiziren, die wir auch wirklich in Arbeit nahmen, und wovon wir uns beide nicht wenig versprachen, ich aber insbesondere, weil doch die Kaiserinn, dachte ich, die deutsche Übersetzung lieber gelesen hätte, als das lateinische Original.

Durch diesen täglichen Umgang mit

meinem Herrn, und die poetische Verbindung, die uns gewissermafsen egalisirte, wurde ich der völlige Vertraute Seiner Excellenz, zu nicht geringem Mifsbehagen des gesammten hohen und niedern Klerus, der einen solchen Eingriff in seine Rechte noch nicht erlebt hatte; denn es war wirklich ohne Beyspiel, dafs ein deutscher Laye bey einem ungarischen Bischofe in so vorzüglicher Gunst stund. Zudem wufsten auch die Herren nicht recht, was wir täglich bey verschlossenen Thüren mit einander machten, und zerbrachen sich die Köpfe mit bösen Ahndungen. Unsere Versifexerey, besonders das Heldengedicht, wurde sehr geheim gehalten, und die vorzügliche Achtung, die mir der Bischof bey der Tafel und jeder öffentlichen Gelegenheit erwies, schien solchen Leuten, die selbst kein Dichtergefühl hatten, nicht blos auf die leichte Seifenblase der Poesie gegründet zu seyn. Sie versuchten also ihr Heil auf allerley Art, mich aus diesem saur-

pirten Besitze der Herrengunst zu verdrängen; es schlug ihnen aber allezeit fehl. Sie wählten, weil sie unsere Geheimnisse nicht wußten, unrechte Mittel, und was sie gegen mich anbrachten, widerlegte die eigene Überzeugung des Bischofs, der mein Thun und Lassen besser als sie beobachten konnte, und der mich um so mehr liebte, weil er gar wohl sah, daß ich mich nicht blos um ihm zu schmeicheln mit ihm einsperrte, sondern selbst meine Lust und Freude an den dichterischen Feldzügen hatte. Dazu kam in der Folge noch ein besonderer Umstand, der das Mißtrauen und die Nachstriche meiner Mißgönner auf das höchste spannte, und sie auf die Vermuthung wichtiger Unterhandlungen brachte. Der Bischof gerieth auf den Einfall, seine Epopee zugleich in drey Sprachen drucken zu lassen, nemlich lateinisch, deutsch und ungarisch. Zum Übersetzer in die ungarische Sprache wählte er den in der gelehrten Welt nicht ganz unbekannten

Herrn Georg Kalmar, der die Grammatik einer philosophischen Universalsprache geschrieben hat. Dieser Mann wohnte etwa zehen Meilen von der bischöflichen Residenz. Wenn ein Gesang fertig war, mußte ich Post nehmen und damit zu ihm fahren. Da konnten denn die hochwürdigen Herren nicht errathen, wohin ich reisete, und in was für Geschäften? —

Kalmar urum (auf deutsch: *mein Herr Kalmar*) war gar ein besonderes Original, ein Mann der Sprachtalente besaß, aber sonst ein wahrer cynischer Philosoph in Kleidung, Sitten und Geberden; ein stolzer Pedant und außer seiner Sprachkenntniß ein unwissender Prahler. Eine Anekdote, die er mir selbst erzählt hat, kann ich nicht unterdrücken. Er hatte bey Gelegenheit seiner Grammatik einen Briefwechsel mit dem berühmten Lambert in Berlin angefangen, und weil ihm dieser Gelehrte immer sehr höflich antwortete, den Einfall bekommen, selbst einen

Ritterzug nach Berlin zu machen, um dort einen Namen und Bekanntschaft unter den Akademikern und Gelehrten des Landes zu bekommen.

Lambert sas im späten Herbstabend, da es schon fast finster war, in seinem Zimmer, als auf einmal ein Fremder eintrat, ihn umarmte und sich selbst also anmeldete: »*Ego sum Calmar, ista* »*Philosophus hungaricus, amicus tuus,* »*cum quo commercium litterarium ha-* »*bes*» — Lambert nahm ihn ganz gut auf, und die beiden Philosophen fingen sogleich an, über die philosophische Sprache zu wortwechseln. Lamberts Bedienter brachte Licht und Wein, die Meister vertieften sich in ihrem Gespräche, bis Lambert merkte dass es spät war, und seinen Freund fragte: Wo er eingekehrt sey? — »Nirgends, ich weiss »sonst keinen Freund oder Bekannten in »Berlin, habe mich gleich nach ihrer »Wohnung erkundigt und will bey Ih»nen herbergen» — Das war nun freylich für einen einzelnen Mann wie Lam-

bert, der nicht mehr Zimmer und Gemächer hatte als er selbst brauchte, eine beschwersame Zumöthigung. Er erschrak. Indessen, es war zu spät ein anderes Quartier zu suchen, darum liefs er Anstalt zum Lager für den ungarischen Gast machen. Aber Kalmar forderte noch vorher eine Laterne, und da er gefragt wurde, wozu? sagte er ohne das mindeste Kennzeichen von Verlegenheit: »Ich will nur nach meinem »Pferde sehen, das vor der Thür ange»bunden ist.« — Ein Pferd um Mitternacht, vor der Thür eines Philosophen, der vielleicht in seinem Leben auf keinem solchen Thiere gesessen hatte, man stelle sich die Angst des ehrlichen Mannes vor! — Aber Held Kalmar lachte nur dazu, er bot allen Schwierigkeiten Trotz, nahm die Laterne, fand in der Nachbarschaft ein unausgebautes Haus und darin etwas Stroh, das ihm für diese Nacht zu dem Bedürfnisse seines Rosses hinlänglich schien, installirte es da nach hunnischer Art und Sitte, und

begehrte keinen bessern Stall, sondern reichte in den ganzen vier Wochen seines berliner Aufenthalts dem Thiere selbst täglich sein bescheidenes Theil an Haber, Heu und Wasser. Gestriegelt wird er's nicht haben, denn er selbst war nicht gewohnt, sich zu waschen oder seine Perücke zu kämmen.

Das war also der dritte Mitarbeiter an unserm Heldengedichte. Er bediente uns aber nur von Hause aus, und ob er gleich viele Begierde äußerte, sich unserm Musentempel zu nähern, so wurde er doch, um das Geheimniß der Welt zu verbergen, und wegen seines schmutzigen Aufzugs, in steter Entfernung gehalten.

Das Neunzehnte Kapitel.

Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen will.

Mitten unter diesen Begebenheiten ging mein Briefwechsel mit Madame Ziegelstein immer ununterbrochen fort, und ich ermangelte nicht, alle Briefe mit weitläuftigen Schilderungen meines Glücks anzufüllen, den Umgang mit dem Bischofe und andern Grofsen etwas hyperbolisch auszumalen und viel von grofsen Aussichten zu schwatzen. Daran nahm die gute Frau herzlichen Antheil, ermahnte mich aber auch die Realisirung dieser Aussichten nicht zuvernachläfsigen, meine grofsen Bekantschaften zu benutzen und mich um einen festen Platz zu bewerben. Sie fuhr fort über die Abnahme ihrer Gesundheit und Kräfte zu klagen, äufserte in jedem Briefe den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und rückte endlich, da ich ihren Einladungen nicht folgen konnte oder wollte, mit dem Pla-

ne schriftlich heraus, den sie vermuthlich schon lange auf unsere persönliche Zusammenkunft gespart hatte. Sie wollte mich ganz glücklich machen und hatte mir ihre reizende und nun mehr als ausgebildete Pflegetochter die schöne Kordula zur Frau bestimmt. Sie meldete mir, dafs sie bey Gelegenheit anderer Freyer, gegen die allerley einzuwenden war, mit der Baronin schon von mir gesprochen habe und dafs diese, die dem Mädchen nur einen rechtschaffnen Mann wünsche, damit zufrieden sey, aber ohne ihrer Neigung Zwang anzuthun. Diese Neigung, meinte meine Freundin, müfste ich mir zu erwerben suchen und deswegen persönlich erscheinen. Sie berechnete, dafs das Vermögen des Kindes durch Ersparung und Geschenke bis 20000 Gulden angewachsen war, und rieth mir, ein konvenables Amt zu suchen, und zu eilen ehe ein anderer diesen Schatz hinwegschnappte. Das waren nun freylich Entwürfe, die ernsthafte Überlegung und

thätige Anstalten erforderten, aber — sie kamen, da ich gerade in der heftigsten Wuth meines poetischen Paroxismus war, und nichts anders lieben konnte als die göttliche Kalliope. — Ich hoffe nicht die Asche des rechtschaffenen Bischofs zu beschimpfen, wenn ich sage, dafs ein paar gröbere — nicht Dichter — aber Thoren schwerlich zu finden waren, als ich und mein Herr in dem Feuer unserer Begeisterung, aus welchem Feuer aber leider! nur Ströme wässerigter Hexameter flossen.

Die gesammte Geistlichkeit vom Domprobste bis zum Seminaristen konnte ihren Unmuth über meinen Favoritenstand nicht länger bergen, dergestalt, dafs allezeit, so oft der Bischof etwas zu meinem Lobe erwähnte, ein tiefes Stillschweigen erfolgte, obgleich sonst alle seine Worte als goldne Apfel in silbernen Schalen aufgefangen und laut gepriesen wurden. Indessen gelang ihnen doch nichts von allem dem was sie gegen mich unternahmen.

Ich

Ich war, wie schon gesagt, alle Vormittage bis Ein Uhr mit meinem Herrn eingeschlossen. Von zwey bis vier Uhr wurde gespeiset. Abends kam Gesellschaft oder einige Domherren, mit denen der Herr spielte; also konnte ich nur diese Abendstunden für mich verwenden. Wenn ich nun da bisweilen zu einem Mädchen schlich, so war das alles, was etwa an meinen Sitten tadelhaftes gefunden werden konnte. Der Bischof war, als ein Dichter, über diesen Punkt tolerant, und von den Herren Schwarzröcken hatte eben keiner Ursache, über eine solche Sünde den ersten Stein auf mich zu werfen. Also war meinen Feinden fast alle Gelegenheit mich zu verschwärzen abgeschnitten, und das Vertrauen meines Herrn wuchs täglich und beschränkte sich nicht mehr in dem Gebiete des Helikons, sondern es erstreckte sich auch über alle seine Angelegenheiten. Ich könnte den Schlüssel zu mancher öffentlichen Begebenheit, die damals vorfiel, geben, wenn ich

mehr schreiben wollte als einen Roman, und die Verschwiegenheit abgelegt hätte, die schon damals meinen Wandel zierte. Ich betrug mich vorsichtig, wagte in Sachen, die des Bischofs Hintenamt betrafen, kein vorzeitiges Urtheil, weil er diese Dinge besser verstand als ich, und diente ihm nur in seinen Privatgeschäften mit gutem Rathe, nach Maasgabe meines Verstandes.

In gewissen Dingen hatte der Mann ganz besondere Begriffe und Neigungen. Er war fromm nach den Grundsätzen seiner Kirche, hatte eine grofse Vorliebe für die Priesterschaft und suchte die Fehler einzelner Personen dieses Standes ämsig vor der Welt zu verbergen. Er war kein grofser Geist, hatte aber seinen Verstand durch vieljährige Erfahrung geläutert; er war eben so wenig ein grofser Geleluter, hatte aber fast alle alten Klassiker und Kirchenväter gelesen. Das Latein, das er im gemeinen Leben sprach, war besser als der gewöhnliche lateinisch - ungarische

Jargon, und seine Schreibart in dieser Sprache rein, elegant und körnicht. Dabey dachte er edel, war rechtschaffen, grofsmüthig, sogar freygebig — und doch geizig — das ist, er war im eigentlichen Verstande geldgeizig, und liebte die Species so wie ein Konchilien-sammler seine Muscheln. Z. B. wenn er jemand einen Dukaten geben sollte, so ging das sehr hart, und kostete ihm viel Überwindung damit herauszurücken; wenn er sich aber mit einer Anweisung von 100 Gulden an die Kasse, von der Ausgabe eines baaren Dukatens aus seinem Beutel loskaufen konnte, so that er's mit Freuden. Ich lernte ihm diese Schwachheit ab, und hütete mich baares Geld zu nehmen, wenn er mir ein Geschenk machen wollte, denn sicher bekam ich durch eine Order an die Kasse an 50 Dukaten, wo ich nur etwa sechs aus seiner Hand bekommen hätte. Alles baare Geld, das er aus seinen Einkünften zum eignen Gebrauche zog, liefs er sich in Dukaten geben und

natte eben so viel Freude daran, diese modernen Münzen oft zu zählen und zu sortiren, als der Antiquitätensammler bey Rangirung seiner Nummern. Diese Liebhaberey trieb er aber niemals in Gesellschaft anderer Leute, und es war ein ausserordentliches Zeichen seiner Gewogenheit, dafs er mich auch dabey zum Vertrauten machte und täglich an seiner Augenweide Theil nehmen liefs. Seine Schatulle von schwarzem Ebenholze stand unterm Bette in dem nemlichen Zimmer wo wir poetisirten. Ich mufste sie hervorziehen, wenn er sich an seinen Schätzen laben wollte, mufste bisweilen seinen Vorrath in Golde nach Gulden und Kreuzern berechnen, und alsdenn ward das Kästchen wieder an seinen Ort gesetzt.

An einem Vormittage da er sich damit beschäftigt hatte, die Dukaten die ihm zu leicht schienen oder nicht genug glänzten, auszurangiren, gab er mir etwa funfzig Stück, um sie in der *Cassa Domestica* gegen bessere umzuwech-

seln. Ich selbst setzte die Schatulle wieder an ihren Ort und ging um Ein Uhr zur Kasse, um mich dieses Auftrags noch vor der Tafel zu entledigen. Nach dem Essen begleitete ich den Bischof in sein Schlafgemach, brachte ihm die schönern Dukaten, griff unter das Bette nach der Schatulle um sie hervorzuziehen, und verwunderte mich nicht wenig, anstatt der schweren Schatulle etwas ganz leichtes zu ergreifen. Ich zog es hervor und siehe da! es war ein leerer, schwarz angestrichener Kasten von weichem Holze, von der nemlichen Größe und Figur wie die Schatulle, der ausdrücklich dazu gemacht schien um den leeren Platz auszufüllen, damit man nicht sogleich gewahr werden konnte, dafs die Schatulle selbst nicht mehr da war. Ich erschrak. Der Bischof, der neben mir stand, wurde blafs; wir erstaunten, visitirten mit Stöcken und Röhren den leeren Raum unterm Bette. Umsonst; der Schatz war weg, und was wir in Händen hatten war eine leere Hülse.

Der Diebstahl mufste schlechterdings in der Zeit geschehen seyn da wir an der Tafel safsen, denn der Bischof war aus seinem Zimmer gerade in das Tafelzimmer gegangen, wo er mich schon antraf. Der Dieb konnte also den Raub noch nicht weit geschleppt haben, daher wollte der Herr augenblicklich das ganze Hausgesinde zusammenrufen lassen, sehen ob jemand fehlte und weitere Untersuchung anstellen. Das war schon ganz recht. Ich hatte aber noch einen andern Gedanken, der sich auf das gegenwärtige *Corpus delicti* bezog. Der leere Kasten *pro forma* war neu und ohne Zweifel vom Tischler gemacht; ich hielt also für rathsam, in der bischöflichen Residenz auch bey dieser Zunft Untersuchungen anzustellen. Der Bischof liefs also den Haushofmeister rufen, und ich wollte inzwischen einen Gang in die Tischlerwerkstäte machen. Als ich nun eilfertig in mein Zimmer trat, Hut und Stock zu holen, hörte ich ein Geräusch in meinem Ofen, das ich in der dama-

ligen Jahreszeit nicht gewohnt war; und da mir in diesem Augenblicke alles verdächtig vorkam, eilte ich zu meinem Ofenloche, in eine kleine finstere Küche, die nicht gebraucht wurde, und fand da einen gewissen Herrn der sich eben retiriren wollte; ich nöthigte ihn, aber mit beiden Händen ganz höflich zurück zu gehen, und wider seinen Willen so lange zu warten bis Licht gebracht wurde. Da fanden wir denn die Schatulle unversehrt in meinem Ofen, die ich sogleich durch den Bedienten, der das Licht gebracht hatte, zu dem Bischofe tragen liefs, und ihm Relation erstattete. So weit hatte ich meines Amts gepflegt; das Übrige überliefs ich Sr. Excellenz.

Der Bischof liefs mich Abends vor dem Schlafengehen rufen und sagte, als wir allein waren: »Mein lieber Waller! »das war auf Dich gemünzt. Die Die»be haben nicht mich bestehlen, aber »Dich stürzen wollen; sie haben nicht »geglaubt, dafs wir den Abgang der »Schatulle sobald merken würden.

»Während der Tafel konnten sie sie »nicht in denen Ofen bringen, ...weil »die Bedienten dort mit den Speisen »auf und abgehen, und es war ein »Glück, dass der Zufall die Sache zeit»lich entdeckt hat, sonst hätten wir »wenigstens noch eine Zeitlang zwi»schen Furcht und Hoffnung schweben »müssen. Die Meinung war, dass die »Schatulle bey der Haussuchung in »denen Oefen gefunden und aller Ver»dacht auf Dich fallen sollte. Das wäre »nun zwar nicht geschehen, sowohl weil »ich Dich kenne und auf blossen äus»serlichen Anschein keiner solchen That »fähig halten kann, als auch weil hier »ein offenbares *Alibi* für Dich spricht; »allein deine Feinde würden doch »nichts versäumt haben um deinen Ruf »zu beflecken. Die Elenden stören auf »eine Zeitlang unser grosses poetisches »Geschäft, denn die Sache ist zu wich»tig als dass ich sie ununtersucht und »unbestraft könnte hingehen lassen. Ich »will alle Mitschuldigen wissen und

»ein Exempel statuiren. Dem darfst »Du aber nicht beywohnen, damit es »nicht das Ansehen hat, als ob ich so »handelte um nur Dich zu rächen. Du »mußt Dich ganz unwissend anstellen, »niemand sagen, wer die That voll»bracht hat? oder warum? und keine »Rachsucht in deinem Herzen dulden. »Das ist Christenpflicht: und damit ich »den Vorwurf vermeide, dir die Ver»brecher bloßgestellt zu haben, so »mußt Du während der Inquisition ab»wesend seyn. Ich werde dir morgen »öffentlich auftragen, in meinen Ge»schäften nach Wien zu reisen, ob ich »gleich dort nichts zu thun habe, Du »kannst Dich aber da ein paar Mona»the aufhalten bis ich Dich zurück ru»fe; inzwischen sende ich Dir posttäg»lich die lateinischen Verse, die ich an »unserm Gedichte mache, zum Über»setzen.«

Er ließ mir tausend Gulden auszahlen, mich mit seinen Pferden etliche Stationen führen, schickte mir noch

zwey oder drey Ladungen Verse nach Wien, starb aber wenig Wochen nach meiner Abreise. Die Asche dieses guten mir unvergefslichen Mannes ruhe in Frieden!

Das Zwanzigste Kapitel.

Wilder wird Freymaurer in einer Winkelloge und hält eine Rede.

Auf den Tod des Bischofs erfolgte meine Trennung von den Musen. Der poetische Furor verliefs mich, mein Puls kam wieder in sein natürliches Tempo. Ich fing nun an mich zu einer andern Krankheit vorzubereiten, die das Blut nicht minder in Bewegung setzt; damals war sie aber nur noch in den äufsern Theilen. Ich zog den Vorschlag meiner Freundinn in reifere Überlegung und empfand wirklich schon etwas Herzklopfen, wenn ich an die schöne Kordula gedachte, und etwas Schwindel im Haupte, wenn mir ihre zwanzig tausend Gulden einfielen. Ich skizzirte ein Schauspiel in drey Akten. In dem ersten wurde ich Hofrath und reisete ins Reich, im zweyten gewann ich die Liebe meiner Schönen, und im dritten

heurathete ich sie. Beym zweyten und dritten Akte kamen mir nur allerley Bedenklichkeiten in Sinn, denn ich war nicht Narcis genug um zu glauben, dafs ich dem Mädchen schlechterdings gefallen müsse. Meine Meinung war, mir durch meinen alten Patron, den Reichsagenten, den Hofrathstitel von einem Reichsfürsten auszuwirken, um mit diesem gestempelt, zur Madame Ziegelstein und meiner Schönen zu reisen, dort um ihre Gunst zu buhlen, und endlich zu freyen und mich freyen zu lassen. Wenn sich denn nichts besseres im Reiche für mich finden würde, so wollte ich mit meiner Gattinn zurück nach Wien gehen und so lange einen Winkelagenten abgeben, bis ich durch mancherley Mittel und Wege dahin gelangen könnte, ein wirklicher Reichshofrathsagent zu werden. Von diesem Vorhaben gab ich meiner Freundinn Nachricht und bekam Antwort, die ich zu seiner Zeit mittheilen werde. Indessen war mein erstes Geschäft, mit meinem alten Prinzipal

wegen des Hofrathstitels in Unterhandlung zu treten. Ich fand den Mann ganz verändert, leidend, geheimnisvoll und zurückhaltend, aber doch nicht abgeneigt meinen Wunsch zu befriedigen. Er schrieb deshalb einem Fürsten, der an Land und Leuten eine Stadt, fünf Dörfer und einen Meyerhof besafs. Derselbe liefs der Empfehlung seines Agenten und meinen Verdiensten soviel Gerechtigkeit wiederfahren, dafs ich nach einigen Wochen, gegen Erlegung der Taxen, nicht nur das Patent als fürstlicher Hofrath bekam, sondern zur Zugabe auch ein Diplom als Mitglied einer Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, die der Herr in seinem Staate errichtet hatte.

Ich habe schon gesagt, dafs ich meinen ehemaligen Herrn ganz verändert gefunden hatte; ich fand ihn aber auch in ganz anderer Gesellschaft als ehedem. Ich sah täglich Leute aus allen Ständen bey ihm aus und eingehen, meistens Einwohner Wiens, von denen

nicht zu vermuthen war, dafs sie Berufsgeschäfte mit ihm abhandelten. Es kam mir auch seltsam vor, wenn ich eintrat und er mit vier oder fünf dieser Herren im Diskurs begriffen war, dafs sogleich abgebrochen und mir dadurch nicht undeutlich zu verstehen gegeben wurde, dafs ich überflüfsig sey. Alles das war mir nun zwar auffallend, es reizte aber so wenig meine Neugierde, dafs ich gar nicht einmal darüber nachfragte; ich war zu sehr mit meinen frohen Aussichten beschäftigt als mich um fremde Dinge zu bekümmern.

Die Antwort von Madame Ziegelstein blieb lange aus, und ich erwartete sie mit doppelter Sehnsucht, weil mich sehr gelüstete, von meinem Hofrathstitel Gebrauch zu machen. In Wien ging das nicht an, denn da haben fremde Hofräthe gar keinen Cours, sondern es gelten nur K. K. Hofräthe. Ein solcher Hofrath ist wirklich ein mächtiger Mann und wird von seinen Klienten so orientalisch beräuchert und mit Sala-

maleks verehrt, dafs ein Fremder, der diesen Titel hat, den Abstand gar bald gewahr wird und seinen Hofrath, so lange er in Wien ist, in seinem Koffer ruhig eingepackt läfst, wenn er sich nicht will auslachen lassen.

Die sehnlich gehoffte Antwort von meiner Freundinn kam endlich und brachte mir die Nachricht, dafs der Baron, der Gemahl ihrer Wohlthäterinn, selbst nach Wien kommen und sich da in seinem Prozesse meiner Hülfe bedienen würde. Ich sollte ihn also erwarten, treulich helfen, dafs er seine Sache bald und glücklich zu Ende bringe, und ihn sodann auf der Rückreise begleiten; welches alles ich ganz wohl zufrieden war.

In dieser Zwischenzeit, da ich also der Ankunft des Barons entgegen sah, lud mich mein alter Herr, der Herr von Luchs, einst zu einem Gastmahle in Schönbrunn, beym Traktör Xaver Jann, wo mehrere, mit unter auch ganz angesehene Männer, aber auch viel lustige

Brüder mit uns speisten und wo weidlich gezecht wurde. Da erfreute der Wein mein Herz; ich liefs mich mit allerley lustigen Schwänken hören und erwarb mir dadurch die Gunst der Gesellschaft, welche, um auch ihren Witz zu zeigen, die Gläser mit taktmäfsigen Grimassen leerte, die mir für bartige Männer etwas kindisch vorkamen.

Nach dem Essen traten die Herren zusammen, und berathschlagten sich insgeheim über etwas. Ich entfernte mich; aber sie suchten mich auf, stürmten *in Corpore* auf mich los und riefen mir einstimmig zu: »Wir wollen Sie aufnehmen, Sie verdienen unser Bruder »zu seyn, wir wollen Sie eines Vor»zugs theilhaftig machen, um den sich »oft Fürsten vergebens bemühen. Sie »werden Dinge erfahren über die Sie »erstaunen, und es wird nur auf Sie »und Ihren Eifer ankommen, das höchs»te Glück zu erlangen und die wich»tigsten Geheimnisse zu erfahren.« Mit einem Worte, sie entdeckten mir, dafs

sie

sie Freymaurer wären und dafs sie mich wegen meiner an der Tafel wahrgenommenen guten Eigenschaften des nemlichen Glücks theilhaftig machen wollten, das sie genössen. *Eh bien!* dachte ich, der Vorschlag läfst sich hören. Die Herren, die dir so viele Vortheile versprechen, sind zwar lustige Kunden, aber es sind doch einige darunter die Verstand haben; hilfts nichts, so wird's nicht schaden. Willst Freymaurer werden!

Man führte mich Tages darauf, an einem Sonntage, Mittags um zwölf Uhr zum Obermeister Pontius, der mir, umgeben mit Grofsen und Kleinen, von seinem Sofa Beifall zulächelte, weil ich sein Herr Bruder werden wollte.

Es wurde Zeit und Stunde im gröfsten Geheimnifse bestimmt, denn damals, unter Maria Theresia, durfte sich die Freymaurerey in Wien nicht öffentlich zeigen. Es ward viel Feyerlichkeit verschwendet, um mir den Schritt recht wichtig zu machen. Einige Jahre vorher wäre dieser Endzweck leicht zu er-

reichen gewesen. Einige Leute in gestickten Kleidern die ich vor Bruder Pontius die Knie beugen sah, und die Aussicht mit diesen Herren in Gemeinschaft zu kommen, hätte damals leicht grofse Ideen bey mir erwecken können, aber jetzt machte es keinen sonderlichen Eindruck. Ich hatte Erfahrung genug, zu wissen, dafs die Herren in gestickten Kleidern Menschenkinder sind in Worten und Werken, wie unser einer, und hatte nun auch schon meinen Dünkel auf meinen Hofraths- und Akademistentitel, ohngeachtet ich jenen in Wien nicht brauchen konnte, und dieser in Wien nichts galt. Also verhielt ich mich ganz leidend. Man nahm mich auf mit vielen Ceremonien, in die ich mich alle so ziemlich zu schicken wufste. Der Spafs kostete mir zwanzig Dukaten, nebst ein paar Dukaten, die ich für die Armen gab, und nun wurde ein monathlicher Beytrag festgesetzt. Ich bin sonst eben nicht geizig, aber hier liefs ich mir unglücklicherweise in den Kopf kommen, dafs ich für mein aus-

gegebenes Geld auch etwas haben wollte. Aber siehe da, es ging ausser den Ceremonien nichts weiter vor, als dafs wir weidlich afsen und dabey aus Flaschen tranken die dreyeckigt waren, so wie sonst viereckigt. Nächstdem wurden oft lange Reden gehalten, die mir noch länger dünkten, als sie an sich seyn mochten. Das machte mich nun durchaus nicht glücklich, ob man mir gleich, als man mich zur Aufnahme beredete, das höchste Glück der Erde versprochen hatte. Ich wäre mit weniger zufrieden gewesen; aber *etwas* mufste es doch, meiner Meinung nach, seyn, was ich erhalten sollte. Ich wollte also schon im ersten Monate mehr wissen, bildete mir sogar ein, dafs man mir gefliſsentlich die Geheimnisse verhehlte, wovon Bruder Redner schon in einer Rede, die er Erklärung der Sinnbilder nannte, gesprochen hatte, ob es mir gleich schien, er hätte nichts erklärt. Ich ward in diesem Gedanken bestärkt, da ich merkte, dafs man oft Zusammenkünfte hielt, zu de-

nen ich nicht zugelassen wurde, weil ich, wie der sehr ehrwürdige Bruder Pontius sagte, noch nicht würdig genug wäre. Ich war doch Hofrath und Akademist, und also dachte ich, müfste ich so würdig seyn wie ein anderer. Ich liefs mein Mifsvergnügen einigen Brüdern merken, und bekam von ihnen gar verschiedene Antwort. Endlich gerieth ich an einen Bruder, welcher mich versicherte, er und einige andere hätten entdeckt, dafs wir alle hintergangen wären, und nichts wissen könnten. Er versicherte, es sey ausgemacht, dafs unsere Loge, obgleich zahlreich, nichts als eine Winkelloge wäre, und dafs wir alle uns keiner Loge von ächten Freymaurern nahen dürften. Er versicherte, eine Winkelloge wäre ein noch viel betrübteres Ding als ein Winkelagent in Wien, denn sie helfe zu gar nichts. Er bewies mir, ein Freymaurer aus einer Winkelloge hänge an nichts, und sey so einzeln wie Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel. Er hatte sich genau er-

kundigt, und hatte erfahren, dafs unsere Loge zu gar keinem Systeme gehöre, weder zum Orient von England noch von Frankreich, noch von Schweden noch von Rufsland, weder zu den vereinigten Logen noch zur grofsen Landesloge von Deutschland, noch zu den Brüdern aus Asien, noch zu dem ägyptischen, nubischen oder samaritanischen Systeme. Er versicherte mich, genau zu wissen, dafs der sehr ehrwürdige Pontius unsere Loge nur zu seinem eigenen Vortheile errichtet habe, dafs gar keine unbekannte Obern vorhanden wären, von welchen er oft so viel rühme; sondern er selbst sey sein einziger Oberer. Er gebe vor, mit allen obigen Systemen in Verbindung zu seyn, aber stehe blofs mit sich selbst in Verbindung, und bilde uns ein, dafs er uns zu ächten Freymaurern mache, da wir doch gewifs unächt wären. Ich konnte mir noch kaum vorstellen, dafs es so wäre, bis der Bruder ein schon vor vielen Jahren gedrucktes Buch hervorzog, worinn eben die Sym-

bolen und Ceremonien, welche kennen zu lernen ich zwanzig Dukaten gezahlt hatte, abgebildet und angezeigt waren. Nun schien es mir ganz unnatürlich, dafs ein Geheimnifs ein wirklich Geheimnifs seyn könnte, wenn es schon so lange öffentlich gedruckt war. Ich schlofs also, die uns mitgetheilte Freymaurerey müsse nicht die rechte seyn, und fand nichts natürlicher, als dafs Bruder Pontius mir meine zwanzig Dukaten wiedergeben müsse.

Die andern mit-vergnügten Brüder waren eben der Meinung, und wir gingen also in Deputation mit dem gedruckten Buche in der Hand zum sehr ehrwürdigen Bruder Pontius, ihm zu sagen, dafs wir das nicht seyn könnten wozu er uns versicherte gemacht zu haben, und dafs er uns unser Geld wiedergeben müsse. Aber dazu hatte unser Meister vom Stuhle keine Ohren. Er versicherte uns unsere eigene Aechtheit mit vielen dunkeln Worten, und sprach viel von dem Wohlwollen der unbekannten Obern, dieser heiligen wohl-

thätigen Väter, die in ungestörter Ruhe lebten, und uns alle, wenn wir nur ihnen gehorsam wären, noch überschwenglich glücklich machen würden. Er sprach erst sehr sanft, da wir aber unsere Stimme erhoben, so erhob er sie noch mehr, und wir kamen ziemlich mit Worten zusammen. Ich sah nun sehr deutlich, dafs ich meine Dukaten nicht *ad locum unde* zurückbringen würde. Ich kam auf den Gedanken, mich wegen dieses Verlustes zu rächen und mich von der Loge auf eine Art zu trennen die Aufsehen machen sollte. Ganz will ich nicht läugnen, dafs mehr Eitelkeit als eigentliche Rache dabey die Ursache meines Entschlusses war, denn es schmeichelte mir, dafs ich dadurch als ein beherzter und wichtiger Mann erscheinen würde. Ich theilte meinen Entschlufs den andern Mifsvergnügten mit, welche ihn billigten, und einige baumstarke Brüder versprachen mir, mich mit ihren Degen zu vertheidigen, wenn man mich angreifen sollte.

In einer Versammlung vor einer Tafelloge, in welcher sich der Bruder

Pontius sehr geschmeidig gegen uns Mifsvergnügte bezeugt hatte, erbat ich mir das Wort, und hielt unvermuthet meine Abschiedsrede. Da ich noch das Koncept davon besitze, so will ich sie nicht unterm Scheffel vergraben, sondern mein Licht leuchten lassen. Sie lautete folgendergestalt:

»Sehr ehrwurdiger Meister vom Stuhle!«

»Meine verehrungswürdigen Brüder!«

»Dreymal neun Tage sind nun verflossen, seit»dem ich die Ehre habe, ein Mitglied des uralten »Königlichen Ordens der Maurerey zu seyn. Ich »weifs, wem ich dieis Glück zu verdanken habe. »Sie waren es, verehrungswurdige Brüder! die »mich in der festlichen Stunde meiner Aufnahme »auf die wichtigsten Dinge vorbereiteten. Sie »waren es, die mir bey dem Schrecken der Fin»sternifs liebreich zur Seite standen, mich grofs»muthig das Licht sehen liefsen, meine Erwar»tung mit Hieroglyphen sattigten, und mich mit »Ernst und Würde zu den Geheimnissen einwey»heten — die ewig Geheimnifse bleiben. — Sie »waren es, mit einem Worte, die mit mir mach»ten, was Sie wollten, die das was ich nicht wufste »meinem eignen Nachdenken überliefsen, und mir »ernsthafte Prufung dessen was Sie mir nicht sag»ten, anempfohlen, um dadurch hoherer Erkennt»nisse empfanglich zu werden.

»Ich habe Ihren weisen Lehren gefolgt, nach»gedacht und geprüft, und bin so weit gekom»men, dafs ich mir sogar schmeichle, diejenigen »Erkenntnifse in der Maurerey erworben zu ha»ben, die nur immer einer von Ihnen besitzen »oder noch erlangen mag. Nur einige Steine des »Anstofses, die den tiefsinnigen Gang meiner Pru»fung hemmten, mufs ich Ihnen zur Wegräumung »vorlegen. Vielleicht sind diese Steine zu dem »grofsen Baue, an dem Sie so emsig arbeiten, »nutzlich zu verwenden. Erlauben Sie, erleuchte»te Meister und Gesellen! dafs ich Sie nun mei»ner Seits zur Aufmerksamkeit vermahne. — »Hören Sie mir zu! — und erstaunen, dafs Ihnen »der jüngste Lehrling Fragen vorlegt, die Sie »sich schon längst selbst hätten vorlegen sollen:

1. »Warum lassen Sie Stillschweigen angeloben »und beschwören, über Geheimnisse die nun in »allen Sprachen gedruckt lesen, und in allen »Buchläden um wenig Geld haben kann?

2. »Warum versengen Sie sich den Bart mit »Geigenharz und beschmieren die Haut mit ro»ther Dinte, zu der Zeit da Sie sich die Miene »der grofsten Wichtigkeit geben?

3. »Warum drohen Sie, Leuten das Herz aus »dem Leibe zu reissen, denen Sie ohne ihren »Willen keinen Zahn ausreissen dürfen?

4. »Warum tragen Sie Schurzfelle und andere »Masken ausser der Karnevalszeit?

5. »Warum spielen Sie mit blossen Degen,

»da, wo hölzerne Säbel die nemlichen Dienste »thun?

6. »Warum nennen Sie sich *Maurer*, da doch »keiner von Ihnen einen Taubenschlag bauen »kann?

7. »Warum nennen Sie sich *Frey*, und sind »doch wie andere Menschenkinder nicht nur der »Obrigkeit, sondern auch Ihren Weibern unter»than?

8. »Warum heifsen Sie das arbeiten, was auf »gut deutsch Possen treiben oder schwelgen »heifst?

9. »Warum nennen Sie sich Bruder, da Sie es »doch so wenig sind als die Barmherzigen Bru»der oder andere Bettelmönche?

10. »Warum nennen Sie andere ehrliche Leu»te Profanen?

11. »Worinn sind Sie heiliger als jene, die Sie »Profanen nennen?

12. »Warum trinken Sie nach Tempo und »verschütten Ihren Wein?

13. »Warum nennen Sie Wein — Pulver, und »Gläser — Kanonen, da Sie doch nicht zusammen»kommen, Soldaten zu spielen?

14. »Warum klatschen Sie in die Hände, da »Sie doch selbst die Akteurs sind?

15. »Warum geben Sie zu, dafs sich ein gro»fser Theil ihrer Mitglieder um ihretwillen sei»nen Geschäften, und des Abends seiner Familie

»entzieht, die das mit ihm theilen sollte, was er »bey Ihnen verzehrt?

»Es scheint verehrungswerthe Brüder durch »dreymal drey, dafs diese dreymal fünf Fragen »aus dem Munde eines maurerischen Säuglings »einigen Eindruck machen. Ich sehe verschie»dene Bewegungen auf Ihren Gesichtern. — Bey »einigen Zorn und Unwillen — derezum Theil »daher rühren mag; weil ich Sie so lange von »der Tafellage abhalte — bey andern Lust zum »Lachen, denn der Spottgeister giebt es überall — »— aber noch bey andern Erstaunen und Furcht.

»Ich selbst fürchte nichts, als dafs meine Fra»gen unbeantwortet bleiben, und in diesem Falle »verspricht mir die edle Kunst der Maurerey »viel zu wenig, um meine Zeit ferner damit zu »verderben, ob es gleich wohl seyn kann, dafs »sie einem grofsen Theile der hier versammel»ten Brüder Nutzen und Vergnügen gewährt.

»Unserm sehr ehrwürdigen Meister vom Stuh»le riecht der Weyrauch lieblich, den ihm vor»nehme und geringe Brüder streuen, und es be»hagt ihm wohl, dafs er in dem Rufe steht, gro»fse Arcana zu besitzen. Aber dieſs alles kann »mich nicht rühren. Ich strebe nicht nach der »zeitlichen Ehre eines Logenamts. Ich suche »keine unbekannten Obern wie der Brude- Ste»ward. Ich will nicht Gold machen wie der »Bruder erster Aufseher, noch Geister citiren

»wie der Bruder Sekretar — will keine Tempel-
»herrenkommanderie erhalten wie der Bruder
»zweyter Aufseher, noch den Prätendenten auf
»den Thron helfen wie der Bruder Schatz-
»meister. Ich bin kein Mahler wie der Bru-
»der Lukas, der unter den Brudern Geld ver-
»dient, noch Kanzellist, wie der Bruder Markus,
»der durch den Hofrath Bruder Mathaus sein
»Glück machen will. Ich bin kein Betrüger, der
»grofse Geheimnisse oder verborgene Künste vor-
»giebt; ich bin aber auch kein Geck, der sie bey
»Ihnen sucht. Ich bin endlich kein Bettler, der
»die Loge brandschatzt — und brauche keinen
»Almosenpfleger — weil ich mein Scherflein selbst
»austheilen kann.

»Bey so bewandten Umständen bleibt mir nichts
»übrig, als die zwanzig Dukaten geduldig zu ver-
»schmerzen, die Ihnen, verehrungswerthe Herren,
»das Recht geben mich auszulachen, und Sie
»über einen gewesenen Bruder trosten der so
»profan denkt, nichts finden zu wollen, wo
»nichts ist, der aber auch feyerlich verspricht,
»nichts zu verrathen was jedermann in allen
»Buchläden ohnehin gedruckt finden und lesen
»kann. *Basta!*«

Als ich nach Endigung dieser Rede um mich sah, erblickte ich in der ersten Minute Erstaunen auf den meisten Gesichtern der Versammlung:

Obstupuit, steterunt comites, vox faucibus haesit.

Aber in der zweyten entstand ein grofses Gemurmel, und auf den Mienen zeigte sich theils Unwillen, theils Schadenfreude.

Ich gestehe, dafs eine solche Rede aus dem Munde eines Menschen, dem der Kanzleystaub noch auf dem Ermel safs, vor einer so grofsen Versammlung, der Wahrscheinlichkeit, auf die sich sonst der Verfasser etwas zu gute thut, zuwider scheinen könnte, und dafs hin und wieder ein Leser dabey denken möchte wie Melsun, der Dolmetscher der Königinn Elisabeth: »Hat er's nicht gesagt, so hätt' er's sagen sollen.« Ich will diesen Herren nicht widersprechen, aber ich war auch wirklich eine übermüthige Kreatur geworden, die in ihren zwey letzten Stationen durch den Umgang mit ächtem und komischem Adel eine gute Portion Dreistigkeit angenommen, und die in der Zwischenzeit manches Buch gelesen hatte des Tones,

der in dieser Rede hervorsticht. Und dem war ich auch durch die Gunst des Bischofs reich. Ich besafs etliche tausend Gulden baares Geld, und verliefs mich auf die glücklichen Aussichten die mir in kurzem eine gänzliche Unabhängigkeit versprachen. Man mufs mich also nicht geradezu der Aufschneiderey beschuldigen, wenn auch gleich einige Herren, die damals zugegen waren, die Sache etwas anders erzählen sollten. Das müssen sie mir doch zugeben, dafs ich, ungeachtet alles Lärms, mich mit vieler Überlegenheit über meine Gegner aus dem Handel zog, und so wenig es anfänglich den Anschein hatte, in Frieden abtrat. Diefs gelang mir nun vielleicht um so viel eher, weil viele der vornehmsten Glieder, eben so wie ich, erfahren hatten, dafs wir angeführt und in keiner ächten Freymaurerloge waren. Daher gingen die vorzüglichsten Mitglieder ab, und suchten die ächte Freymaurerey. Ich hoffe, sie werden sie gefunden haben, und stelle mir vor, sie

werde ganz anders beschaffen seyn, als diejenige die ich in meiner Winkelloge sah.

Es haben mich zwar einige der Suchenden überreden wollen, es sey überhaupt nicht sicher zu bestimmen, ob eine Freymaurerey die ächte sey, und ob eine Loge mit einem ächten Systeme zusammenhange, denn die Konstitutionspatente von grofsen Logen könnten es nicht ausmachen, weil in den Akten, die mit solchen Patenten mitgetheilt würden, nur Rituale u. d. gl. enthalten wären, und es wisse niemand gewifs, woher denn alle die grofsen Logen, die englische gar nicht ausgenommen, selbst das Recht erhalten hätten, andere zu konstituiren, und welche Obern sie denn eigentlich zu Landeslogen gemacht hätten. Ich habe das alles angehört, aber habe weiter nicht darnach forschen können oder mögen, am wenigsten damals. Denn ich hatte den Kopf viel zu voll von meinem eignen Projekte, dessen Ausführung ich gern äufserst beschleunigen wollte. Daher vergafs ich alles andere darüber.

Das Ein und Zwanzigste Kapitel.

Walter schildert einen Reichsbaron.

Endlich kam nun der längst erwartete Baron, und mit ihm Beschäftigungen und Sorgen die meinem Muthwillen Gränzen setzten. Die Sorgen, die mir dieser Mann machte, waren von besonderer Art. Es lag mir alles daran, seine Gunst zu gewinnen, weil sie meine Freundinn für unsere Heyrathsabsichten nothwendig erachtete; aber das kostete Kunst. Er war äufserst mifstrauisch, und so wenig mit der Welt bekannt, dafs es meiner Dienstfertigkeit fast nie gelang, ihm da, wo er falsche Begriffe hatte, auf den rechten Weg zu bringen. Er war auf seinen Gütern unumschränkter Herr, galt in seiner Gegend für ein grofses Genie, dem niemand widersprach, und meinte, hier in Wien sey das alles eben so. Im Reiche war er zwey Meilen um seine Güter ein Mann

von

von Bedeutung, und in Wien machten selbst die äuſserlichen Zeichen der Gröſse, die ihm dort Ansehen gaben, nicht den mindesten Eindruck. Er hatte den Orden eines Reichsfürsten und trug daher einen groſsen gestickten Stern auf seinen Kleidern; aber die Kleider selbst hatten einen eben so altväterschen Schnitt wie die Livree seiner Bedienten. Wenn er nun so mit drey oder vier Lakeyen über die Gasse ging und die Leute blieben stehen und lachten; so suchte er die Ursache nicht in seinem Aufzuge, sondern in der schlechten Polizey und der Zügellosigkeit des Pöbels in Wien. Ich war vom Anfange nicht blöde, ihm nach meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit mit gutem Rathe zu dienen, ich kam aber übel an, und muſste mich in meine Schranken zurückweisen lassen. »Er wisse selbst »was hofmäſsig, anständig und seiner »Würde angemessen wäre.» — Er gehörte zu der unmittelbaren Reichsritterschaft und hatte den Charakter als Ge-

heimerrath von einem Hofe im Reiche, wufste also nicht anders, als dafs ihm der Titel Excellenz von Rechtswegen gebühre. Aber in Wien fand er das Ding ganz anders, denn so freygebig der gemeine Mann mit der *Gnade*, und so unbestimmt es da ist, wem es eigentlich gebührt, *Euer Gnaden* genannt zu werden; so genau ist die *Excellenz* nur dem zugemessen der ein Diplom als wirklicher K. K. Geheimerrath hat, und wenn Reichshofräthe Geheimerathstitel aus dem Reiche mitbringen, und R. H. Agenten sich dergleichen von da her verschreiben, oder erstere auch die Excellenz von ihren Klienten in Briefen annehmen; so hüten sie sich doch sehr in Wien auf diese Ehre Anspruch zu machen. Dergleichen Explikationen wollten meinem Baron nicht in den Kopf, er fand in allen diesen Dingen nur persönliche Beleidigungen, und wollte gar nichts auf den Wiener Gebrauch rechnen, sondern glaubte, sein Verdienst und Ehre müfsten in der ganzen Welt,

nicht nur in gleichem Verhältnisse stehen, und er müfste in Wien auf gleiche Art behandelt und verehrt werden, als in seinem reichsritterschaftlichen Kanton. Der gute Mann führte seinen Schlofstrompeter mit sich, und es kostete mir Mühe, ihn zurückzuhalten, dafs er sich nicht alle Mittage im weifsen Ochsen, wo er herbergte, zur Tafel blasen liefs, wie er es auf seinem Schlosse gewohnt war.

Ob es mir nun gleich wehe that, dafs er sich lächerlich machte, weil er ausser diesen kleinen Fehlern ein gutes Herz hatte; so hütete ich mich doch nun gar sehr, seine empfindlichen Saiten weiter zu berühren; ich überliefs ihn seinem Eigensinne und rieth ihm nur wenn er meinen Rath begehrte, und das war meistens blos in seiner Prozefsangelegenheit. Er merkte aber endlich selbst, dafs ihn nicht der Pöbel allein auslachte, und fand unter seines Gleichen gute Freunde, die ihn darauf brachten, dafs mein guter Rath nicht so spröde hätte abgewiesen werden sollen. Das

that die Wirkung, dafs er sich mir auf herablassenderm Fufse näherte, mich über mehr Dinge als seinen Prozefs um Rath fragte, und am Ende merkte dafs er nicht übel dabey fuhr. Da ich also ausgeharrt und er sich nicht nur von meinem Eifer ihm zu dienen, sondern auch von meiner Fähigkeit es thun zu können, genug überzeugt hatte, da gelang es mir, durch Zuthätigkeit, die mir überhaupt gegen vornehmere Leute eigen ist, bey denen ich ein gutes Herz merke, seine Hoheit und sein Mifstrauen zu überwinden. Dazu kam noch ein Umstand, der mich ihm wichtiger machte als alles das, ob ich's gleich damit in der That weniger verdiente. Es blieb ihm Geld aus, welches mit dem Postwagen kommen sollte, weil er sich aus Mangel gehöriger Reisekenntnisse weder mit Wechseln noch Kreditbriefen versehen hatte. Da konnte ich ihm denn gleich mit ein paar hundert Dukaten dienen, die ihm von meiner Person wichtigere Begriffe einflöfsten.

Von diesem Tage an wuchs sein Vertrauen, und er gewöhnte sich, offenherziger und sogar bisweilen freundschaftlich mit mir umzugehen.

Sein Prozefs war nun der Entscheidung nahe. Er betraf jährliche Einkünfte von 6000 Gulden, die der Gegner sechszehn Jahre unrechtmäfsig gezogen hatte. Wir wollten ihn nicht nur aus dessen Besitz gerichtlich treiben, sondern auch die entbehrten Summen ersetzt haben. Je mehr sich die Sache dem Ende näherte, desto mehr fürchtete mein Herr Baron einen übeln Ausgang, und so gerecht sie war, so wenig hoffte er ein gutes Ende, weil es nach seiner Meinung nicht Mode sey, gerechte Prozesse zu gewinnen. Ich kannte zwar diese Mode auch, wufste aber gewifs, dafs dieser Prozefs nicht verlohren gehen konnte, hatte als ein bewanderter Praktikus alle nöthige Verkehrungen getroffen, und vertröstete den Zweifler aufs beste. Der Gegentheil merkte, wie kritisch es mit ihm

stand, suchte sich zu vergleichen und mich zu dem Ende in sein Interesse zu ziehen. Er liefs mir tausend Dukaten anbieten, wenn ich den Baron unter gewissen Bedingungen zum Vergleiche bewegen könnte, und ich liefs mir, ob ich gleich nichts weniger im Sinne hatte, eine schriftliche Versicherung darüber geben, um bey dem Baron nach geendigtem Prozesse ein Verdienst damit zu gewinnen; oder auch auf den Fall, wenn er sich selbst schlechterdings vergleichen wollte, noch diese tausend Dukaten zu retten. Es trat aber ein dritter Fall ein, der für mich noch besser ausfiel. Etwa acht Tage vor der Entscheidung wurde der Mann so kleinmüthig, dafs er sich erklärte, den Vergleich und gerade alle die Bedingungen einzugehen, die mein Dokument enthielt. Da rückte ich damit heraus, und zeigte ihm was ich dabey gewinnen könnte, wenn ich ihm gegen Pflicht und Überzeugung zu etwas rathen wollte, das er schon beschlossen hatte. Die-

ser Beweis meiner Ehrlichkeit vollendete das Werk, ihn im eigentlichen Verstande zu meinem Freunde zu machen, und zu bewegen, dafs er sich mehr meiner Leitung überliefs.

Nun fing er auch von selbst an meiner Heurath zu erwähnen, und gestand mir nun erst, dafs er von den Absichten der Dame Ziegelstein unterrichtet sey. Er lobte die Schönheit und alle übrigen Eigenschaften meiner Kordula, und glaubte mich nun genug geprüft und so eines Schatzes werth gefunden zu haben, versprach mir also seinen Beystand und that noch mehr. »Gewinne ich,« sagte er, »meinen Prozefs, dem ich nun sei»nen Lauf lasse, so gebe ich Ihnen von »dem Gelde, das mir der Usurpator zu»rück zahlen mufs, die nemlichen tau»send Dukaten die er Ihnen versprochen »hat, und wenn Sie auf andere Aus»sichten Verzicht thun, und auf den »Fufs, wie zeither ihre künft'ge Frau »und Schwiegermutter, bey mir bleiben »wollen, so gebe ich Ihnen eine rechts-

»beständige Versicherung auf jährliche »tausend Gulden, wofür Sie der Gene»ralintendant meiner Güter werden und »mir in meinen übrigen Angelegenhei»ten an die Hand gehen sollen.« !

Dieser Vorschlag und die Gutherzigkeit, mit der er mir gemacht wurde, rührte mich, aber ich weifs nicht warum ich mich noch immer mit Zweifeln und Ahndungen quälte solange ich die Schöne noch nicht gesehen, und ihr Herz noch nicht erobert hatte. Indessen wurde der Prozefs gewonnen, der Baron in die entbehrte Possession gesetzt, und der Gegner zu Erstattung der unrechtmäfsig gezogenen Einkünfte nebst Interessen und Ersatz der Unkosten verurtheilt. Dieses Geld sollte in gewissen Terminen bezahlt werden; wir verglichen uns aber über eine baare Summe, wovon ich meine tausend Dukaten annehmen mufste; und da wir nun nichts mehr in Wien zu thun hatten, so reisten wir ab, nach dem Sitze meines Freyherrlichen Patrons.

Unser Weg ging über Regenspurg. Da nahm ich mir einen Bedienten an, und stolzirte nun nach Herzenslust mit meinem Hofrathstitel, der hier zu gelten anfing, wurde auch *qua talis* überall, wo ich nicht mit Excellenzen in Kollision kam, als ein beträchtlicher Mann behandelt und verehrt, wie es der Zeit im römischen Reiche Sitte und Gebrauch war, vielleicht auch noch so ist. Indessen war doch das seltsam, dafs ich wieder anfing an der Titelsucht krank zu werden, sobald ich über die östreichische Gränze kam, und dafs mein gnädiger Reichsfreyherr sich in Wien völlig davon geheilt hatte. Er sagte: »Unsere »aufgeblasenen Thoren, die es übel »nehmen, wenn man mit ihnen redet »und ihren Charakter nicht alle Augen»blicke im Munde führt, sollte man we»nigstens auf ein Jahr nach Wien schik»ken, damit sie sich wieder an ihre »Geschlechtsnamen gewöhnen, denn wer »dort nicht eine wirkliche Excellenz ist, »den nennt man bey seinem Namen,

»und wenn er Graf oder Baron ist, so »heifst er der Graf Sadrach, oder der »Baron Mesach, oder der Freyherr Abed»nego, nach seinem Familiennamen, »und niemand fragt, ob er Rath, Se»kretar, Oberförster oder Kanzellist ist; »wenn er nur ein ordentliches Kleid »anhat. Sonst heifsts: Was will der »Herr hier? pack sich der Herr fort; »Schlankel, geht's aus'm Wege u. s. w. —« '

Ich unterliefs nicht, meinen würdigen Freund, den Hauptmann Hase, in Regenspurg zu besuchen, und ihm für seinen ehemaligen guten Rath zu danken, dem ich allein meine jetzigen glänzenden Umstände zuzuschreiben hatte. Ich fand den ehrlichen Mann, sitzend mit seiner langen Pfeife, an der Seite seines Flügels, auf dem er sich noch von dem nemlichen Musketier vorspielen liefs. Er freuete sich, mich glücklich zu sehn, und kam nicht von uns solange wir in Regenspurg waren. Von hier gingen wir über Nürnberg, Frankfurt und Mainz,

ohne dafs uns etwas besonderes aufgestofsen wäre. Nur mit einem einzigen wichtigen Abentheuer, das unsern Aufenthalt in Mainz etwas verlängerte, will ich sogleich dem Leser aufwarten, wenn ich vorher gemeldet habe, dafs in Frankfurt fast alle meine guten Freunde noch lebten, ausgenommen mein gewesener Herr, der Resident, und alle Welt verwunderte sich da, über den Herrn Hofrath Waller, über sein gutes Aussehen und das Glück das er gemacht hatte. Auch ward ich überall reichlich mit acht und vierziger traktirt, der damals noch öfter ächt zu haben war, als im Jahre 1791, — und mit Schwartenmägen u. s. w. — 'S sind doch gute Leute — die Frankfurter!

Trinken und Essen
Wird da nicht vergessen.

Das Trinken geht in Frankfurt am Main vor dem Essen, so wie in Wien das Essen vor dem Trinken geht.

Das Zwey und Zwanzigste Kapitel.

Waller findet seinen Freund im Schlafrocke

In Mainz kehrten wir unweit der Domkirche im Könige von England ein und wollten da Rasttag machen, blos um in die Komödie zu gehen, wovon der Baron ein grofser Liebhaber war. Das Zimmer, das man mir anwies, hatte Kästen und Schränke, worinn Papiere, zerrissene Briefe und dergleichen lagen. Nun ist mir unter manchen andern menschlichen Schwachheiten, davon ich dem geneigten Leser Bericht gegeben habe, auch noch eine zu Theil geworden, davon ich nichts habe erwähnen können, weil es noch keine Gelegenheit dazu gab. Ich besitze eine grofse Portion Neugierde, kraft welcher ich unter andern nicht leicht ein beschriebenes Papier ungelesen lasse, wenn mir's der Zufall in die Hände spielt. Ich sah in den herumgestreuten Papieren be-

kannte Schriftzüge, und wunderte mich zuletzt nicht wenig, einen zerrissenen Brief zu finden der *an mich selbst* gerichtet war, errieth auch gleich den Schriftsteller, konnte aber aus dem Inhalte nicht klug werden und rief unsern Wirth, der mir folgende Auskunft gab.

»Ja, Ihre Gnaden, das ist gar a kuriöser Spafs, und ob er mir gleich was »kostet, so habe ich doch noch jetzt »meine Freud' dran. Der Herr, der dies»es Papier geschrieben und zerrissen »hat, kann wohl ein grofser Herr seyn, »aber jetzt ist er der ärmste Teufel von »der Welt. Es ist etwa zwey Monathe, »da kam ein Schiffmann den Main her»unter und fragte mich, ob ich nicht »einen Herrn logiren wollte, den er »eben mit einem Nachen gebracht ha»be? Er sey aber unpafs. Auf den »Fall dafs er bey mir einkehren könn»te, möchte ich vier Träger ans Was»ser schicken, um seine Koffer holen »zu lassen, und einen Tragsessel für

»den kranken Herrn. Hören Sie, Ihr »Gnaden! Gäste, die schwere Koffer mit »sich bringen, sind mir allezeit ange»nehm, denn man hat da im Nothfal»le etwas woran man sich halten kann. »Ich war also bey der Hand. Der gnä»dige Herr stieg aus der Sänfte im »Schlafrocke und einer grofsen Nacht»mütze, und eilte was er konnte in »sein Zimmer, weil er Anfall vom Schwin»del verspürte. Er befahl mir, die »Träger zu bezahlen, welches ich wil»lig that. Die Koffer wurden in sein »Zimmer getragen und alles war ganz »in Ordnung, nur wunderte ich mich, »dafs der Herr keine Bedienten bey sich »hatte. Aber diesen Zweifel hob er, »als ich ihm des anders Tages meine »Aufwartung machte, denn er erzählte, »nachdem ich ihm mit guter Manier um »seine Umstände gefragt hatte, dafs er »tief in der Schweiz, ich denk' da am »St. Gotthardt zu Hause, auf der Rei»se nach Leipzig krank worden sey, »und für besser befunden hätte, von Ha-

»nau aus auf dem Main wieder umzu-
»kehren, weil er bey dieser Krankheit,
»die er schon mehr gehabt hätte, das
»Fahren im Wagen nicht ertragen kön-
»ne. Da nun seine Wechselbriefe alle
»auf Leipzig lauteten, so habe er sei-
»nen Bedienten dahin geschickt, um
»Geld einzukassiren und wollte ihn
»hier in Mainz erwarten. Ich gab mir
»alle Mühe, meinen Gast gut zu bedie-
»nen, und er liefs sich bey seiner Krank-
»heit, die in Hauptschwäche und
»Schwindel bestehen sollte, so gut
»traktiren als nur immer ein Gesunder.
»Nach vierzehn Tagen überreichte ich
»ihm meine Rechnung. Er vertröstete
»mich auf die baldige Ankunft des Be-
»dienten, allein es verliefen noch drey
»bis vier Wochen, ohne dafs der an-
»kam. Ich wurde mifstrauisch, und fing
»endlich an etwas ernsthafter zu reden,
»wurde aber immer vertröstet, bis ich
»endlich darauf bestand, die Koffer zu
»öffnen, um meine Sicherheit nach dem
»Inhalte derselben zu berechnen. So un-

»gern der Herr daran wollte, so gut
»wufste ich ihm alle Ausflüchte zu ver-
»eiteln, und endlich, da er dazu gezwun-
»gen war, fand ich in den Koffern, aus-
»ser ein wenig Wäsche, nichts als gan-
»ze Riesse Makulatur, das für mich kei-
»nen Werth hatte, ob er gleich viel
»Wesens davon machte. Ich sah dafs
»ich betrogen war, und dafs mein Gast
»ausser seinem Schlafrocke weder Kleid
»noch Weste anzuziehen hatte, ent-
»schlofs mich also kurz, und ergriff ein
»Mittel, um dieses beschwerlichen Gas-
»tes los zu werden, das mir zugleich
»zur Rache dienen sollte. Der Gastwirth
»zum silbernen Schwerdte ist mein
»Feind, dem ich unter allen Sterblichen
»einen Gast wie diesen, am liebsten
»gönnte. Ich unterrichtete den Herrn
»was er zu thun hatte, mit der schärf-
»sten Drohung, ihn bey Wasser und
»Brod einsperren zu lassen, wenn er
»nicht meiner Vorschrift buchstäblich
»folgen würde, und ich mufs ihm rühm-
»lich nachsagen, dafs er seine Rolle

mei-

»meisterlich gespielt hat. Er liefs zufol-
»ge meiner Anleitung den Gastwirth aus
»dem Schwerte rufen und sagte zu ihm:
»» Herr! ich bin ein kranker Mann, der
»» hier nun schon fünf Wochen logirt und
»» seine Leute erwartet, ich brauche we-
»» nig Bedienung und bezahle raisonna-
»» ble, allein weil ich krank bin, so ver-
»» nachläfsigt man mich, ich möchte also
»» gern ausziehen und bey Ihnen logiren,
»» wenn Sie mir ordentliche Bedienung
»» versprechen? »» — »Hier trat ich ins
»Zimmer und griff erst den Herrn Mit-
»bruder heftig an, dafs er mir meine
»Gäste entführen wollte, darauf ent-
»schuldigte ich mich bey dem fremden
»Herrn, bat um Verzeihung, wenn Feh-
»ler vorgegangen wären, und versprach,
»mich zu bessern. Seine Gnaden möch-
»ten nur meinem Hause nicht den
»Schimpf anthun es zu verlassen» —
»aber er war unerbittlich, warf mir et-
»liche derbe Brocken zu, die mich bald
»selbst aus meiner Rolle geworfen hät-
»ten und fragte trotzig, ob er mir et-

» was schuldig sey, dafs ich mich unter-
» stehen wollte ihn aufzuhalten? Worauf
» ich nach unserer Abrede äufserst pro-
» testirte, für gute Zahlung dankte und
» nochmals bat, sichs noch ferner bey
» mir gefallen zu lassen; allein er blieb
» standhaft. Mein Gegner Gastwirth
» siegte zu meinem unaussprechlichen
» Vergnügen und entführte mir den
» Schlafrockshern im Triumphe, nicht
» ohne Wortwechsel von beiden Seiten.
» Er liefs den Herrn in einem Tragsessel
» holen und die Koffer in sein Haus
» bringen. Nun sind schon wieder vier-
» zehn Tage verflossen, in denen er den
» feinen Herrn stattlich traktirt hat, und
» ich warte nur, was er endlich anfan-
» gen wird, wenn er den Handel merkt.
» Alsdenn will ich den Schwank bekannt
» machen, damit ihn die ganze Stadt
» auslacht. »

Ich bezeugte dem Wirthe meinen Beifall über seine gute Erfindung, begab mich aber in der Stille zum Schwerte und liefs mich zu dem kranken Frem-

den führen, welches niemand anders als mein alter Freund Perez war. Ich fand ihn in einem schmutzigen Schlafrocke, dik und fett, ohne den mindesten Anschein von Krankheit, und zwar mit der Miene eines reichen Wechslers dem nichts abgeht. —

»Aber um Gotteswillen, Freund Pe»rez! wie kommst Du in den Zustand, in »dem ich Dich hier finde?«

»Davon wäre viel zu erzählen, aber »wo kommst Du hierher? Ich habe Dich »zwar schon lange erwartet, denn ob »ich gleich nicht eigentlich wufste, dafs »Du selbst kommen würdest, mich aus »meiner Verlegenheit zu ziehen, so »wufste ich doch, dafs das Ding bald »ein Ende nehmen müfste; ich fing an »es herzlich müde zu werden.«

»Ist's möglich, dafs Du so sorgenlos »bey diesen Umständen auf den blofsen »Zufall warten konntest?« —

»Freund! wenn ich, da ich noch stu»dirte, in Schuldenlast verfallen war, »und meiner Mutter recht ängstlich um

»Geld schrieb, antwortete sie mir sehr »weitläuftig auf alles andere, entledig»te sich aller Grüsse von Schwägern »und Gevattern und berichtete mir alle »Neuigkeiten von Hause, diesen Punkt »fertigte sie aber allezeit nur mit der »kurzen Sentenz ab: Da wird Dich »schon irgend ein guter Zufall heraus»ziehen; und das traf immer zu. Nun »hab ich's auch darauf ankommen las»sen, mich im Schlafrocke hingesetzt »und darauf gewartet. Jetzt kommst »Du, ich hoffe Du wirst mich kleiden »und meinen Wirth bezahlen, damit »ich mich wieder zurück in die Resi»denz verfügen kann, denn weiter brau»che ich nichts.«

Die ganze Geschichte meines Freundes war diese: Er hatte bey einem Gesandten als Sekretär gestanden, welcher zurückgerufen wurde. Perez kam mit ihm, in die Hauptstadt, da gab man ihm, weil er nicht sogleich unterzubringen war, einstweilen ein pädagogisches Amt, welches dem Freunde Perez nicht

gefiel. Er dünkte sich wie ein spanischer Hengst am Pfluge, und machte als ein solcher mächtige Seitensprünge. Der Minister, der ihm geneigt war, suchte ihn zu beruhigen, und versprach, ihn wieder zum *Corps diplomatique* zurück zu bringen, sobald nur etwas vakant seyn würde; aber Perez wollte das nicht abwarten, er gedachte sich selbst zu helfen, zu zeigen was er vermöge, und sich durch ein grofses Werk auf einmal in die Höhe zu schwingen. Er schrieb ein *Opus*, welches er dem berühmten *Esprit de loix* an die Seite setzte, und brachte dem Minister das Manuskript, der es durchlas und ihn väterlich vermahnte, diese unreife Geburt noch neun Jahre maturiren zu lassen und täglich daran zu feilen, alsdenn möchte doch wohl vielleicht etwas leidliches daraus werden. Eine so unbillige Recension, die dem Minister meiner Meinung nach nur der Neid eingeben konnte, wirkte auf den Autor wie Belladonna; er verlohr ganz die *Tramontane*, verliefs seinen

Posten, wendete seinen ganzen geringen Geldvorrath dazu an, das Buch auf seine Kosten drucken zu lassen, ging damit auf die Leipziger Messe um es für baares Geld abzusetzen — und fand nicht einen einzigen Käufer weder zu einzelnen noch zu allen Exemplaren. Es ging ihm, wie nachmals der berühmten gelehrten Buchhandlung und Verlagskasse aus Dessau. Äußerst aufgebracht und unzufrieden mit der geschmacklosen, undankbaren Welt, verließ Perez Leipzig und wendete sich nach dem Reiche, so wie Pastor Reich, der berühmte Unternehmer der gelehrten Buchhandlung, nach Amerika. Da er aber in eine Art von Stumpfsinn verfallen war, der ihm alles gleichgültig machte, so blieb er unterwegs überall lange liegen und verstieg sich so mit seinen Zehrungskosten, daß ein Stück seiner Habschaft nach dem andern dahin ging. Nun glaubte er sich ein Ansehn geben zu müssen. Da er weder Rock noch Weste mehr hatte, machte er be-

kannt, dafs er *en bonnet de nuit et en robe de chambre* zu reisen entschlossen sey, so wie ehedem der berühmte Diderot, — dem er sich, zwar eben nicht an Atheismus, aber doch an Witze gleich zu seyn dünkte, — nach Rufsland. Zu Hanau kehrte er im Gasthofe zum Riesen ein, und da der Herr Lieutenant Riegelmann, der damals Besitzer dieses Gasthofs war, die Umstände des einlichen Perez geschwinder wittrte, als in der Folge sein Wirth zu Mainz; so wollte er ihn gratis auf seinem eignen Phaeton nach Frankfurt führen. Aber Perez trug billiges Bedenken, in seinem dermaligen Kostume in einem Wagen einen öffentlichen Einzug in diese berühmte Kaiserl. freye Reichs- und Wahlstadt zu halten, sondern entzog sich noch eine Zeitlang seinen dortigen Freunden, und ging auf Kosten des Herrn Riegelmann zu Wasser nach Mainz, ohne sich einmal am Wasserzolle zu Frankfurt dem Zöllner, der sein guter Freund war, zu erkennen zu geben. Der

Schwank mit dem Wirthe im Könige von England, der seinen in ihm versteckten und so lange brach gelegenen Gilblasischen Talenten so analog war, weckte endlich des Helden schlummernde Thatkraft wieder auf. Er wendete sich schriftlich an den Minister, wurde zu Gnaden aufgenommen und durfte zurückkommen. Auch hatte er verschiedene Briefe an mich nach Wien geschrieben, die ich nicht empfangen hatte, aber nun persönlich beantwortete.

Ich brachte gleich sein Kreditwesen im Schwerte in Ordnung und wollte auch den Wirth zum Könige in England befriedigen. Freund Perez protestirte aber dagegen, weil ihm der Mann unhold begegnet sey, in den letzten Tagen an der Atzung Abbruch gethan und auch sogar — welches er unchristlich fand — in Mainz, dem Sitze des besten Weins, nur Bier zum Tischtrunke gereicht habe. Gegen so gute Gründe konnte ich nichts einwenden. Ich setzte indessen Schneider und Schuster in Bewe-

gung, und beredete den Baron, so lange in Mainz zu bleiben, bis ich meinen Freund fähig gemacht hatte, wieder unter Menschen zu erscheinen. Er reisete des Abends ab, und wir den Morgen darnach. Der Minister, der ihn gnädig aufnahm, beförderte ihn nach einiger Zeit, und da er ohne Zweifel dieſs Buch lesen wird; so bitte ich ihn hiermit öffentlich, der lieben Wahrheit die Ehre anzuthun und mir nicht etwa den Schlafrock abzuläugnen.

Das Drey und Zwanzigste Kapitel.

Wallers Freundinn stirbt.

Etliche Tage nach dieser Begebenheit kamen wir glücklich auf der Burg meines Reichsfreyherrn an. Dame Ziegelstein war mir ganz unkenntlich geworden, denn ihr ganz ausgetrockneter Körper zeigte Merkmale einer schon weit fortgerückten Auszehrung. Aber Verstand und Herz waren noch in der alten Verfassung. Das gute Weib empfing mich mit Thränen der Freundschaft und Liebe, wiewohl dermalen nur einer mütterlichen. Sie stellte mich der Baronin vor und der schönen Kordula, die meine sehr gespannte Erwartung noch weit übertraf. Wie ich alles etwas geschwind zu thun pflege; so verliebte ich mich auch geschwind. Aber die Schöne, die Vorkenntnifs von den Absichten hatte, die mit uns ausgeführt werden sollten, zeigte nichts das meiner Hoffnung schmeicheln konnte, auch

nicht einmal jungfräuliche Verlegenheit. Sie empfing mich munter und freundschaftlich, erinnerte sich sehr lebhaft mancher Begebenheit ihrer Kinderjahre in Hanau, wobey ich zugegen gewesen war, und war gern in meiner Gesellschaft; aber sie dämpfte durch eine gewisse naife Höflichkeit, die mir Kälte schien, so ziemlich meine brausende Liebe. Diese Art mit mir umzugehen, die mir gar nicht anstand, dauerte lange Zeit, und ob ich mir gleich alle Mühe um das Herz der Schönen gab, auch von dem ganzen Hause kräftig unterstützt wurde und mich sogar, gegen meine Gewohnheit, durch den Anstand von Würde, den fein's Liebchen bey allen Zeichen der Freundschaft geltend zu machen wufste, in das Bockshorn der Ehrerbietung jagen liefs; so konnte ich ihr doch kein Zeichen der Liebe abgewinnen oder mich des geringsten Eindrucks auf ihr Herz rühmen.

Nachdem ich etliche Tage ganz meiner Freundinn gewidmet hatte, nach-

dem wir wechselseitig alles abgesprochen hatten was uns auf dem Herzen lag, und sie mich von den Verhältnissen der Familie im Hause unterrichtet, auch, was meine Liebe anbetraf, ihres Beystands versichert hatte, wollte ich nun dem Baron nützlich werden, und sehen wie ich ihm seine Grofsmuth durch Dienste vergelten, und mich überhaupt im Hause beliebt machen könnte. Der alte Herr hatte einen soliden Charakter, er war, wie man wohl gemerkt haben, nicht leicht zur Freundschaft zu bewegen, wenn er sich aber einmal dazu verstand, so war auf ihn zu bauen, und ich erinnere mich nicht, ihm auch nur ein einzigesmal, in Bezug auf mich, diesem Grundsatze untreu erfunden zu haben. Die Baronin war im strengen Verstande ein gutes Weib, die an aller Menschen Glück und Unglück von Herzen freudigen oder traurigen Antheil nahm, auch wenn es auf Unterstützung der Armuth ankam, ihren Beutel nicht schonte, die also im Grunde ein gutes Herz, dabey

aber einige menschliche Fehler hatte, welche viele Behutsamkeit bey ihrem Umgange nothwendig machten. Sie liebte die Schmeicheley, liefs sich nicht gern widersprechen, mochte immer gern Fehler an ihrem Gemahle finden, und setzte bisweilen den Dritten in Verlegenheit, wenn sie ihn bey ihren häuslichen Zwisten zum Richter aufforderte. Sie hörte es gern, wenn man ihre Reste der Schönheit lobte, und konnte es nicht wohl vertragen, dafs man von alten Weibern sprach, wenn auch die Rede gar nicht von ihr seyn konnte. Adelstolz besafs sie gar nicht und hielt weit weniger auf das Ceremoniel als ihr Herr, aber ihre persönlichen Verdienste wollte sie nicht verkannt wissen. Man kann leicht denken, dafs es kein Geringes war, in meiner Lage und bey meiner Laune die Gunst dieser Frau zu gewinnen und zu erhalten, ohne ihrem Manne zu nahe zu treten; und doch erforderten meine Absichten ihren Schutz und Beistand. Ich würde gewifs tausendmal angesto-

fsen haben, wenn mich nicht meine Freundinn im Voraus mit dem originellen Charakter dieser Frau bekannt gemacht und nicht bey jedem besondern Anlasse mit Worten oder Winken gewarnt hätte. Durch solche Unterstüzzung war ich aber so glücklich, bald ihre ganze Gewogenheit zu erhalten, ohne dafs ich bey dem Baron etwas verlohr. Sie war es die meiner Liebe den meisten Vorschub that, sie war aber auch der Meinung, dem Mädchen freyen Willen zu lassen und nicht eher zur priesterlichen Verbindung zu schreiten, bis man von ihrer Gegenliebe überzeugt wäre; und davon fanden sich bis jezt leider! wenig Spuren.

Indessen machte ich mich über des alten Herrn Papiere. Ich brachte etwas in sein Kabinett das noch nie darinn gewesen war, nemlich Ordnung. Ich sonderte seine Prozefsschriften von den andern ab, das heifst, die wichtigen von den weniger wichtigen. Denn Prozefsschriften gehören wohl, die Stammbäu-

me und Familiennachrichten ausgenommen, zu den wichtigsten Papieren der meisten Reichsritter; und fast immer greifen Stammbäume und Familienpakte mit den Prozefsakten in einander. Bisher hatte hier vieles in der allgemeinen Unordnung der Papiere geschlummert. Ich schrieb nun nach Wetzlar und an andere Orte, wo in Herzoglichen und Fürstlichen Gerichtshöfen die eingeschlummerte Justiz und ihre Diener und Gehülfen geweckt werden mufsten. Kurz, ich wufste mich so nützlich und nothwendig zu machen, dafs ich in den Augen meines Barons einen Werth bekam, der nach seiner öftern Aufserung mit der Summe, die er mir jährlich versprochen hatte und richtig bezahlte, keinen Vergleich litte. Dieses Lob griff mich auf einer schwachen Seite an, die der geneigte Leser schon an mir wird bemerkt haben. Ich dünkte mich etwas. Ich wollte mich nun auch der Landwirthschaft annehmen und machte dumme Streiche, die ein weises Ansehen hat-

ten. Ich las ökonomische Bücher, machte daraus Versuche die mir mifslangen und den Wirthschaftsbeamten und Bauern reichlichen Stoff zum Spott und Gelächter gaben. Das einzige, was mir Ehre und meine ökonomischen Censores eine Zeitlang zum Schweigen brachte, waren Ziegelhütten, die ich an verschiedenen Orten in des Barons Gebiete, wo viel Holzung war, anlegen liefs, und zwar nach dem Modelle der Altenburgischen, das noch in meiner Idee schwebte, und Vortheile vor den hier gewöhnlichen hatte. Auf diese Art lebte ich Jahr und Tag und ward im ganzen Hause geschätzt und geehrt, nur von der schönen Kordula nicht so geliebt wie ich wünschte. Ihre vermeinte Mutter gab sich alle Mühe, sie über mich auszuforschen Sie sagte mir oft: »Ich weifs »genau, dafs das Mädchen keiner Ver»stellung fähig ist, und dafs sie mir nichts »verbirgt was in ihrem Herzen vorgeht. »Sie sagt immer, dafs sie alle mögli»che Freundschaft für Sie spüre, aber

von

»von eigentlicher Liebe will sie nichts »wissen, und die Baronin, die sie flei»fsig beobachtet, findet auch nicht die »Kennzeichen, aus der sich mehr als »Freundschaft schliefsen liesse; allein »das Mädchen gesteht, dafs sie keine »Abneigung habe, und bereit sey, Ih»nen ihre Hand zu geben, wenn ich »als ihre Mutter, und die Baronin es »schlechterdings haben wollten.» Damit war mir nicht gedient, eben weil ich glaubte Liebe zu verdienen. Ich wollte eine Frau die mich liebte, und war mit mir selbst unzufrieden, dafs ich es nicht dahin bringen konnte, ihr wenigstens einige Vertraulichkeit abzugewinnen; vielmehr wufste sie mich sehr geschickt in Respekt zu erhalten, und sie war auch schon in den Jahren, dafs man sie nicht mehr als ein Kind behandeln konnte. Leider! musten einige traurige Begebenheiten vorhergehen, ehe sich die Sache näher aufklärte. Madame Ziegelstein wurde bettlägerig und die Ärzte berechneten ihre noch übrige Lebens-

zeit sehr kurz. Ich und ihre Tochter wichen nicht von ihrem Bette, und sie sagte oft genug, dafs sie vergnügter sterben würde, wenn sie uns verbunden sähe. Die Schöne willigte auch ein, aber ich merkte Zwang und wollte mich nicht der Augenblicke ihres Schmerzes zu meinem Vortheile bedienen. Ich beruhigte meine sterbende Freundinn, mit der Versicherung, dafs wir in dieser traurigen Verfassung an keine Verbindung denken könnten, und nachdem ich ihr noch in Geheim versprochen hatte, der Kordula niemals zu entdecken, dafs sie nicht ihre Mutter sey, verschied sie unter dem gewöhnlichen Zuspruche des Pastoris loci, der alsdenn auch bey der Beerdigung ihrem tugendsamen Lebenswandel nach Gebühr und für die Gebühr Gerechtigkeit wiederfahren liefs. Nun wufste von dem Geheimnisse weder Kordula selbst noch ein anderer, ausser ich und die Baroninn, der aber auch nicht bekannt war, dafs ich davon wufste. Ich rückte zwar nach diesem

Todesfalle tiefer in das Vertrauen des armen Kindes, sie schüttete ihre Klagen in meinen Busen und schlofs sich fester an mich, aber ich spürte immer nur Zeichen der Freundschaft und keines der Liebe. Auch das war mir indessen tröstlich genug und stärkte meine fast verloschne Hoffnung. Das kleine Gellertsche Verslein war mir noch aus meinen Jugendjahren im Kopfe:

Was heute Freundschaft war,
Kann morgen Liebe werden.

und ich suchte wie ein kluger General nach und nach Terrain zu gewinnen, als sich die Scene auf einmal veränderte und ein neuer Trauerfall eintrat, der die wichtigsten Folgen für meine Liebe und zeitliche Glückseligkeit hatte.

Etwa drey Monate nach dem Tode meiner Freundinn fing sich die Baronin an zu klagen und wurde von Tage zu Tage schwächer, ohne dafs die Ärzte ihrer Krankheit einen Namen zu geben wufsten. Der Arzt, der auf den Gütern

des Barons das Physikat versah, war ein gründgelehrter Mann. Er hatte in Wien und Strasburg studirt und vortrefliche Zeugnisse von da mitgebracht, schmeichelte sich auch mit der Hofnung, auf eine oder die andere dieser hohen Schulen noch einmal als Professor berufen zu werden. Er wuste, was da in der Arzneykunde zu lehren wäre, an Fingern her zu erzählen. In seinem Kopfe war alles in der schönsten Ordnung aufgestellt, alles nach Systemen und Tabellen, so dafs er alle Augenblicke fertig war ein *Examen rigorosum* auszuhalten. Was aber ausser diesem systematisirten Vorrathe noch in der Welt vorging, davon wuste er nichts. Die menschlichen Krankheiten und physischen Gebrechen waren bey ihm klassifizirt wie etwa die Kräuter beym Linnäus. Wenn ihm nun eine Krankheit vorkam, die von den in seinem Systeme spezifizirten abzuweichen schien, so brachte er sie gleich unter den Titel der nächsten Rubrik, kurirte sie darnach systematisch, und wenn der Kran-

ke noch andere Symptomen angab als die, welche sein Lehrgebäude voraussetzte; so lächelte er, und sagte leise mit aufgehobnem Zeigefinger: das Gefühl des Patienten irre sich. Mit einem Worte, er kurite nicht auf die Krankheit des Patienten, sondern auf die, die im Buche stand, und wenn er in der Behandlung fehlte, so war nicht er, sondern der Kranke daran Schuld, der sich unterstand eine Krankheit zu haben, der sein System keinen Namen gegeben hatte. So ging es auch mit der Krankheit der Baronin. Nach des Doktors Meinung hatte sie nicht viel zu bedeuten, es war ein verlarvtes kaltes Fieber; die Kranke wurde darnach behandelt und spürte dem Systeme unsers Doktors zum Trotze keine Besserung, die sie doch nach dessen Regeln hätte spüren sollen. Indessen da sie auch nicht so merklich schlimmer wurde, dafs der Äskulp die Krankheit unter einer andern Rubrik hätte suchen können; so klagte er nur über die Hartnäckigkeit des Übels und vertröstete

uns auf bessere Witterung, die bey seinen Arzneyen mitwirken sollte. Die Kranke mufste schon glauben, dafs der Doktor besser als sie selbst wissen müfse was ihr fehle, und unterwarf sich willig seiner Verordnung; sie glaubte aber doch zu fühlen dafs ihre Krankheit etwas mehr zu bedeuten hätte, und fiel der Hoffnung, mit der man ihr schmeichelte, nicht sehr zuversichtlich bey. Man sah deutlich, dafs sie bey allem Troste gleichgültig blieb, und Kordula, die sie Tag und Nacht nicht verliefs, klagte mir in Geheim mit Thränen, wie wenig Gutes sie aus der Melancholie und stillen Schwermuth der Baronin prophezeye. Der Baron war sehr gerührt, ich selbst litt, und niemand war ruhig als der einzige Doktor, der uns versicherte, dafs er in dem bekannten Beckenhäusel, einem Spitale zu Wien, viel hundert Kranke von dieser Krankheit habe gesund machen helfen, und dafs ganz andere Zeichen erscheinen müfsten, wenn Gefahr vorhanden seyn sollte.

Das Vier und Zwanzigste Kapitel.

Waller läßt sich einen Roman erzählen und heurathet.

Kordula wich keinen Augenblick von der Kranken, und schwächte ihre Gesundheit durch vieles Wachen. Die Baroninn, gerührt über diese zärtliche Sorgfalt, wollte sie nicht in so strengem Verstande zur Krankenwärterinn haben, und nöthigte ihr an einem Abende, da wir alle um das Krankenbette saßen, das Versprechen ab, die künftige Nacht auszuruhen, in ihrem Bette zu schlafen und sie der Wartung einer alten Kammerfrau zu überlassen, die auch Kordula hieß. Es kostete uns alle Mühe sie zu überreden, aber doch versprach sie's endlich und ging mit kombarem Zwange aus Gehorsam auf ihr Zimmer. Als ich nun kurz darauf der Patientinn gute Nacht wünschte, drückte sie mir die Hand und bat mich leise, nicht zeitig

schlafen zu gehen, weil sie noch nach mir schicken würde. Wirklich erschien auch um Mitternacht die alte Zofe, mich zu holen, und die Baronin entdeckte sich mir mit folgenden Worten:

»Lieber Walter! ich will Ihnen die »Geheimnisse meines Herzens aufschlie»ßen, denn ich habe Sie zu meinem »Rathgeber erwählt in der grofsen Ver»legenheit worinn ich mich befinde. »Meine Tage gehen zu Ende, das fühle »ich, aber ich bin, wenn ich auch ge»nesen sollte, an der Periode meines »Lebens, wo ich Schritte thun muſs, die »ich ohne den Beistand eines klugen »und redlichen Freundes nicht wagen »darf, und dafür halte ich Sie. Ich »muſs Ihnen meine Lebensgeschichte »erzählen, und mich Ihnen ganz anver»trauen, damit Sie in den Stand kom»men, mir so zu rathen wie es die »Wichtigkeit der Sache erfordert.«

»Ich war die einzige Tochter sehr »reicher Eltern, die mich als ein Kind »von zehn Jahren elternlos hinterliefsen.

»Mit meinem Vater starb die männli-
»che Linie unsers Hauses ab, und die
»Güter fielen dem Lehnsherrn anheim,
»aber mein Vater hatte gesorgt, und
»für mich nicht nur ein ansehnliches
»Vermögen in Kapitalien angelegt, son-
»dern auch Allodialgüter angekauft;
»so, dafs alles zusammen mich zu einer
»der reichsten Partien in unserer Ge-
»gend machte. Dieses war der Anlafs,
»dafs mein Vormund, ein Reichsritter von
»dem nemlichen Kanton, zu dem mein
»Vater gehörte, mich erzog, um seinen
»Sohn zu heurathen, der damals aus-
»wärts studirte. Man unterrichtete mich
»zeitlich davon. Es war eine ausge-
»machte Sache, von der ich glaubte
»dafs sie gar nicht anders seyn könnte;
»auch war es auf unserm Schlosse kei-
»nem weiblichen Geschöpfe unbekannt,
»und alle schwatzten nur von dem jun-
»gen Baron, seinen herrlichen Eigen-
»schaften und meinem künftigen Glük-
»ke. Indessen, ob ich gleich das alles
»glaubte und mir die Aussichten, die

»man mir vormalte, ganz wohl gefal-
»len liefs, so gefiel mir doch auch ein
»junger Mensch meines Alters, der
»Sohn eines Wollhändlers aus dem Städt-
»chen, bey dem wir wohnten, den man
»unter den jungen Leuten des Orts aus-
»gewählt hatte, mit mir tanzen zu ler-
»nen. Der junge Mensch schlich sich
»in meine Gunst, ich war auch über-
»zeugt von seiner Liebe, und obgleich
»unser kindisches Alter und der Ab-
»stand zwischen meinem und seinem
»Stande keinen förmlichen Liebeshan-
»del zuliefs, so liebte ich ihn doch sehr,
»sah aber meine entworfne Heurath für
»so unvermeidlich, und eine Verbindung
»mit diesem jungen Menschen als so un-
»möglich an, dafs es dabey blieb.
»Da nun unsere Tanzperiode vorüber
»war, wir uns wenig sahen, mein Vor-
»mund kurz darauf starb, und sein Sohn
»nach Hause kam; so gab ich diesem
»ohne den geringsten Widerstand mei-
»ne Hand und lebte mit ihm so glück-
»lich, als man mit einem Manne lebt,

»den man zwar nicht liebt, aber leiden
»kann, der seine Frau gut behandelt,
»und ohne ein groiser Geist zu seyn,
»kein Dummkopf ist. Er liebte mich,
»soviel ich merken konnte, nicht mehr
»als ich ihn; weil er aber höflich und
»so wenig von sich selbst eingenommen
»war, dafs er seine Einsichten den mei-
»nigen nachsetzte, so leiten wir so
»ziemlich vergnügt. Doch nur drey
»Jahre, denn er stürzte mit dem Pfer-
»de, starb und hinterliefs keinen Erben.
»Seine Familie wollte mich wieder an
»einen aus ihrem Mittel verheurathen.
»Ich war aber nun klüger geworden,
»bedankte mich der Ehre, zog auf eines
»meiner Allodialgüter, und genofs da
»die Herrlichkeit des Standes einer jun-
»gen unabhängigen reichen Wittwe, die
»jedermann verehrt, der jedermann
»Schmeicheleyen vorsagt, und die alles
»hat, thun und befehlen kann was sie
»will. In diesem Zustande wollte ich
»bleiben, aber ich fühlte bald und hat-
»te es schon bey Lebzeiten meines Ge-

»mahls gefühlt und unterdrückt, dafs »mein Herz sich nach etwas sehnte, ob »es gleich nicht so völlig in meinem »Kopfe entwickelt war, dafs das Liebe »sey, was in mir unentwickelt lag.

»Zu der Zeit fuhr ich einst in der »Herbstmesse nach Frankfurt, da traf »sich's, dafs ich in einen Kaufladen »trat um mir einige Stoffe zu kaufen. »Einer von den Kaufdienern kam mir »entgegen, küfste mir ehrerbietig die »Hand, und dieser war nach näherer »Explikation kein anderer als mein ehe»maliger Tanzschulkamerad, jetzt ein »schöner junger Mensch. Ich will Ih»nen nicht erst erzählen, was ich bey die»sem Handkusse empfand, und was bey »einigen Zusammenkünften vorfiel, die »wir mit einander hatten; genug ich »versah meinen Liebhaber, denn das »wurde er förmlich, mit Gelde, und da »ihn auf dem Gute, wo ich nun wohn»te, niemand kannte, so liefs ich ihn »kurz darauf zu mir kommen, nachdem »ich inzwischen alle meine Bedienten,

»die ihn in Frankfurt bey mir sahen,
»abgedankt hatte. Er kam unter dem
»Namen eines jungen Rechtsgelehrten,
»der meine Papiere in Ordnung brin-
»gen sollte, und wohnte auf meinem
»Schlosse. Dieser junge Mensch hiefs
»Ziegelstein — soll ich alles sagen! —
»er war der Vater der Kordula, — und
»ich — bin ihre Mutter!« — — —

Bey diesem Worte hörten wir hinter der spanischen Wand einen lauten Schrey, und da ich geschwinde zulief, fand ich da unsere Kordula ganz kraftlos. Das gute Kind hatte entfernt von der Baronin nicht schlafen können, und war aufgestanden um zu sehen ob ihr nichts fehlte? hatte die Leute im Vorzimmer schlafend gefunden, und war durch die Garderobe, von der die Thür offen stand, bis zu der spanischen Wand geschlichen, wo sie über meine Gegenwart stutzte, und eben zu rechter Zeit ankam, um die gemeldeten Worte der Baronin zu hören — Mein Pinsel ist nicht gewöhnt, empfindsame Scenen zu

schildern. Leser, die Gefühl haben, können sich das denken, was hierauf erfolgte; mir aber war gar nicht wohl dabey, weil ich für beide Frauenzimmer alles befürchtete, was so eine heftige Erschütterung der Lebensgeister bey einer kranken und einer empfindsamen Person nach sich ziehen muſs. Doch weidete sich meine Seele an ihren wechselseitigen Liebkosungen, und ich brachte es nach und nach dahin, daſs beide ruhiger wurden. Aber nun folgte eine andere Scene: Ich bat die schöne *Kordula*, vorläufig verschwiegen zu seyn, und sich jetzt auf ihr Zimmer zu begeben, damit ich die Erzählung völlig aushören und meinen Rath darnach einrichten könnte. Zu beiden war sie willig, kehrte aber, indem sie nach der Thüre gehen wollte, kurz um und sagte unvermuthet: »Gnädige Frau! Sie haben mich zu der Zeit, da ich von dem »Glücke ihre Tochter zu seyn noch »nichts wuſste, sehr eifrig angelegen, »dem Herrn Waller mein Herz und

»meine Hand zu geben, ich hatte da-
»mals Ursachen ihm beides zu verwei-
»gern, aber nun, wenn sie noch so den-
»ken, wie ehedem, verspreche ich ihm
»beides feyerlich und gestehe, dafs er
»mir niemals gleichgültig war, erlauben
»Sie aber, dafs ich nur allein ihm die
»Ursachen meiner zeitherigen Weige-
»rung offenbaren darf.« Diese Ursa-
chen soll auch der Leser zu seiner Zeit
erfahren, genug, wenn ich jetzt sage,
dafs die Baroninn eine herzliche Freu-
de über dieses Geständnifs hatte, ihre
Tochter küfste und ihr befahl, auch mir
den ersten Kufs zu geben, den ich mit
Entzückung annahm, und nach verlieb-
ter Männer Sitte und Brauch mit Wu-
cher zurückgab.

»Nun, fuhr die Baroninn fort: Wie
»soll ich die Folgen beschreiben! — Ver-
»stohlne Liebe ist unbedachtsam! Ich
»war ausser mir, als ich die Folgen
»meines Umgangs mit dem jungen Zie-
»gelstein spürte, denn meine Ehre und
»mein guter Namen stand auf dem Spiele.

Doch es mufste ein Entschlufs gefafst »werden. Mein Geliebter ging auf ei»nige Zeit von mir, um Verdacht zu »vermeiden. Ich gebahr Ihre Braut »auf meinem Schlosse, unter dem Bei»stande der alten Kordula, der Frau mei»nes Kutschers, die noch bey mir ist, »und kein Mensch wurde etwas ge»wahr, denn es war alles schon zur »Bewahrung des Geheimnisses vorberei»tet. In der Nacht darauf als ich nie»dergekommen war, führte der alten »Kordel Adam seine Frau mit dem »Kinde in ein Dorf auf dem Vogels»berge, dessen Pfarrer es ohne Nach»frage gegen gute Bezahlung taufte, »und darauf wurde es in ein anderes »Dorf gebracht, wo schon lange vor»her ein säugendes Bauerweib bedun»gen war, die es in ihre Pflege nahm. »Kordula hat meine Tochter aus der »Taufe gehoben, und ihr ihren eignen »Namen geben lassen. Unter der Zeit »ward vorgegeben, dafs ich an einer »Krankheit bettlägerig sey, ich ward

aber

»aber bald wieder gesund, mein Lieb-
»haber kam zurück, und wir machten
»einen festen Plan künftiger Vereini-
»gung. Er hatte auf Schulen so viel
»gelernt, dafs er nur ein paar Jahre ei-
»ne Universität zu besuchen brauchte,
»um wirklich ein Rechtsgelehrter zu
»werden, für den er sich jetzt nur aus-
»gab, und sollte alsdenn bey mir förm-
»lich als Amtmann oder Gerichtshalter in
»Dienste treten, und auf meinem Schlos-
»se wohnen. Wir wollten unsern Lie-
»beshandel immer so in Geheim fort-
»setzen, unsere Kinder, wenn wir meh-
»rere erhielten, so wie dieses, entfernt
»erziehen lassen, und über sie, wenn sie
»älter würden, fernere Veranstaltung
»mit meinem Vermögen für ihr künf-
»tiges Schicksal treffen.

»Mein Geliebter ging erst nach Gie-
»ssen, von wo er nicht weit zu mir hat-
»te und mich alle Wochen besuchte, ver-
»säumte aber dadurch nicht wenig in
»seinem Studiren, an dem er viel Ge-
»schmack gewann. Er legte sich neben

»dem Hauptstudium auch auf Sprachen »und allerley andere Wissenschaften, so »blieb er einige Jahre in Giefsen zubrach»te, ohne mit seinen da erlangten Kennt»nissen zufrieden zu seyn, und endlich »für nöthig fand nach Leipzig zu gehen, »wohin ich ihn zwar sehr ungern rei»sen liefs, aber doch selbst mein Ver»gnügen an der Hoffnung hatte, ihn der»einst als einen grofsen Gelehrten zu se»hen, wozu er, wie ich meinte, Anla»gen hatte. Da die kleine Cordula zwey »Jahre alt geworden war, liefs ich sie »in eine französische Pension unter dem »Namen Ziegelstein bringen und vorge»ben, ihre Mutter, die Wittwe eines »Rechtsgelehrten, sey mit einer Dame auf »Reisen. Ziegelstein, nachdem er zwey »Jahre in Leipzig gewesen war, wollte »Doktor werden und zurückgehen. Da »ward er gefährlich krank. Ich nahm »Post, eilte zu ihm so sehr ich konnte »und traf ihn noch kaum am Leben. — »Er starb in meinen Armen. — — — »Lassen Sie mich, so wenig ich mir

»selbst vergebe, doch seinem Anden»ken diese Thräne weihen. — Die »Reue, die er in seinen letzten Stun»den über unsern geheimen Umgang »bezeugte, das Versprechen, das er mir »abnöthigte, mich nach meinem Stande »zu verheurathen und ein regelmäfsiges »Leben zu führen, vermehrten meine »Hochachtung gegen den Mann den »ich liebte, und machten mir seinen »Todesfall noch bitterer. Die entschie»dene Mifsbilligung unserer Lebensart, »die mein Mitschuldiger auf dem Tod»bette äufserte, beruhigte mein Ge»wissen. Ich verliefs Leipzig sobald ich »nur konnte, und fuhr bis an die erste »Stadt, die mir auf einige Zeit zum Auf»enthalte bequem schien, um die ersten »Bewegungen meines Kummers an ei»nem Orte, wo ich unbekannt war, in »der Stille vorübergehen zu lassen. Nie»mand war bey mir als die alte Kor»dula, der alle meine Geheimnisse be»kannt sind. Ich blieb also einige Wo»chen in Naumburg, wo ich das Glück

»hatte, Ihre verstorbene Freundinn kennen zu lernen, und sie von da mit mir »hinwegzuführen. Ich bewog sie, den »mir werthen Namen Ziegelstein anzu»nehmen. In welchen Stürmen war »damals mein Gemüth! Ich entwarf, »um mich zu beruhigen, den Plan, den »ersten Freyer, gegen den ich nichts er»hebliches einzuwenden hätte, zu heu»rathen, meiner Kordula ein Vermögen »auszusetzen, mit dem sie einmal eine »gute bürgerliche Partie treffen könnte, »und Ihre Freundinn, weil sie sich für »die Mutter des kleinen Mädchens aus»geben mufste, zu versorgen; aber auch »ihr habe ich nie entdeckt, dafs ich die»ses Kindes Mutter sey. Mein gegen»wärtiger Gemahl war der erste, der »sich um meine Hand meldete und ich »gab sie ihm zufolge meines Versatzes. »Ich konnte damals nichts mehr für »Ihre Braut thun, weil es möglich war, »dafs ich noch Kinder erhielt, ich lau»te sie aber dem ungeachtet in meinem »Testamente unter dem Titel der Freund-

»schaft noch mit einem Kapitale be»dacht. Nun aber, da ich keine Kinder »habe, mein Gemahl auch ohne Erben »ist, unser Vermögen an entfernte Ver»wandte fällt und ich frey über das »meinige disponiren kann, wünschte ich »es meinem Kinde zuzuwenden, und bin »in Verlegenheit, wie ich mich in die»ser Angelegenheit mit meinem Gemahl»e benehme, weil ich befürchte, dafs »er die Verschweigung meines Fehltritts »hoch aufnehmen wird, und weils, dafs »er wegen unsers Nachlasses andere »Absichten hat. Das ist es, worüber »ich mir Ihren Rath erbitte; denn der »Arzt mag sagen was er will, ich fühle »dafs ich bald sterben werde, und wenn »sich auch wieder aufkomme, so ist das »doch ein Anliegen, das mir schwer auf »dem Herzen liegt und über das ich »gern beruhigt seyn möchte.«

Ich dankte der Baronin für ihr Zutrauen und wünschte nun, dafs sich Kondula noch nicht für mich erklärt hätte, weil ich jetzt in den Schein kam,

aus Eigennutz zu handeln. Nach reifer Überlegung schien mir der beste Rath, dem Baron alles getreulich zu entdecken. Ich wußte, daß er meine Kordula väterlich liebte, bereitete ihn also mit Behutsamkeit vor und begleitete ihn zu seiner kranken Frau, die nach der Einleitung, die ich getroffen hatte, ihm selbst die ganze Erzählung wiederholte, welche zwar einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien, die er aber doch nicht auf der schlimmen Seite nahm. Er hieß seine Stieftochter kommen, küßte sie, nannte sie sein Kind, und da die Rede von dem Testamente der Baronin war, worinn sie ihre Tochter zur Universalerbin ihres Vermögens einsetzen wollte, gab er nicht nur seinen völligen Beyfall, sondern beschleunigte auch unsere Verbindung, welche etwa vier Wochen darnach so feyerlich als es die kränklichen Umstände der Baronin erlaubten, vollzogen wurde.

Das Fünf und Zwanzigste Kapitel.

Walter reiset nach Sachsen und macht Entdeckungen.

Wäre mein Buch ein Lustspiel, so könnte der Vorhang zufallen, denn mit der Heurath ist's vorbey; aber damit sind wir noch nicht fertig, es kommen noch wichtige Dinge, die ich notz der Regel, mit der Heurath zu schliesen, (wenn irgend eine vorhanden ist,) zugleich aber auch zur völligen Befriedigung des Lesers nicht übergehen darf. Dahin gehört zuerst dasjenige, wozu ich mich anheischig gemacht habe, nemlich die Offenbarung der Ursachen einer so schleunigen, fast augenblicklichen Veränderung meiner Kordula und ihres schnellen Übergangs von Freundschaft zur Liebe und Heurath. Diese Ursachen entdeckte sie mir gleich den ersten Tag nach dem Geständnisse ihrer Gegenliebe. So klein die liebenswürdige Person damals noch war, als sie mit

ihrer Pflegemutter in Hanau wüsste, so hatte sie doch bey meinen öftern Besuchen gemerkt, dass unter uns ein genauer Umgang obwaltete, und wer weiss wie sehr wir uns blos gegeben haben, da wir bey dem Kinde noch keine Aufmerksamkeit auf uns vermutheten. Kurz, sie wusste mehr als wir glaubten. So lange sie nun in der Überzeugung stand, dass ich mit ihrer eigenen Mutter im Liebesverständnisse gelebt hatte, konnte sie nicht ohne Widerwillen daran gedenken, den Liebhaber ihrer Mutter zu heurathen, und gar nicht begreifen, wie diese sonst gutdenkende Frau eine solche Verbindung wünschen konnte? Sie beklagte ihr Schicksal, da sie mich, wie sie sagte, vom Anfange an wirklich geliebt hatte. Sie hatte aber fest beschlossen, mir ihre Hand nicht freywillig zu geben. Sobald sie aber erfuhr, dass die Person, die meine ehemalige Geliebte war, nicht ihre Mutter gewesen sey, so hörte alle Bedenklichkeit auf, und sie wünschte selbst mit mir verbunden zu seyn.

Ferner habe ich nun zu berichten, dafs die Frau Baronin, meine im Leben liebgewesene gnädige Frau Schwiegermutter, sechs Wochen nach meiner Hochzeit verstarb, welches nach des Arztes Meinung gegen alle Regeln der Kunst geschah; und da wir in den letzten Tagen der Krankheit nöthig fanden, noch einen andern berühmten Arzt kommen zu lassen, der sich mit dem unsrigen über die Krankheit berathschlagte; so habe ich, der ich mit zugegen war, nur soviel gemerkt, dafs sich die Krankheit meiner Schwiegermutter in dem klassischsten Sprachverhältnisse unseres Doktors nicht befand, weil ihre Natur ihm den Streich gespielt hatte, sich schlechterdings gar nicht an den Gang zu binden, der ihr in seinem Systeme vorgeschrieben war. Der andere Doktor gab der Krankheit einen schönen griechischen Namen, aber was er dagegen verschrieb, kurirte sie nicht. Die Frau starb, und die Aerzte zankten sich über die Ursache. Ich verehrte die

Frau, und hätte ihr gern ein langes Leben gewünscht, ob mich gleich ihr Tod reich machte; aber das System ihres Arztes setzte ihr ein früheres Ziel.

Ich war ernstlich betrübt über ihren Verlust. Was diese Betrübnifs noch vermehrte, war der veränderte Zustand des Barons, der sich schon kurz vor dem Tode seiner Gemahlinn anfing, und der sich nach demselben immer mehr und mehr verschlimmerte. Er war trübsinnig und leutescheu, schien an einem schleichenden Fieber zu leiden, und weigerte sich, Untersuchung über seine Krankheit anstellen zu lassen und Arzney zu nehmen. Sein Zustand rührte mich ungemein. Ich war dem Manne sehr ergeben, weil in seinem Herzen ein fester Grund von Ehrlichkeit und Menschenliebe lag, ob er gleich mit etlichen Lagen von menschlichen Vorurtheilen und von Folgen schlechter Erziehung überdeckt war. Aufserdem war auch mein Herz voll Dank gegen ihn, als meinen Wohlthäter, und für das

grofse Zutrauen, womit er mich von allen andern Menschen unterschied, denn er war sonst gegen jedermann mifstrauisch und zurückhaltend. Diese Melancholie des Mannes den ich liebte, verbitterte gar sehr die Honigmonate meines Ehestandes; ich durfte ihn nicht viel aus den Augen lassen, weil sich seine Schwermuth vermehrte, wenn er allein war. Ich liefs mir nicht träumen, dafs geheimer Gram an seiner Seele nagete, sondern glaubte nur, dafs die zwey Todesfälle Hypochondrie in ihm erregt, und ihm das Bild des Todes etwas zu lebhaft in die Sinne gebracht hätten. Die Kur, die ich dagegen gebrauchen wollte, war Zerstreuung: ich suchte ihm zu einer Reise ins Bad zu bereden, erwartete das Frühjahr und wollte bis dahin alles anwenden, um ihn aufzuheitern. Das gelang mir nicht. Nun glaubte ich, die Krankheit sässe im Unterleibe. Ich wandte mich zu physischen Mitteln, und gebrauchte ihm die schwarze Galle mit D. Kämpfs Vis-

ceralmethode aus dem Leibe zu jagen. Er wollte sich aber nicht dazu verstehen, und da ich ihm deswegen etwas stark zusetzte, sagte er mir rund heraus, dafs seine Krankheit eine Gemüthskrankheit sey, die weder eine physische noch moralische Arzney heilen könnte; und damit ich's kurz mache, er gestand mir, dafs sein Gewissen von etwas gequält werde, worüber ich ihm, nicht ohne Mühe und langwieriges Negociren, endlich folgende Beichte herauspreßte:

»Als mir meine selige Frau das Geständnifs ihrer Schwachheiten ablegte, »ihren Liebeshandel mit dem Ziegelstein erzählte, und wie der zu Leipzig »gestorben ist, so fuhr mir das wie ein »Pfeil durch die Seele. Ich gedachte »an meine eigene Sünden, an das, was »ich in der nämlichen Stadt begangen »habe, und wie leicht es seyn kann, »dafs ich in jener Gegend auch eine »Tochter habe, die vielleicht noch im »Elende lebt, oder im Elende gestor-

»ben ist. Ich hatte doch wenigstens »eben so für sie sorgen sollen, als mei»ne Frau für die ihrige; und was mich »noch mehr quält, ist der Gedanke an »das Schicksal der Mutter, die ganz ge»wifs durch mich unglücklich geworden, »und vielleicht ums Leben gekommen »ist. Sie war ein gutes Geschöpf. Ich »studirte in Leipzig, hatte einen Hof»meister, der in Sachsen zu Hause war »und mir also in und um Leipzig »verschiedene Bekanntschaften machte. »Mein Vater hatte mich diesem Men»schen auf seine Seele gebunden und »ihm eine grofse Belohnung versprochen, wenn er mich glücklich von der »Universität zurückbringen würde, denn »ich war der einzige Sohn. Unter an»dern besuchten wir oft einen Unter»förster oder Heegereuter ohnweit Sken»ditz, der uns in der Herbstzeit Ver»gnügen mit dem Krammetsvögelfang »erlaubte. In dem Dorfe wo er wohn»te war ein Pfarrer, ein aufgeweckter »junger Mann, der eine treuherzige gu-

»te Familie hatte, die uns mit vielem »Vergnügen aufnahm und sich eine »Ehre daraus machte, uns gastfrey zu »bewirthen. Bey diesem Pfarrer lebte »ein Fräulein von Winterheim, arm und »schön, in die ich mich sterblich ver»liebte. Da ich für meinen Hofmeister »nichts geheim hielt, so gestand ich ihm »meine Liebe und er verschaffte mir Ge»legenheit mit dem Mädchen, welche »etwa 20 Jahr alt war, oft allein zu »seyn, mochte auch wohl dem Pfarrer »versteckte Winke gegeben haben, dass »sich sie als ein reicher Kavalier heura»then und glücklich machen würde. »Genug, es verhinderte mich niemand »mit meiner Geliebten genau umzuge»hen, und wir brachten beynahe zwey »Monate in diesem Dorfe zu, in dem »mein Hofmeister mit einer Verwand»tinn des Heegemeisters sein Verkehr »trieb, und ich mit der gedachten Frän»lein, die einfältig genug war, mir, in »der Hoffnung meine Frau zu werden, »mehr zu erlauben als sie sollte, wo-

»von die Folgen bald sichtbar wurden.
»Ich liebte das Fräulein so aufrichtig,
»dafs ich fest entschlossen war sie zu
»heurathen. Mein Hofmeister bestritt
»meinen Vorsatz und meinte, ich müs-
»se keinen voreiligen Schritt thun, der
»meinen Vater äufserst beleidigen wür-
»de. Dabey blieb's — und ich habe
»das Mädchen in meinem Leben nicht
»mehr gesehen. Denn da wir uns vor-
»bereiteten, wieder aufs Land zu gehen,
»kam ein Brief von Hause, worin mir
»gemeldet wurde, mein Vater sey todt-
»krank. Wir reiseten geschwind ab,
»ich fand meinen Vater gesund, und
»durfte mich nicht aufhalten, sondern
»mufste gleich die Reise nach Frank-
»reich antreten, von der ich erst nach
»drey Jahren zurückkam. Ich versah
»zwar meinen Hofmeister, der zurück
»nach Sachsen ging, mit Briefen, Geld
»und Aufträgen für meine Geliebte,
»weil ich in Ihm kein Mifstrauen setz-
»te, bekam aber in Paris Briefe, worin
»er mir meldete, die Schöne habe nicht

»für gut gefunden, seine Zurückkunft »abzuwarten, sondern einen Offizier ge»heurathet, der nicht so delikat gewe»sen sey, sich an den kleinen Fehltritt »zu stolsen. Mich schmerzte die Un»treue und der Leichtsinn des Mäd»chens, ich schlug mir sie aber nach »und nach aus dem Sinne. Als ich »nach einigen Jahren wieder nach Hau»se kam, verheurathete mich mein Va»ter mit meiner ersten Frau, und da »ich durch den weitern Briefwechsel »mit meinem Leipziger Hofmeister ganz »überzeugt war, dafs meine ehemalige »sächsische Geliebte kein Andenken »verdiene, so dachte ich auch wirklich »nicht mehr an sie. Aber als mein Va»ter im dritten Jahre meiner ersten Ehe »starb, und ich seine Papiere durchsah, »fand ich Briefe meines Hofmeisters, »die in der Zeit meines Studirens in »Leipzig geschrieben waren, aus denen »ich sah, dafs er zu jener Zeit meinem »Vater von allem was in Leipzig mit »uns vorgegangen war, unterrichtet »hat-

»hatte, unter andern auch von der Be»gebenheit mit dem Fräul in, und dafs »mich mein Vater blos wegen dieses »Handels von Leipzig nach Hause beru»fen und auf Reisen geschickt hätte. »Endlich fiel mir auch eine Rechnung »in die Hände, worin 3000 Gulden zu »Befriedigung der Fräulein Wantecheim »in Sachsen notirt waren. Nun sah ich »gar wohl, dafs mich mein Hofmeister »betrogen hatte, und fing an, auch an »der Heirath mit dem Officier zu zwei»feln; allein da ich selbst schon verhei»rathet und überzeugt war, dafs man »sich mit dem Madchen abgefunden »habe, so stellte ich weiter keine Unter»suchung an, und bin seit der Zeit nie »wieder darauf gefallen, mir die Sache »zum Gewissensgegenstand zu machen. »Aber nun, lieber Waller! da nur das »Beyspiel meiner verstorbenen Frau ge»zeigt hat, was ich wenigstens für das »Kind hätte thun sollen, wenn ich auch »die Mutter meines unmündig gefunden »hatte, nun empfinde ich schwere Ge-

»wissensbisse, weil ich befürchte, zwey »menschliche Kreaturen unglücklich ge»macht zu haben, weil mich die Unge»wifsheit quält, ob wir nicht beide hin»tergangen worden sind? ob sie nicht »vielleicht unschuldig war? und ob sie »und das Kind tod sind oder noch »leben?«

»Wäre das letztere,« antwortete ich, »so mufs man das Versehene wieder gut »zu machen suchen. Lassen sie mich »reisen, Herr Baron! ich bin in Leipzig »bekannt, und wenn Mutter und Kind, »oder nur eins von beiden noch lebt, »so mache ich sie ausfindig, wenn sie »auch in Auerbachs-Keller, aus dem »D. Faust geritten ist, verschlossen wä»ren. Auf! trösten Sie sich! Werden »Sie wieder munter, ich reise morgen »ab, so ungern ich mich von meiner »Kordula trenne, und in vier Wochen »sind Sie über Ihre Geschichte im Kla»ren. Vors erste sagen Sie mir nur, »ob der Hofmeister noch lebt? wie er »heifst und wo er ist?« — Auf die-

se Fragen gab er mir folgende Auskunft:

»Er heifst Feuerbrand, und hat, ehe »mein Vater starb, in einem Dorfe bey »Dresden auf einem Freygute gelebt »und einen Getraidehändler abgegeben; »das ist alles was ich weifs, und was »aus seinen letzten Briefen an meinen »Vater zu ersehen war. Ich selbst habe »mit ihm nicht mehr korrespondirt, »aber das ist wahr, Freund! der gröste »Dienst, den Sie mir bey meiner jetzi»gen Gemüthsstimmung leisten können, »ist, wenn Sie durch diese Reise mich »aus meinem Kummer ziehen, indem »Sie mir eine zuverlälsige Nachricht von »dem Schicksale meiner ehemaligen Ge»liebten und ihres Kindes verschaf»fen.» — »Das will ich gewifs,» erwiederte ich, »hier haben Sie meine »Hand!»

Ich konnte diese Nacht kaum schlafen — so lag mir die Zufriedenheit des Barons am Herzen. Ich suchte meine Kordula wegen dieser Reise zu trösten,

aber sie selbst trieb mich an, da sie die Ursache derselben erfuhr, und nachdem mir der Baron Vormittags noch allerhand Lokalnachweisungen verschiedener dahin gehöriger Schriften und seinen Segen gegeben hatte, reisete ich Nachmittags in einer leichten Chaise mit zwey Postpferden, einem Bedienten und meinem Mantelsacke ab.

Ich nahm Umwege, weil ich auf einem andern etwas entlegenem Gute des Barons Geld zu Reise zu erheben hatte, und kam den dritten Tag gegen Abend zwischen der hiesigen Poststation Würges und der mainzischen Bergfestung Königstein in ein Dorf auf der Höhe, die Glashütte genannt, wo ich mich einige Minuten verweilte. Da fand ich einen sehr muntern, lebhaften, schon etwas ältlichen Kleinen Mann in dänischer Uniform, der nach Homburg vor der Höhe ritt, gleich an meinen Wagen kam und sich so vertraut in ein Gespräch mit mir einließ, als wenn wir einander schon viele Jahre gekannt hät-

ten. Er gab sich zu erkennen, dafs er der Oberste Rieger sey, der ehedem so widrige Schicksale am Würtembergischen Hofe erlebt hatte, die er mir in der Kürze mit der muntersten Laune erzählte. Als er von mir hörte, dafs ich nach Dresden reisen wollte, rief er: »O »da müssen Sie heut in Königstein über »Nacht bleiben und bey dem Stadtschulzen einkehren, der ein Wirthshaus hat, »denn da werden Sie doppelten Nutzen »haben: Sie finden da zwey Originale, »mit denen Sie sich die Zeit vertreiben »können, den Stadtschulzen und seinen »Bruder, zwey Hagestolze, die mit einander auch noch unverheurathete Schwe»ster Wirthschaft treiben. Das sind originale Kerle; sie haben einen Vetter in »Dresden, der ist ihr Steckenpferd — »allen Gästen die da einkehren, erzäh»len sie sehr vieles von diesem Vetter, »von seinen Reichthümern und den »Herrlichkeiten, die er besitzt, auch lie»ben sie allen Fremden, die da sagen »dafs sie nach Dresden gehen, Empfeh-

schungsschreiben an. Der Vetter soll wirklich ein reicher Mann seyn. Vielleicht könnte es Ihnen doch dienen, weil Sie, wie Sie sagen, dahin reisen und keine Bekanntschaft haben.» —

Ich kehrte also in Königstein beym Stadtschulzen ein, und fand dafs mir der Oberste Rieger eine getreue Beschreibung desselben geliefert hatte. Ich war kaum in das Haus gefahren, so kam das kleine Mannlein, um mich nach der Tabulatur zu bekomplimentiren. Er führte mich ins Haus, und rief seiner Schwester mit gebieterischer Stimme zu: Welches Zimmer soll der Herr haben, das blaue, rothe oder gelbe? — und doch war im ganzen Hause, nebst dem Zimmer des Wirths, nur noch ein einziges für Gäste meublirtes Zimmer. — Ich will den Leser nicht mit allen übrigen Sonderbarkeiten dieses Originals aufhalten, und nur bey der stehen bleiben die zur Geschichte gehört. Von dem Augenblicke an als ich in's Haus kam, wich mir der Mann nicht von der

Seite, bis ich mich niederlegte, und in der ersten Viertelstunde nach meiner Ankunft unterhielt er mich schon von der Gröfse und Herrlichkeit seines Vetters in Dresden. Meiner Aufmerksamkeit und Neugierde über diesen Vetter Genüge zu leisten, holte er ein galonirtes Kleid vom Jahre 1748, nebst mehreren Geschenken die er ihm geschickt hatte, und die Sache endigte sich, dafs er mir ein sehr bündiges Empfehlungsschreiben mitgab, worauf ich mir zwar nicht viel zu gute that, aber ich dachte; »Du hast doch wenigstens Anlafs »zu einer Bekanntschaft, und wirst sie »schon für eigne Rechnung in Gang »bringen, wenn man auch keine Ach»tung für die Empfehlung haben solite.»

Ich kam nach Leipzig, und konnte mich nun in meinen männlichen Jahren, da die Vernunft meine Empfindungen regierte, der Thränen nicht enthalten, wenn ich die Stelle betrachtete, wo mich Meister Stäps von der Gasse auflas. Einige meiner Leser mögen wohl der-

gleichen Thränen kennen. Sie sind eigentlich nichts als ein stiller Dank zu Gott, wenn er uns mehr Glück beschert, als wir zu verdienen glauben; sie sind mehr werth, als eine begehrte und bezahlte öffentliche Danksagung, die der christlichen Gemeinde vorgelesen wird.

Ob ich nun gleich Dresden zu dem Standorte meiner Untersuchungen ausersehen hatte, weil dort herum Herr Feuerbrand wohnen sollte, der ohne Zweifel den besten Aufschluss geben konnte; so fing ich doch auch schon in Leipzig an, Erkundigungen einzuziehen, denen zufolge ich erfuhr, dafs der Pfarrer, bey dem sich die Geliebte meines Barons aufgehalten hatte, lebte, und noch im Amte war. Aber es gab Schwierigkeiten an den Mann zu gelangen, denn es ging keine Landstrafse durch das Dorf, und ich wufste keinen scheinbaren Anlafs, mit dem ich mich bey ihm ohne Verdacht einführen konnte. Endlich fiel ich auf das Mittel, etwas in dem Kirchenregister nachschlagen zu

lassen, um den Vorwand eines Besuchs zu gewinnen. Ich miethete mir in Leipzig ein Pferd, liefs meinen Bedienten zurück, und ritt nach dem Dorfe, so dafs ich um eilf Uhr des Vormittags da ankam. Weil kein Wirthshaus im Orte war, so ritt ich geradezu an des Pfarrers Wohnung, aus der mir der ehrwürdige Greis mit offenem, munterm und freundlichem Gesichte entgegenkam. Ich entschuldigte mich wegen meines Besuchs, und brachte meine Nothlüge vor. Er bot mir treuherzig die Hand, versprach mir mit allem was mir aus seinen Kirchenbüchern Auskunft geben könnte, zu dienen, bat aber vorher mit seiner mäfsigen Mittagsmahlzeit die eben fertig sey, vorlieb zu nehmen. Wir setzten uns nebst seiner Tochter, einer Wittwe die der Haushaltung vorstand, zu Tische. Der gute treuherzige Ton des alten Mannes machte mich munter und schwatzhaft; ich gab mich für einen Advokaten aus Kassel aus, nannte mich *Gautier* und schützte Erbschafts-

angelegenheiten vor, die mich nach Sachsen führten. Nach dem Essen holte der gute Alte sein Kirchenbuch das 1682 anging, und fragte um den Namen dessen, den er aufschlagen sollte, und in welchem Jahre der Mensch gebohren sey? Ich, der ich nichts weiter suchte als nur diesen Gegenstand bald abzuthun, um mit guter Manier auf die Materie zu kommen die mein Hauptwerk war, und jeden Namen für gleichgültig hielt, weil er ihn doch nicht finden würde, sagte, der Mensch wäre etwa im Jahre **1740 oder 1741 gebohren, und hiefse Georg Waller.** — Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, so fiel dem alten Manne die Brille von der Nase, er sah mich einige Minuten starr an, und sagte endlich: »Ja! ein Kind dieses Na»mens habe ich in den Jahren die Sie »angeben, getauft, aber, wen kann das »interessiren? Es ist nach etlichen Ta»gen gestorben.« Ich erstaunte, dafs der Zufall, hier einige Umstände so seltsam zusammentreffen liefs. Indessen

da der Pastor entschieden sprach, dafs das Kind gestorben sey, so antwortete ich:

»Also kann es das nicht seyn, das »ich suche, denn derselbe Georg Waller »lebt noch.« —

Pf. »Wie? Er lebt noch, und sagt, »dafs er hier getauft sey?«

Ich. »Nein, das sagt er nicht, aber »ich habe es vermuthet.«

Ich vermerkte von dem Augenblicke an, da ich dem Manne ganz unschuldig, um nur etwas zu sagen, meinen Namen genannt hatte, eine besondere Veränderung an ihm, und auch ich selbst kam in Bewegung. Ich hatte nie viel über meine Geburt nachgedacht, weil man mir in dem Waisenhause zu Halle gesagt hatte, ich sey ein Findelkind, und da ich noch überdies gehört zu haben glaubte, dafs man mir den Namen Georg Waller erst im Waisenhause gegeben, und mich da getauft habe; so war ich nie darauf verfallen, über meine Geburt Nachsuchungen anzustellen. Jetzt aber

kamen mir auf einmal tausend Möglichkeiten in den Sinn, an die ich vorher nie gedacht hatte. Ich fragte also nach einer langen Pause die wir beide machten:

»Ist denn das Kind hier gestorben?
»und wer waren seine Eltern?«

Der Pfarrer schwieg noch etwas, sah mir ernsthaft unter die Augen, und redete mir mit männlichem Tone also an:

»Herr! ich handle nie versteckt, we-
»der mit Worten noch Werken, und ich
»verlange auch, dafs andere Leute so
»mit mir umgehen. Reden Sie frey
»und als ein ehrlicher Mann mit mir.
»Wollen Sie mich ausforschen? Es wird
»Ihnen nicht gelingen, wenn Sie Um-
»wege dazu wählen. Sind Sie von je-
»mand abgeschickt? oder was bewegt
»Sie, gewisse Dinge zu berühren, die
»Sie nicht von sich selbst wissen kön-
»nen, weil sie zu alt für Ihre Jahre
»sind. Reden Sie mit mir aufrichtig,
»so werde ich ein Gleiches thun und
»Ihnen nichts verhehlen, als was mir hö-
»here Pflichten zu sagen verbieten.«

Gegen solche Waffen als dieser brave Mann gebrauchte, habe ich nie etwas ausrichten können. Ich erzählte ihm also haarklein die ganze Veranlassung die mich zu ihm brachte, und beschrieb ihm den Zustand meines Gönners und seine Sehnsucht nach Nachrichten von seiner ehemaligen Geliebten, und ihrem Kinde. Der Mann hörte mich mit Erstaunen zu, und nachdem ich geendigt hatte, umarmte er mich: »Mein Herr! »sagte er, ich finde Wahrheit in ihren »Worten, aber um so mehr Lügen von »einer andern Seite, und danke Gott, »dafs er mich noch diesen Zeitpunkt »erleben läfst, der manches Verborgene »offenbar machen kann, und vielleicht »manchem die Gerechtigkeit wiederfah»ren läfst, die er verdient. Ich war ein »junger Mann, als die Geschichte in »meinem Hause vorging, die Sie eben »erzählt haben, meine Frau war noch »jünger, und wir gaben freylich auf »unser Kostfräulein nicht so genau »Achtung als es unsere Pflicht erfordert

»te. Es war eine Waise mit geringem »Vermögen; ihr Vater hatte ehemals »eine Hofbedienung am Merseburgischen »Hofe bekleidet, und seine Tochter da »er noch lebte, meinem Vater zur Er»ziehung gegeben. Da er starb, blieb »sie uns; und ihr wenges Vermögen »das in unsern Händen war, reichte »nur eben zu ihren Bedürfnissen zu, »wenn sie bey uns auf dem Dorfe leb»te. Wir sahen wohl, dafs ein Liebes»verständnifs zwischen ihr und dem Ba»ron obwaltete und ich sah es gern, »denn der Hofmeister Feuerbrand der »unser Vertrauen gewonnen hatte, ver»sicherte mich oft, der junge Baron »würde das Fräulein heurathen, und »könne es thun, weil sein Vater ihm »freyen Willen liefse, wenn nur die »Person von gutem Hause sey. Bald »darauf wurden wir die Schwanger»schaft mit Schrecken gewahr. Ich »ging nach Leipzig, um die Kopulation »zu betreiben, und fand zu meiner gröfs»ten Bestürzung den Baron und seinen

»Hofmeister verreiset. Indessen, da »ich erfuhr dafs eine Krankheit des al»ten Freyherrn die Ursache sey, gab »ich mich zufrieden, und in einiger »Zeit darauf kam der Hofmeister zu »mir aufs Land, mit der unglückli»chen Nachricht, dafs der alte Baron »seinen Sohn gezwungen habe, eine an»dere Fräulein im Reiche zu heirathen, »und dafs das Geständnifs von den Um»ständen unserer Fräulein jene Heirath »noch beschleunigt habe, weil der Va»ter weder durch Thränen noch ande»re Beweggründe zu erweichen gewe»sen sey. — Was war nun zu thun? »Die Geschwächte liebte den Baron un»endlich, und wir getrauten uns nicht, »ihr die Feuerbrandsche Nachricht in »den Umständen worinn sie war, mit»zutheilen. Wir trösteten sie vielmehr, »suchten ihr begreiflich zu machen, dafs »gewisse Umstände die Abwesenheit des »Barons noch einige Zeit erforderten, »und trafen mit Herrn Feuerbrand Vor»kehrungen zu der Niederkunft. Ihre

»Schwangerschaft blieb ausser meinem »Hause aller Welt ein Geheimnifs, und »zufolge unserer Abrede nahm Feuer»brands Schwester, so wie die Fräulein »niedergekommen war, das Kind, wel»ches ich vorher taufte und einstwei»len unter dem Namen Georg Waller »in's Kirchenbuch schrieb, wie Sie es »hier noch sehen können, nebst dem »leeren Platze den ich zu dem Namen »der Eltern offen liefs. Ich nannte »das Kind Georg, weil sein Taufpathe »Feuerbrand so hiefs, und Waller, weil »das ein Familienvornamen der Frey»herren von Wallberg ist, den der Va»ter des Kindes selbst führt. —

Ich stutzte. — Ich hatte diesen Familiennamen gekannt, nie aber daran gedacht. —

Der Pastor fuhr fort: Feuerbrands »Schwester fuhr mit dem Kinde nach Weis»senfels, und da ist es etliche Wochen nach »der Geburt gestorben. Von einer Toch»ter weifs ich nichts. Als das Fräulein »von Winterheim wieder gesund war,

brach-

» brachten wir ihr die schreckliche Nach-
» richt mit Manier bey, und soviel wir
» uns Mühe gaben sie zu beruhigen, so
» wenig glückte es uns im Anfange.
» Endlich ergab sie sich in ihr Schick-
» sal, aber nie wollte sie von einer Hey-
» rath hören, ob sich gleich manche gu-
» te Parthie für sie fand. Jetzt lebt sie
» als Gesellschaftsfräulein bey einer Da-
» me in der Oberlausiz. Von dieser
» Begebenheit weis ausser mir und Leu-
» erbrand keine menschliche Seele, und
» er allein kann nur den Namen Georg
» Waller entdeckt haben. »

Bey dieser Erzählung fuhren mir tausend Gedanken durch den Kopf. Mein Blut kam mehr als einmal in Bewegung, obgleich die Dinge noch sehr in einander verwickelt und widersprechend waren, und das Wesentliche was mich dabey interessiren konnte, auf sehr unwahrscheinlichen Vermuthungen beruhete. Ich offenbarte mich dem Pastor ganz. Ich sagte ihm das Wenige was ich von meiner Herkunft wußte, und entdeckte

ihm zugleich den gegründeten Verdacht, den man in die Ehrlichkeit Feuerbrands setzen mufste, da nach Erzählung des Pfarrers von den verrechneten 5000 Thalern niemals Rede gewesen war, und er mich vielmehr versicherte, dafs Feuerbrand ausser einigen kleinen Ausgaben die er bisweilen bestritten hätte, wenn im Pfarrhause kein baares Geld vorhanden war, nichts an das Fräulein bezahlt habe.

Meine Meinung war also, zuerst die Schwester des Feuerbrands aufzusuchen, um von ihr zu vernehmen, ob das Kind wirklich gestorben sey? Denn nun erhob sich in meiner Seele eine Möglichkeit, dafs ich das Kind seyn könnte, weil der Namen mit dem Kirchenbuche und die Zeit mit meinem Alter übereintraf. Dawider stritt aber, dafs der Baron glaubte eine Tochter zu haben. Aber Feuerbrands Schwester war tod, sie war an einen Kursächsischen Wachtmeister verheirathet gewesen, das Regiment stand damals nicht mehr in der Gegend, und

man konnte nicht einmal wissen, ob auch ihr Mann noch lebte, weil er bey Pirna in die preussische Kriegsgefangenschaft gerathen war. Der alte Pastor nahm den lebhaftesten und herzlichsten Antheil an der Sache, zumal da ich ihm mein Wort gab, den Baron zu bewegen, dafs er dem Fräulein alle mögliche Genugthuung wiederfahren liesse. Wir berathschlagten uns und beschlossen zu allererst mit einander nach Halle zu fahren, um vielleicht wegen meiner Geburt etwas Licht zu bekommen. Aber hier sahen wir nur meinen Namen in dem Register der Waisenkinder mit der Anmerkung: dafs man den Knaben vor der Treppe des Waisenhauses gefunden habe, und dabey einen Zettel mit dem Namen Georg Waller: da man nun daraus nicht zuverlässig ersehen können, ob das Kind getauft sey? so habe man es getauft, dessen Taufpathe wäre gewesen Herr Kandidat Meyer u. s. w. Indessen war doch dieser Umstand der wichtigste, dafs ein Georg Waller den

22 April um 2 Uhr Nachmittags von dem Pastor getauft und den 23 April des nemlichen Jahres auch ein Kind Georg Waller früh um 5 Uhr vor der Thüre des Hallischen Waisenhauses gefunden worden war. Nun war also nichts zu thun als den gewesenen Hoffmeister aufzusuchen, der ohne Zweifel die sicherste Auskunft geben konnte. Vorher aber ging ich zurück nach Leipzig, schrieb meinem Baron einen Trostbrief und gab ihm Hoffnung, vielleicht bald mit Mutter und Kind zurückzukommen, ohne dafs ich mich in ein Detail darüber einliefs. Da der geneigte Leser schon bemerkt haben wird, dafs ich frohe Hoffnungen bald fassen konnte, so war ich nun auch in meinem Herzen fast schon ganz überzeugt, ich sey der Sohn des Barons, und es sey von ihm nur ein Irthum, wenn er glaubte eine Tochter zu haben. Ich erzähle freylich alle diese Sachen jetzt so kaltblütig, dafs sich der Leser einbilden wird, die Personalien irgend einer Lei-

chempredigt zu lesen. Es würde gewiß mehr Empfindung bey den Stellen, wo ich wirklich viel empfand, hervorstechen, wenn ich damals gleich geschrieben hätte, aber nun ist seitdem schon viele Zeit verstrichen, und ich bin überhaupt des Mahlens der Empfindungen unkundig, wiewohl ich empfinden kann. — Aber doch wird es zarte Seelen unter meinen Lesern geben, die sich in meine damalige Lage versetzen, und das fühlen was ich nicht ausdrücken kann.

Das Sechs und Zwanzigste Kapitel.

Waller wird Adept und treibt verbotene Künste.

Ich reisete also nach Dresden, und da ich von da in die Lausitz gehen wollte; so nahm ich provisorie von meinem ehrlichen Pastor zwey Briefe an Fräulein Karoline von Winterheim mit, deren Inhalt wir verabredet hatten. Der eine war darauf eingerichtet, wenn es sich entdeckte, dafs ich wirklich ihr Sohn sey, und der zweyte auf den andern Fall.

In Dresden wies man mich in einen Gasthof der Post gerade über, wo mir recht ist, in die Krone. Ich kannte keinen Menschen in der ganzen Stadt, und hatte keine Empfehlung an irgend jemand, ausser an den Vetter des Gerichtsschulzen in Königstein, und darauf glaubte ich eben nicht viel bauen zu dürfen; folglich wendete ich die erste Zeit blofs dazu an, um den Patron Feuerbrand

auszuforschen, und wollte dieses gern auf eine Art thun welche keine besondere Absicht vermuthen liefs. Ich hatte mich schon drey Tage in Dresden aufgehalten, ohne ungezwungen eine Gelegenheit zu Erreichung meines Endzwecks zu finden. Da ich meine Zeit bey Tage meistens mit Briefschreiben an den Baron und meine Kordula zubrachte, und nur gegen Abend ausging, um etwa in einem Kaffe- oder Weinhause auf jemand zu stofsen, von dem ich mit guter Manier Nachrichten einziehen könnte; so hatte dieses Benehmen die Neugierde des Wirths und der Tischgäste in der Krone auf das höchste gespannt, die damals zu den neugierigsten in ganz Dresden gehörten. Ich war ein Gast, aus dem sie sich nicht finden konnten. Ich hatte mich als den Hofrath *Gautier* aus Kassel angegeben, und hatte keinen Bedienten, aus dem sie etwas locken konnten das meine Person betraf. Alle pafsten also nur darauf, mit wem ich Umgang haben wür-

de, um weitere Vermuthungen daraus zu ziehen. Nun fand ich am dritten Tage beym Abendessen Gelegenheit mich zu erkundigen, ob nicht in der Gegend um Dresden ein gewisser Feuerbrand irgendwo wohne? und wirklich war er in dem Hause bekannt, und pflegte da bisweilen einzukehren. Tages darauf liefs ich mich früh bey dem Vetter des Gerichtsschulzen melden, und aus diesen zwey Umständen setzten die Herren etwas zusammen, das sie über meine Person vollkommen beruhigte. Feuerbrand war in Dresden und im ganzen Lande als ein grofser Laborant bekannt, der Gold machen wollte. Von dem Vetter *quaestionis* wufste man, dafs er auch in Geheim Alchemie trieb, folglich mufste ich ein reisender Goldmacher seyn; und da man sah, dafs ich gut lebte, Geld hatte und richtig bezahlte, so kreirte man mich zu einem glücklichen Goldmacher und nannte mich einen Adepten. Dieses gab zu Auftritten Anlafs, die ich in der Folge erfuhr.

Als ich dem Vetter meinen Besuch abgestattet, und den Brief von seinem Vetter aus Königstein im Mainzischen übergeben hatte, konnte er weder aus diesem Briefe, in dem ich nicht einmal unter meinem Namen, sondern nur als ein guter Freund, der hier durchpassirte, empfohlen wurde, noch aus meinen Reden entdecken, was eigentlich mein Thun in Dresden sey? Er bat mich zwar auf den künftigen Tag zum Mittagessen, allein er sendete doch vorher auf Kundschaft aus, um sich in dem Gasthofe nach meinem Wesen zu erkundigen. Da hatte ihm denn der Wirth ganz im Vertrauen vorgelogen, dass ich ein grosser Goldmacher sey. Das war nicht genug. Man hatte mir Tags zuvor beym Abendessen gesagt, dass der Feuerbrand den ich suchte, einen Handel auf der Elbe mit Holze oder Getraide triebe, und dass ich bey einem gewissen Manne, Namens Friedemann in der Vorstadt an der Elbe, Nachricht von ihm haben könnte. Ich ging also nach denselben

Tag, da ich bey dem Vetter gewesen war, Nachmittags zu diesem Manne, der ein guter ehrlicher Deutscher war, und mir alle benöthigte Auskunft gab. Ich erfuhr von ihm, dafs sich Feuerbrand zu Schandau, einem sächsischen Städtchen an der Elbe aufhalte, dafs er vielleicht in etlichen Tagen nach Dresden kommen werde, dafs sie zwar dermaleen nicht gute Freunde wären, dafs ich aber, wenn ich die Bekanntschaft des Herrn *** machen wollte, — das war der Vetter des Stadtschulzen in Königsstein — ihn sehen könnte, denn zu dem käme er oft. Der Namen des Herrn *** machte mich aufmerksam, und ich fing an zu merken, dafs mir dessen Bekanntschaft vielleicht mehr nützen könnte, als ich erst geglaubt hatte. Da ich den guten Friedemann durch ein langes Gespräch genugsam geprüft zu haben glaubte, und aus seinem eignen Geständnisse wufste, dafs er eben nicht Feuerbrands Freund war, so liefs ich mir etwas davon merken, dafs ich von dem Men-

schen nähere Nachrichten brauchte, und er beschrieb mir ihn folgendergestalt:

»Herr! sagte er, ich habe viele Jahre mit diesem Feuerbrand zu thun gehabt, und kann Sie versichern, dafs er sehr heimtückisch ist. Betrug ist sein Handwerk, und Eigennutz seine Lieblingsneigung. Schwerlich wird es Ihnen gelingen, etwas aus ihm zu lokken, wenn sein Interesse nicht dabey gewinnt; aber auf der andern Seite ist der alte Kerl so leichtgläubig wie ein Kind, wenn die Rede vom Goldmachen, Geisterbannen, Schatzgraben oder andern übernatürlichen Künsten ist; denn sein Eigennutz glaubt durch den Beystand geheimer Künste noch reich zu werden. Dem Herrn *** streicht er den Fuchsschwanz, weil der Mann grofses Vermögen und keine Kinder hat, folglich etwas auf alchemische Versuche verwenden kann, die, wenn sie mitslingen, Feuerbrand'n nichts kosten, und weil er bey ihm bisweilen fremde Künstler dieser geheimen Praktiken

»sehen, und mit ihnen Umgang haben »kann, ohne dafs er sie wie jener mit »Kost und Quartier, Kohlen und Queck»silber zu versehen braucht; sonst ist »er aber keines Menschen Freund.« Ich erkundigte mich auch nach dem Charakter des Vetters, und erfuhr soviel als mir nöthig war, um auf diesen Charakter einen Plan zu bauen, der mich meiner Absicht näher führen könnte.

Ich hüllte mich nun in geheimnifsvolles Nimen und betrug mich bey der reichbesetzten Tafel des Herrn ***, an der viele Gäste, wie ich nachher erfuhr, auf mich gebeten waren, so behutsam, dafs mir auch nicht ein Wort von geheimer Kunst entschlüpfte, obgleich alle Gäste darauf zu spannen schienen. Da endlich Herr *** selbst die Rede dahin lenkte, nannte ich mich zwar keinen Fremdling in der Kunst, liefs mich aber auch nicht über meine Kenntnisse heraus, und das sehr weislich, denn ich hatte nicht viel davon zu sagen gewufst. Ich merkte gar wohl, dafs ich durch

meine vermeinte Zurückhaltung in der Achtung des Namen gewann und eben deswegen eine gröfsere Meinung von mir erweckte. Von dem Tage an war ich der Gast im Hause, und wurde mit gröfser Distinktion behandelt. Es kamen da oft verschiedene Liebhaber der edlen Künste Alchemie und Magie zusammen, und man versuchte auf alle Art etwas aus mir zu locken. Der Herr vom Hause ward nun vertraut und drang mit deutlichen Worten darauf, mich nicht länger für ihn zu verbergen, weil er gewifs wisse, dafs ich einer von den Eingeweihten der höheren Kenntnisse sey; aber ich protestirte und gab endlich nur von weitem zu verstehen: »Es sey noch nicht Zeit.« — Da er nun also glauben mochte, die Zeit der Prüfung nicht überstanden zu haben; so zeigte er sich mir immer nur auf der besten Seite, und bemühte sich auf alle mögliche Art meine Gunst zu erhalten.

Ich sah bey dieser Gelegenheit wie leicht es ist, sich den Ruf eines ausser-

ordentlichen Mannes dieser Art zu erwerben, und wundere mich seitdem nicht mehr, wie *Gualdo*, *Hultazob*, *St. Germain* und *Cagliostro*, so schnelle Fortschritte in ihren Betrügereyen machen konnten. Die Erwartung der Leute, die auf diese Künste ausgehen, ist so gespannt, dafs sie nur dem günstigen Augenblicke entgegensehen, einen Wundermann zu erblicken. Giebt sich einer dafür aus, so bewundern sie ihn, und untersuchen gar nichts. Was mich ins besondere zum Goldmacher oder Hexenmeister in den Augen dieser Leute qualifizirte, war eigentlich nichts anders als 1) dafs niemand wufste wer ich war, indem ich mich geheimnifsvoll anstellte, und den Fragen, die man über meine Civilverhältnisse machte, geschickt auszuweichen wufste. 2) dafs bey mir keine Dürftigkeit zu sehen war, sondern dafs ich im Gegentheile Überflufs merken, und ohne scheinbare Prahlerey, zu rechter Zeit Gold blicken liefs, und 3) dafs ich von den Künsten, die man bey

mir vermuthete, gar nicht redete, und gefragt, meine Antwort unbestimmt so einrichtete, dafs etwas Geheimnifsvolles angedeutet ward. Dazu kam noch das abentheuerliche Empfehlungsschreiben, worinn nicht einmal mein Namen stand, und endlich die scheinbare Gewifsheit, in Dresden keine andere Geschäfte zu haben, die man sonst entdeckt hatte, da die Neugierde alle meine Tritte und Schritte genau beobachtete.

Ich kam also sehr wohlfeil zum Ruhme eines wichtigen Mannes. Zudem könnte wohl gar die Pelitzey Notiz von mir genommen, und mir ein Laboratorium auf dem Königstein angewiesen haben, wenn das Wesen lange gedauert hätte. Aber zum Glücke kam der erwartete Freund Feuerbrand bald an, und suchte mich selbst auf. Er liefs deutlich merken, dafs ihm seine Mitbrüder schon Nachricht von dem Wundermanne gegeben hatten, der jetzt des ganzen Häufleins Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber ich blieb ganz kalt.

Es war eine Spazierfahrt auf den Weinberg des Herrn *** einige Stunden von Dresden angestellt. Wir speiseten da sehr zahlreich zu Mittage. Man sprach viel, und Einige suchten mir näher zu kommen, aber ich kam nicht aus meiner Grandezza. Herr Feuerbrand war unter den Gästen, und wagte es nicht sich mir zu nähern, sondern blieb ehrfurchtsvoll in Entfernung. Aber beym Nachhausefahren traf es der Zufall, oder eine absichtliche Veranstaltung, dafs ich mit ihm allein in den Wagen zu sitzen kam. Da lenkte der feine Herr die Unterredung gar bald auf geheime Künste, und mochte sich etwas darauf einbilden, dafs ich mich gegen alle Beschreibung die man ihm von mir gemacht hatte, ziemlich offenherzig heraus liefs, und gegen ihn gar nicht läugnete, der Universalbesitzer aller Geheimnisse zu seyn. Ich machte ihm nach mancherley Umschweifen folgende Eröffnung:

»Ich sehe, mein Herr! dafs es Ihnen

ein

»wahrer Ernst ist, in die Tiefe der Ge-
»heimnisse zu dringen, die nur einigen
»wenigen Würdigen dieses Erdlebens
»aufbewahrt sind; ich kenne sie aber
»noch nicht genug, um bestimmen zu
»können, ob sie einer von denen sind,
»denen dieses Glück werden kann? nur
»das will ich ihnen nicht vorenthalten,
»dafs alle verborgene Künste als da
»sind, Alchemie, Theosophie, Magie,
»Theurgie u. s. w. in einer geheimen
»Verbindung stehen, dergestalt, dafs der
»Besitzer der einen Kunst zugleich alle
»besitzt, und dafs der, der die eine
»lernen will, zugleich alle lernen mufs.
»Dies ist ein Geheimnifs welches we-
»nige Menschen wissen. Wüfsten es die
»Liebhaber der Kunst, so würden die
»Chemisten nicht Zeit, Kohlen, Geld
»und Mühe umsonst verwenden, um die
»Tinktur zu finden; und die den Um-
»gang mit Geistern suchen, würden
»nicht Lunge, Rauchwerk und Wachs-
»kerzen verschwenden, um den Ariel
»oder Behazeel zu citiren, die nie kom-

»men werden, wenn der Beschwörer
»nicht ganz reinen Herzens in allen
»Geheimnissen eingeweihet ist. Diese
»Reinigung, diese Einweihung ist kein
»unmittelbares Geschenk, das vom Him-
»mel herabfällt, sondern Folge des Un-
»terrichts eines der Geister, die blofs
»darum existiren, um die Menschen die
»es verdienen, zu überirdischen Ge-
»heimnissen empfänglich zu machen.
»Sagen Sie mir einmal, Sie, die Sie, wie
»es scheint, schon vielleicht viele Jahre
»darnach getrachtet haben, um irgend
»ein Geheimnifs dieser Künste zu ent-
»decken, haben Sie schon etwas gefun-
»den?

»Nein!» — versetzte er mit zittern-
»der Stimme —» aber ich stand schon
»verschiedenemale auf dem Punkte, den
»Stein der Weisen zu finden.» —

»Wohl gesagt! Sie geben ihm den
»rechten Namen; der Stein der Wei-
»sen ist es, aber das ist ein grofses
»Wort. Unter der Bezeichnung des Steins
»der Weisen ist gar viel begriffen; Sie

»werden ihm aber im Schmelztiegel »nicht finden. Hatten Sie einen Freund »unter der Legion Geister, die blofs »dazu bestimmt sind den Menschen zu »dienen, so würde er Ihnen mit zwey »Worten entdecken können, wie der »Stein der Weisen zu erlangen ist? Die»ser Stein ist nichts anders als ein völ»liger Aufschluss aller überirdischen Ge»heimnisse, der sich Ihnen von selbst »in Ihre Seele prägt, wenn Sie einen »von den gedachten Geistern würdig »findet, ihr Freund und Diener zu wer»den. Menschenwitz und Arbeit ver»mag nichts; eine übernatürliche Sache »wie diese, kann nur durch übernatürs»liche Mittel erlangt werden. Wie kann »sich der Mensch, die arme Kreatur, ein»bilden, durch seinen Fleifs etwas zu »erringen, was ganz ausser den Grän»zen des menschlichen Wissens liegt, »was den Zirkel aller irdischen Ver»nunft überschreitet? Aber das ist wahr, »dafs dem, der sich des Umgangs eines »Geistes zu erfreuen hat, alle himm-

»lische Weisheit auf einmal aufgedeckt »werden kann, denn er hebt sich so»dann gleichsam einen Grad über die »Menschheit, wenn er der Freund ei»nes Geistes wird.«

Feuerbr. »Da müfste man also ei»nen *Spiritum familiarem* haben?«

Ich: »Nennen Sie ihn wie Sie wol»len, Sie können ihn auch Schutzgeist »heifsen, denn er leistet die nemlichen »Dienste.«

Feuerbr. »Wenn ich mich unterste»hen dürfte zu fragen, haben Sie denn »einen dergleichen Geist?«

Ich: »Ja. Schon seit langer Zeit, »und da ich Sie für einen würdigen »Mann ansehe, so können Sie noch »heute, wenn wir nach Dresden kom»men, sich selbst davon überzeugen.«

Feuerbr. »O wie glücklich würden »Sie mich machen, wenn Sie mir ihn »zeigen wollten.«

Ich. »Glauben Sie denn, dafs man »die Geister sehen kann? — aber das »will ich Ihnen versprechen, dafs er

»die Fragen beantworten soll, die Sie »etwa an ihn ergehen lassen, und dar»aus können Sie schliefsen, ob er das »ist wofür ich ihn ausgebe?»

Feuerbr. »Aber kann ich denn auch »zum Besitze eines solchen Geistes ge»langen? und wie muls ich's machen, »dals ich seine Freundschaft gewinne?»

Ich: »Vielleicht wird Ihnen das »mein Geist sagen, wenn Sie ihn dar»um fragen. Er kennt Sie besser als »ich Sie kenne.»

Unter solchen Gesprächen kamen wir in Dresden an, und Feuerbrand stieg bey mir in der Krone ab. Da nahm ich mein englisches Perspektiv, welches ein Futteral von Fischhaut hatte, gab es für die Wohnung meines *Gabilidone* aus, öffnete es mit etwas Gaukeley, und stellte es zwischen zwey Wachskerzen. Alsdann befahl ich dem alten Kerl, sich in seinem Sinne ein paar Fragen zu denken, die ihm der Geist beantworten sollte. Als er fertig war, nahm ich das Perspektiv, ging hin-

ter einen Vorhang, liefs einige tiefe Seufzer hören, und kam nach einer Viertelstunde mit finsterer Miene zurück. —

Nun wollte Feuerbrand wissen, ob der Geist geantwortet habe? »Ja, sagte ich, mit einer veränderten ganz »kalten Miene, aber die Antwort werde ich Ihnen nicht sagen, denn ich sehe daraus, dafs ich mich in ihrer Person geirrt habe.«

Feuerbr. »Wie so? hat er was böses von mir gesagt? Sagen Sie mir es »nur.« —

Ich: »Ich will niemand beleidigen, »und also ist es am besten, dafs wir »ganz abbrechen; lieber glauben Sie »dafs ich Sie hintergangen, und keinen »Geist zum Freunde und Begleiter habe.«

Feuerbr. »Aber um des Himmels»willen der Geist mufs doch sagen, »was er gegen mich hat? Ich —«

Ich: »Das hat er mir schon gesagt, »aber ich will es Ihnen nicht wieder-

»sagen, weil ich sehe, dafs es nur da-
»zu dienen würde, Sie aufzubringen?»

Feuerbr. »Nein gewifs nicht — sa-
»gen Sie mir alles, ich nehme es gewifs
»nicht übel —»

Ich: »Wenn Sie es ausdrücklich wis-
»sen wollen. — Er sagte: Sie wären
»nicht reines Herzens, welches zur Ein-
»weihung nothwendig ist. Der Geist geht
»noch weiter. Er sagt: Sie wären ein
»böser Mensch, und warnt mich vor al-
»lem Umgange mit Ihnen.»

Feuerbr. »Nein, das bin ich gewifs
»nicht.»

Ich: »Nun so müfste der Geist ge-
»logen haben. Ich bitte um Verzei-
»hung, ihm dazu Anlafs gegeben zu ha-
»ben, und es bleibt beym Alten. Ich
»bin ihr gehorsamer Diener. — Woll-
»ten Sie nicht so gut seyn und mich
»allein lassen? Ich will mich nieder-
»legen.»

Feuerbr. »Erlauben Sie! Aber wenn
»mich auch der Geist für einen bösen
»Menschen hält, wiewohl mir nichts

»unrechtes bewufst ist, könnte ich mich »dem nicht bessern?«

Ich: »Schwerlich — Denn da Ih»nen nichts unrechtes bewufst ist; so »werden Sie wohl auch nichts an sich »finden, das zu verbessern wäre.«

Feuerbr. »Aber doch menschliche »Schwachheiten — «

Ich: »Von denen ist keine Rede; »die nimmt mein Geist weder mir noch »einem andern übel. Verlassen sie mich. »Ich kann Ihnen sonst nicht für die »Folgen stehen. Ich merke der Geist »regt sich. — Ich spüre die Meldung! — »**Verlassen Sie mich.**«

Nun fing der Mensch an zu bitten, und nach mancherley Krümmungen und Wendungen sagte er endlich: »Es »könnte vielleicht doch wohl ein böser »Mensch seyn, aber da der gröfste »Sünder Vergebung hoffen dürfte, so »wollte ich doch den Geist noch um »zwey Sachen fragen; nemlich: Ob es »denn ganz unmöglich wäre, dafs er »auch zu dem Glücke gelangen kön-

»ne, einen eignen *Spiritum familiarem* »zu besitzen? Wie er es anfangen müs»se ihn zu erlangen? Und ob ihm der »Geist nicht etwas sagen wollte, wor»aus er erkennen könnte, dafs er »wirklich verborgene Dinge wisse?»

Ich liefs mich lange bitten, stellte mich aber endlich an, als ob ich nachgäbe und ging hinter den Vorhang. Nach meiner Zurückkunft brachte ich ihm den Bescheid: »Umgang mit Gei»stern könnte er nicht eher haben, »bis er seinen bösen heimtükischen »Charakter ablege, und vollkommen »aufrichtig würde, und was das zwey»te anbelange, so hätte mir der Geist »nichts anders gesagt, als: ich möch»te ihm aus jener Welt einen Gruls »von seiner verstorbenen Schwester und »von dem verstorbenen Knaben *Georg* »*Waller* ausrichten. —»

Diese Worte hatten die stärkste Wirkung. Feuerbrand sank vom Stuhle, wurde todtenblas, zitterte am ganzen Leibe, und fing nach einiger Zeit an grofse Tropfen zu schwitzen.

»Aber was ist Ihnen, Herr?« fragte ich — »Was brauchen Sie sich vor ei»ner solchen Kleinigkeit zu entsetzen? »Haben Sie eine Schwester gehabt, die »gestorben ist, was können Sie dafür? »und was geht Ihnen der Knabe Georg »Waller an?«

»Ach lieber Herr!« — antwortete er — »ach! ich bin nun gar zu gut »überzeugt, dafs Ihr Geist alles weifs und »kann, und ich zweifle nicht, er wird Ih»nen alles erzählen; aber ich kann wahr»haftig nichts für den Tod des Kindes, »wenn es gestorben ist, denn ich habe »ihm ja doch nichts zu leide gethan, »es an einen guten Ort zur Versor»gung gebracht, und kann nicht Schuld »an seinem Tode seyn, weil ich's nicht »mehr gesehen habe. Ist vielleicht sei»ne Seele jetzt ihr Geist?« setzte er hinzu, und sah schüchtern umher. —

»Das weifs ich nicht — versetzte ich — »und Sie brauchen's auch nicht »zu wissen. Aber da ich nun einmal »so weit gegangen bin, so werde ich

»mich doch heute Nacht mit dem Geis-
»te unterreden, und Ihnen morgen wie-
»dersagen, ob Sie fähig gemacht wer-
»den können, mit Geistern umzugehen?
»durch welche Mittel? und ob sich in
»dem ganzen weitläuftigen Reiche der
»Geister vielleicht einer findet, der sich
»Ihrer erbarmen will, und nicht soviel
»Bedenken dabey hat, wie der meini-
»ge.«

Kurz — als Feuerbrand den andern Morgen noch mit bleichem Angesichte und grofser Unruhe zu mir kam, machte ich ihm eine lange Erzählung, welche Mühe ich hätte anwenden müssen um ihm die Geister geneigt zu machen, und was für Umstände nöthig wären, ihm zu dem Glücke zu verhelfen, das er suchte. Ich sagte ihm, dafs mehrere Geister bey mir zusammenkommen würden, um ihm über seine Aufrichtigkeit zu prüfen; dafs er Rede und Antwort geben müsse, und dafs er nur in dem Falle, wenn er aufrichtig befunden würde, einen Schutzgeist haben

sollte, der an seiner Besserung arbeiten würde. Ich will mich nicht aufhalten, die Klag- und Bußlieder abzusingen, die mir der Mann vorwinselte, und die trocknen Antworten zu erzählen, die ich ihm gab. Ich stellte ihm frey zu thun was er wollte, aber er bat, und versprach sich allem zu unterwerfen. Ich schien endlich nachzugeben, und die Prüfung welche die Geister mit ihm vornehmen sollten, ward auf die Nacht eben des Tages in der Mitternachtsstunde festgesetzt.

Nun ging ich zu meinem Freunde Friedemann, den ich als einen ehrlichen Mann kannte, offenbarte ihm den ganzen Handel, zog ihn mit in meinen Plan, und was wir verabredeten führten wir aus, so gut als nur immer eine Komödie in der Welt aufgeführt werden kann.

Friedemann liefs einen Notar und seinen Schwiegersohn, einen Rechtsgelehrten aus dem Voigtlande, Abends in der Stille in seine Wohnung kommen.

drey setzten sich an einen Tisch
er dem Vorhange eines Alkoven
blieben da im Finstern versteckt,
der arme Sünder kam. Er kam zu
gegen eilf Uhr. Er hatte den gan-
Tag, zufolge meiner Vorschrift fa-
und sich leiblich bereiten müssen.
da er zu mir eintrat, und wie ein
mlaub zitterte, gab ich ihm erst ein
s Wein zur Stärkung. Ich sagte
, die Versammlung der Geister müs-
nahe an einer Kirche vorgehen. Ich
ßte ihn also in ein anderes Haus
ngen, das mir mein Geist angege-
hätte. Ich verband ihm die Au-
n, weil, wie ich sagte, sonst Gefahr
yn könnte. Ich vermahnte ihn ernst-
h, sich durch nichts was er etwa hör-
, irre machen zu lassen, auf das was
e Geister fragen würden, mit lauter
imme Antwort zu geben, und die
Wahrheit zu reden, weil sie doch alles
hnehin schon wüßten, und ihm viel-
icht gar nicht viel fragen würden,
enn sie Unrichtigkeit in seinen Worten

spürten. Sie würden aber, im Falle dafs sie Unwahrheit merkten, sehr übel mit ihm umgehen. Ich hatte meinen blofsen Degen, den ich ihm auf die Brust setzte, ehe ich ihm die Augen zuband. Da sagte er mit einem tiefen Seufzer: »Ach schon vor zwanzig Jahren habe ich »die nemlichen Ceremonien ausgestan»den und mir nicht eingebildet, dafs »jenes nur Symbolen waren, die nun zur »Wirklichkeit kommen. Ich hoffe, ich »werde nun wenigstens in den Vorhof »des Lichtes eingehen.« Ich sagte mit starker Stimme, indem ich ihm die Serviette um den Kopf zuschnürte: »Das wirst Du hoffentlich, Zacharias, »wofern Du reines Herzens seyn willst, »und aufrichtig bist!« So hüllte ich ihn in einen Mantel, und brachte ihn im Dunkeln in einem schon bereitstehenden Miethswagen, nach Friedemanns Hause.

Nun mufste er schweigend auf den Knieen liegen, bis die Glocke zwölfe schlug. Ich ging nun hinter den Vorhang, den Herren die Lichter anzuzün-

den. Ich kehrte zurück, machte Gaukeleyen mit Kreuzhieben in die Luft, Beschwörungsformeln und dergleichen. Nun ward ihm ein Räucherfafs unter die Nase geschwungen. Vermittelst eines Blasebalgs, der langsam in ein halboffenes blechernes Gefäfs blies, ward das Pfeifen des Windes nachgemacht. Vermittelst des Knallgoldes geschah ein Knall, worauf eine Stille von etwa sechs Minuten erfolgte. Darauf wiederholte ich meine Beschwörungen, und der Wind liefs sich abermals hören. Es erfolgten drey starke Schläge. Hierauf liefs der Herr Examinator Friedemann, einen Geist vorstellend, mit seiner ohnehin etwas schnüffelnden Stimme durch einen hohlen Topf, die von mir entworfenen Fragen hören. Ich stand neben dem Inquisiten und flüsterte ihm bisweilen ein paar Trostworte zu, damit er sah, dafs ich es nicht war der ihn befragte; auch hielt ich mein Pfeifenrohr in Bereitschaft, um ihm auf die Finger zu klopfen, wenn er etwa Lust bekommen soll-

te an der Serviette zu schieben. Aber die Angst seines Herzens war so grofs, dafs er nicht einmal wagte, seine gefalteten Hände zu öffnen. Das Protokoll lautete mit Weglassung aller Nebendinge also:

»Wie heifsest Du, böser Mensch?»

»Georg Zacharias Feuerbrand.»

»Woher bist Du?»

»Vom Pegau.»

»Wie alt bist Du?»

»Vier und sechzig Jahr.»

»Kennst Du den Pfarrer in M.**

»Ja.»

»Warst Du nicht den 22 April 1740 »dabey als er ein Kind taufte?»

»Ja! ich war Pathe.»

»Wer waren die Eltern des Kindes?»

»Der Baron Wallberg und die Fräu»lein Winterheim.»

»Wo ist das Kind hingekommen?»

»Ich wollte es erst meiner Schwe»ster zu erziehen geben, aber wir be»sonnen uns anders, brachten es nach »Halle und legten es vors Waisenhaus.»

Und

Und nun gestand er Frage vor Frage ganz in der Ordnung, dafs er das Kind Georg Waller, gleich nach der Taufe, seiner Schwester so geheim in den Wagen gegeben habe, dafs der Kutscher selbst nicht gewufst hätte, dafs ein Kind darinn wäre. Seine Schwester habe das Kind an die Brust gelegt, sie wären so in der Nacht bis nach Halle gefahren, und noch vor Tagesanbruch dort angekommen. Er, der dort das Lokale kenne, habe das Kind vor das Waisenhaus gelegt, und einen im Finstern mit Bleistift geschriebenen Zettel mit dem Namen Georg Waller darauf gesteckt. Auf die Frage: Was aus dem Kinde geworden sey? sagte er, er habe sich zwar niemals mehr darnach erkundigt, aber er glaube, dafs es zufolge der vorherigen Aussernng des Geistes gestorben sey, und seine ebenfalls vor funfzehn Jahren verstorbene Schwester werde in der Ewigkeit noch bezeugen, dafs er die Wahrheit rede. Überhaupt scheine ihm aber diese Sache

von gar keiner Erheblichkeit, und er glaube dabey eben nicht viel strafbares begangen zu haben. Als wir ihm aber über die 5000 Thaler, die er für das Fräulein Winterheim empfangen hatte, quästionirten, da liefs er grofse Verlegenheit merken, und ob er gleich glaubte, mit Geistern zu reden, die besser unterrichtet wären, machte er doch viele Winkelzüge, um nicht gerade heraus zu bekennen, dafs er sie untergeschlagen habe. Wir wufsten ihn aber zu bewegen, dafs er auch diefs gestand, und nachdem wir alles erfahren hatten, was wir wissen wollten, winkte ich den Geistern die Thür zu öffnen, liefs meinen Herrn Pathen aufstehen, und drehte ihn vier oder fünfmal im Kreise herum zur Stubenthür hinaus. Ich brachte ihn in den Wagen mit der Zusicherung, dafs er morgen das weitere erfahren sollte, und öffnete ihm, als wir gegen sein Quartier kamen, wieder die Augen. Unter der Zeit ward auf meinem Zimmer ein förmliches Notariatsinstrument über dessen

Aussage aufgesetzt, wovon ich aber niemals vor Gerichte Gebrauch gemacht habe. Ich ertheilte Tags darauf dem seinen Herrn den Bescheid, auf sein Dorf zu wandern, sich dort mäfsig und nüchtern, zu verhalten, niemand zu betrügen, und fleifsig zu beten: so werde der Schutzgeist, wenn er sich also verhielte, in vier Wochen bey ihm erscheinen, weil er jetzt noch in andern Diensten sey. Das nahm er in aller Demuth an, reisete ab, und ich that desgleichen.

Es könnte wohl Leser geben, welche es unwahrscheinlich finden möchten, dafs ein Mann wie Feuerbrand, eine solche vorgegebene Geistererscheinung für wirklich habe halten, und sich dadurch ein Bekenntnifs habe ablocken lassen können, dafs ihm sonst kein lebendiger Mensch würde abgelockt haben. Aber diese Leser kennen denn nicht die Stärke der menschlichen Vorurtheile, und wie leichtgläubig und furchtsam diejenigen sind, die sich erst einmal einbilden, es wären Geisterer-

scheinungen möglich, und die sich überreden, ihnen erscheine nun ein Geist. Wie viele Geschichten könnte ich erzählen, und Personen nennen die besser als Feuerbrand sind, Leute von ausgezeichneten Talenten, welche sich noch sehr viel mehr haben einbilden lassen, und vielleicht noch täglich ihren gesunden Verstand der Liebe zu übernatürlichen Künsten aufopfern!

Das Sieben und Zwanzigste Kapitel.

Wälters Geschichte beschliefst sich auf eine unerwartete Art.

Jetzt habe ich nur noch ein paar Auftritte zu erzählen. Ich reisete in die Oberlausitz und passirte durch Herrnhut. Da liefs ich mir nun zwar meine Flasche Alikantenwein, ohne alle Furcht vor der Gemeindezucht, ganz wohl schmecken. Es überfiel mich aber doch ein gewisser Lokalschauer auf dem Platze, wo ich ehedem das Angst-

wort hätte: Du sollst ein Schneider werden! Es haben mich oft Abtrünnige von der Gemeinde versichert, dafs sie bisweilen grofse Reue über ihre Trennung fühlten; bey mir ist das nicht, ob ich gleich nicht feindlich gegen die Herrnhuter gesinnt bin.

Der Wohnsitz der Dame bey welcher meine Mutter Gesellschafterinn war, lag nur eine Meile von Zittau. Ich quartirte mich in das beste Wirthshaus dieser Stadt ein, und schickte einen Brief an das Fräulein von Winterheim, in dem ich den Brief des Pfarrers einschlofs, worinn er ihr meldete, der Überbringer sey ihr Sohn. Man kann sich vorstellen, was ein Mensch, der das Glück Blutsfreunde zu haben nie genossen hat, in dem Zeitpunkte fühlen mufs, da er im Begriffe steht Eltern zu finden.

Meine Mutter empfing die Briefe mit aller Gemüthsbewegung, die eine so unerwartete ausserordentliche Nachricht erregen mufste; es ward ihr aber schwer, sich sogleich in die Lage einer

Mutter zu versetzen, ihr, die soviele Jahre kein Kind zu haben geglaubt hatte, und die nun auf einmal einen fremden baumstarken Mann vor sich stehen sah, der ihr Sohn seyn soll. So war es bey unserer Zusammenkunft, welche den Tag nach dem sie die Briefe erhalten hatte, in Zittau erfolgte; denn sie hatte eine Reise zu mir, meiner Anwartung bey ihr vorgezogen.

Wenn ich der Empfindung einen Namen geben soll, die sich beym ersten Anblicke in ihren Gesichtszügen bildete, so war es mehr Scham als jede andere. Es war hiezu schon genug dafs sie einen Menschen sah, der von ihren Schwachheiten unterrichtet war, er mochte ihr Sohn seyn oder nicht. — Wir blieben beide eine Zeitlang stumm. Nachdem ich ihr die Hand geküfst hatte, machte sie auch nicht die geringste Bewegung mir um den Hals zu fallen, und es wurde uns beiden schwer, nur eine Art von Vertraulichkeit zu erzwingen. Sie war fast ganz betäubt. Ich trat nun als der Bevollmächtigte ih-

res Geliebten auf. Das brachte die Unterhaltung in Gang, und da sich die Rede in der natürlichen Folge auf mich wendete, war sie so offenherzig zu gestehen, dafs ihr die seltsame Entwickelung ihres vergangenen und bevorstehenden Schicksals noch zu neu und auffallend wäre, um sich sogleich völlig zu überzeugen, dafs ich wirklich ihr Sohn und nicht selbst im Irrthum sey. Da sie das mit Gründen unterstützte, die sie mir von der Seite ihres Verstandes schätzbar machten, so konnte ich auch weder etwas dagegen einwenden, noch mich über ihren Unglauben beschweren. Sie durchlas den Dresdner Notariatsaufsatz und gab zu, dafs Feuerbrand ihr Kind nach Halle gebracht habe, aber ob ich das nemliche Individuum sey, das der Zufall nach tausend Abentheuern zu seinem unbekannten Vater geschleudert hätte, das konnte sie weder aus meinen Gesichtszügen, noch aus ihrem innern Gefühle lesen. Die weitere Entwickelung dieses Punktes wurde bis zur Zusammenkunft

mit dem Pfarrer verschoben, bey dem wir uns nach vierzehn Tagen wieder sehen wollten.

Meine Mutter war eine angenehme alte Frau, die noch sehr hervorstechende Reste der Schönheit zeigte. Treuherzige Ehrlichkeit war der Hauptzug in ihrem Gesichte, aber Trübsinn und stiller Kummer hatten ein paar Furchen in ihre Stirn gezogen, die ihr Alter kenntlich machten. Ausserdem war die Farbe ihrer Haut noch frisch, und ihr Mund hatte viel Holdseligkeit. Den Antrag des Barons, ihr altes Band durch priesterliche Kopulation zu bestätigen, wozu ich durch spätere Briefe bevollmächtigt war, nahm sie ohne Zurückhaltung an, da es ihre Ehre ganz wiederherstellte. Ich hatte noch das Vergnügen vor meiner Abreise zu sehen, dafs meine Munterkeit ihre schlafende Laune erweckt, und dafs ich, wo nicht als Sohn, doch als Freund, Fortschritte in ihrer Gunst gewonnen hatte.

Nach ein paar Tagen erreichte ich Leipzig, wo ich wieder zu meinem Be-

dienten kam. Hier blieb ich eine Woche, machte mir die Freude, meine alten Freunde die noch lebten aufzusuchen und zu beschenken. Die übrige Zeit wendete ich an, Briefe an meine Frau, und Berichte an meinen Vater zu schreiben, in die ich aber von den Entdeckungen die meine Person betrafen, nichts einfließen ließ. Ich bediente mich des zweydeutigen Ausdrucks Mutter und Kind. — Mutter und Kind befinden sich wohl, — sie werden bald Mutter und Kind umarmen — u. s. w.; so daſs der alte Herr bey seiner vorgefaſsten Idee, er habe eine Tochter, bleiben konnte.

Als ich wieder zu meinem ehrlichen Pastor kam, war mein erstes, ihm das Anliegen über einen Beweis für meine Individualität in den Busen zu schieben, aber dafür hatte der brave Mann schon gesorgt. »Ihre wundervollen Begebenheiten« sagte er, »erfüllten nach ihrer Abreise mein Gemüth, und meine ganze Seele. Da ich darüber nachsann, fiel mir der Kandi-

»dat Meyer ein, der bey Ihrer zweyten »Taufe Gevatter gewesen ist. Ich ken»ne einen Konrater dieses Namens »ohnweit Halle, von dem ich weifs, »dafs er viele Jahre im Waisenhause »kollaborirt hat, und fuhr vor acht »Tagen zu ihm. Der Mann erinnert »sich Ihrer noch ganz gut, er hat mir »nicht nur verschiedene Anekdoten aus »Ihren Kinderjahren erzählt, sondern »er gedenkt auch noch, dafs ein Stu»dentenbothe den Tag nach Ihrer Flucht »in das Waisenhaus gekommen ist, und »nachgefragt hat, ob nicht ein Knabe »entlaufen sey? Das übrige können Sie »selbst mit ihm auseinandersetzen, denn »er hat mir versprochen hieher zu »kommen, sobald wir ihn verlangen.« Das geschah, als meine liebe Mutter angekommen war. Pastor Meyer, dessen auch ich mich wieder erinnerte, erschien und stellte in Beiseyn meiner gnädigen Mama und unsers Hauswirths ein Examen über meine Waisenzeit an, wobey ich ganz wohl bestand. Die Begebenheit der ersten Nacht meiner Auswan-

derung, die der Bothe im Waisenhause erzählt hatte, wulste Pastor Meyer noch recht gut, und hatte sie dem Pastor in M *** schon vorher, dieser aber meiner Mutter mitgetheilt. Viele andere Anekdoten und die Lokalbeschaffenheit im Waisenhause, der ich mich noch genau erinnerte, liefsen keinen Zweifel übrig, dafs ich der rechte Waller sey. Meine Mutter fing daher von dem Tage an, mich mehr als ihr Kind zu behandeln, welches ich durch ächtes kindliches Betragen so erwiederte, dafs ich schon hier, und noch mehr in der Folge auf der Reise, ihre ganze Gunst und Vertraulichkeit gewann.

Ich bekam Briefe von meinem Vater, worinn er mir meldete, dafs er und meine Frau uns bis Frankfurt am Main entgegen kommen würden; und so fuhren wir denn ab, nachdem ich den besten aller möglichen Landpfarrer nicht ohne sein Widerstreben reichlich beschenkt, und er uns seinen Segen, nicht wie der Papst mit der Hand, sondern im und von Herzen gegeben hatte.

Wir kamen nach einer angenehmen Reise glücklich in Frankfurt an und traten unsere Leute im rothen Hause. Da wäre nun freilich wieder so ein ganz schöner Stoff zu einer empfindsamen Mahlerey; aber ich bin nun schon einmahl ein trockner Mensch, — *ein kalter Hund*, — wie es zur Zeit des Wertherfiebers und respektive Siegwartsfiebers *anno Domini* 1776 hiefs — der nur empfindet, nicht empfindelt, nur schreibt, nicht mahlt, nur erzählt, nicht dichtet; also kam ich, zumahl da ich zum Ende eile, **nichts anders als nur geradezu erzählen**, dafs ich meinem Vater seine zukünftige Frau vorstellte, und sie ihm seinen Sohn. Diefs konnte er anfänglich nicht wohl begreifen. Aber nachdem es zu weiterer Explikation kam, bequemte sich mein Vater viel geschwinder als meine Mutter, mich für seinen Sohn anzuerkennen. Er fiel mir mit Zeichen der herzlichsten Liebe und Zärtlichkeit um den Hals, und meinte längst schon gemerkt zu haben, dafs wir näher verwandt seyn müfsten. Nachdem

wir einander alles erzählt und auseinandergesetzt hatten, ward das liebe Elternpaar zu Offenbach feyerlichst zusammengetrauet. —

»Da haben wir's!« — Ich höre dafs Leser und Leserinnen ausrufen: »Hat »man wohl jemals einen so närrischen »Roman gesehen, der sich mit der Hochzeit von Vater und Mutter endigt?« Was kann ich aber dafür, dafs meine Eltern mich eher heurathen liefsen, als sie selbst verheurathet waren? Indessen wurde ich *per subsequens matrimonium* — ein lateinischer Ausdruck, der mir seiner für mich heilsamen Folgen wegen noch jetzt gefällt — der rechtmäfsige Erbe des Freyherrn von und zu Wallberg und nahm diesen Namen an, den ich nun noch mit mehrerem Rechte führe, da meine Eltern schon vor einigen Jahren verstorben sind, und ich mit meiner Kordula einen ganz hübschen Vorrath Stammhalter dieses alten freyherrlichen Geschlechts aufweisen kann.

Wir leben zufrieden und erziehen unsere Kinder, die uns Freude machen.

Weil aber dieses Buch überhaupt ein plan- und zweckloses Ding ist, ohne Sentiment, Moral und Empfindsamkeit, so muls ich am Ende noch bekennen, dafs ich nun als ein halber Greis immer noch um nichts besser bin als ich in meiner Jugend war. Ich bin mit etwas Temperamentstugend demüthig zufrieden, und denke es ist schon genug, wenn ein armer schwacher Mensch Tugend hat, komme sie her woher sie wolle. Dafs ich eben nichts böses thue, kommt nur daher, weil ich keine Neigung dazu habe, und wenn ich Gutes thue, geschieht es nur, weil ich Vergnügen dabey empfinde. Mein Nachbar, der nirgends gewesen ist, als auf der Universität und auf seinem Gute, predigt mir oft, ich könne nicht ruhig seyn, wenn ich nicht wisse, ob auch alle meine löblichen Eigenschaften aus einem *kathegorischen Imperativ* entständen, wie sie das Teufelsding nennen. Denn, setzt er mit sehr weiser Mine hinzu, nur wenn sie aus dem kathegorischen Imperativ entstehen, sind sie gut, aber wo nicht böse, doch sehr verdächtig, wenn

sie aus dem Triebe entstehen, sich damit Vergnügen zu machen. Das kümmert mich aber, — sey es mit Respekt gegen alle gelehrte Sprüche gesagt, — nicht eines Pfifferlings werth. Ich thue Cintes," weil sich es nicht wohl ändern läßt. Ich prelle keinen Postmeister mehr, weil es mir nicht an Gelde fehlt, und laufe nicht nach den Komödiantinnen, weil ich eine schöne Frau habe. Sonst bin ich aber noch immer der alte Waller, dem es eben nicht an Thätigkeit fehlt, wenn ihm nur etwas aufstößt das sie in Gang bringt, und da ich weder Freund von der Jagd, noch vom Spiele bin, da ich nicht geheime Gesellschaften suche, keine verborgene Künste entdecken will, weder Physiognomik, noch Magnetismus treibe, in allen politischen Neuigkeiten Fremdling bin, und, man mag es glauben oder nicht, nicht einmahl von der französischen Revolution rede, da ich keinen Hang mehr zur Andächteley habe, da ich mich nicht darum bekümmere, ob der Löwenzahn die letzte Oehlung ersetzt? oder ob eine Reise nach Bremen die Bleichsucht heilt? ob

ein Doktor in Paris war, die Tonsur zu holen, oder ein schwaches Kraftgenie um seine Frau zu vergessen? oder ob ein schöner Geist in den Zeitungen darüber winselt, daſs man ihn für den Autor eines Buchs hält, das er nicht läugnet geschrieben zu haben? da ich bey dem allen in einem Winkel wohne, in dem mich wenig Fremde besuchen; so ist mein ganzer Zeitvertreib Romanen lesen. — Wer nun viel liest, bekommt endlich Lust zu schreiben, und wer nichts bessers weiſs und kann, der schreibt den Roman seines Lebens. Dieses habe auch ich Georg Waller, Freyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Draweck und Dickdorf u. s. w. gethan. Ich, der groſse Egoist, von dem in diesem Buche das liebe Ich, *salvo errore calculi*, 1872 mahl vorkommt — also doch in allem wenigstens viermahl weniger, als in dem ersten Theile von meines halben Namensvetters *Karl Pilgers* Leben — Ich habe dieſs gethan und werde es noch ferner thun bis an mein Ende. Amen.

Denkwürdigkeiten

aus dem

Leben des k. k. Hofrathes

Heinrich Gottfried von Bretschneider.

1739 bis 1810.

Mit Benützung sehr selten gewordener Quellen zum erstenmale vollständig herausgegeben

von

Karl Friedrich Singer.

Wien und Leipzig.
Verlag von J. Eisenstein & Co.
1892.

6 6173

Vorrede.

Der im Jahre 1739 zu Gera in Sachſen geborene und im Jahre 1819 im Schloſſe zu Krumau geſtorbene k. k. öſterreichiſche Hofrath Heinrich Gottfried von Bretſchneider iſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, und zwar mit Unrecht, denn ihm gebührt ein Platz unter den merkwürdigen Männern und Schriftſtellern Deutſchlands.

Die „Allgemeine deutſche Real Encyklopädie“ (Leipzig 1822. Neue Folge, I. B., S. 445) enthält nachfolgende Charakteriſtik Bretſchneider's: „Soldat, Gubernialrath,*) Bibliothekar in Ofen und in Lemberg, Rathgeber und Vertrauter Kaiſer Joſefs II., Reiſeabenteurer, Dichter, Romanſchreiber, Kupferſtich- und Gemäldeſammler, Recenſent, Satiriker,**) ein Peregrinus Proteus in hundert Farben und doch dabei ein redlicher Freund der Wahrheit, wie er ſie erkannte, geſchworener Feind aller politiſchen und pfäffiſchen Gaukelei, die er ſchonungslos entlarvte, ein Encyklopädiſt, ohne mit D'Alembert und Diderot in Verbindung zu ſtehen, ein Lichtleiter (sic) und Wohlthäter ſeines Zeitalters in Wort und Schrift, ein Deutſcher im Weſen und Denken und daher Feind der napoleoniſchen Gewaltſtreiche ꝛc., angefeindet von Tauſenden, geliebt von allen, die ihn genau kannten, geeucht wegen ſeines Witzes, gefürchtet von allen

*) Bei ſeiner Penſionierung im Jahre 1801 erhielt Bretſchneider den Hofrathstitel.

**) Iſt noch hinzuzufügen: „Freimaurer und Kochkünſtler.“

Narren und Heuchlern, ein Mann, dem, seit er in Frankfurt am Main 1769 mit seinen satyrischen „Papilloten" aufgetreten war, bis zum schmählichen Fürstenhof in Erfurt, wo Napoleon deutsche Fürsten antichambrieren ließ — nichts was ihm einer Rüge würdig schien, ungeahndet entging."

Diese Charakteristik erregte in mir eine lebhafte Begierde, die ausführliche Biographie Bretschneider's, sowie seine im Drucke erschienenen Werke kennen zu lernen und ich war daher bestrebt, alles zusammenzusuchen, was auf ihn Bezug hatte. Nach vieljährigen Bemühungen gelang es mir endlich, mich in den Besitz jener bereits sehr selten gewordenen Bücher zu setzen, welche authentische und ausführliche Angaben über Bretschneider's Lebenslauf enthalten, so wie auch dessen eigene Werke zu erlangen.

Aus jenen Werken, welche ich in dem Quellen-Verzeichnisse ausführlich anführe, habe ich durch die Benützung der darin enthaltenen zerstreuten Mittheilungen, Briefe und Aufsätze Bretschneider's, dessen vorliegende Lebensbeschreibung zusammenzustellen und zum erstenmale zu einem Gesammtbilde zu vereinigen versucht. Hauptsächlich jedoch wurde ich zu dieser Arbeit durch die hochinteressanten Aufzeichnungen Bretschneider's selbst und die Worte des gelehrten Professors Meusel*) bewogen, welcher in seinen „Historischen und literarischen Unterhaltungen", Seite 93, sagt:

„Eine ziemlich vollständige Biographie Bretschneider's ließe sich dann verfertigen, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, alle von dem Herrn von Göckingk**) mitgetheilten Materialien,

*) Johann Georg Meusel (geb. 1743, gest. 1820) war 1766 Privat-Docent in Halle, 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1779 zu Erlangen, wo er als Geheimer Hofrath starb. Er schrieb zahlreiche historische und literarische Werke und war ein warmer Freund Bretschneider's.

**) Leopold Friedrich Günther von Göckingk war 1748 zu Gröningen, einem Dorfe bei Halberstadt, geboren, wo sein Vater Gutsbesitzer war. Er war der Dichter der bekannten „Lieder zweier Liebenden." Er starb 1828.

beſonders die vielen Briefe, gehörig zu benutzen. Die Reiſebeſchreibung ſelbſt iſt aber als ein Stück einer ſolchen Biographie anzuſehen, wäre folglich mit zu verarbeiten".

Das habe ich gethan mit der Abſicht, eine möglichſt ausführliche Biographie des merkwürdigen Mannes zu liefern und ihn der Vergeſſenheit, in die er ganz unverdient gefallen iſt, wieder zu entreißen.

Bretſchneider's Lebensſchickſale waren abenteuerlich genug, weshalb er ſich ſelbſt einen „Abenteurer wider Willen" nannte. Karl Julius Weber, der Verfaſſer des „Demokritos", urtheilt über Bretſchneider: „Er iſt nicht nach Würden gekannt, zwar ein Abenteurer, aber ein Mann von hohem Geiſte, die Geißel aller Heuchler und Thoren und ein echter Deutſcher." *)

Was die merkwürdigen Schickſale Bretſchneider's anbelangt, ſo wollte er ſie in einer ausführlichen Selbſtbiographie ſchildern, wurde aber an ihrer Beendigung durch Krankheit und zuletzt durch ſeinen Tod verhindert. Er hatte nur ſeine Jugendjahre und einen Theil ſeines Militärlebens bis 1757 geſchrieben, jedoch das Letztere nicht vollendet und ſein Manuſcript bricht dabei jäh ab.**) Es mußten daher die von ihm nicht ſelbſt geſchilderten Lebensereigniſſe vom Jahre 1761 bis 1772 aus ſeinen Briefen an Nicolai, aus den Mittheilungen, welche Meuſel und Göckingk darüber gemacht haben, ſowie auch aus andern Werken bis zu jener Zeit, wo er in den Jahren 1772 und 1773 ſeine abenteuerliche Reiſe nach

*) K. J. Weber: „Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen". Stuttgart, 1834 II. Band, S. 660.

**) Profeſſor Meuſel fand das Manuſcript unter den Papieren, welche ihm der Sohn Bretſchneider's, der nachmalige k. k. öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant und Thereſienritter, nach dem Tode ſeines Vaters überlaſſen hatte. Meuſel veröffentlichte daſſelbe 1818 in ſeinen „Hiſtoriſchen und literariſchen Unterhaltungen," Seite 91 bis 150.

London und Paris antrat, ergänzt werden. Letztere hat er wieder selbst beschrieben und sie bildet einen äußerst interessanten Theil seiner Erlebnisse.

Es war mein Bestreben, da, wo Bretschneider selbst berichtet, dessen eigene Worte unverändert zu geben und ich erlaubte mir nur darin eine Abänderung, daß ich Orte und Personen, welche er mit X bezeichnete, nach Möglichkeit mit ihrem wahren Namen anführte und die nicht in chronologischer Ordnung und durcheinander geschriebenen Begebenheiten und Bemerkungen an die gehörige Stelle setzte, das Ganze in Kapitel eintheilte und mit Ueberschriften versah.

Die Darstellung der Aufzeichnungen Bretschneider's ist pikant und mit einem satyrischen Faden durchwoben, welcher Umstand jedoch dem Leser nur Unterhaltung gewährt.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Bretschneider's wechselvoller Lebenslauf, sowie seine Denkwürdigkeiten, in welchen er uns auf eine ganz eigenthümliche und hochinteressante Weise viele bedeutende Persönlichkeiten schildert, mit welchen er in näheren Verkehr getreten war, dem Geschichts- und Literaturfreunde eine unterhaltende und interessante Lecture bieten werden.

Der Herausgeber.

Verzeichniß der benützten Quellen.

Der glückliche Bayerische Eisenamtmann, oder merkwürdige Lebensgeschichte des berüchtigten Königlich Preußischen Generalmajors Herr von Gschray. Nebst geheimen Nachrichten, sowohl von dessen Anverwandten, als auch von dem Oberstlieutenant von Thürriegel Mit authentischen Beylagen, Briefen und Schriften versehen. Frankfurt und Leipzig, 1766. (Mit zwei Bildern, Gschray und Thürriegel zu Pferde.)

Papilloten. Frankfurt a. M. 1769. Anonym herausgegeben und von Bretschneider selbst verfaßt.

Christian Benedikt Funk, Professor der Naturlehre in Leipzig. Natürliche Magie oder Erklärung verschiedener Wahrsager und natürlicher Zauberkünste. Mit 13 Kupfertafeln. Berlin und Stettin, 1783, bei Friedrich Nicolai.

Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Statistik und Menschenkenntniß. Leipzig, 1786. 2 Bände. (Verfasser ist Franz Kratter.)

L. F. G. von Göchhausen, Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris, nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin in der Nicolai'schen Buchhandlung, 1817.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts, theils selbst verfaßt, theils herausgegeben von Hofrath und Professor Meusel zu Erlangen. Erlangen, 1816.

Hiſtoriſche und literariſche Unterhaltungen, theils ſelbſt verfaßt, theils herausgegeben von Hofrath und Profeſſor Meuſel zu Erlangen. Coburg, bei Meuſel und Sohn, 1818.

L. F. H. Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literariſcher Nachlaß. Berlin, 1820.

C. J. Weber, Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Stuttgart, 1834.

Der Freimaurer. Illuſtrirte Monatsſchrift für die geſammte Freimaurerei. „Der Ritter vom gekrönten Raben." „Aus dem Leben eines freimaureriſchen Don Quixote", von Guſtav Brabée. Jahrgang I. Nr. 12, Seite 147 und Jahrgang II. Nr. 1, Seite 10.

Wilhelm Herbſt, Goethe in Wetzlar. Gotha, 1881.

Friedrich Abecken, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. 2. Auflage. Hannover, 1868.

Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren. Wien 1845.

Robert Reil, Wiener Freunde. Wien, 1883.

Zur Selbſtbiographie Bretſchneider's.

Die erſte Idee Bretſchneider's, ſeine Selbſtbiographie zu ſchreiben, entſprang im Jahre 1776, als er die Stelle eines Vice-Kreishauptmannes im Temesvarer Banate erhalten hatte. Er ſchrieb am 12. November desſelben Jahres aus Wien an Nicolai: „Was liegt mir übrigens daran, ob ich hier in Deutſchland unter Kreuz- und Gänſeblumen oder unter wildem Spargel begraben liege? Aber ehe ich dort noch ruhe, will ich ſorgen, daß beobachtende Menſchen ſich aus meinen ſeltſamen Schickſalen belehren können und ſie anſetzen. Sie, mein Freund, ſollen bis zu jenem Zeitpunkte, wo ſie publicis Juris werden können, Depoſitär davon werden."

In einem andern Briefe an Nicolai vom 23. December 1777 aus Werbaß ſchreibt Bretſchneider unter Anderem: „Meine Lebensbeſchreibung ſoll keine Seele als Sie haben; allein, Freund! ich beſchwöre Sie bei den Sonnen, die in dem „Hohen Liede Salomons" herumlaufen, mißbrauchen Sie mein Vertrauen nicht. Seit Adam Bernd's*) Laſterleben wird nichts Intereſſanteres gefunden werden, denn ich habe mir es zur Regel gemacht, nichts zu verhehlen."

Es blieb aber nur beim Vorſatze und erſt im Jahre 1783, als Bretſchneider Bibliothekar in Ofen war, begann er ſeinen

*) Adam Bernd Eigene Lebensbeſchreibung. Leipzig, bei Gleditſch. 1738–1741. 3 Theile in 8°.

Vorſatz auszuführen und ſchrieb darüber an Nicolai den 10. Februar obenerwähnten Jahres: „Ich weiß, daß ich ungekannt aus der Welt gehen werde. Ich bin ſo gleichgiltig dabei, daß ich die ganze Nachwelt auffordere, nach 50 Jahren noch Böſes von mir zu reden. Aber doch ſehne ich mich — ich weiß ſelbſt nicht aus welchem Inſtinct — wenigen Freunden ſo bekannt zu werden, daß ſie mich nach meinem Tode noch mit dem Wunſche einer ſanften Ruhe beehren; und darum will ich Ihnen, ohne mich mit einem längeren Gallimathias zu beläſtigen, ein „Abrégé des mémoires d'un aventurier malgré lui“ nach und nach in etlichen Briefen zuſchicken. Nach meinem Tode können Sie mir ein Ehrengedächtniß daraus zuſammenſtoppeln. Zur Titelvignette bitte ich mir einen Aſchenkrug aus, in dem irgend ein Ex Jeſuit, oder ſonſt ein Feind der Aufrichtigkeit, wie in einem Chocoladetopf gurkt, denn ſchwerlich wird mein koſtbarer Ueberreſt dieſer indiſchen Hülle ſich auch nach dem Tode viel Ruhe verſprechen können.“

Im Jahre 1783 begann er dieſe Arbeit und in einem Briefe aus Krakau an Nicolai vom 29. December 1794 äußerte er, „er arbeite daran in Bruchſtücken, weil er einige Hauptepochen ſeines Lebens wegen der Briefſchaften und der Schreibtafeln, die er beſchrieben habe, wegarbeiten müſſe.“ Dieſe Aeußerung betraf ſeine merkwürdige Reiſe nach Holland, England und Frankreich in den Jahren 1772 und 1773, und welche er im Jahre 1801 vollſtändig beendigt hatte.

Nach dieſer Unterbrechung nahm er ſeine eigentliche Selbſtbiographie, welche aber kaum bis auf ſeine Jünglingsjahre reichte, wieder auf, und ſchrieb darüber aus Karlsbad am 10. Juli 1810 an Profeſſor Meuſel: „Es wären ſchon neun Bogen ſeiner Selbſtbiographie in der Handſchrift fertig.“ Er ſetzte hinzu: „Es wird darauf losgeſchrieben, ehe der Eifer verraucht, und ich bin ſo glücklich, zu erlangen, was ich zur Autorſchaft unumgänglich brauche: Einſamkeit, heitere Ausſicht, Bequemlichkeit, Küche nach meinem Geſchmack u. ſ. w. Dies alles gewährt mir nun der Graf Wrtby.“

Am 6. October 1810, nicht lange vor ſeinem Tode, ſchrieb er an Nicolai: „Von meinem Leben iſt leider noch nicht mehr als zwanzig Bogen aus der Feder“ u. ſ. w.

Nach dem am 1. November 1810 erfolgten Tode Bretſchneider's erhielt ſein Freund, der Profeſſor Meuſel in Erlangen, von dem General v. Bretſchneider, dem Sohne Bretſchneider's, ſämmtliche nachgelaſſene Papiere ſeines Vaters. Das Manuſcript der Selbſtbiographie Bretſchneider's war aber nicht 20 ſondern nur 9 Bogen ſtark und endigte mit einigen Vorfällen nach der Schlacht bei Leuthen, folglich 1757. Außerdem enthielten noch eine Anzahl Blätter durcheinander theils Erzählungen ſeiner Erlebniſſe, Bemerkungen und Aufſätze über hervorragende und ihm bekannt gewordene Perſonen.

Die Bruchſtücke der Selbſtbiographie Bretſchneider's gab Profeſſor Meuſel in ſeinem, im Jahre 1816 erſchienenen Werke: „Vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen hiſtoriſchen und literariſchen Inhalts“ und 1818 in ſeinen „Hiſtoriſchen und literariſchen Unterhaltungen“, heraus. Auch in dem von Bretſchneider 1769 herausgegebenen „Papilloten“ finden ſich einige ſelbſtbiographiſche Aufſätze.

Erſtes Kapitel.

Ich will einmal meine Sachen nacheinander hererzählen, ſo wie ich mich ihrer erinnere, und weder mich noch Andere ſchonen. So lange ich lebe, werde ich dafür ſorgen, daß meine Beichte nicht gedruckt wird, und wenn ich todt bin, mag ſich die **cara posteritas** über mich lustig machen ſo viel ſie will. Mir ſcheint es halt, daß meine Begebenheiten keine Alltagsbegebenheiten ſind, und wenn Einer oder der Andere etwas zu ſeiner Erbauung oder Belehrung darin findet, ſo darf er darum nicht glauben, daß ich mir auf dieſe Ausſicht etwas zu Gute thue. Meine Lebensgeſchichte iſt gewiß ſo reich an Begebenheiten und Zufällen und zugleich ſo lehrreich nur den Beobachter und Philoſophen, daß ich ihr ſicher Beifall von der erleuchteten Gattung Menſchen verſprechen könnte. Zur Sache:

Ich bin am 6. März 1739 zu Gera im Voigtlande geboren. Mein Vater war penſionirter königl. Preußiſcher und Sächſiſcher Kammerherr, hatte die Feldzüge gegen Karl XII. mitgemacht, lebte ein auf ſeinem Rittergute zu Wenna und zuletzt in Gera, dem Geburtsorte ſeiner Frau, der Tochter des dortigen Bürgermeiſters, hatte acht lebendige Kinder, eine Tochter und ſieben Söhne, von denen ich der Jüngſte war. Mein Vater war ſchon tief in die Sechzig und meine Mutter vierundvierzig Jahre alt.

Zur phyſiſchen und moraliſchen Menſchenkenntniß gehört eine genaue Unterſuchung der Neigungen des Kindes in den erſten

Jahren und davon weiß ich gute Rechenschaft abzulegen, denn ich kann mich zurückerinnern bis in mein zweites Lebensjahr und habe darüber Zeugnisse. Meine Schwester, die damals etwa 15 Jahre alt war, beschäftigte sich mit meiner Wartung mehr, als meine Mutter. Ich erinnere mich noch wie heute, daß meine Schwester tanzen lernte, daß ich auch auf meinem erhabenen Kinderstuhle meinen Betrachtungen über die kleine Geige des Tanzmeisters und über seine schwarze Perrücke nachhing. Wir fanden in den Rechnungsbüchern meiner Schwester, daß sie in den ersten Monaten des Jahres 1711 tanzen gelernt hat. Es ist gewiß, daß ich als Kind ehrlich und aufrichtig und keiner Lüge fähig war, so lange bis ich Lügen und Trugen an erwachsenen Personen bemerkte, und zugleich wozu es gut war. Da wußte ich mich ganz bald darein zu schicken, nur durfte mir Niemand mit der Beschwörungsformel entgegenkommen: „Heinrich, sage mir die Wahrheit!“ Ich glaube, daß ich zum Menschenforscher geboren war, denn ich beobachtete alle Handlungen der einzelnen Individuen, die mir in den Wurf kamen, mit außerordentlicher Aufmerksamkeit, schon in den ersten Kinderjahren und lernte sie bald richtig beurtheilen. In meinem sechsten und siebenten Jahre besaß ich schon viel Erfahrung, die ich in älteren Jahren bestätigt fand. Seit meinem zwölften Jahre habe ich wenig mehr in diesem Artikel lernen können, denn die Beleidenheit unterstützte meine Erfahrungen. In meinem vierten Jahre schickten mich meine Eltern in eine Schule, in der ich anfangs nur einen Zuschauer abgeben sollte. Ich äußerte bei meinem ersten Eintritte Lust zu schreiben; man wollte mich durch Willfährigkeit gewinnen und gab mir Tinte, Feder und Papier, welches ich vollkritzelte. Nun lobte man meine Kritzelei und sagte, daß das Kind recht schön schreiben könnte. Ich erinnere mich aber noch heute, wie verdächtig mir dieses Lob vorkam, wie ich meine Lobredner in Verlegenheit setzte, von ihnen zu verlangen, daß sie mir das Geschriebene vorlesen sollten, und wie ich seit überzeugt war, daß sie das nicht konnten.

Manche dergleichen Vorfälle, wie der mit dem Schulmeister, überzeugten mich schon sehr früh, daß Menschen oft das sagen,

was nicht wahr iſt, und daher lernte ich lügen, ſo lügen, daß ich in meinen früheren Kinderjahren oft ſchon ganze, aus dem Stegreif erdachte Original-Erzählungen an Mann brachte, die nicht weniger werth waren, als die Muſter, denen ich ſie nachahmte — den Märchen meiner Amme. Es waren meiſtens Geſpenſterhiſtorien. Einſt wollte ich geſehen haben, daß ſich ein Pantoffel in eine Katze verwandelt habe. Meine weiblichen Aufſeher nahmen das Ding ernſthaft und fingen an, ſich zu fürchten, aber mein Vater, der dazu kam, lachte ſie aus, ohne das mindeſte Mißvergnügen über meine gute Anlage zur Erfindungskunſt zu äußern. Er war Soldat und ſagte in der ihm gewöhnlichen Sprache: „Seht Ihr nicht, Ihr alten Hexen! daß der Junge Euch zum Narren hat; er iſt zehnmal geſcheiter, als Ihr.“ Das war Aufmunterung für mein Genie. Aber wirklich hatte mich die gütige Natur mit einem Kopfe verſehen, der ſich ſchon in den früheſten Jahren leicht zu helfen wußte.

Leſen und Schreiben lernte ich ſpielend und geſchwind, nur nicht in der Regel. Buchſtabiren haßte ich, und faßte gleich die Silben zuſammen. Mein erſter Lehrer war ein guter Mann, der mich zwar ganze Seiten leſen ließ, aber nach dem Leſen mußte ich das Geleſene auch noch buchſtabiren. Das ging Alles ganz gut; denn bei aller meiner eigenmächtigen Lernung kam ich doch immer weiter, als meine Mitſchüler.

Zweites Kapitel.

Im Herrnhuter Erziehungshauſe in Ebersdorf. — Hungerleiden. — Kleine Liebhabe aus Hunger.

Nunmehr aber kamen Stunden und Zeiten, wo meine Entſchloſſenheit und Munterkeit gar mächtig gedämpft wurde. Damals war die Herrnhuterei in ihrem Wachsthum, und mein älterer Bruder, der in Halle ſtudirt hatte, zierte dieſe Gemeinde als Mitglied und war in Dienſten des Grafen Reuß zu Ebersdorf, aus

denen er etliche Jahre darnach als Hofrath zu dem Grafen Heinrich dem XII. nach Schleiz ging. Mein Vater hatte, nach mancherlei erwählten Religionssyſtemen, Geſchmack an der myſtiſchen Theologie gefunden, und ließ ſich alſo um ſo leichter von meinem Bruder bereden, mich in das Herrnhutiſche Erziehungshaus nach Ebersdorf zu ſchicken, wo mein Bruder damals wohnte. Er hegte die gute Meinung, daß mich der Heiland ergreifen würde, worin er ſich aber irrte.

Hier muß mir der Leſer eine Abſchweifung erlauben, und zwar auf Koſten meiner meiſten Collegen, der Sebſtbiographen. Ein großer Theil dieſer Herren klagt über ausgeſtandene Noth und Unrecht. Meiſtens iſt aber dieſe Noth nichts anderes, als daß es ihnen nicht ſo erging, wie ſie wünſchten: aber die Noth, die ich in meinem Leben erduldet habe, iſt etwas Reelles — Hunger und mitunter Ungeziefer, ſchon als Knabe; Arbeiten, wie ſie ſich für einen Bauernknecht ſchicken u. ſ. w., wie die Folge lehren wird; und dazu war der Anfang in jenem Herrnhutiſchen Erziehungshauſe gemacht, wo ich mich nie ſatt gegeſſen habe und zuletzt, aus Mangel an Nahrung, ſo matt und hinfällig wurde, daß ich nicht mehr mit den andern Knaben ſpazieren gehen konnte, ſondern zu Hauſe bleiben mußte und da alle Brotrinden zuſammenſuchte, die Andere weggelegt hatten. Meine Bedürfniſſe forderten vielleicht mehr als bei Andern, denn außer mir und etwa noch einem halben Dutzend Knaben klagte zwar Keiner, aber gewiß war nach einer Mahlzeit kein einziger Teller eines Zöglings zu ſehen, der nicht ganz rein abgeleckt war wie polirt. Es mag ſein, daß mein außerordentliches Wachsthum an dieſem ungewöhnlichen Appetit ſchuld war, denn ich war immer ſehr groß für mein Alter, und bin, des Hungers ungeachtet, den ich hier und in der Folge in meinem Soldatenſtande ausgeſtanden habe, doch ſo geſchwind groß geworden, daß ich in meinem achtzehnten Jahre ſchon ſechs Fuß maß; aber dabei blieb ich auch ſtehen. Daß ich damals nicht ſatt zu eſſen bekam, das iſt zuverläſſig, und daß der Hunger ſelbſt meine kindiſche Blödigkeit und den Kleinmuth beſiegte, in die ich durch die allgemeine Verachtung gefallen war, bezeugt folgendes

Beispiel: Wir bekamen zum Frühstücke Butterbrod. Ich hatte bemerkt, daß oft ein Stück größer war, als das andere und stellte mich einst an die Thüre, erwartete den Aufwärter mit dem Teller, bemächtigte mich des größten Stückes, und behauptete dieses Recht auch in der Folge bei allem Murren und Drohungen meiner Stubengesellen. Damit war mir aber nicht geholfen; der Hunger plagte mich Tag und Nacht, und ich kam dadurch auch noch in den Ruf eines Vielfraßes. Ich hatte wahrgenommen, daß in dem Zimmer des Oekonomen ein Schrank stand, in dem Brote lagen. Dies brachte mich auf den Anschlag, in der Nacht aufzustehen, bei der großen Nachtlampe, die in unserem Schlafsaal hing, einen Wachsstock anzuzünden und mich unter dem Vorwande, auf den Abtritt zu gehen, zu den Broten zu schleichen. Diese waren so groß, daß ich ihnen anders nicht beikommen konnte, als daß ich mit den Nägeln die Krume herausgrub und tiefe Löcher hineinarbeitete. Das trieb ich manche Nacht und wurde nie entdeckt.

Einst fand ich in dem nämlichen Schrank kleines Geld, vielleicht in allem ein Paar Groschen. Dessen bemächtigte ich mich, und kaufte mir bei einem dicht an unserem Hause wohnenden Bäcker Semmeln. Nun wußte ich auch, wozu Geld zu brauchen war und stahl, wo ich etwas fand, wurde bisweilen entdeckt und sank so bis zur tiefsten Verachtung Anderer und der größten Zuchtlosigkeit meiner selbst herab. Eine üble Gewohnheit, Kinder, die Strafe verdienen, mit Hunger zu bestrafen und sie vor dem Tisch stehen zu lassen, wenn die Andern essen, vermehrte meine Leiden und meinen Stumpfsinn. Endlich wirkte der Mangel an Nahrung nachtheilig auf meine Gesundheit. Ich wurde zwar nicht förmlich krank, aber doch so schwach, daß es mir sauer wurde, eine Treppe zu steigen, oder andere Bewegungen zu machen, wozu ich doch sonst viel Neigung hatte. Damit erwarb ich mir nun auch den Titel eines trägen, phlegmatischen Knaben, aus dem gar nichts werden könnte; und das glaubte ich am Ende selbst und ließ alles gehen, wie es ging, ohne mich im mindesten anzustrengen.

Es war da eine löbliche Gewohnheit, im Sommer Spaziergänge zu machen, die sich oft eine Stunde und noch weiter er-

ſtreckten. Einer der Vorgeſetzten nahm z. B. zehn bis zwölf Knaben und führte ſie in einen Wald oder auf eine Wieſe, wo wir mit einander ſpielten oder uns in Partien zerſtreuten und nach einiger Zeit wieder zuſammenfanden. Eine kleine Begebenheit kann zum Beweiſe dienen, wie ſehr ich meine Kameraden an Klugheit übertraf, obgleich ich der Jüngſte von Allen war: Unſer Vorgeſetzter hatte uns einſt auf eine Wieſe geführt, die an einem Fluſſe lag. Es war im hohen Sommer; er überließ uns uns ſelbſt und legte ſich im Schatten ſchlafen. Wir fanden am Ufer einen Kahn, ſetzten uns alle hinein, banden ihn los und folgten dem Strome, der uns zwar ein Stück mit ſich fortführte, aber endlich doch glücklich an das gegenſeitige Ufer trieb. Da ſtiegen wir aus und überlegten, was zu thun ſei, um wieder auf die andere Seite zu kommen, wo unſer Mentor noch ſchlief. Ein Bauer, der in der Gegend auf dem Felde arbeitete, mengte ſich in unſere Berathſchlagungen und rieth uns, eine Viertelſtunde weit am Ufer zurück zu gehen, wo eine Brücke ſei, ſagte aber dabei, daß die Perſon einen Dreier Brückenzoll entrichten müſſe. Wir machten uns alſo auf den Weg, überlegten aber auf der Reiſe weislich, wie es anzufangen ſei, ohne Geld über die Brücke zu kommen? weil ſich, nach der ſtrengſten Unterſuchung in allen unſeren Taſchen nicht mehr als zwei Dreier fanden, und wir brauchten doch deren zehn. Mir fiel gleich der Gedanke ſehr aufs Herz, wenn es aufs Ausreißen ankam, daß ich, als der Jüngſte und Schwächſte, gewiß nicht würde nachkommen können. Ich machte alſo den Vorſchlag, man ſollte mir die zwei Dreier einhändigen, Einer nach dem Andern die Brücke paſſieren und den Zollnehmer auf mich, der ich der Letzte ſein wollte, verweiſen. Dies wurde genehmigt und ging ganz vortrefflich. Es war eine Frau, die den Zoll einnahm. Sie ließ die erſten neun oder zehn Knaben, die ſich auf den Letzten beriefen, mit aller Höflichkeit über die Brücke wandern und forderte endlich von mir, der ich etwas ſpäter nachkam, das Brückengeld. Ich fragte, was die Perſon zahle, gab ihr das, was ſie forderte, einen Dreier und wußte es geltend zu machen, daß ich nicht ſchuldig ſei, für meine Kameraden zu bezahlen, und daß es ihre eigene

Schuld ſei, wenn ſie ſich nicht von ihnen habe bezahlen laſſen. Die Frau mußte am Ende ſelbſt lachen und entließ mich mit der Drohung, daß ſie die Sache weiter ſuchen würde, deſſen ich mich aber nicht erinnere, wohl aber deſſen, daß ich mir für den erſparten Dreier eine Semmel kaufte.

Ich ſchrieb endlich an meinen Vater einen Brief, der meine ganze Noth aufdeckte. Dieſer fiel aber den Brüdern in die Hände, und weil ſie ſich vor meinem Vater, der ein harter Mann war, fürchteten, ſo trauten ſie ſich zwar nicht mich zu ſtrafen, ſie nahmen mir aber den Brief und hudelten mich von nun an doppelt.

Ich lenke nun wieder ein, um wieder auf meine früheren Schickſale zu kommen.

Ich war ſechs Jahre alt, als ich in dieſes Haus kam, und in den erſten drei Tagen wußte ich ſchon, worauf es hier ankam, nämlich auf Heuchelei; und dieſe hätte ich, wie meine Kameraden, auch gerne ergriffen, damit es mir wohl ginge: aber ein Reſt meiner mit auf die Welt gebrachten Aufrichtigkeit ließ es nicht zu; ich konnte es niemals ſagen, daß ich Gnade gekriegt hätte.

Meine natürliche Luſt und Anlage verurſachte, daß ich in dieſem Hauſe durch Zuhören die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache eroberte; denn ich ließ mich nie auf's Auswendiglernen oder Anſtrengung ein, und man ließ mich gehen. Der Heiland und die Gnade waren hier das Hauptwerk, und da ich mich darauf nicht einließ, wurde ich unter die Verworfenen gezählt und ſo herabgeſetzt, daß ich zuletzt ſelbſt glaubte, ſchlechter als die Anderen zu ſein. Der Hunger machte mich kleinmüthig; ich legte mich dabei auf's Stehlen, um mir Brot bei dem Nachbar Bäcker kaufen zu können. Die Vorgeſetzten wurden meiner ſatt, und mein Herr Bruder, der Aelteſten Einer unter den Brüdern, drang bei den Eltern darauf, mich hinwegzunehmen.

Drittes Kapitel.

Weitere Erlebnisse im Ebersdorfer Erziehungshause. — Frommeleien. — Behandlung Derjenigen, bei welchen die Gnade zum Durchbruch kam. — Die Schnürleibchen. — Austritt.

Es war im Jahre 1745, da die größten Tändeleien mit dem Lämmlein, Kreuzluft-Vögelein und mehreren dergleichen Kindereien in der Gemeinde Mode waren, wenigstens in dem Orte, wo ich mich befand. Wir hatten alle Tage Früh und Abends etliche Andachtsstunden, in denen Große und Kleine auf den Knieen lagen und nach Beschaffenheit ihrer Herzensumstände die Gnade wirken ließen oder sie erst erwarteten. Kam sie nun bei Einem oder dem Andern zum Durchbruch, so stand er auf und sagte: „Er habe Gnade gekriegt", wurde von Allen geküßt und war nun ein Kind des Heilands und der Gemeinde. Wenn man sich vorstellt, daß ein solcher Neophit nun gleich zärtlich geliebkoset und von allen Weltkindern mächtig distinguirt wurde, so kann ich noch immer nicht begreifen, warum ich mich nie zu diesem Schritte bequemen und Gnade heucheln wollte. Ich hatte Verstand genug einzusehen, wozu es gut war und sah täglich, wie viel Verachtung auf Denen lag, die über diesen Punkt zauderten. Nach und nach wurden alle meine Kameraden von der Gnade ergriffen, ich aber blieb immer kalt, fühlte nichts von dem, was ich nach der Beschreibung der Anderen fühlen sollte, und war nach kurzem Aufenthalte in diesem Hause auch schon überzeugt, daß ich es nie fühlen würde, und daß Alle nur so etwas zu fühlen vorgaben, ohne daß ich mich entschließen konnte, ein Gleiches zu thun.

Es war auch damals eine niederträchtige Gewohnheit, den besuchenden Brüdern, die in unsere Zimmer kamen, beim Eintritte die Füße zu küssen. Zu dieser bequemte ich mich gleich anfangs nicht, ob es gleich alle übrigen Bekehrten und Unbekehrten ohne Anstand thaten. Ich lief zwar mit zu, wenn aber Andere nieder-

fielen, um dem Bruder Clemens oder dem Bruder Schaukruh, und wie diese Patrone alle hießen, die Schuhe zu bedecken, so blieb ich doch allein aufrecht stehen. Diese Absonderung fiel in die Augen und wurde sehr übel genommen. Man nannte mich verstockt und begegnete mir verächtlich. Dies war aber gerade das Mittel, mich wirklich verstockt zu machen. Mit freundlichen Worten hätte man mich vielleicht auf meine ganze Lebenszeit zum Heuchler bekehrt, aber die heimlichen Seitenblicke, mit denen man mich bestrafte, verursachten, daß ich ein verstockter Sünder blieb. Doch wagte man es auch nicht, mich über diese Unterlassungssünde geradezu mit Worten zu bestrafen, sondern begnügte sich nur, mich überhaupt alle mögliche Verachtung fühlen zu lassen.

Dies hatte ich dem Umstande zu danken, daß mein Bruder in deutschem Orte wohnte und in einem gewissen Ansehen stand. Er sah mich bisweilen des Sonntags zu sich kommen; allein er befragte mich um diese Dinge nicht, und ich war theils zu furchtsam, mich ihm zu eröffnen, theils zu stolz, weil ich mir im Voraus einbildete, daß er mehr die Partei meiner Vorgesetzten, als meine eigene nehmen würde, wiewohl ich mich, wie man in der Folge sehen wird, in dieser Meinung täuschte.

Die Herren, denen unsere Bildung anvertraut war, waren meistens schlechte Helden, ausgenommen den Baron Ranzau und einen gewissen Richter, die Beide mit uns Kindern nicht viel zu thun hatten. Ich war, nebst zwei Grafen Reuß und zwei Baronen Feldwig auf einem Zimmer, war der Jüngste unter ihnen, aber, ohne es damals zu wissen, auch der Klügste unter den Fünfen. Ich weiß nicht, wie ich auf das Studium der Menschenkunde gekommen bin, das ich schon damals trieb. Ich war sehr aufmerksam auf die Handlungen meiner Vorgesetzten, verglich sie oft mit dem, was sie über dieses oder jenes sagten und in Kurzem war das Resultat davon, daß ich die meisten Bewohner des Hauses für Heuchler hielt.

Ein Mann unter Andern, den ich anfangs hochschätzte, verlor in meinem Herzen alle Achtung, als er einen falschen französischen Thaler mit Quecksilber bestrich, um einen reisenden Krämer-Juden

damit zu betrügen. Er nahm sich vor einem so kleinen Knaben, wie ich war, nicht in Acht, schwatzte von der Sache mit einem Andern und glaubte gewiß nicht, daß ich das Schändliche dieser Handlung vollkommen einsah, ohne sie mit der Nation des Betrogenen zu entschuldigen, die dem Heilande so übel mitgespielt hat. Vergleichen Beispiele, wo ich sie gleich nach ihrem wahren Werthe beurtheilte, verdarben meinen, von Natur ganz rechtschaffenen, offenen Charakter. So weit ich mich meiner ganz ersten Kinderjahre zurück erinnere und so genau ich mich schon in meinen Jünglingsjahren darüber geprüft habe, so gewiß kann ich versichern, daß ich mich keines Instinctes oder der mindesten natürlichen Anlage zu Lügen, Stehlen, Verstellung und dergleichen zu erinnern weiß: aber eine geschwinde Anhänglichkeit an diese Laster wandelte mich an, sobald mich Beispiele Anderer, besonders meiner Eltern und Vorgesetzten, dazu gleichsam berechtigten. Nur zum Geiz konnte ich mich nicht bequemen, ob ich gleich deßfalls lehrreiche Beispiele vor mir hatte, und daran mag der üble Umstand Schuld sein, den dieses Laster auf mein Commodium hatte, weil ich in Vergleichung mit anderen Kindern, deren Eltern nicht reicher waren als meine, weniger bekam und geringer gehalten wurde. Verstellen konnte ich mich schon meisterlich, so klein ich war, und deßwegen wäre es mir auch nicht unmöglich geworden, bis zur Heuchelei zu avanciren, allein, weil dieses Laster anhaltende Aufmerksamkeit erfordert und keine Intervallen, so paßte es nicht zu meinem Temperament.

Mein Vetter Spangenberg, der jetzt Oberstlieutenant in Braunschweigischen Diensten ist, der auch in diesem Erziehungshause war, stand mit mir in gleicher Verdammniß und sich wenig Spuren empfangener Gnade blicken; aber er war drei oder vier Jahre älter als ich und nahm sich die verachtliche Begegnung der Heilandskinder weniger zu Herzen, hatte auch keinen so guten Appetit als ich. Einst kam ihm die Lust an, mit Gnade zu prahlen. Er lief im ganzen Hause herum und sagte Jedem, der ihm begegnete, nicht in der gewöhnlichen sanften Sprache des Frommen, sondern ganz leichtsinnig und munter: „Wißt Ihr, was Neues? Ich habe Gnade gekriegt!“ Der Hausschurz Eckart, der diese

Neuigkeit nicht gleich für baare Münze annehmen wollte, antwortete ihm: „Was! Sie haben Gnade gekriegt? Sie sehen mir darnach aus.“ — „Herr! Wenn er's nicht glauben will, so kann er mich — —“ „Schöne Gnade,“ sagte Freund Eckart. Und wirklich bekam mein Herr Vetter Schläge — aber niemals Gnade.

Ich könnte Beschreibungen von der ganzen damaligen Einrichtung in Ebersdorf machen; ich könnte die Charaktere meiner damaligen Lehrer und verschiedener meiner kleinen Kameraden zeichnen, denn ich erinnere mich noch alles dessen, was ich sah und dachte. Allein dies würde zu weit führen. Nur Folgendes, was wesentlich zu meiner Lebensgeschichte gehört, sei mir zu erzählen erlaubt: Wir hatten unter Andern einen alten Candidatum Theologiae; er hieß Stoi, und war noch der Beste, so wie er der Einfältigste war. Abends setzte er sich zu uns und erzählte Märchen von verwünschten Prinzessinnen und dergleichen mehr. Die Märchen nun glaubte ich zwar schon damals nicht, aber ich hörte sie gerne und dies gab mir den ersten Anlaß, ein Buch, das ich in Abwesenheit der Andern gefunden hatte, zu lesen und das war mein erstes Buch — „Der Kaiser Octavianus mit seinem Weibe und Kindern.“ Als ich etwas über die Hälfte gelesen hatte und eben den Zweikampf des Ritters Florenz mit dem Riesen im Holzschnitte sehr aufmerksam betrachtete, nahm mir mein Vorgesetzter, der schon vorhin genannte Bruder Schaukirch, den ich deswegen vom Herzen haßte, das Buch. Sollte man es wohl glauben, daß ich damals schon über die Religion nachdachte? Ich war ein kleiner Skeptiker; die Hauptsache hielt ich an ihren Ort gestellt sein, ohne zu entscheiden, aber Alles, was die Herrnhutischen Brüder und meine Kameraden von innerlicher Regung, von Gnade und eingegossener Liebe zum Heiland vorgaben, hielt ich schon damals für erlogen, für Verstellung, deren Nutzen für meine Lage ich wohl einsah, die ich mich aber nicht überwinden konnte, nachzumachen.

Um jene Zeit (1748) gaben Arsenius in Frankfurt, Benner in Gießen und noch Andere, Bücher gegen die Herrnhuter

heraus, die meinen Vater bewogen, mich von Ebersdorf nach Hause zu berufen. Die nächste Veranlassung dazu war Folgendes:

Die jungen Grafen, die mit mir auf dem nämlichen Zimmer wohnten, hatten Schnürbrüste, vermuthlich, weil sich bei ihnen Ansatz zum Auswachsen zeigte. Um mir eine Qual anzuthun, verfiel Einer der Herren Vorgesetzten auf den Einfall, mich auch in eine von den Schnürbrüsten einzuzwängen, unter dem Vorwande, daß ich lernen müßte, mich gerade zu halten; und da schnürte er mich so fest zusammen, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Gleich nach dieser Heldenthat mußten wir in eine öffentliche Andachtsstunde gehen, welcher mein Bruder auch beiwohnte. Er wurde an meinem Gesichte gewahr, daß mir etwas fehlen müsse, ging also früher zu uns Kindern und führte mich hinaus, wo ich ihm dann mit tausend Thränen meinen Zustand erzählte, und auf der Stelle von meinem Panzer erlöst wurde und dabei die Genugthuung bekam, eine derbe Zurechtweisung meines Peinigers mit anzuhören. Da nun meine Eltern ohnehin gegen die Herrnhuter gestimmt waren, und da mein Bruder den Haß dieser Leute gegen mich entdeckt hatte, so entließ man mich und meine Mutter holte mich von diesem Orte ab, der nur sieben Meilen von meiner Geburtsstadt entfernt ist.

Viertes Kapitel.

Rückkehr nach Hause. — [illegible] — [illegible] — Ob der römische [illegible] [illegible]? — Schwänzen der Schule. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Tod des Vaters. — Die [illegible] — [illegible] — Handel mit [illegible] — Ein [illegible]

Als ich nun mit tausend Freuden wieder daheim ankam, brachte ich keine anderen Kenntnisse mit, als: Lesen, Schreiben, ein wenig Declimiren und das Einmaleins bis auf sechsmal zehn ist sechszig. Meinen Vater freute es inzwischen doch, daß ich viel Wißbegierde blicken ließ und alles, wovon ich den Sinn begreifen

konnte, sehr geläufig auswendig lernte. Er ließ mich also in verschiedene Schulen gehen, die mir alle wegen ihrer Methode ekelhaft wurden und in denen ich nichts lernte, bis er mich nach ein paar Jahren in das öffentliche Gymnasium that, wo es gerade um nichts besser war, und wo ich noch dazu bessere Gelegenheit bekam, die Schule zu schwänzen.

Es traf sich gerade, als ich eingeführt wurde, daß Examen abgehalten wurde, und daß mich mein zweiter Herr Bruder, Regierungssecretär, öffentlich prostituirte, und als Schulen-Inspector, welches Amt er nebenbei bekleidete, mir die paar Groschen versagte, die den Schülern ausgetheilt wurden, unter dem Vorwande, ich hätte es nicht verdient, und das verdroß mich sehr. Die ältesten Schüler wurden in ein Examen rigorosum genommen, und Jedermann, der zuhören wollte, zugelassen. Ich ging auch mit hinein, mit Groll im Herzen gegen meinen Bruder, der, unter uns gesagt, wie die fernere Erzählung lehren wird, ein General-Schurke war. Da examinirte denn Herr Rector Hauptmann, und ließ den Plutarch übersetzen, und zwar die Lebensbeschreibung des Q. Sertorius, die ich erst ein paar Tage vorher Deutsch gelesen und die mich sehr interessirt hatte. Clarissimus Hauptmann, da die Rede von dem weißen Rehe des Sertorius war, prallte am Ende mit der Sentenz heraus: „Es war also dieser Sertorius ein großer Feldherr, aber ein schlechter Mensch."

Mir fuhr's heraus, daß ich fast ganz laut sagte: „Das war er nicht." D. Pfeiffer, der Pfarrer, und ein gewisser Assessor Wendler schauten sich um und fragten, was ich dagegen einzuwenden hätte? Ich schwieg ein paar Minuten. Da aber meines Bruders und des Rectors Gesicht, mich hinauszujagen, zu ernsthaft wurde, so bat ich mir das Wort aus, und D. Pfeiffer befahl, mich anzuhören. Darauf wiederholte ich in deutscher Sprache das ganze Leben des Sertorius und lobte seinen Kunstgriff mit dem Reh als eine erlaubte Kriegslist.*) Damit erwarb ich auf einer Seite viel Ehre und auf der andern viel Haß. Ich kann den

*) Es geschah dies bei dem Feldzuge des Sertorius in Lusitanien, dessen Bewohner ihn zu ihrem Feldherrn gegen die Römer unter dem

Aſſeſſor Wendler nicht vergeſſen, der mit dem Ausſpruche ſymboliſierte: „Da Jeſus zwölf Jahre alt war, lehrte er im Tempel u. ſ. w.“ Und ſo ging es mehrmals, daß ich gescheiter ſein wollte, als mein Lehrer, und mir damit Haß und Neid zuzog.

Ich halte es für zu wichtig für die Beobachter, als daß ich nicht hier ein Wort über das Leſen, oder vielmehr über die aufgeſchloſſenen Begriffe, die die Kinder, wenn ſie es anfangen, mitbringen müſſen, einſchalten ſollte. Im Laufe meines Lebens ſind mir wenigſtens zwanzig Perſonen aufgeſtoßen, welche mir betheuert haben, daß ſie den „Don Quixote“ niemals haben leſen können, weil er gleich anfangs von ganz unbekannten Dingen geredet habe. Dieſe ganz unbekannten Dinge können doch nichts anderes geweſen ſein, als die Namen der Ritter, die bei dem Auto-da-Fé zum Vorſchein kommen. Ich war ein Knabe von acht Jahren, als ich den „Don Quixote“ zuerſt las, und ich kann verſichern, daß er mir ſo viel Vergnügen machte, daß ich gar nicht aufhören konnte, bis er geendet war, und ihn, Kleinigkeiten ausgenommen, die mir meine geringe Weltkenntniß verſagte, ganz verſtand. Die Urſache war wohl dieſe, weil ich die Sachen nahm nach ihrer Benennung: wenn geredet wurde von einem Don Eiplanian u. ſ. w., nun ſo dachte ich, dies iſt ein Ritter geweſen, der ſo geheißen hat, welcher Heldenthaten mag verrichtet haben, die du nicht zu wiſſen brauchſt.

So habe ich alle Schwierigkeiten und das, was ich nicht verſtand, beſeitigt, und wenn mir ein Buch ſehr gefiel, beim zweiten oder dritten Leſen immer mehr Kenntniſſe mitgebracht, die ich inzwiſchen aus mehreren Büchern und dem Umgang mit Menſchen geſchöpft hatte. Ich muß alſo den Spruch der Bibel, der da ſagt,

---

Conſul Metellus erwählt hatten, denen er eine republikaniſche Verfaſſung gab und die ihm deswegen und wegen ſeiner Feldherrntalente innigſt anhänglich waren. Er bediente ſich dabei ihres Aberglaubens und ihrer Leichtgläubigkeit, um dieſe Anhänglichkeit zu verſtärken. Unter andern zu dieſem Zweck angewandten Mitteln brauchte er ein weißes Reh, das er zahm gemacht hatte und das ihm allenthalben nachlief. Doch nähere Umſtände möge man in Plutarch's Biographien nachleſen.

„Es sei denn, daß Ihr werdet wie die Kinder, sonst könnt Ihr nicht in das Himmelreich kommen", den Herren und Damen, die den „Don Quixote" recht wollen verstehen lernen, an das Herz legen.

Das Schwänzen der Schule, wovon ich vorhin sprach, benutzte ich dazu, daß ich Tag und Nacht alle möglichen Romane, Reisebeschreibungen und Märchen, die ich nur auftreiben konnte, mit rasender Begierde las. Alle meine kindischen Spiele wurden nach solchen Mustern regulirt, Schiffbrüche und Wohnungen auf unbewohnten Inseln, Ritterkämpfe und Stiergefechte nachgeahmt und mit einem Worte alles gelesen und alles gespielt, oft allein für mich oder auch mit Anderen, wenn ich einen andern Jungen finden konnte, der aus Geschmack oder Dummheit mit mir spielen wollte. Der Fortgang meiner Leserei war: 1. Kaiser Oktavianus, den ich in Gera endigte. 2. Eulenspiegel. 3. Simplicius Simplicissimus. 4. Einzelne Stücke aus dem Philander von Sittewald. 5. Insel Felsenburg. 6. Galantes Sachsen. 7. Robinson Crusoe. 8. Alle andern Robinsonaden. 9. Alle Abenteuer vom Dresdner Thürmer. 10. Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. 11. Tausend und Eine Nacht. 12. Acerra philologica. 13. Tugendschule u. s. w. Diese Bücher und unzählige andere, die ich von meinem achten bis zum zwölften Jahre gelesen habe, verwickelten mich, bei dem Schaden, den sie mir auf andere Art verursachten, in ein Labyrinth, das mir abermals viel Kummer verursachte. Ich mußte diese Bücher von Leuten borgen, die Andere dagegen zum Lesen haben wollten; da gab ich denn, weil ich keine eigenen hatte, die Bücher des Einen dem Andern, und am Ende konnte ich sie nicht wiedergeben, so daß ich manches Haus und manche Gasse meiden mußte, um meinen Bücher-Gläubigern aus dem Wege zu bleiben. Wahr ist es, daß sich mein Verstand durch das Lesen dieser Bücher ungemein schärfte, sie machten mich aber mit vielen Dingen bekannt, die ich damals nicht hätte wissen sollen und mir Begierden nach Abenteuern in den Kopf setzten.

Meine Erziehung wurde auf alle Art vernachlässigt. Meine Eltern wohnten nicht in einem Hause, und kamen sehr selten zusammen. Die Mutter, die ihr eigenes Vermögen hatte, sollte mich

eigentlich nach einem Vertrag, den ſie mit dem Vater gemacht hatte, von ihren Mitteln erziehen. Sie war ſehr geizig, und es war ihr ganz gleichgiltig, wie ich lernte, oder ob ich gar nichts lernte, wenn es ſie nur nichts koſtete. Von einer Grammatica Marchica, die ſie mir anſchaffen ſollte, konnte ſie ſich bei mir ſelbſt mit einem Drittel los, und ich hatte übrigens Freiheit, umzugehen mit wem ich wollte und hinzugehen wohin ich wollte. Leſen war doch immer meine Hauptſache, und meines Vaters Bibliothek enthielt Manches, das mir behagte. Er ſah es auch gern, daß ich las. Ueberhaupt war er weit discreter als meine Mutter. Doch auch er war geizig. Beide redeten von einander niemals in ſehr zärtlichen Ausdrücken.

Ich hielt es mit dem Vater, weil man doch beſſer bei ihm ſpeiſte, und weil er überhaupt großmüthiger dachte als die Mutter. Doch dieſe Großmuth äußerte ſich auch mehr in Worten, als in der That. Er bewunderte gute Handlungen, aber ſelten ſah ich ſie ihn ausüben. Ich erinnere mich, daß er mir in den erſten Wochen, als ich von Ebersdorf zurückgekommen war, befahl, einen Brief an meinen älteſten Bruder in meinem Namen zu ſchreiben, und ihn darin einen Kopfhänger, der mich thätlich böſer Later beſchuldigte, zu nennen. Nun aber dünkte ich mich ſelbſt der angeſchuldigten Laſter nicht ganz unſchuldig, weil ich ihm wirklich bisweilen etliche Dreier zu Semmeln entwendet hatte, und konnte mich alſo zu dieſen Ausdrücken nicht entſchließen. Dieſe Ehrlichkeit ſchien meinem Vater etwas ſehr Außerordentliches und machte großen Eindruck auf ihn. Ich bekam nun in Gera ſatt zu eſſen, hatte aber — weil man mich mir ſelbſt überließ und man auch meine Wege nicht wohl wiſſen konnte, weil meine Mutter, wenn ich nicht zu Hauſe, mich beim Vater glaubte, und ſo vice versa — andere Bedürfniſſe, welche ein älterer Bruder, der auch bei der Mutter war, mir auf meine Koſten verſchaffte. Dieſe Bedürfniſſe waren, theils die Bücher zu bezahlen, die ich ihren Eigenthümern nicht zurückgeben konnte, theils neue Romane anzuſchaffen, Inſtrumente, Waffen und dergleichen zu meinen Spielereien nach den Muſtern, die ich las, und endlich, bisweilen, aber ſelten, etwas

Näscherei, welche aber nicht in Zuckergebackenem und anderen Süßigkeiten, sondern meistens in solchen Speisen bestand, wovon man mir zu Hause auf einmal nicht so viel gab, als ich zu brauchen glaubte, z. B.: Bratwürste oder Holländer Käse. Mein älterer Bruder, der noch lebt und jetzt invalider Oberlieutenant im österreichischen Dienste ist, machte sich meine Begierde nach Dem oder Jenem, das ich gern gehabt hätte, sehr wohl zu Nutzen. Er ist acht Jahre älter als ich, mithin beredete er mich leicht, meinen Eltern, besonders meinem Vater, zu dem ich, als der Kleinste, öfters kam als er, allerlei zu entwenden, wogegen er mir Alles versprach, was ich gern gehabt hätte; und so betrog er mich nicht nur, sondern verdarb auch meine Sitten und war noch oft so hinterlistig, mich zu verrathen, wenn er ein Mittel sah, selbst aus der Schlinge zu kommen. Ich erinnere mich, daß er mich einmal sehr begierig auf ein Sprachrohr machte, das an einem Orte zu verkaufen sein sollte. Das Geld dazu mußte ich stehlen. Ich wollte es aber nicht eher hergeben, bis ich das Sprachrohr sah. Dies konnte er nicht bewerkstelligen. Er stahl mir also das Geld und schickte meinem Vater einen Theil davon, mit einem Briefe, daß er es bei mir gefunden habe.

Im Jahre 1750 starb mein Vater und mit seinem Tode tritt eine neue Epoche meines Lebens ein. Zufolge seines sehr übel berechneten letzten Willens waren meine zwei ältesten Brüder meine Vormünder. Da kam ich in gute Hände! Der Aelteste war Hofrath in Schleiz, also abwesend; der zweite übernahm meine Erziehung; die Mutter gab mir den Tisch, wovon weiter unten das Nähere.

Meinen beiden älteren Brüdern mißfiel es äußerst, daß sich der Vater in seinen alten Tagen mit Kinderzeugen abgegeben hatte, und sie hielten uns jüngere für sehr überflüssig. Wilhelm, mein eigentlicher Vormund, der zugleich Talente bei mir witterte, die ihm mangelten, haßte mich von ganzem Herzen und zeigte mich allen Menschen in dem verächtlichsten Lichte. Ich erinnere mich keines freundlichen Wortes von ihm. So lang er lebte, sperrte er mich zu seinem Bedienten in eine Kammer und beschloß, einen

Schreiber aus mir zu machen, weil ich einen zierlichen und feſten Buchſtaben ſchrieb. Gehudelt wurde ich von allen Seiten. Die Mutter rückte mir alle Augenblick vor, daß ſie mir nur aus puren Gnaden das Eſſen gebe. Wilhelm prügelte mich, wenn er Motion brauchte, und ich verachtete ihn. Geld zu meinen Nebenausgaben bekam ich niemals, weder von meiner Mutter, noch von meinem Vormund. Um mich alſo mit meinen Kameraden, die zum Theil vom Hauſe aus reichlich mit Spielgeldern verſehen waren, in ein gleiches Verhältniß zu ſetzen, erſann und gebrauchte ich allerlei Mittel, die ich leicht unter zwei Rubriken bringen kann oder nach der jetzigen Modeſchreibart würde ich dieſe Mühe nicht nöthig haben, denn ſie würden von ſelbſt in zwei Abtheilungen zerfallen, in erlaubte und unerlaubte. Bei den letzten will ich mich nicht aufhalten; es waren meiſtens Kunſtwerke auf Koſten meiner Mutter und Anderer. Aber die erlaubten ſind Beweiſe der zeitigen Anwendung meiner Induſtrie-Anlagen. Es war der Handel. Erſtlich der Bücherhandel, der ſich zu meiner Liebhaberei ſchickte; zweitens ein nicht zu verachtender Verlag von Naturalien. Ich war mit einem Arzt, Namens Hanſch bekannt, der Naturalien, beſonders inländiſche, d. i. Voigtländiſche, ſammelte. Damals lebte auch ein gewiſſer Hoppe *) in Gera, der unter dem bekannten Leſſer in Nordhauſen Geſchmack an der Naturkunde gefunden und eine ſchöne Sammlung zuſammengebracht hatte. Hoppe hatte unſtreitig mehr Einſichten in dieſem Fache als alle Voigtländer in der damaligen Zeit, und machte täglich neue Entdeckungen von Mineralien, Verſteinerungen und ſeltſamen Gewächſen, die in der Gegend von Gera wuchſen, und deren ſind nicht wenige.

Ehe ich wieder auf mich ſelbſt komme, muß ich mich über die ſeltſame Nachläſſigkeit der jungen Welt beklagen. Es ſind jetzt 60 Jahre und darüber, daß eine Menge Menſchen in Gera wußte, wo bei Tſchirn der vortreffliche weiße Talg gegraben wird, der alle Schminke der Welt übertrifft und den Gypsbildern einen unbeſchreiblichen Glanz gibt, oder wo bei Schwara die Gryphiten

*) Joh. Tobias Hoppe, Specereihändler in Gera

am Tage lagen, die in Anſehung ihrer Figur einzig ſind. Ich kannte die Orte noch mit verbundenen Augen finden; und als ich von acht Jahren in Gera war, wollte kein Menſch mehr etwas davon wiſſen. Damals ſammelten manche Liebhaber und ich, der ich die Orte wußte, trug ihnen zu, ließ mich dafür bezahlen, und gab auch unter der Hand den Studen ſelbſt erfundene Namen, die noch keinen hatten oder wenigſtens uns unbekannt waren.

Die Exempel meiner Abenteuer, die ich täglich las, machten mir ein paar mal Muth durchzugehen, aber da mir keiner von den Unfällen, die in Romanen vorkommen, anſtoßen wollte, mußte ich immer wieder umkehren. Ich ging faſt nicht mehr in die Schule, ausgenommen in die Privatſtunde des Profeſſors Mahner. Alle Grundlage zur lateiniſchen Sprache habe ich dieſem Manne allein zu danken. Er verſtand die Kunſt, jungen Leuten etwas beizubringen, und zwar im ganzen Umfange deſſen, was dazu gehört. Mein Herr Bruder ließ mich in meinem Eifer machen, was ich wollte, und ſah es gern, daß ich nicht in die Schule ging, denn ich ſollte nichts lernen, als etwa ein Amt erwerben, wozu keine Studien nöthig ſind.

Von meinem vierzehnten Jahre ging ich wohl noch manches mal in die Schule. Mein Rector war auch ein großer Studirt und Rechtſchreiber, allein ich habe doch nichts gelernt. Der gute Mann war ſo nur das Teufelchen, daß er keine fremde Sylbe in ſeinen Ausarbeitungen litt. Der ſelige Philipp von Zeſen*), den er

*) Philipp von Zeſen, geboren 1619 zu Priorau bei Bitterfeld, geſtorben 1689, war Comes Palatinus und Rath mehrerer ſächſiſcher Fürſten, Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen: „Wohlſetzende und Stiftende“ der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft. Er ſchrieb unter Andern: Hochdeutſche Sprachübung, Hamburg 1643; mehrere hiſtoriſche Romane; Hochdeutſches helikoniſches Roſenthal, dann noch ſehr viele andere Werke. Er und ſeine Anhänger (Zeſenianer) ſuchten beſonders die Orthographie zu reformiren und ſchrieben die fremden Wörter mit deutſchen Buchſtaben, wie Kantom, Filoſofie ꝛc., auch waren ſie ſtrenge Puriſten. Zeſen nannte ſich auch Caeſius. Seine ſehr zahlreichen Schriften und Dichtungen findet man ausführlich in Friedrich Roßmann's literariſchem Handwörterbuche der verſtorbenen deutſchen Dichter. Leipzig 1828.

nur verdolmetscht „Pferdelich von Himmelblau“ nannte, war sein Mann. Seine Orthographie war künstlich. Er derivirte z. B. das Wort „möglich“ von mögen, mögen kam aber nach seiner Meinung von Magen her, weil derselbe viel vermöge, und also mußte möglich mit einem „ä“ (mäglich) geschrieben werden. Als ich (später) in Ungarn ein wenig slovenisch (slowakisch) lernte, glaubte ich in dem Worte mozgo das Stammwort gefunden zu haben und schrieb es meinem alten Lehrmeister; er aber blieb bei seiner Meinung und schickte mir eine sehr weitläufige Schutzschrift für dieselbe zu. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, daß er das „Y“ gern aus allen Sprachen verbannen wollte. „H non est littera“ war sein tägliches Sprichwort. Ueber Harsch dörffer (G. P. Harsdörffer) feixte er, dieser große Mann hätte es am ersten durchsetzen können, wenn er sich nicht vor seiner Frau und Familie gefürchtet hätte; er war schon im Begriffe, dieses Werk auszuführen, als es seiner jüngsten Tochter einfiel, daß sie alsdann Jungfer Arschdörffer heißen würde, und sie sich mit der übrigen Familie, ihn daran zu verhindern, vereinigte. Dies war noch eine Anekdote, die ich meinem Herrn Rector zu danken und die ich behalten habe, weil sie mir schon damals gefiel.“)

Fünftes Kapitel.

Eintritt in sächsische Kriegsdienste beim Infanterie-Regimente Graf Brühl i. J. 1757. — Garnison in Dresden und in Polen. — Desertiren.

Endlich, im Jahre 1754, in meinem vierzehnten Jahre, da ich schon die Höhe von 74 Zoll sächsisches Maaß hatte, folgte ich, aus Ueberdruß der Vorwürfe meiner Mutter und der verächtlichen Behandlung meines Bruders Wilhelm, dem Winke eines alten Jägers, der mich nach Wilsdruf zu der sächsischen Garde du Corps

*) Siehe „Papiotten“ S. 218.

brachte, wo mich der Rittmeiſter Ponikau für das Brühliſche Chevaurlegers-Regiment, das in Polen ſtand, anwarb, dem Jäger ſeinen Zubringerlohn auszahlte und mich in das Jammerthal aufnahm, in dem ich bis 1759 geſchwitzt und gefroren, mehr aber als Beides, gehungert habe. Wohl zu merken, daß mein Vater in ſächſiſchen Militärdienſten geſtanden hatte. Sein Bruder war Vice-Präſident des Kriegscollegiums in Dresden, auf deſſen Vermittlung unſere ganze Familie von Kaiſer Karl VI. im Jahre 1717 geadelt wurde, wovon mein Vater nie Gebrauch machte. Ich aber fing in meiner Militärzeit an, mich deſſen zu bedienen, weil ich einer vidimirten Abſchrift des Diplomes habhaft wurde. Dieſer Herr Oheim Vice-Präſident war vor kurzem geſtorben. Man erinnerte ſich ſeiner noch, ſo oft man meinen Namen hörte, konnte meinen Anzug nicht mit der Verwandſchaft zuſammenreimen und — ließ es dabei bewenden. Dieſer Oheim war mit den erſten ſächſiſchen Familien verwandt, denn er hatte zwei Frauen, beide aus großen Häuſern.

Nun in Dresden wurde ich zu dem Oberſten Goeßnitz gefahrt, der mich mit Freuden aufnahm und zu Ende des Aprils (1753) mit andern Rekruten nach Polen ſchickte, und nun geht die Hungerszeit an. Zwar ſchon in Wilsdruf war Hunger mein Loos, und die Paar Groſchen Löhnung in den erſten Tagen vernaſcht; aber da gab es doch Erdäpfel, die alle andern Speiſen vertraten. Allein, auf dieſer Reiſe war nach täglichem Marſch des Abends Brod und Waſſer meine Koſt; das Erſte hatte ich während der letzten Tage vor dem Löhnungstage auch nicht.

Ich kam beim Regimente an. Der Stab ſtand in Warſchau, und die Leibcompagnie, zu der ich kam, drei Meilen davon zu Piaſeczno. Da war es recht hübſch, und ein oder zwei lumpige Ducaten monatlich hätten mich ſelig gemacht. Ich hatte 1200 Thaler väterliches Vermögen, litt Hunger wie ein Wolf, und konnte mich nicht eher überwinden, meinen Herrn Bruder um etwas anzuſprechen, als nach dem Feldzuge 1757.

Das war aber noch nicht alles, was mich drückte. Mein Herr Hauptmann, Namens Stockmann, ein grober Bauer, fragte mich,

wie ich ankam, ob ich von der Familie des Vize-Präsidenten sei? — Ja. — Nun so ist Er mit meiner Frau verwandt. Er rief sie, eine geborene Ryau. Sie fragte mich aus: alles traf zu, und nun dachte ich, ist dir geholfen. Point de tout! Man fragte nicht mehr nach mir, und meine Herren Comilitonen glaubten in dieser Entfernung eine Abneigung des Hauptmanns und seiner Frau zu finden, und überließen mich mir selbst. Außer ein paar Mahlzeiten habe ich von dieser Seite nie etwas Gutes empfangen. Und so mußte ich, außer dem Exerzieren zu Roß und zu Fuß, auch noch Pferde putzen, Heu binden, Hafer tragen, ich vierzehnjähriger Bursche, und verrichtete alles so gut, wie der vierzigjährige Reiter. Gute Worte zu geben war nie meine Sache und meine Herren Mit-Chevauxlegers wollten auch noch etwas mehr, wenn sie für mich arbeiten sollten. Meine Wäsche zerriß, alle fünf Tage mußte ich auf die Wache und bei allem dem entfuhr mir nie ein klagendes Wort. War mir doch bei Hunger und Kummer wohler, als bei meiner Mutter und dem Herrn Bruder Wilhelm, meinem resp. Herrn Vormund.

Meine Löhnung bestand alle fünf Tage in zehn Groschen. Damit wurden zwei Mahlzeiten bestritten: am Dritten trockenes Brod gespeist; am Vierten Schleben abgebrüht mit heißem Wasser; am Fünften richtig gehungert. O, du köstliche Frucht, du göttliches Geschenk für arme hungrige Menschen, du edle Patate (Kartoffel), wo warst du damals? In ganz Deutschland, aber nicht in Polen! Hätte ich diese gehabt, so war ich ein Fürst!

Doch blieb ich gesund und wuchs heran, wie eine Ceder auf Libanon. — Und du verfluchter Stolz, Eigensinn oder Ambition, die mir nicht zuließ, jemand um etwas anzusprechen, warum überwandest du in mir Hunger und alle Leiden, die mich drückten, und erlaubtest mir nie, meine Noth jemand zu klagen oder nach Hause zu schreiben um Geld?

Derfft, ein braver Dragoner, mein Landsmann, trat einmal in die Wachstube, da ich eben Gefreiter war, mit der Ankündigung: „Ich habe gestern einen Hasen geschossen: er steckt schon am Spieß, wer will mir ihn helfen verzehren?“ Alle riefen laut

und boten sich an. „Nein," sagte er, „auf Euch ist's nicht gemünzt", und ich, der ich damals hungerte wie ein Wolf, konnte mich nicht entschließen, nur einen Spaß daraus zu machen und seine Einladung anzunehmen, weil es nur zu deutlich schien, daß er mich meinte, und ich meines Magens trauriges Bedürfniß nicht bloßgeben wollte. So ging es auch in meinen Quartieren, wo oft gutherzige Wirthsleute meine Umstände witterten und mir ein Schüsselchen mit Kapusta (Kraut) und Speck auf meinen Tisch setzten, welches ich nie anrührte, sondern mich anstellte, als ob ich in einem andern Quartier mit einer Kameradschaft speiste. Das war nun freilich übertrieben, und, wie ich selbst bekennen muß, Narrheit — aber, was kann der Narr dafür, daß er ein Narr ist?

So lebte ich; mein Geist blieb dabei munter, wenngleich der Körper litt, und daß es besser mit mir werden würde, war eben nicht in meine Seele geschrieben. Ich ließ es darauf ankommen. Indessen hatten meine Kenntnisse und witzigen Einfälle meinen Kameraden Achtung für mich eingeprägt und bei den Meisten Zuneigung erzeugt. Aber — das Schlimmste war — nicht ein Buch zum Lesen. So sind drei Jahre meines Lebens verflossen, die besten leider! ohne Nahrung für den Geist und mit sehr schmaler Nahrung für den Leib. Nicht einen deutschen Kalender konnte ich auftreiben. Ein wenig Polnisch lernte ich und das ist Alles. Doch auch das Gute will ich nicht verschweigen.

Sechstes Kapitel.

Die schöne Sophie. — Das Kartenschlagen.

In der Nachbarschaft meines Quartiers wohnte eine fremde Witwe, die sich auf kurze Zeit ein kleines Häuschen gemiethet hatte. Sie war etwas besser gekleidet, als die Weiber der Bürger und Bauern des Ortes, übrigens aber in den Umständen, daß sie ihr Brot mit gemeinen Arbeiten auf dem Felde und in den Häusern

verdienen mußte. Sie hatte eine Tochter von 15 Jahren, zu fein für schwere Arbeit. Die Mutter schonte sie, hielt sie sehr eingezogen und beschäftigte sie nur zu Hause mit Nähen und Stricken. Dieses Mädchen hieß Sophie, war eine Blondine mit großen blauen Augen, wohlgebräunt, fein von Gliedern und zart von Haut — ein rares Fressen für einen Cadetten! Wir machten uns bekannt miteinander, erst durch Zeichen und Geberden, darnach mit Worten und Werken, und endlich so, daß wir gewisse Merkmale verabredeten, woran ich sehen konnte, ob die Mutter zu Hause war oder nicht; und doch blieb unser Umgang bis auf den Zeitpunkt, den ich erzähle, sehr unschuldig. Ich liebte das Mädchen von ganzem Herzen und hatte Respect vor ihrer Schönheit, auch fehlte es mir an Muth, weil ich kein Geld hatte, und meine Schöne weder mit Putz beschenken, noch mit Leckerbissen füttern konnte. Unsere Vertraulichkeit schränkte sich darauf ein, daß sie mich polnisch lehren und ich ihr Buchstaben malen wollte, weil sie nicht schreiben konnte. Ein Kuß auf den Raub war alles, was ich eroberte. Unterdeß lernte ich nicht viel polnisch und sie noch weniger schreiben. Doch ist es nöthig, zu erwähnen, daß sie mich einst bat, ihren Namen in ein Gebetbuch zu schreiben. Ich that noch mehr, ich schrieb noch meinen Namen, Datum und Jahrzahl dazu, umfaßte es gar schön mit einem Herzen, alles recht nett und zierlich.

Am 1. August 17[illegible] kündigte mir die Schöne an, daß sie am künftigen Tage abwesend sein werde, weil sie mit ihrer Mutter und andern andächtigen Schwestern schon diese Nacht nach Warschau wallfahrten würden, um die geistlichen Früchte des Portiunkula-Festes ganz früh einzuernten. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Ich wollte aber mein Liebchen abends mit der Mutter abwandern sehen, und postirte mich zu dem Ende an mein Fenster, wo ich bis 10 Uhr vergebens aufpaßte. Endlich erschien das Töchterlein — aber ganz allein. Sie schloß die Hausthüre hinter sich zu, verweilte zwischen meinem und ihrem Quartier mit einer sichtbaren Schüchternheit und warf manchen Blick nach meinem Fenster. Ich verstand den Wink, eilte zu ihr und erfuhr, daß die Mutter plötzlich krank geworden sei und ihr befohlen habe, sich einer Gevatterin anzuschließen, die

ſie mit nach Warſchau nehmen würde. Ich begleitete ſie zu der Wohnung dieſer Dame, bei der ſich mehrere fromme Matronen zur Pilgerſchaft verſammelten, aber — zu meinem, und ich hoffe auch zu meiner Sophie Vergnügen, waren ſie ſchon alleſammt abgewandert, nachdem ſie ſich mit Dr. Brown's geiſtreichen Mitteln geſtärkt hatten. Was war nun zu thun? Sie, ohne erſt ihre Mutter zu fragen, ich, ohne Urlaub zu nehmen — wir ſchloſſen Arm in Arm und wanderten in einer der herrlichſten Sommernächte immer nach Warſchau zu, hörten vor uns die andächtige Karawane der Weiber die ſchönſten geiſtlichen Lieder ſingen und eilten gar nicht ſie einzuholen. Wir wurden müde, ſetzten uns — legten uns — Amor bedeckte uns mit ſeinen Flügeln, und ſo übereilte uns die Morgenröthe. — Ich begleitete meine „Braut" bis N . . ., und kam doch noch zurück, ohne daß man meine Abweſenheit bemerkt hatte.

Hier endet ſich nun der erſte Aufzug meiner Liebesgeſchichte, und es zeigte ſich, wie in den Shakeſpeariſchen Schauſpielen, eine Intervalle von 33 Jahren. Denn ich ſah von nun an das Mädchen nicht mehr. Ich wurde auf die Stabswache nach Warſchau commandirt, blieb da vier Wochen, und als ich zurückkam, waren Mutter und Tochter verſchwunden. Sie ſollten, wie es hieß, bald wieder zurückkommen; aber wir marſchierten im November dieſes Jahres (1756), als des erſten des ſiebenjährigen Krieges, zu der öſterreichiſchen Armee.

Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ſich dieſe ganze Begebenheit faſt völlig aus meinem Gedächtniſſe verlor. Der mühſelige Feldzug von 1757, die Bataillen bei Kolin, Breslau und Leuthen gaben wenig Anlaß zu ſanften Empfindungen. Im Jahre 1759 wurde ich Officier. Nach dem Frieden ging ich in andere Dienſte und das Andenken an dieſe alte Liebe erloſch nach und nach ſo in mir, daß ich auch ſelbſt, als mich mein Schickſal nach Polen führte, nicht ein einziges Mal mehr an die gute Sophie gedachte.*)

*) Bretſchneider ſah ſie jedoch wieder im Jahre 1788, als er eine Reiſe nach Warſchau machte und auch ſeine natürliche Tochter fand, wie wir ſpäter ſehen werden. A. d. H.

Siebentes Kapitel.

Auf der Stabswache in Warſchau 1756. — Ein glückliches Ereignis

Im Sommer 1756 war ich auf der Stabswache in Warſchau, und duldete viel von Hunger, Hitze, Mangel an Wäſche und der Krankheit meines Pferdes, das ſehr in Drüſen lag. Da hatte ich an einem Sonntage noch einen einzigen Szosdak, d. i. ſechs Kreuzer, zu verzehren, und ging damit ganz langſam, denn es war ſehr heiß, nach der Krakauer Vorſtadt, wo eine Garküche ſein ſollte, die meiner Barſchaft angemeſſen war. Der König war damals in Warſchau; man durfte daher nicht den gewöhnlichen Weg durch das ſächſiſche Palais gehen. Ich ſchlich alſo durch einen Umweg, in der Gegend, wo jetzt die proteſtantiſche Kirche ſteht, und ſah da ein feines Haus, jedoch nur mit dem Erdgeſchoß, mit zwei großen Zimmern einander gegenüber. Ich hatte damals ſchon 78 Zoll ſächſiſches Maß (denn von 1757, da ich 18 Jahre alt war, bin ich nicht mehr gewachſen, ſondern mit 80 Zoll ſächſiſch oder 6 Fuß preußiſch ſtehen geblieben), alſo konnte ich gar ſchön durch die Fenſter dieſes Hauſes, welche offen waren, in jedem der zwei Zimmer eine lange, gedeckte Tafel erblicken, auf der allerlei Geſchirr ſtand, auch Confect und Kuchen. Indem ſich meine Augen an dieſem Anblick weideten, kam ein Mann an die Thür und redete mich an: „Wollen Sie etwa ſpeiſen, Herr Cadet? Kommen Sie nur herein!“ Nun ſchien mir der Mann ein Traiteur, und ich antwortete: „Ja, einen Teller Suppe und ein Stück Fleiſch möchte ich wohl gerne haben.“ „Kommen Sie nur herein, Sie ſollen bedient werden.“ Ich ging ganz furchtſam mit meinen ſechs Kreuzern hinein, und ſiehe! in einem Augenblick ſtand ein großer Suppentopf mit einem ſilbernen Vorlegelöffel vor mir; dann kam Rindfleiſch und fünf oder ſechs Speiſen, ehe ich dazu kommen konnte zu ſagen, es ſei mir zu viel. Notabene, er hatte mir meinen Namen

abgetragt, und da ich endlich zum protestiren gelangen konnte, antwortete er kurz: „Ihre Einwendungen helfen alle nichts, Herr von Brettschneider! Sie haben Essen gefordert und Sie müssen essen. Hier ist kein Haus, wo man nur mit einer oder zwei Speisen vorlieb nimmt," u. s. w.

Der dienstfertige Herr Traiteur hatte inzwischen brav Bier eingeschankt, und nun kam noch eine Flasche Wein, die er zu meiner Gegenwart öffnete, und da hatte ich kaum ein Paar Gläser im Leibe, so wurde ich laut und sagte: „Wer zum Teufel wird Ihnen das Alles bezahlen? Sie sehen ja wohl, daß sich meine Barschaft nicht weit erstrecken kann!" „Ja, da sieht's übel aus. Ich will gehen und Ihnen was Gebackenes holen, denn ich muß ohnehin meine Gäste in einem anderen Zimmer bedienen, und da rathe ich Ihnen, machen Sie sich in der Stille fort, und kommen Sie nur alle Tage um Ein Uhr: Sie werden alle Zeit Ihr Couvert finden: auch einen Kameraden können Sie mitbringen, wenn er so guten Appetit hat wie Sie." — Aber, Herr, wie kommen Sie zu so viel Gastfreundschaft für mich?" — „Haben Sie niemals zu Hause von einem gewissen Helwing gehört?" „Nein!" — „Freilich ist dies Alles vor Ihrer Geburt geschehen. Ihr Herr Vater hat mich als eine Waise aufgenommen: ich habe Lesen und Schreiben mit Ihren Brüdern Fritz und Ernst gelernt, bin endlich förmlich Lakai im Hause geworden. Ihres Herrn Vaters Bruder, der Vicepräsident, kam einmal nach Weyda; ich gefiel ihm und wurde ihm überlassen. Von da kam ich als Hoflakai an den Hof: der bin ich eigentlich noch und habe den Abhub der königlichen Tafel gepachtet, d. i. alle Speisen, die abgetragen werden, übernehmen meine Leute und tragen sie hieher; und nach drei Uhr kommen fast alle Hofbediente und speisen hier nach Accord. Sie werden das sehen, denn ich verlasse mich darauf, daß Sie alle Tage kommen."

Und ich folgte und freute mich des Freundes, von dem ich nichts mehr habe erfahren können, so viel Mühe ich mir auch darum gegeben habe. Das ist aber auch das einzige Glück, das mir aufgestoßen ist, seit ich in Polen war.

Achtes Capitel.

Abmarſch aus Polen ins Feld — Schlacht bei Kolin 1757 — Oberſt von Benkendorf — Ein merkwürdiges hiſtoriſches Factum — Verwundung und Gefangenſchaft.

Im November 1756 kam die Ordre zum Marſch, und zwar zu der kaiſerlichen Armee und fürs erſte in die Winterquartiere in Ungarn. Da kam ich in das Trentſchiner Comitat, in ein proteſtantiſches Dorf, das Widrne heißt, bekam nichts umſonſt, weil ich nicht, wie die Anderen, die Bauern darum anſprechen konnte, war aber doch, was die Koſt anbelangt, beſſer daran, als in Polen. Im Jahre 1757, zu Ende des Aprils oder anfangs Mai, wurde ins Feld marſchiert, und nun gibt es viel zu erzählen.

Bei Proßnitz wurden zuerſt Zelte aufgeſchlagen, welches ich noch nicht geſehen hatte. Da war große Noth, denn ich war ſchon ganz matt vor Hunger. Doch führte mich das Glück zum Feldprediger Reichel, der mich bat, ihm etwas abzuſchreiben, und mir einen Gulden dafür bezahlte, der mehr Werth bei mir hatte, als hundert Gulden zu anderer Zeit, wenn mein Magen befriedigt war.

So ging es bis zu der Bataille bei Kolin. Aber vorher paſſierte etwas, welches die Baſis zu meiner Beförderung legte. Man erinnere ſich noch meiner Schulbegebenheit mit dem Plutarch: Ich bin geduldig und ſtill bis zu einem gewiſſen Punkte; wenn der aber eintritt, dann bin ich nicht Herr über mein Maul; wenigſtens entwiſcht mir da öfters eine Exklamation ganz unvorſätzlich und unwillkürlich. Wir ſtanden bei dem Nadaſdy'ſchen Corps *) und ſollten, wo mir Recht iſt, dem Herzog von Bevern einen Transport abnehmen. Dieſer (der Herzog) ließ aber ein Dutzend

*) Die Reiterei des Nadasdy'ſchen Corps beſtand aus den ſächſiſchen Chevaurlegers-Regimentern: Prinz Carl, Graf Brühl, Prinz Albrecht und 1000 Mann Commandierter von der deutſchen Cavallerie. A. d. H.

Kanonen aufpflanzen, gerade auf unſere vier ſächſiſchen Regimenter und anſtatt gerade vor zu attaquieren, ſtanden wir ſtill und ertrugen die Verwüſtungen des groben Geſchützes, das Pferde und Menſchen hinwegraffte. Da fuhr mir laut der Ausruf heraus: „Um Gottes willen, warum geht's denn nicht vorwärts?!“ — und dieſe paar Worte hatte der damalige Oberſt, nachmals General Gößnitz, gehört und zu meinem Beſten im Gedächtniß behalten, wie das Weitere zeigen wird.

Was für Fatiguen ich noch vor der Kolíner Schlacht erduldet habe, würde den Leſer wenig erbauen. Ich ritt in dieſe Bataille nicht herzhafter, als jeder Andere, mit einer gewiſſen Gleichgiltigkeit, die mein leerer Magen bewirkte. In der weiteren Darſtellung handelt es ſich um ein hiſtoriſches Factum, über welches ſchon viel geſchrieben worden iſt, das aber keinen Augenzeugen mehr aufweiſen kann als nur mich, der ich das, was ich erzählen werde, mit dem theuerſten Eide beſchwören kann:

Am 17. Juni 1757 defilierten wir Tag und Nacht Gott weiß wohin und zu welchem Zwecke. Wenn ein Reiter eingeſchlafen war und ſein Pferd ruhte aus, ſo war vielleicht ſein Vormann 50 oder 60 Schritte weiter und das machte in der Nacht viel Verwirrung. Endlich marſchierten wir (am 18. Juni) auf einer geſtreckten Anhöhe auf und ſtanden da ruhig.

Wir ſtanden an dieſem heißen Tage von Früh bis Nachmittag en ordre de bataille, zwar auf einer Anhöhe, aber doch ein wenig gedeckt von dem ausgedehnten Gipfel des Berges, hinter dem wir den Feind ſo wenig ſehen konnten, als er uns. Auf dem rechten Flügel donnerten die Kanonen ſo ununterbrochen, daß wir nur wenig von dem kleinen Feuer vernehmen konnten. Gleich neben uns wurde ein Dorf angezündet, das die Croaten beſetzt hatten, wir aber ſtanden ganz ruhig, ohne alle Beſchäftigung. Vor mir, der ich in Reih' und Glied ſtand, war gerade ein ſchattenreicher Baum, unter dem der Oberſt von Benkendorf, vom Prinz Carl'ſchen (Chevauxlegers) Regimente, ſeine Mittagstafel aufſchlug. Dieſer Umſtand hat ſich tief in mein Gedächtniß eingeprägt, weil mir damals, ich war 18 Jahre und drei Monate alt, der Schinken,

den der Oberſt verzehrte, und der Flaſchenkeller, den er leer machte, wichtiger ſchien als alles Andere.

Kaum war er fertig mit ſeiner Bouteille, ſiehe! da paſſierte ein Adjunct des Feldmarſchalls Daun die Fronte herunter, und brachte allen Brigadiers und Regiments-Commandanten die Ordre, ſich zu retirieren, mit Benennung des Ortes, wo wir uns wieder ſtellen ſollten. Kaum war er vorbei, ſo ritt der Oberſt Benkendorf ganz auf die Anhöhe, kam mit entflammtem Geſichte zurück und ſchrie laut: „Der Feind iſt im Anmarſche, retiriere ſich meinetwegen, wer da will: was aber ein braver Kerl iſt, der folge mir!“, und ſo folgten wir ihm auch, weil wir alle brave Kerls waren. Wir ſächſiſchen Regimenter brachen auf die preußiſche Infanterie ein und hauten ſie zuſammen. Das öſterreichiſche Regiment Saint Ignon, das neben uns ſtand, folgte unſerem Beiſpiele, und ſo nach und nach das ganze Kadasdy'ſche Corps. Die Bataille wurde gewonnen. Hätten wir dem Adjutanten gefolgt, ſo wäre ſie verloren geweſen.

Nun iſt das große Problem: Ob der Oberſt Benkendorf, wenn er nicht ſoeben mit der letzten Bouteille fertig geworden wäre, den kühnen Schritt würde gewagt haben? Ich ſage quod non, weil es mich noch immer wurmt, daß der Mann in der äußerſten Beklemmung meines Magens mir vor der Naſe aß und trank, ohne die mindeſte Notiz von mir und meiner Noth zu nehmen. Alſo iſt der Sieg bei Kolin, ſo wie tauſend andere große Begebenheiten dieſer Welt, der Bouteille zuzuſchreiben.

Mein ganzer Sinn und Trieb war nun aufs Beutemachen gerichtet, nicht etwa um Gold und Silber, ſondern um preußiſches Commißbrot zu erbeuten, dergleichen ſehr vieles auf dem Schlachtfelde lag. Nachdem wir die Infanterie durchbrochen hatten, hielt ich mich da noch auf bei einem Jäger, der ein Officierspferd führte, das ich ihm abnahm; aber ich konnte meinen eigenen Gaul nicht zum Stehen bringen; indeß flog nun eine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbei und drehte mir den Hut um, der ein eiſernes Casquet hatte und unter dem Kinn zugebunden war. Da rief ein Dragoner von uns, er hieß Reich: „Sieh! Dieſe Canaille, der Jäger ſchoß

nach ihm.“ Ich ergriff meine Piſtole und ſchoß den Jäger durch die Schulter, hatte aber kaum losgebrannt, ſo war ich von fünf oder ſechs preußiſchen Kuraſſieren umringt, die mir gemeinſchaftlich auf den Kopf hieben, auf dem mein Hut noch ſaß, und ich ſtürzte vom Pferde und wußte nichts mehr von mir.

In dieſem Zuſtande mag ich etwa eine halbe Stunde gelegen ſein, ohne alle Empfindung. Auf einmal erwachte ich. Ich fühlte ein wenig Schmerzen am Kopfe, aber ich war ſtockblind. Welcher Jammer! Ich erinnerte mich nun der Bataille, hörte auch rechts und links noch ſchießen, glaubte, daß mir die Augen aus dem Kopfe geſchoſſen waren und wagte es endlich, daran zu greifen. Da fand ich denn zu meinem großen Troſte, daß ſich nur Blut vom Kopfe herab, als ich auf dem Rücken lag, in meinen Augen feſtgeſetzt hatte, und mit Staub zu einer Paſte geronnen war, die ſich ganz ſauber abſchälen ließ, demnach ſah ich auf einmal wieder, hatte darob große Freude und ſtand auf.

Von der einen Seite ſah ich noch immer Einzelne zu drei oder vier Mann und weniger plänkeln, und es wäre unmöglich geweſen, rückwärts zur öſterreichiſchen Armee zu kommen. Ich ging alſo nach dem Dorfe, wo der König noch auf der kleinen Brücke ſtand und Ordres gab, und wo an einem Bache die preußiſchen Bleſſierten verbunden wurden. Ich ging hin, ſprach mit den Feldſcherern, die mir den König wieſen und ſah ihn fortreiten.

Es war ſchon faſt Abend. Nun ging ich auch über die Brücke mit den andern Preußen, unter denen bisweilen der Reſt eines Regiments, mehr aber noch kleine Partien und ſehr viele einzelne Bleſſierte und Geſunde waren. Endlich wurde mich ein Huſarenofficier gewahr, der einen Trupp führte und mich examinierte, ob ich ein Deſerteur ſei? Sobald er hörte, wie es war, übergab er mich einem Feldwebel, der ſechs oder acht Infanteriſten führte, daß er mich mitnehmen ſollte. Da fand ich noch einen Kriegsgefangenen, einen jungen Burſchen in meinem Alter, von den Kaiſerhuſaren; er hieß Preiß. Wir marſchierten zuſammen ganz langſam; denn bei dem Feldwebel und ſeinen Leuten herrſchte Furcht und Müdigkeit, und ich erwartete jeden Augenblick das Nachſetzen der Oeſterreicher, das

ich mir ſo gewiß einbildete, als den Tag am Himmel, und was wäre aus der ganzen Armee geworden, wenn dies geſchehen wäre?

Wir kamen an ein Dorf. Nun wurde berathſchlagt, ob hineingegangen werden ſoll? Der Feldwebel votierte dagegen und meinte: die Bauern würden alle Preußen todtſchlagen. Ich erbot mich, mit dem Hußaren Preiß in das Dorf zu gehen, weil wir Oeſterreicher wären und böhmiſch verſtänden (denn ich konnte polniſch), um Nachricht herauszubringen, wie es da ausſehe. Dies wurde genehmigt. Wir fanden alle Einwohner geflüchtet, was uns aber nicht zuwider war. Auf dem Herde eines großen Bauernhofes war noch Kohlenfeuer; wir zündeten Stroh an, durchſuchten das Haus und entdeckten hinter aufgethurntem Stroh eine Thüre, die uns zu der Milchkammer führte, worin Milch, Rahm, Butter und ganze Laibe Brot waren, von dem wir einen Theil auf die Seite brachten.

Mein Kamerad Preiß hatte die Abſicht, zu unſerem Feldwebel mit ſeinem Commando wieder umkehren zu wollen; ich belehrte ihn aber eines Beſſeren. Wir gingen hinter das Bauernhaus, ſetzten uns ins Korn und ſpeiſten aus einem großen Milchnapf nach Herzensluſt und da ich in meinem Herzen feſt überzeugt war, daß die Unſerigen in ein paar Stunden dem Feinde auf den Hacken ſein müßten — denn ſoviel Zeit gab ich ihnen zum Abfüttern — ſo ſchliefen wir ganz ſanft auf der Stelle ein und erwachten nicht eher, als bis es ſchon völlig Tag war. Aber noch war kein Oeſterreicher zu ſehen und nur einzelne Preußen zu Roß und zu Fuß, davon uns einige Truppen aufjagten und zum Weitermarſchieren nöthigten, aber auch wieder von uns getrennt wurden, ſo daß wir gegen 7 Uhr in Nimburg eintrafen, wo der König von Preußen ſich noch aufhielt.

Unter dem Thore fragte uns der Unterofficier, ob wir Deſerteure oder Kriegsgefangene wären? und wir waren ehrlich genug, uns zu den Letzteren zu bekennen. Wir wurden ſofort in ein Haus gebracht, das ein langes Vorhaus hatte, oder war es vielleicht ein Stall; genug, es wurden da alle Kriegsgefangenen verſammelt, vielleicht 80 Mann. Sie holten aus der Scheune Stroh und

machten eine Streu, auf der wir uns lagerten und erwarteten, ob man uns Brot bringen würde, was jedoch am ersten Tage nicht der Fall war. Ich erwischte, wie auf dem Raub, ein Glas Branntwein von einem Soldatenweibe, und schlief ein, bekam aber eine Art Wundfieber, weil mich niemand verband, und mein Kopf hatte doch offene Wunden und Contusionen. So lag ich in einer Betäubung bis nach Mitternacht. Da kam mein Kamerad Preiß und meldete mir ins Ohr: „Die Kriegsgefangenen hätten ein Loch durch die Scheune gefunden und machten sich fort." Die Schildwache gab wirklich wenig Acht. Aber ich war nicht im Stande, mich nur aufzurichten, phantasierte und wünschte dem Preiß glückliche Reise.

So wie es schon Tag war, erwachte ich aus meiner Lethargie und machte mich auf, das Loch quaestionis zu suchen. Aber in dem Augenblick wurde Generalmarsch geschlagen und der Ueberrest der Gefangenen, der noch in 20 oder 24 Mann bestand, von einem Commando Infanterie übernommen und fortgetrieben. Derer in der Nacht Entkommenen wurde nicht gedacht, nicht gefragt, ob Mehrere oder Wenigere dagewesen wären.

Neuntes Kapitel.

Gestalt in preußische Kriegsdienste. — Einstellung bei dem Infanterie-Regimente Prinz von Preußen. — Friedrich der Große mit seinem Heere. — Kriegsbegebenheiten. — Tod als Mann verkleidete Bauernmädchen. — Examen desselben durch Friedrich den Großen. — Tod Winterfeld's bei Moritz. — Eine furchterliche Kanonade. — Schlacht bei Breslau am 22. November 1757. — Uebergabe der Stadt Breslau an die Oesterreicher. — Rückkehr zum sächsischen Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl.

Mittags wurde uns Brot und Fleisch gereicht, und nun ging die Buhlerei um meine werthe Person an und dauerte bis zum Abend fort. Ich war 18 Jahre alt und hatte sechs Fuß preußisch Maß. Der Prinz Franz von Braunschweig bot mir viel Geld; allein mich konnte niemand überreden, als der gute, liebenswürdige Prinz von Preußen, der mich zu seinem Regi-

mente nahm, mit dem ich den fatalen Marsch durch das böhmische Gebirge machte, bei Böhmisch-Leipa etliche Tage im Lager stand, und endlich an dem Tage, da Zittau verbrannt wurde, bei dieser Stadt eintraf.

Da wäre nun freilich viel zu erzählen, von dem, was ich ausgestanden, von unserem Gefecht mit den Kroaten und von dem ganzen Marsche überhaupt, allein ich müßte sehr weitläufig werden. Ich kann zwar über mein Gedächtniß nicht klagen; ich erinnere mich so ziemlich aller Begebenheiten der damaligen Zeit; aber ich muß auch gestehen, daß sich leider! auch nach fünfzig und mehreren Jahren immer noch der Magen und jene erduldeten Unbehaglichkeiten mehr im Gedächtniß präsentieren, als die Publica, die den Leser angenehmer interessieren würden. Mit einem Worte, in meinem ganzen preußischen Dienst oder bis an die erste Breslauer Bataille war meine Kost meistens Commißbrot, Wasser und etwas Salz, kalte Schale, außer den fetten Feldern bei Liegnitz und bei Breslau, die immer in den ersten paar Stunden rein ausgeplündert wurden. Das Gemüse ist dort vortrefflich. Ich muß aber auch eingestehen, daß ich den Hunger und die harte Bürde einer schlechten Kost im preußischen Dienste nicht so schwer empfunden habe, weil der Mangel Alle in gleichem Maße traf. Ich sah an der böhmischen Grenze den Prinzen von Preußen zu Pferde an einer trockenen Semmel nagen, die seinen Zähnen viel zu schaffen machte.

Nach dem Abmarsche aus der Gegend von Zittau blieb das Regiment Prinz von Preußen beim Könige und da mir, so lang ich auf dem Erdboden Menschen erforsche, keiner von meinen gleichzeitigen Weltbürgern vorgekommen ist, der meine Verehrung so vollkommen besitzt, als Friedrich der Große, so muß ich aus den wenigen Tagen, die ich unter seiner unmittelbaren Anführung gestanden habe, Alles melden, was ich als ein fleißiger Beobachter von ihm selbst wahrgenommen habe.

Er führte uns dem Feldmarschall Daun entgegen und ließ die Armee aufmarschieren bei — und forderte seinen Gegner mit ein paar Kanonenschüssen heraus: allein es meldete sich Niemand gegenüber, so daß wir endlich abmarschierten. Da es sich nun traf,

daß das Regiment Prinz von Preußen einen Theil der Arrièregarde ausmachte, und der König den ganzen Tag dieses Marsches bei derselben blieb, so hatte ich Gelegenheit genug, diesen seltenen großen Mann recht in der Nähe zu betrachten.

Erstlich hab' ich mit meinen Augen gesehen, daß er diesen ganzen Marsch mit gezogenem Degen machte. Ich habe irgendwo gelesen, daß Friedrich II. sich niemals mit gezogenem Degen gezeigt haben soll. Hier habe ich ihn gesehen, wie er mit der Spitze seines bloßen Degens z. B. den Artilleristen zeigte, wo sie hinfeuern sollten — bei welcher Gelegenheit ich auch, nur zwei Schritte von ihm, hörte, daß er den Kanonieren, welche auf ein Gebüsch im Thal, worinnen Kroaten staken, vom Berge herunterfeuerten, zurief: „Haltet ein, die Lumpenhunde sind die Kugeln nicht werth!"

Wir marschierten bis Görlitz unter dem Könige. Da übernahm der Prinz von Bevern das Commando über das Corps, welches nun nach Schlesien marschierte, unter demselben das Regiment Prinz von Preußen. Bei der letzten Wachparade, ehe sich der König von uns trennte, war ich zufällig zugegen, weil ich die Ordonnanz hatte bei dem Oberstlieutenant Schwerin vom Regimente. Da brachte man vor den König ein Bauermmensch, das lange Zeit in Mannskleidern bei einem Officier als Reitknecht gedient hatte und erst entdeckt worden war.

Der König fragte sie: Warum sie sich verkleidet habe? Darauf antwortete sie: Sie habe als Viehmagd bei Bauern gedient und immer schwierige Arbeit bei schlechter Kost und geringem Lohn verrichten müssen, die Reitknechte der Officiere, die im Dorfe einquartiert gewesen, wären viel besser daran, und da sie sich auf die Pferdewartung verstände, habe sie, statt des rückständigen Lohnes, sich eines ganzen Anzuges ihres Brotherrn bemächtigt und sei ihm entlaufen, habe auch bald Dienste gefunden und seit vier Jahren bei verschiedenen sächsischen und preußischen Officieren, die sie nannte und ihre Attestate vorzeigte, gedient und ihre Schuldigkeit so gut als ein Mann gethan und wäre nur durch einen Zufall entdeckt worden, da sie, vom Pferde geschlagen, vom Feldscherer und seinen Gehilfen mit Gewalt wäre entblößt worden.

Darauf ſagte der König: „Das iſt nicht wahr, Du biſt ein Spion.“ „Herr,“ ſagte ſie, „ich weiß nicht, was das iſt, aber ich bin meiner Seele ein ehrlicher Kerl, obgleich ich kein Mann bin.“ „Ich werde Dich ins Zuchthaus ſetzen laſſen.“ „O nein! Das könnte ich nicht ausſtehen. Lieber laſſen Sie mir 25 Prügel aufzählen und ſchicken mich zu einer anderen Armee, wo mich niemand kennt, damit ich wieder dienen kann.“ Dem König gefiel die Munterkeit des Mädchens, das nichts weniger als eine Schönheit war. Er rief einen Feldjäger, der ſie fortführen mußte; und es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſie der König ſelbſt zum Spion gebraucht hat.

Winterfeld blieb bekanntlich bei Moys-Görlitz *). Wir ſahen die ganze Affaire und ich insbeſondere, wie ſein Leichnam, ich weiß nicht, ob ſchon todt oder noch lebendig, nach Görlitz getragen wurde. Von hier aus ging der Marſch auf den Prinzen von Braunſchweig-Bevern gegen Schleſien zu. Bei Liegnitz ſtanden wir eine Zeit lang, und da war es, wo ich den ſchrecklichſten und gefährlichſten Tag meines Lebens aushalten mußte.

Dies war die unter der Bezeichnung bei Berſchdorf (Bertsdorf?) bekannte Kanonade. Der Zweck dieſes fürchterlichen Kanonenfeuers iſt heute noch ein Räthſel. Als es Nachmittags anfing, ſo ſagten unſere Leute, der Prinz Karl von Lothringen, der die öſterreichiſche Armee commandierte, habe nach der Mittagstafel im Rauſche Ordre zu dieſer Verwüſtung gegeben. Es war ein ununterbrochenes Kanonenfeuer, dem wir, das Regiment Prinz von Preußen und mehrere, gerade entgegengeſtellt wurden. Es dauerte etwa vier Stunden und tödtete oder verwundete eine Menge der Unſrigen und den Oeſterreichern, welchen unſere Kanonen, unter denen wir ſtanden, und die uns über den Köpfen feuerten, nichts ſchadeten. Es war ſchrecklich anzuſehen, wie die Leute da zuſammenſtürzten, wie Arme und Beine weggeſchoſſen wurden unter fürchterlichem Geſchrei der Bleſſierten.

Ich ließ mich verleiten und ohne auf meine Sicherheit zu denken, half ich einen Bleſſierten, dem der Arm weggeſchoſſen war, hinter

*) Moys bei Görlitz, Gefecht am 7. September 1757, wo Winterfeld blieb.

ein Bauernhaus tragen; aber kaum hatte der Feldscherer seine Hand an den Blessirten gelegt, so kam ein Kugel durch dies Haus und riß dem Armen auch noch den Kopf weg. Da machte ich mich geschwind wieder zum Regiment. Auch einem Soldatenweib, das eben einem Musketier ein Glas Branntwein einschenken wollte, riß, nur drei Schritte von mir, eine Kugel den Kopf weg. Desgleichen auch einem Hauptmanne von uns, der sich an einen Baum angelehnt hatte, zerschmetterte eine Kugel, die den Baum spaltete, den Kopf. Das war ein unbeschreibliches Gaudium, als sich diese schreckensvolle Scene endigte, für die, die sich noch gesund umarmen konnten. Der Erfolg war, daß beide Theile auf die grausamste Weise Menschen verloren, ohne den mindesten Nutzen.

Von hier ging der March nach Breslau, bei welcher Stadt wir ruhig standen bis zum 22. November (1757), als die Breslauer Schlacht vorfiel, der ich aber nicht beiwohnte, indem ich commandirt war, Montirungsstücke aus dem Zeughause zu fassen. Da fand ich für gut, keineswegs mich an das Regiment (Prinz von Preußen) anzuschließen, welches in der Nacht durch die Stadt marschirte, sondern ich blieb in der Stadt, welche Tags darauf mit Capitulation den Oesterreichern übergeben wurde, wo ich denn auch wieder zu meinem Regimente (dem sächsischen Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl) kam und sehr freundlich aufgenommen wurde.

Zehntes Kapitel.

Wieder in der sächsischen Armee. — Die Wirthin und ihre schöne Tochter. — Schlacht bei Leuthen. — Ritt nach Breslau. — Remonten-Commando nach Leipnik in Mähren. — Eine Heirathsgeschichte. — Krankheit. — Avancement zum Officier 1758. — Feldmarschall Laudon. Der gestohlene Becher.

Ich hatte mich eines preußischen Collets von der Cavallerie bemächtigt, das mir lieber war, als die Infanterie-Montur, hatte mir außerdem Manches zu meiner Equipage aus dem Zeughause,

welches förmlich geplündert wurde, zu eigen gemacht, bekam ein Pferd und wurde in der Vorſtadt einquartiert, und zwar bei der Witwe eines Kräutlers, die eine blutjunge, ſehr ſchöne Tochter hatte.

Es liegt außer meinem Plan, die Leſer mit meinen Liebesgeſchichten zu unterhalten; aber in dieſer iſt etwas, das meinen Charakter von der guten Seite ſchildert, und wer wird ſo was übergehen?

Das Mädchen liebte mich ebenſo wie ich es liebte, was der ſcharfſinnigen Mutter nicht entging. Die Alte, ein treuherziges Weib, hielt mir folgenden Sermon, der auch ſeine Wirkung nicht verfehlte:

„Herr Soldat! Sie ſind, ſo viel ich ſehen kann, kein gemeiner Menſch und ich habe ein großes Vertrauen zu Ihrer Ehrlichkeit. Ich ſehe wohl, daß ich mit aller Wachſamkeit den Umgang mit meiner Tochter nicht verhindern kann; denn ſie iſt gebrannt und liebt Sie. Nun bedenken Sie, daß Sie das Mädchen nur unglücklich, nicht aber glücklich machen können, und daß Sie eine ganze Familie ruinieren, wenn Sie ſich des Vortheils bedienen, den Sie über uns haben. Ich bin auch jung geweſen und kenne die Schwachheiten unſeres Geſchlechts. Mir ſcheint es, daß Sie nicht nur ein edler Mann ſind, ſondern auch Verſtand genug haben, um einzuſehen, daß Sie die Perſon, die Sie Ihrer Liebe werth ſchätzen, ſo ganz vorſätzlich ins Unglück bringen wollen. Meiner Tochter ſage ich nichts, denn ſie liebt Sie und wenn das iſt, da iſt gut predigen! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie mein Kind nicht ins Elend bringen wollen, und ich verlaſſe mich ſo feſt darauf, daß ich Euch Beide gar nicht mehr beobachten werde."

Mir und dem Mädchen ſchoſſen die Thränen aus den Augen. Ich gab der Alten die Hand und verſprach ihr, was ich auch ehrlich gehalten habe. Hingegen muß ich ſagen, daß dieſes Weib nicht das mindeſte Mißtrauen mehr gegen mich blicken ließ.

Bald hernach, am 5. December (1757), folgte die Bataille bei Leuthen, der ich nicht beigewohnt habe, weil ich noch nicht equipiert war. Alle unſere Bagage retirierte durch die Stadt. Dies ſah ich wohl, aber ich ſah auch, daß die meiſten Wagen wieder

zurück kamen und die Fuhrleute vorgaben, nicht durchkommen zu können, weil die Preußen Alles besetzt hätten. Das glaubte ich aber nicht und es war auch nicht der Fall. In meinem Quartier war noch ein Fahnenschmied vom Regimente, auch beritten, er hieß Müller. Den trieb ich heraus und schied von meinem schönen Gärtnermädchen, nicht ohne Thränen.

Es mochte vier oder halb vier Uhr sein, als wir aus Breslau ritten. Wir passierten eine Art Schlachtfeld, wo viele Todte lagen, auch Koffer und Bettsäcke. Wir hielten nicht für rathsam, uns daher aufzuhalten, und erlangten gegen 9 Uhr ein schönes Dorf, wo wir uns einquartierten. Hier fühlte ich Schmerzen am Knöchel und legte mich auf die Streu. Etwa nach einer halben Stunde kam der Bauer, uns zu verkünden, daß eine große Armee hinter ihrem Dorfe aufmarschiere und schon die Compagniepfähle einschlage, um über Nacht da zu bleiben. Da machte ich mich auf, und schlich mich dahin, wo ich sie konnte reden hören, und siehe da! es waren Oesterreicher, welche nun kamen, um das ganze Dorf zu plündern und wozu sie den Anfang wirklich machten. Mein Bauer, der seiner Nachbarn Untergang sah, fiel auf die Kniee und bat ihn zu retten, was auch geschah. Denn Müller nahm seinen Karabiner auf die Schulter, stellte sich, als wenn er Schildwach stände, und wies alle Plünderer damit ab, daß der blessierte General Nostitz hier läge. Keiner unterstand sich, diesen Herrn zu turbieren. Das Haus blieb verschont und da die Armee eines Tages abmarschierte, folgten wir ihr bis Großburg im Breslauischen Kreise, wo unser Regiment stand. Hier übergab mir der Major Stockmann ein kleines Commando Unberittener und etwas Geld. Diese Leute führte ich bis Leipnik in Mähren, wo der Stab von unserem Regimente in die Winterquartiere kam.

Da ging mirs gut, nur daß ich nach dem neuen Jahre (1758) ein hitziges Fieber bekam. Mein Wirth war ein Schlosser, der eine junge Frau hatte, welche dagegen protestierte, als man mich ins Spital bringen wollte, und wahrlich, sie hat mich gewartet und gepflegt, wie eine Mutter, aber doch konnte sie das nicht verhindern, was mir widerfuhr. Ich phantasierte schrecklich, und in einer Nacht,

da ſie eingeſchlafen und mein Krankenwärter Babriskowski im Bierhauſe war *).

. . . . . .

In dieſe Zeit fällt auch nachfolgende Geſchichte, welche Bretſchneider in ſeinen „Papilloten" unter dem Titel: Eine Geſpenſtergeſchichte **) erzählt:

Ich wurde im letzten Kriege (im ſiebenjährigen Kriege) in einer Regimentsangelegenheit in ein Städtchen in Mähren beordert und kam Abends um ſechs Uhr daſelbſt an. Man legte mich zu einem Metzger ins Quartier, der an demſelben Tage Schafe geſchoren hatte, wovon die Wolle noch im Hauſe lag. Ich ging gleich nach meiner Ankunft zum General und da ich wußte, daß er mich zum Abendeſſen behalten würde, ſo befahl ich meinem Reitknecht, der krank war, nicht auf mich zu warten, ſondern ſich nach dem Abfüttern niederzulegen. Um 11 Uhr, da ich nach Hauſe kam, führte mich der Wirth in mein Zimmer, das zu ebener Erde lag und ſo klein war, daß ich aus meinem Bette mit einem Stocke leicht alle vier Wände deſſelben berühren konnte.

Als ich etwa eine Viertelſtunde im Bette lag, ſo hörte ich im Halbſchlaf, daß Jemand mit den Händen an meiner Thüre rieb, wie Einer, der im Finſtern an einem unbekannten Ort iſt, mit der flachen Hand an den Wänden reibt, um nicht zu fallen. Ich ermunterte mich und rief das dem Soldaten ſo gewöhnliche „Wer da!". Anſtatt der Antwort öffnete ſich meine Thüre, die ich für abgeſchloſſen hielt, und es zeigte ſich vor derſelben eine lange menſchliche Figur, die nach wiederholtem Anrufen erſt mit einem Beine über die Schwelle trat, hernach ganz langſam mit dem übrigen Körper nachſetzte.

Da ich aus dem Bette aufſpringen wollte, kam mir ganz zufällig meine Kugelbüchſe in die Hand, die neben dem Bette an der Wand hing und tüchtig geladen war. Ich ergriff ſie, zog den Hahn auf, ſchrie unaufhörlich: „Halt, antworte, oder ich ſchieße" und hielt auch meine Büchſe ſo vor mir in Anſchlag, daß der Lauf den Geiſt beinahe berührte. Allein weder Rufe noch

*) Hier endigt auf einmal das Manuſcript Bretſchneider's.
**) Papilloten Frankfurt a. M. 1769. S. 36—39.

Drohungen konnten ihn bewegen, mir zu antworten, sondern er fing wieder an mit den Händen an der Wand reibend fortzuschleichen und ging nach dem Thor zu. Ich wurde bestürzt, da ich mir vorstellte, daß ein lebendiger Mensch schwerlich so lang aushalten würde, dem ein aufgezogenes Gewehr gleichsam an der Brust steht, und faßte den Vorsatz, nicht eher loszudrücken, bis sich das Ding mir nähern würde.

Der Wirth aber, der mein Rufen gehört hatte, kam zum Glück und beleuchtete das Gespenst: es war ein alter Bettler, der taub und stumm war, und der den Wirth den Abend vorher gebeten hatte, daß er ihm ein Nachtlager in der Wolle gestatten möchte, die noch im Hause lag. Dieser Mann war im Hemde und hatte nach Art der mährischen Bauern weiße Hosen an; er war aufgestanden, um in den Hof zu gehen, hatte jedoch aus Irrthum meine Stubenthüre ergriffen. Ich stelle mir den Alten noch vor, wie bestürzt er wurde, als der Wirth mit dem Lichte kam; er merkte, da er die Gefahr sah, in der er sich befunden hatte.

Im Jahre 1759 wurde Bretschneider Officier. Die nachfolgenden Erzählungen Bretschneider's sind in seinem Nachlasse auf einzelne zerstreute Blätter von seiner Hand geschrieben und von Professor Menzel in dessen „Literarischen Unterhaltungen", Coburg 1818, sowie auch in dessen „Vermischten Nachrichten und Bemerkungen u.", Erlangen, 1816, mitgetheilt worden.

Ich war Lieutenant bei einem kurfächsischen Chevauxlegers-Regimente und auf Ordonnanz bei dem damaligen Feldzeugmeister Laudon, unter dessen Commando wir standen. Das Hauptquartier war zu Hoflößnitz in den Weinbergen bei Dresden, von wo wir schleunig aufbrachen und gegen Torgau marschirten (1760). Als wir am ersten Abend ins Hauptquartier kamen, stand der Feldzeugmeister noch lange Zeit mit den um ihn versammelten Ordonnanzen vor seiner Hausthüre und ließ uns da, abgesessen von unseren Pferden, seine Befehle erwarten. Er studierte die Dispositionen seines Corps in der Landkarte und war ebenfalls zu Fuß, so gestellt, daß er mir den Rücken kehrte, etwa zwei

Schritte hinter mir, der ich, den Zügel meines Pferdes am Arme hängend, gegen die Straße Front machte und die Bagage vorüberziehen sah. Auf einmal erblickte mich ein bejoffener Unterofficier von der Infanterie, der neben einem Küstwagen ging, und rief mir zu: „Herr Officier, Sie sind von den Sachsen, die bei uns standen, als wir bei Trautenau unter Harich und de Ville campierten; aber jetzt, ja jetzt stehen wir unter dem Lascy — den kann der Teufel holen, wenn er will. Er ist kein Soldat, sondern nichts als ein Putzmeister. Auf dem Exercierplatz da läßt er sich sehen; aber Sie werden erfahren, vorm Feind ist er keine Pfeife Tabak werth." Alles das mußte Lascy hören, aber der Unterofficier konnte ihn nicht sehen, weil ich und mein Pferd dazwischen standen. Da half kein Winken, Abwehren, Zurufen: er möge seines Weges gehen. Der Bejoffene kehrte sich an nichts, sondern fuhr in dem Tone immer fort: „Ja, Herr Officier, Sie kennen ihn nicht, aber ich kenne ihn, denn er war Oberst bei uns. Die Kaiserin denkt, weil sein Vater ein großer General war, so würde ers auch sein; aber er ist nichts als ein Haarkräusler, ein Mahlausbringer (Fleckausputzer) u. s. w." Ich stand wie auf Kohlen — aber General Lascy war so discret, nichts gehört zu haben, oder die Lection in der Stille zu verdauen. —

Das Städchen P** in Schlesien hat nichts Merkwürdiges. Nur die Ruinen eines alten Bergschlosses, das Herzog Bolko*) erbaut haben soll, beschäftigten meine Neugierde, als ich im siebenjährigen Kriege durch diesen Ort marschierte und übernachtete. Ich dachte nicht daran, ihn jemals wieder zu betreten. Mein Wirth, ein reicher Pfefferkuchenbäcker, die man sonst „Lebzelter" nennt, nebst seiner alten dicken Hausfrau erwiesen mir nicht nur am Tage meines Aufenthaltes in P** alles Gute und traktierten mich mit Wildpret und Fischen, sondern gaben mir auch noch Pfefferkuchen und Wachslichter mit auf die Reise.

*) Wahrscheinlich Bolestaus I., Herzog von Schlesien, der viele Städte erbaute und 1204 starb.

Zwei Jahre darnach wurde ich commandiert, Remonten zu übernehmen, und es traf sich, daß mich meine Marschroute wieder über B** führte. Ich hatte mein gutes Quartier noch nicht vergessen, und da ich täglich einen Unteroffizier zum Quartiermachen vorausschickte, so vergaß ich auch nicht auf der letzten Station vor B** anzuordnen, daß man mich bei dem gastfreien Lebzelter einquartieren möchte. Meinen Marsch richtete ich so ein, daß ich zu Mittag in B** eintreffen konnte und befand mich schon um 11 Uhr nicht weit mehr von dem Städtchen.

Siehe da, da kam mir ein Mann mit einem blauen Mantel entgegengeritten, nahm ganz ehrerbietig seinen Hut ab, und declamierte eine Art von Bewillkommnung, woraus ich bemerkte, daß dies mein ehemaliger Hauswirth war, der Lebzelter, dem ich für diese Galanterie freundlich dankte, und mich wichtig genug glaubte, zu vermuthen, daß blos meine werthe Person der Gegenstand eines so höflichen Benehmens sei. Indessen nahm der gute Mann seinen Platz an meiner Seite und kehrte mit mir um, zeigte aber in seinen Reden und in seinem ganzen Thun und Lassen eine so große Verlegenheit und ein so schüchternes Wesen, daß ich ihn darüber fragte.

Da wurde er noch verlegener; er wollte reden und brachte nichts heraus. Ich vermuthete also irgend eine Ursache, die ihn bewegen mochte, eine Einquartierung zu verbitten, einen Todesfall oder etwas dergleichen und redete ihm zu, keine Umstände zu machen. Hierauf erfolgte ein tiefer Seufzer und eine Bitte um eine Privat-Audienz, die ich ihm sofort in Gnaden gewährte. Ich ließ meinen Remontenzug langsam vorgehen und ritt mit dem Manne seitwärts, wo sich folgender Auftritt abspielte:

Mein Hospes (Wirth) schlug, als wir allein waren, seinen Mantel auseinander und präsentierte mir einen silbernen Becher, der mit alten Thalern und Schaumünzen angefüllt war und bat mich vor allen Dingen diesen Becher von ihm anzunehmen, weil er sich nicht getraue, ehe dies nicht geschehen sei, sein Anliegen vorzutragen. Ich dachte mir freilich dabei: „Der Mensch ist wahnsinnig", doch wollte ich ihn nicht bis zur Wuth reizen und

übernahm einstweilen den Becher, worauf ich folgende Ovation anhörte, nicht ohne Zittern und Zagen des Declamators:

„Mein Herr Lieutenant! Sie waren vor zwei Jahren bei mir im Quartier, und haben gesehen, daß ich ein altes Weib habe, das aber brav und rechtschaffen ist. Ich habe ihm Alles zu verdanken, denn es hat mich, der ich ganz arm war, als Witwe geheiratet und mich zum Universalerben eingesetzt. Ich erkenne das Alles mit aufrichtigem Herzen an und wollte wünschen, daß ich auch meine andern Glieder zwingen könnte, dankbar zu sein; aber ich weiß nicht, warum ich, trotz meinen Grundsätzen, von Tag zu Tag mit den ehelichen Pflichten sparsamer werde, und mit einem Worte, mehr Vergnügen empfinde, ein junges Mädchen zu umarmen als meine Frau, die doch wahrlich verdient, daß ich für sie thue, was ich kann. Nun trug es sich zu, daß vor zwei Jahren, wie der Herr Lieutenant bei uns im Quartier standen, ein junges Mädchen bei uns diente, welche sich gefallen ließ, die ehelichen Pflichten mit meiner Frau zu theilen, aber freilich ohne ihren Consens. Der Umgang mit diesem Mädchen fiel in die Epoche des damaligen Durchmarsches. Die Folgen dieses Umganges wurden sichtbar und ich, der ich nicht glauben konnte, daß der Herr Lieutenant jemals diese Gegend wieder betreten würden, gab ihr den Rath, den Herrn Lieutenant als Vater des Kindes anzugeben. Das Kind ist auf diesen Namen getauft, Niemand, auch selbst nicht meine Frau, zweifelt daran. Nun kommen Sie, können mich unglücklich machen auf ewig — hier stehe ich als ein armer Sünder und erwarte mein Urtheil — Lassen Sie Gnade für Recht ergehen und —"

„Was soll ich thun?" erwiderte ich, „das Kind für Meines erkennen? Herr, daraus wird nichts; und wenn Sie noch mehr Becher lieferten, so würde ich mich nicht dazu verstehen. Aber weil die Umstände so sind, wie Sie erzählen, Sie außerdem ein ehrlicher Mann zu sein scheinen, auch Verstand haben, wie dieser Becher bezeugt, so verzeihe ich Ihnen, aber mit Bedingungen. Ich will die ganze Sache ignorieren, das heißt auf Deutsch: ich will mich anstellen, als ob ich nichts davon wüßte; nur muß mich Niemand fragen oder mir etwa die Geschichte erzählen, denn in diesem Falle

müßte ich die Wahrheit sagen und das Mägdlein, das sich meines Beischlafs rühmt, gerichtlich vernehmen lassen. Zweitens will ich eine Schrift aufsetzen, die Sie ab- und unterschreiben müssen, denn ich muß von Ihnen ein schriftliches Bekenntniß haben, damit ich den Bastard in die Enge treiben kann, wenn er sich unterstehen sollte, Ansprüche an den angemaßten Vaternamen zu machen." Und so kamen wir in dem Hause des Mannes an, wurden von der Hausfrau ganz wohl empfangen, und nur diese allein unterstand sich, bei dem Abendessen mit boshaftem Lächeln des ehemaligen Stubenmädchens zu erwähnen, jedoch ohne Anspielung auf mich.

Daß mich der Hausherr während der ganzen Zeit meines Daseins nicht aus den Augen ließ, daß er bisweilen blutigen Schweiß schwitzte, wenn er befürchten mußte, daß mich jemand fragen möchte, und daß er das Mädchen mit dem Bankert einstweilen auf die Seite geschafft hatte, das kann man wohl denken.

Ich marschierte ab, ohne daß mich ein Mensch gefragt hat und passierte in dem Städtchen B** für den Vater eines Kindes, dessen Mutter ich weder gekannt noch erkannt habe.

Elftes Kapitel.

Austritt aus den sächsischen Kriegsdiensten und Eintritt als Stabsrittmeister in das Freicorps des preußischen Generals Gschray. — General Gschray und sein Sohn, der Chevalier von Gschray. — Schändliches Benehmen desselben gegen seine Geliebte.

Im Jahre 1761 wurde Bretschneider durch Verdrießlichkeiten, über welche jedoch nirgends Näheres zu finden ist, bewogen, seinen Abschied aus dem sächsischen Kriegsdienste zu nehmen. Mit dem Entschuß, sich zur alliirten Armee in Niedersachsen zu begeben und dort sein Glück zu versuchen, traf er in Nordhausen den preußischen General Johann Michael Gschray an, der im

Jahre 1761 die Bewilligung vom Könige von Preußen erhalten hatte, ein aus ſechs Compagnien Cavallerie und ſechs Compagnien Infanterie beſtehendes Freicorps zu errichten. Dieſer, dem Bretſchneider's impoſante Geſtalt gefiel, beredete ihn, bei ſeinem Freicorps Dienſte zu nehmen und Bretſchneider wurde im Juli 1761 als Stabsrittmeiſter beim Corps angeſtellt. Bevor wir Bretſchneider's weitere Erlebniſſe erzählen, ſcheint es uns nicht unpaſſend, den Aufſatz mitzutheilen, welchen er über den General und deſſen Sohn, der ſich damals als Hauptmann ebenfalls beim Corps ſeines Vaters befand, ſchrieb:

Mandarin und Cartouche in Frankreich, der Banknotenſchmied Price in England, Lips Tullian und der baieriſche Hieſel in Deutſchland haben bei allen ihren üblichen Uebelthaten noch immer Anſpruch auf unſer Mitleid. Ihre Tapferkeit, Feſtigkeit, Thatkraft oder ſeiner Verſtand und manches andere Talent erwecken in uns den Wunſch, daß dieſe Leute ihre Gaben zum Guten möchten angewendet haben. Sogar Räuber und Spitzbuben zeigen oft Gefühle von Ehre und Gutherzigkeit, die wir bewundern. Daß es aber außerdem noch Menſchen gibt, für die wir ganz und gar nichts anderes fühlen können, als die tiefſte Verachtung, davon kann ich ein Beiſpiel anführen von einem Menſchen, den ich perſönlich gekannt habe, und die Begebenheit, die ich von ihm erzählen werde, mag entſcheiden, ob ich ihm zu viel thue.

Sein Vater war der im erſten baieriſchen Kriege unter Karl VII. wohlbekannte Parteigänger Joh. Michael Gſchray, der ſich vom baieriſchen Eisenamtmann, das iſt: Gerichtsdiener oder Häſcher, bis zum preußiſchen Generalmajor emporſchwang und als ſolcher ſtarb, wiewohl er in dieſem Dienſte nie etwas geleiſtet hat. Er errichtete zwar im Jahre 1761 für den König Friedrich II. ein Freicorps, wurde aber, noch ehe er es ganz zuſammenbrachte, mit den Meiſten ſeiner Leute von dem franzöſiſchen Oberſten Grandmaiſon überfallen und gefangen genommen. Damals war er ſchon ſiebenzig Jahre alt und ſtocktaub. Seine Gefangenſchaft endigte mit dem Hubertsburger Frieden 1763. Der Feldmarſchall Seckendorf, dem ich im Jahre 1763 einen Beſuch

zu Neuschwitz im Altenburgischen abstattete, weil er ein guter Freund meines Vaters gewesen war, erzählte mir: Oschray, der Vater, sei unter seinem Commando gestanden und sei ihm sehr brauchbar gewesen, weil er als ehemaliger Feldjäger alle Wege, Stege und Schlupfwinkel des Landes gekannt und viel Bravour und Vaterlandsliebe gezeigt habe. Sein Corps habe anfänglich nur aus baierischen Häschern, Fleischhackerknechten und Mühlburschen bestanden, die er aus eigenem Antriebe zusammengebracht und mit gutem Erfolge gegen den Feind angeführt habe, bis ihn der Feldmarschall Seckendorf zum Hauptmann gemacht und seinen Haufen Leute zu einem ordentlichen Freicorps reguliert hat. Als Karl VII. gestorben war, lag ihn der Graf und Marschall Moritz von Sachsen in französische Dienste und gab ihm ein Regiment Freiwilliger. Aber nach dem Tode des Marschalls achtete man seiner nicht mehr in Frankreich. Er war taub, des Französischen ganz unkundig, und in Friedenszeiten zu nichts zu gebrauchen. Er wurde abgedankt und sein Regiment aufgelöst.

Dieser Mann hatte verschiedene Kinder, die er, während seines französischen Dienstes, in Paris ganz anständig erziehen ließ. Von diesen Kindern wurde der jüngste Sohn, um sich den adeligen Familien Frankreichs gleich zu stellen, „Chevalier de Oschray" genannt. Er war ein bildschöner junger Mensch, dabei aber der liederlichste, niederträchtigste Bube, der jemals gelebt hat. Sein Vater gab ihm eine Compagnie bei seinem Regiment, und in Straßburg, wo dieses stand, glänzte er, wegen seiner körperlichen Vorzüge, in den besten Gesellschaften.

Da verliebte sich in ihn eine junge liebenswürdige Gräfin von Leiningen, aus einem der besten Häuser in Deutschland, die schon versprochen war mit einem Prinzen von Löwenstein. Jedermann sagte, daß auch der Chevalier Oschray sterblich in sie verliebt sei, und nach ihrer Jugend und Schönheit zu urtheilen, konnte man dieses auch vermuthen. Ueberdies besaß sie auch hunderttausend Gulden eigenthümliches Vermögen. Bei so bewandten Umständen war es dem Herrn Bräutigam nicht zu verdenken, daß

er auf die Copulation drang. Es wurde auch wirklich der Tag angesetzt. Aber an eben diesem Tage war sie verschwunden, und wurde erst um zehn Uhr im Quartier und im Bett ihres geliebten Chevaliers wieder gefunden. Ihre Verwandten schickten Botschaften, die den Spektakel mit ansahen und aus dem Munde der Gräfin die entscheidende Erklärung hörten, daß sie sich mit dem Manne, der an ihrer Seite lag, unzertrennlich verbunden habe, nie von ihm scheiden und dieses Verständniß noch an dem nämlichen Tage durch priesterliche Copulation bestätigen werde. Die Gesandtschaften gingen ab und zu. Alles vergebens! Das Liebespaar blieb im Bette und nahm, unter wechselseitigen Liebkosungen, in dieser Position Besuche und Glückwünsche entgegen.

Der Bräutigam, Prinz Löwenstein, klagte seine Noth mit Herzbeklemmung einem gewissen Hauptmann Choupé vom nämlichen Regiment, und dieser, der seinen Mann kannte, nahm es auf sich, Alles in Ordnung zu bringen. Er näherte sich von der Seite, wo der Chevalier lag, dem Bette, ließ ihm da hundert neue Louisd'or sehen und flüsterte ihm ins Ohr, daß diese den Augenblick sein Eigenthum wären, wenn er die Gräfin wollte sitzen lassen. Nicht allein, daß der Schurke gleich einwilligte, sondern er stieß das schöne Geschöpf, das sich mit lautem Thränen zu seinen Füßen warf, zur Thüre hinaus und übergab sie selbst den Weibern, die da standen, um sie in Empfang zu nehmen.

„O Schlinger! o Barbar! dem keiner gleich gewesen.
Ach möchte Deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen."

Diese Geschichte ist nun für Menschen von Gefühl wunderbar genug, aber das ist doch auch nicht minder wunderbar, daß der Herr Prinz Bräutigam sich durch alles Geschehene nicht beirren ließ, die Dame zu heiraten, und am allerwunderbarsten, daß die Heirat gut ausfiel.

Noch einen Zug aus dem Charakter des Chevalier Bischoy muß ich erwähnen. Als er geboren wurde, war sein Vater lange schon Officier. Er wußte folglich aus eigener Erfahrung gar nichts von dem ersten Amte seines Vaters. Er hatte in Paris die beste Erziehung mit mehreren Söhnen aus guten Häusern genossen,

und doch fand er, mit Ausschluß aller Anderen, nur allein an dem Umgange mit Strickreitern, Gerichtsdienern, Gefangenwärtern, Profoßen und dergleichen Leuten sein Vergnügen und suchte sie auf.

Zwölftes Kapitel.

Der Branntweinbrenner Fischer und die schöne Wittwe Herrn. — Ueberfall und Gefangennahme des Gschrau'schen Corps durch die Franzosen.

Wir nehmen nun den Faden von Bretschneider's Erlebnissen wieder auf.

In Nordhausen wurde Bretschneider bei dem reichen Branntweinbrenner Franz Christian Fischer einquartiert und erzählt darüber, wie folgt:*)

Als ich im Jahre 1761 zu ihm (Fischer) ins Quartier kam, gab er mir ein sauberes Parterre-Zimmer, das nur einen Eingang hatte. Er wußte schon, daß ich täglich beim General (Gschrau) speiste und bedauerte, daß wir nicht miteinander krapulieren könnten. Er gab mir aber einen Schlüssel zu seinem Keller, und führte mich dahin, um mir die besondern Weinsorten zu zeigen, die eine sehr vollständige Sammlung ausmachten. Daneben standen auch ganze Fässer mit gesalzenen und marinierten Meerfischen, deren ich mich, so wie des Weines, nach Belieben bedienen konnte. Ueberdies erbot er sich, wenn ich etwa des Abends gute Freunde einladen wollte, immer ein Mahl bereit zu halten, das mir keine Schande bringen sollte; und er hielt Wort. Sobald ich den Buben qua talem erkannte, machte ich wenig Umstände mit ihm, und warf ihm oft seine Schandthaten vor, die er auch keineswegs von sich ablehnte, sondern als noble Handlungen defendierte.

Franz Christian Heinrich Fischer war ein Wasserbrenner zu Nordhausen, der oleum vitrioli brannte ꝛc. und damit viel Geld gewonnen hatte, wovon er einen Theil verwendete, seine

*) Meusel, Vermischte Nachrichten, S. 181.

Begierden zu befriedigen und den andern, ein ansehnliches Capital zu erwerben. Beides ist ihm gelungen. Sein Aeußeres war bäuerisch, sowie seine Sprache und seine Sitten. Er hatte rothe Haare, wusch sich sehr selten und wurde nirgends zugelassen worden sein, hätte ihm nicht sein Geld die Fähigkeit erworben, überall zu erscheinen. Sein Weib hatte er zum Trunke verführt und sie mit ihrer vollen Zustimmenheit von aller Theilnahme an häuslichen Geschäften entfernt. Seiner einzigen Tochter hielt er eine sogenannte Gouvernante. Er selbst that, was ihn gelüstete, und seine Lüste waren Laster. Jetzt aber wird er in einer Figur erscheinen, nicht etwa sauberer wie gewöhnlich, denn auch bei solchen feinern Gelegenheiten blieb dieser an sich häßliche Tölpel in seiner Unart und in seinem Schmutze immer der Nämliche.

Ein Kamerad von mir, Rittmeister Baron A***), heiratete ein Fräulein aus einem der ältesten und besten Häuser Deutschlands, welches aus Grafen und Freiherren besteht, und brachte es zum Regiment nach Nordhausen. In diese junge Frau verliebte ich mich sterblich, unterstand mich aber nicht, das Geringste davon merken zu lassen; denn erstlich war sie kaum noch einen Monat mit ihrem Manne verheirathet und nach allem äußeren Scheine liebten sich die beiden jungen Leute vom ganzen Herzen. Zweitens war die Dame sehr gut erzogen und vermied Alles, was irgend einen Dritten verleiten konnte, etwas von ihr zu hoffen. Drittens hatte sie eine feine Denkungsart und einen Anstand, der die Männer in Respect setzte und erhielt. Sie hatte viel gelesen und einen richtigen Geschmack. Nimmt man dazu, daß sie eine der ersten Schönheiten war, nur etwa 17 Jahre alt, daß sie Musik und Sprachen verstand und sich sehr anständig zu putzen wußte, so wird man zugeben, daß ihr nichts von alledem abging, was man sonst bei Anderen nur einzeln findet.

Ich hätte es nie gewagt, nur im mindesten etwas blicken zu lassen, was den Zustand meines Herzens verrathen konnte. Doch vernachlässigte ich die Bekanntschaft nicht, und war fast täglich bei

*) Arnim. Siehe Lebensgesch. d. Gen. Majors v. Wilgren. S. 98.

diesem Paare, machte Freundschaft mit dem Manne, wie es der feinste Wohlstand erfordert. Ich erzählte ihnen einmal, daß mir mein Wirth die Offerte gemacht habe, mir und guten Freunden ein Nachtessen zu geben, und setzte einen Tag fest, wo wir den Herrn Fischer gemeinschaftlich beschmausen wollten. Dieser wurde von mir avertiert und er gab uns nicht nur ein prächtiges Nachtessen, sondern auch zugleich eine Musik von Dilettanten, die nicht schlecht war, und wir lebten da recht lustig bis zwei Uhr nachts. Es war an einem Donnerstag. Am Sonntag darauf war ich beim General, und es war die Rede von einer Landkarte, die ich besaß und die der General sehen wollte. Ich eilte nach meinem Quartiere, um sie zu holen; es war schon ganz finster.

Als ich nun meine Zimmerthüre aufschließen wollte, fand ich, daß sie von innen verriegelt war. Es war kein anderer Ausgang aus dem Zimmer; ich vermuthete Diebe, und fing an zu lärmen und meine Leute zu rufen. Da näherte sich von innen die Stimme meines saubern Herrn Hauswirths und bat mich, stille zu sein. Das Geheimniß entwickelte sich nun sogleich in meinen Gedanken und ich merkte, daß der Schandbube sich seines Hausschlüssels bedient und irgend ein H . . lein in mein Zimmer geführt habe. Ich öffnete also zwar die Thür, jedoch mit der Vorsicht, daß ich den Herrn Franz Christian Heinrich herausließ, aber das weibliche Geschöpf sanft zurück ins Zimmer schob, mit meinem Schlüssel die Thür innen verschloß, den Schlüssel zu mir steckte, mich meines Feuerzeugs bediente und Licht machte.

Da hatte denn die Schöne ihr Angesicht in alle Tücher gewickelt, die sie bei sich hatte, und weinte bitterlich.

Nach vielen Vorstellungen und Drohungen, das ganze Haus zusammenzurufen und sie zu verrathen, ließ sie den Schleier fallen und oh! deutsche Musen! und eben auch Ihr liederliches Gesindel aus dem Olymp! helft mir meinen Schrecken zu beschreiben! es war, kaum kann ich es der Feder anvertrauen — es war das schöne, liebe, mit so vielen Vorzügen begabte Weiblein (dem ich eine ganze Seite meiner Erzählung gewidmet habe), die ganz neugebackene Ehefrau des Barons A . . . . , vor deren Tugend

ich zitterte und ſie ſelbſt mit ſo viel Ehrfurcht behandelte, ich, damals ein Jüngling von 22 Jahren.

Die Dame konnte kein Wort vorbringen, weinte bis zum Schluchzen, und ließ ſich von mir, der ich auch kein Wort reden konnte, nach Hauſe führen. Das alles geſchah am Sonntag, den dritten Tag nach dem Abendeſſen, bei dem Fiſcher die Frau, und ſie ihn zum erſten Male geſehen hatte.

Als ich ſpäter nach Hauſe kam, war es mein Erſtes, den Mann Franz zu verhören und ihn vor allen Dingen zu ermahnen, daß er mir nur ſagen möchte, wie er in ſo kurzer Zeit ſich an eine ſolche Perſon wagen und ſie gewinnen konnte?

„Harre! das will ich ihm gleich ſage."

„Nun ſo ſag die Wahrheit, denn es iſt mir unbegreiflich, wie ein ſolches Ungeheuer wie Ihr, ein ſo wohl erzogenes Frauenzimmer in ſo kurzer Zeit zu der größten Schandthat, die zu erdenken iſt, bewegen konnte?"

„I nu, da die Leute den Abend bei mir ſpeiſten, merkte ich, daß ihre Finanzen nicht im beſten Zuſtande ſein mochten. Ich nahm ein Röllchen von 25 Dukaten, und drückte es beim Abſchiednehmen der Frau in die Hand. Sie nahm es an und das war mir genug. Am Sonnabend, da ihr Mann auf der Wache war, ging ich zu ihr ins Haus. Sie bat mich, ihr hundert Dukaten vorzuſchießen. Ich verſprach ſie, wenn ſie den Sonntag auf dem Platze, den ich ihr benannte, erſcheinen würde. Sie kam, hat das Geld empfangen und Sie erſchienen ebenfalls — aber zu zeitlich, denn mein Geld iſt zum Teufel, ohne daß ich etwas dafür genoſſen hatte." —

Erſt am Dienſtag erhielt ich ein franzöſiſches Billet von der Dame, worin ſie mich bat — ſie zu verdammen, aber nicht ganz, ſondern ſie auch anzuhören und zu ihr zu kommen, weil ihr Mann auf der Wache ſei. Da hörte ich denn Folgendes:

„Werden Sie mir wohl glauben, daß der ſchändliche Exceß, den Sie von mir wiſſen, aus großer Liebe zu meinem Manne herrührt! Ich bin eine Tochter aus der R . . .'ſchen Familie, in der ein Vertrag errichtet iſt, kraft deſſen kein Fräulein mehr als

4000 Gulden Heiratsgut empfängt, und das hat auch mein Mann richtig erhalten und sogleich für Pferde, Equipage und Hausgeräthe verwendet. Nun hatte er sich eingebildet, eine so große und reiche Familie werde ihre Kinder unterstützen, und verlangte von mir, Geld von meinen Verwandten zu fordern. Obgleich ich wußte, daß dies nicht helfen konnte, habe ich doch seinen Willen gethan, aber es sind von allen Seiten abschlägige Antworten gekommen. Nun spürte ich an meinem Manne eine Kälte, die mir unerträglich wurde, denn ich liebe ihn vom Herzen. Fischer drückte mir beim Abschiede nach der Abendmahlzeit 25 Dukaten in einer Rolle in die Hand. Ich nahm sie, ohne zu wissen oder daran zu denken, was ich that. Am Freitag, als mein Mann zum Mittagessen kam, legte ich ihm die 25 Dukaten unter sein Couvert, und gab vor, sie von einem Verwandten mit der Post bekommen zu haben. Da war denn augenblicklich das alte gute Einvernehmen wieder hergestellt; er wurde so zärtlich wie vorher, und machte mich so glücklich, daß ich, um dieses Hilfsmittel ferner zu gebrauchen, von Fischer hundert Dukaten borgte, die er mir in Ihrem Zimmer zahlte. Ihre Erscheinung brachte mich aus aller Fassung und setzte mich in den Kummer, den ich noch beweine; denn der Schein ist gegen mich."

Also stimmte die Aussage der beiden Inquisiten darin überein, daß der Herr Gemal, Baron von A . . ., für diesmal noch hörnerlos zu erklären sei, und ich enthalte mich alles Urtheilens: Num de occultis ecclesia non judicat.

Der Generalmajor Johann Michael Fischrav, ein vom Schergen bis zum General emporgestiegener tollkühner und glücklicher, dabei aber auch gewissenloser, unmoralischer Mensch, freute sich, an Bretschneider eine gute Erwerbung gemacht zu haben. Dieser hingegen bereute seinen Schritt, den er wahrscheinlich nothgedrungen gethan hatte, nur gar zu bald, indem er nicht lange nach dem Eintritte in diese Laufbahn erkannte, unter was für wüste Menschen er gerathen war; indeß kam er bald aus dieser verdrießlichen Lage, obgleich nicht auf die erfreulichste Art.

Generalmajor Gſchray ſtand nämlich mit ſeinem Oberſtlieutenant von Thürriegel deshalb in Zwieſpalt, weil dieſer ein ehrlicher Mann war und die Betrügereien aller Art, welche Gſchray in Bezug auf die Montirung und Lebensmittel verübte, nicht unterſtützen wollte. Dieſer Zwieſpalt ging bald in offenen Haß und bittere Feindſchaft über, ſo daß ſie ſich gegenſeitig zuerſt beim Prinzen Heinrich und zuletzt beim König verklagten. In Folge der Verdächtigungen Gſchray's wurde Thürriegel am 18. Auguſt 1761 verhaftet und auf Befehl des Königs nach Magdeburg abgeführt. Gſchray äußerte darüber die größte Freude und lud ſeine Officiere am 22. Auguſt abends zu einem Bankett ein, bei welchem tüchtig poculirt wurde. Aber am 23. Auguſt früh morgens wurde Gſchray, der ſich der unbefangenſten Sorgloſigkeit hingegeben hatte und trotz aller Warnungen von Sicherheitsvorkehrungen nichts wiſſen wollte, von dem franzöſiſchen Parteigänger Grandmaiſon in Nordhauſen überfallen und das ganze, damals bei weitem noch nicht vollzählige Corps, der General ſelbſt, ſein Sohn, der Chevalier Gſchray, der Major von Wieſe, der Rittmeiſter Mangold und der Stabsrittmeiſter Bretſchneider im Bette, und ſämmtlich noch halb betrunken von den Luſtbarkeiten wegen Thürriegel's Entfernung, mitten in der Stadt, zumeiſt barfuß und ohne Beinkleider, gefangen und zuerſt nach Caſſel, ſodann im Februar 1762 nach Landau im Elſaß abgeführt.

Dreizehntes Kapitel.

Entlaſſung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft. — Aufenthalt in Frankfurt am Main. — Der preußiſche Legationsſecretär Gentz und die Entſtehung der ritterlichen Tafelrunde in Wetzlar.

Bretſchneider blieb in der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft vom 23. Auguſt 1761 bis zum 15. Februar 1763, wo der Hubertsburger Friede geſchloſſen und er nebſt Anderen entlaſſen

wurde. Darauf erfolgte dann die Auflösung der Gichran'ſchen Frei-Dragoner. Bretſchneider hätte zwar in preußiſchen Dienſten bleiben können, wenn er einen Rang rückwärts hätte treten wollen, aber dies war nicht nach ſeinem Geſchmacke.

Ueber Bretſchneider's Schickſal während ſeiner Gefangenſchaft iſt nichts bekannt geworden. Er ſelbſt ſchreibt nur darüber, daß er Kriegsgefangener war und dieſe Zeit dazu verwendete, um Franzöſiſch und Latein zu lernen.*) Ueberhaupt pflegte er nicht gern von dieſem Theile ſeiner Lebensgeſchichte zu ſprechen, ſondern ſuchte vielmehr, wenn man ihn darauf hinführen wollte, auszuweichen und konnte er dies nicht wohl, ſo pflegte er darüber zu ſcherzen oder zu ſpotten. Nach ſeiner Entlaſſung aus der Kriegsgefangenſchaft hatte er ſich nach Frankfurt am Main begeben, wo er mit dem Chef des Bankhauſes Bethmann bekannt war. Dort dachte er zu bleiben, bis er wieder eine Anſtellung erhalten würde.

Im Jahre 1764 war Bretſchneider bei der Krönung Joſephs II. zum römiſchen Könige**) gegenwärtig, bei welcher Gelegenheit er den preußiſchen Legationsſecretär Ganz kennen lernte. Er erzählt über die Erlebniſſe aus jener Zeit:***)

„Ich lernte Ganz im Jahre 1764 bei der Königs-Krönung Joſeph's kennen und damals hatte ich noch keinen beſſern Schriftſteller mit Original-Launen geleſen als den Cervantes, ſo wie ich auch nicht ſagen kann, daß ich nach der Zeit Viele gefunden hätte. Genug, ich trieb meinen Spaß mit Ganz, nannte ihn meinen Sancho, und gewöhnte mich und ihn daran, daß wir nicht anders als im Rittertone miteinander ſprachen und nach unſerer Trennung nicht anders an uns ſchrieben. Unſere damaligen Liebſchaften, die zum Theil wahre Maritornen****) waren, nannten wir Prinzeſſinnen

*) Papillons. S. 8

**) Joſeph ward 1764 zum römiſchen Könige und 1765 zum Kaiſer gekrönt.

***) In einem Briefe an Nicolai aus Lemberg vom 4. December 1792.

****) Maritorne, eine garſtige Bauerndirne, welche Don Quixote für eine Prinzeſſin anſah.

und gaben ihnen hochtrabende Namen, ſo wie wir uns und andere, die wir Ritter tauften, allerlei, anfangs ſpaniſche und in der Folge altdeutſche Ritternamen beilegten.

Ganz kam nach Wetzlar unter einem Haufen junger Leute, die ſich dort aufhielten (unter Anderen auch Goethe) und ſetzte dieſen Spaß auch unter Dieſen fort, ſo daß in Wetzlar damals Ganz, Goethe, Gone,*) Jeruſalem und Mehrere, die ich vergeſſen habe, immer nur von Rittern und Ritterweſen ſcherzten. Vermuthlich kam Goethe dadurch auf ſeinen „Götz von Berlichingen“. Man hat mir immer die Ehre angethan, mich für den älteſten Ritter zu erkennen, wenigſtens von Seiten des Ritters Wunibald d. i. Ganz.“

Das geſellige Hauptquartier in Wetzlar, wo ſich die jungen Männer zu ihren Scherzen und Ritterſpaßen zuſammenfanden, befand ſich in dem Gaſthofe „zum Kronprinzen Kaſpar“. Die Correſpondenz zwiſchen Bretſchneider und Ganz im Rittertone, hatte den Anlaß zur Stiftung dieſer ritterlichen Tafelrunde im „Kronprinzen“ gegeben. Obenan ſaß der Heermeiſter, ihm zur Seite der Kanzler und die einzelnen Staatsbeamten; es folgten die Ritter nach ihrer Anciennität, Fremde ſaßen zu unterſt. Ritterlicher Jargon, Rittername und der Ritterſchlag mit Symbolen, die verſchiedenen Ritterorden entlehnt waren, fehlten nicht.**)

Daß Bretſchneider ebenfalls ein Mitglied dieſes Ordens geweſen, iſt aus dem Werke: „Goethe in Wetzlar“ von Herbſt (S. 56 und 58) zu erſehen, wo Bretſchneider's Humor dabei angeführt wird. Zu welcher Zeit er aber dieſer Tafelrunde angehörte und in Wetzlar geweſen iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen, da jede Aufzeichnung darüber fehlt. Man kann nur vermuthen, daß er von Frankfurt aus zeitweiſe Wetzlar und ſeinen Freund Ganz beſuchte und bei dieſer Gelegenheit auch ein Mitglied der ritterlichen Tafelrunde ward.***)

*) Gone war Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſcher Legationsſecretär.

**) Vergleiche: Herbſt, Goethe in Wetzlar 1772, Gotha 1881 und Aleken, Goethe in den Jahren 1771—1775, Hannover 1865.

***) Mit Goethe konnte Bretſchneider in Wetzlar niemals zuſammen-

Vierzehntes Kapitel.

Anſtellung in Graflich Ysenburg'ſchen Dienſten 1767. — Aufenthalt in Idſtein. — Heirat. — Briefwechſel mit Gellert. — Entſtehung des Briefwechſels mit Nicolai. — Die „Papillotes“. — Der Sprachmeiſter Heinrich Jerlich und ſein merkwürdiger Lebenslauf.

Nachdem Bretſchneider einige Jahre in Frankfurt am Main gelebt und auf irgend eine Anſtellung gewartet hatte, wurde er von dem Reichshofrathe Karl von Moſer*, welcher ein Freund der Bretſchneider'ſchen Familie war, in Naſſauiſche Dienſte empfohlen und in Folge deſſen im Jahre 1767 als Landeshauptmann in Naſſau-Ufingen'ſchen Dienſten zu Idſtein angeſtellt. Im Jahre 1769 wurde er auch daſelbſt Major. Sein Wohnſitz war Idſtein. Dort verheiratete er ſich mit der Tochter eines aus Frankreich vertriebenen Reformirten, Namens Gémel, welcher Kaufmann war.

Zu jener Zeit war es, wo er mit Gellert im Briefwechſel ſtand. Auch war er ſchon damals mit dem Schriftſteller und Buchhändler Nicolai in Berlin, obwohl er denſelben noch nicht perſönlich kannte, in literariſchem Briefwechſel.

gekommen ſein, da Erſterer erſt im Monate Mai 1772 nach Wetzlar kam und am 11. September desſelben Jahres von da wieder abreiſte. Bretſchneider dagegen von Anfang April 1772 auf ſeiner abenteuerlichen Reiſe nach London und Paris ſich befand, von der er erſt 1773 wieder zurückkehrte. A. d. H.

* Friedrich Karl Freiherr von Moſer war 1734 zu Stuttgart geboren, 1747 heſſenhomburgiſcher Kanzleiſecretär, lebte dann in Hanau und war mehrere Jahre heſſenhomburgiſcher Geſandter beim oberrheiniſchen Kreiſe, 1767 Reichshofrath, 1796 Adminiſtrator der Grafſchaft Falkenſtein, 1770 bis 1780 erſter Staatsminiſter und Kanzler in Darmſtadt, worauf er in mehreren Orten, zuletzt in Ludwigsburg privatiſierte. Er ſtarb 1798 und hinterließ zahlreiche hiſtoriſche und juridiſche Werke.

Dieſer Briefwechſel war folgendermaßen entſtanden. Nicolai hatte ſich nach dem Tode Meinhard's*), des bekannten Ueberſetzers italieniſcher Dichter, durch den Buchhändler Fleiſcher in Frankfurt, an Bretſchneider, als damaligem Landeshauptmann zu Idſtein gewendet mit dem Erſuchen, Meinhard's dort lebender Mutter den Tod ihres Sohnes bekannt zu machen und ſie aufzufordern, ſich als deſſen Erbin zu legitimieren. Bretſchneider antwortete Nicolai am 30. Juni 1767, daß er ſich freuen würde, wenn Nicolai in dieſer Angelegenheit ſich ferner ſeiner Adreſſe bedienen wolle. Hiedurch entſtand eine Correſpondenz, die mit einigen Unterbrechungen durch Reiſen, Krieg und andere äußere Zufälle veranlaßt, 43 Jahre bis zum October 1810 gedauert hat.

Am 12. September 1769 ſchrieb Bretſchneider aus Idſtein an Nicolai:

„Ich ſetzte mich im vorigen Winter alle Abende an den Kamin und ſchrieb. Daraus entſtanden keine noctes atticae, ſondern mit Gunſt zu reden „Papilloten", wozu mein Verleger ein Fratzengeſicht von einem Satyr zur Vignette ſtechen ließ, und ſie in die Welt ſchickte. Der Verfaſſer ſollte verſchwiegen bleiben; allein das günſtige Urtheil der Frankfurter gelehrten Zeitung (worauf ich mir aber nicht viel zu Gute thue) bewog meinen Verleger, mich zu verrathen. Man hat mir geſagt, die Halliſche gelehrte Zeitung habe mich dagegen jämmerlich geſtriegelt. Das habe ich mit Selbſtverleugnung angehört, und hüte mich das Blatt eher zu leſen, als bis es mir durch einen Zufall in die Hände kommt. Nun muß ich Ihnen aber offenherzig bekennen, daß ich den geringen Werth meines Buches ganz wohl einſehe. Habe ich es doch nur

*) Johann Nicolaus Meinhard, eigentlich Gemeinhard, geb. am 11. September 1727, ſtarb am 15. Juni 1767 zu Berlin als Magiſter der Philoſophie und Privatgelehrter. Er überſetzte Mehreres aus dem Italieniſchen und ſchrieb: Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter. 3 Bände, Braunſchweig 1763–1774. Neue Auflage 1774, dann Theagenes und Charikleja, eine äthiopiſche Geſchichte in 10 Büchern aus dem Griechiſchen des Heliodor, 2 Theile, Leipzig 1767. Gedichte in Schmid's Anthologie der Deutſchen und im deutſchen Muſeum.

A. d. H.

zum Zeitvertreib geschmiert, und wie einen Bankert, den man mit Verdruß für den Seinigen erkennen muß, in die Welt gesetzt; mithin bin ich mit allem zufrieden, was man davon sagen kann und will. Allein so viel ich auch in solchen Fällen vertragen kann, so bin ich doch ungern lächerlich gemacht, und hierzu ist vielleicht etwas Stoff in den „Papilloten"; die Strafe dafür gebührt aber eigentlich dem Setzer, und nach ihm dem Verleger, der kein Verzeichniß der Druckfehler anhängen wollte."

In einem folgenden Briefe äußert Bretschneider, daß es seinen Stolz ein wenig kränken würde, wenn Nicolai die „Papilloten" als ein Werk betrachten wollte, das seine Kräfte erschöpft habe, er würde etwas Besseres schreiben können, wenn er glaubte, daß der Welt damit gedient sei.

In Idstein benutzte Bretschneider seine freie Zeit dazu, um mit Eifer die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. Schon während seiner Kriegsgefangenschaft in Landau hatte er, wie bereits oben erwähnt wurde, Latein und Französisch gelernt. Nun warf er sich mit größtem Fleiße auf philosophische, juristische und theologische Studien, wie er auch jene der schönen Wissenschaften und alten Klassiker betrieb, wobei ihm der damals in Idstein lebende Sprachmeister am Gymnasium daselbst, Heinrich Frölich, der früher in Göttingen Lector gewesen, behilflich war. Bretschneider stand mit demselben in näherer freundschaftlicher Verbindung und berichtet über diesen gelehrten und auch durch seine Erlebnisse merkwürdigen Mann wie folgt:

Er war der Sohn eines Landpredigers aus dem Canton Bern, ward ungefähr um das Jahr 1706 geboren und heiratete 1743 eine gewisse Guivant, Gouvernante der Kinder des Barons Edelsheim zu Hanau. Vorläufig muß ich von ihm erwähnen, daß mir, so lange ich lebe, kein Mensch vorgekommen ist, mit einem Gedächtniß wie es Frölich hatte: nicht nur, daß er die Briefe und Satiren des Horaz auswendig hersagen konnte, ohne Fehler oder Anstoß, sondern auch den ganzen Juvenal. Wenn

man ein Schlagwort wählte, z. B. aus der zweiten Satyre: „Tertius e coelo cecidit Cato: sed tamen unde haec emis“, ſo fuhr er gleich fort und konnte die ganze Satyre bis ans Ende herſagen. Dieſem Manne habe ich viel zu verdanken, denn wir haben miteinander faſt alle franzöſiſchen Dichter und ſelbſt die alten, wie z. B. Ronſard, Clement Marot, Regnier, den Montaigne, den Rabelais und endlich von den neueren den Voltaire u. ſ. w. geleſen und darüber geſprochen, wobei ich, als ein junger Mann, viel gewonnen habe.

Frölich war der einzige Sohn ſeines Vaters, der ein Witwer war und alle ſeine Zeit auf die Erziehung dieſes Sohnes verwenden konnte, deſſen Talente er bald erkannte, und er ſelbſt verdient in jedem Zweige der Wiſſenſchaften ein Gelehrter genannt zu werden. Der junge Menſch, dem ſein Vater durch Ambition, die er ihm beizubringen wußte, Eifer und Luſt einflößte, war in ſeinem ſechszehnten Jahre ſchon gelehrt und noch gelehrter als ſein Vater, der unter andern ſich zu ſeiner Zeit ſehr auf Sprachen verwendet hatte. Heinrich Frölich verſtand Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Portugieſiſch, Holländiſch, Malaiiſch, Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch und Chaldäiſch, und das ſchon in ſeinem 16. Jahre, außer Holländiſch, Malaiiſch und Portugieſiſch, welche drei Sprachen er erſt in Oſtindien erlernte. Von den Wiſſenſchaften, die ihm noch außerdem ſein Vater gründlich beigebracht hatte, will ich nur noch der Mathematik erwähnen und beiläufig anzeigen, daß er mit ſeinem Vater auch ſchon den Bayle*) ganz durchgeleſen hatte, mit des Alten mündlichem Commentar.

Der Vater hatte nun den Plan gemacht, den jungen Menſchen ſelbſt auf eine holländiſche Univerſität zu begleiten, ihn etwa noch ein halbes Jahr Collegien hören und dann zum Doctor der Theologie promovieren zu laſſen, welcher dann als ein ingenium praecox der ganzen reformirten Kirche und den Alten und

---

* Pierre Bayle, geb. 1647, geſt. 1706, Verfaſſer vieler philoſophiſcher Schriften und des Dictionnaire historique et critique. A. d. H.

Jungen viel Freude gemacht haben würde; aber im Rathe des Schickſals war es anders beſchloſſen.

Der Vater wurde krank und ſtarb. Als ſich ſein Ende näherte, gab er dem Sohne für etwa 8000 Reichsthaler holländiſche Wechſel und hundert Species Dukaten. „Mein Sohn, ich hoffe, daß ich dich ſo erzogen habe und Du ſelbſt ſo verſtändig biſt, den Plan allein auszuführen, den wir gemeinſchaftlich unternehmen wollten. Dieſes Geld wurde von mir dazu beſtimmt. Ich gebe es Dir in die Hände, weil es ſonſt, wenn ſich die Obrigkeit drein miſcht, nicht planmäßig angewendet wird. Laſſe Dir nichts merken und mit Dir machen, was die Herren wollen. Wenn ſie Dich bevormundet haben, ſo bitte um Erlaubniß, Deinen Oheim von der Mutter, der Profeſſor in Genf iſt, zu beſuchen. Nimm einen Paß nach Holland, werde Doctor und führe Das aus, was wir beſchloſſen haben.“ Er ſtarb und der erſte Theil ſeines letzten Willens wurde pünktlich beſorgt. Als aber der junge gelehrte Herr nach Holland kam, mit beinahe ein paar Tauſend holländiſchen Gulden im Sacke, ſo fing er an, ein freies, luſtiges Leben dem Umgange mit den Muſen vorzuziehen und verthat, leider! Alles was er hatte, ohne nur eine Univerſität geſehen zu haben. Kurz er wurde genöthigt, ſich als gemeiner Seeſoldat anwerben zu laſſen und ging als ſolcher mit einem Kriegsſchiffe nach Batavia. Dort fügte es ſich, daß der damalige Gouverneur, Baron von Imhof *) nach der Inſel Ceylon überſchiffte und Frölich als Grenadier bei dem Commando ihn begleitete.

Auf dieſer Reiſe begegneten ſie einem Schiffe, welches die Segel ſtreichen und dem Gouverneur ſeine Papiere vorlegen mußte. Zu dieſem Zwecke kamen drei Perſonen an Bord, wovon nur eine vor den Gouverneur gelaſſen wurde. Die andern zwei blieben auf dem Verdeck und gaben auf alle an ſie ergangenen Fragen keine Antwort. Das Schiffsvolk wollte gerne wiſſen, von welcher Nation ſie wären. Aber ſie ſchüttelten die Köpfe und ſtellten ſich an, als ob ſie keine von den Sprachen verſtänden, in denen ſie gefragt wurden. Frölich,

*) Guſtav Wilhelm Freiherr von Imhof, geb. 1705, ward 1736 Gouverneur von Ceylon, und im Jahre 1740 Gouverneur von Batavia.

der damals etwa 18 Jahre alt war, ließ nun ſeine Sprachkenntniſſe wirken, und fragte in allen Sprachen, die er verſtand, mit ausdrücklicher Angabe des Namens der Sprache, in der er fragte, bekam zwar keine Antwort, ſetzte aber ſeine Kameraden in größten Reſpect wegen ſeiner Kenntniſſe. Der Kapitän von jenem Schiffe hatte ſich legitimiert und wurde entlaſſen.

Als der Gouverneur in Ceylon angelangt war, unterſuchte er nicht nur die Gerichts- und Polizeiſtellen, ſondern auch insbeſondere Kirchen und Schulen. Da war ein Gymnasium illustre mit Zöglingen von den Landeseinwohnern, deren Fähigkeiten Frölich ſehr rühmt und nach der Einrichtung und den planmäßigen Vorſchriften ſollten die jungen Leute hier ſo weit gebracht werden, daß ſie nach Prüfung der ehrwürdigen Klaſſe — ſo heißt das Conſiſtorium in Holland — gleich von da aus in geiſtliche und weltliche Aemter treten konnten. Es waren faſt alle todten und lebenden Sprachen in dieſem Gymnaſium zu lernen und da der Herr Baron von Imhof an einem Vormittage das Gymnaſium viſitiert hatte, beklagte er an der Tafel ſehr, daß er Niemanden habe, der in den alten Sprachen die Meiſter, die ſie lehren ſollten, prüfen könne, indem er ſelbſt außer franzöſiſch, italieniſch, holländiſch, portugieſiſch, nur ein wenig Latein verſtehe. Der Kammerdiener, der hinter dem Stuhle Seiner Excellenz ſtand, mengte ſich in das Geſpräch und verſicherte ſeinem Herrn, daß bei den Grenadieren ein gemeiner Mann ſei, der alle Sprachen verſtehe, und zwar namentlich hebräiſch und griechiſch. Obgleich der Gouverneur über dieſe Aeußerung lachte, ſo war doch die Erzählung des Kammerdieners von der Begebenheit auf dem Schiffe hinlänglich für Seine Excellenz, ſogleich zu befehlen, daß der junge Menſch geholt werden ſollte. Er war eben auf der Wache und erſchien in ſeiner Grenadiermütze und dem Bandelier. Baron Imhof redete ihn franzöſiſch an. Dies war gewiſſermaßen ſeine Mutterſprache; dann italieniſch und endlich fragte er ihn, was er noch für Sprachen verſtände, und hörte das von mir oben angegebene Regiſter.

Nun wurde der gelehrte Herr Grenadier geſpeiſt, und nach dem Eſſen nahmen ihn Seine Excellenz mit in die Schule und

ſtellten ihn dem Rector vor, der zugleich Profeſſor der orientaliſchen Sprachen war. Der Gouverneur ſagte: da ſei ein junger Menſch, der ſich rühme, hebräiſch zu verſtehen, der Herr Rector möge ihm doch ein wenig auf den Zahn fühlen. Das that er denn und fing damit an: „Kenn gie die Wortel Woorden, Myn Heer? (Kennen Sie die Wurzelworte, mein Herr?) Darauf antwortete Frölich nichts anders, als daß er in continuo alle Wurzelwörter auswendig herſagte; darob der Herr Rector und alle Anweſenden gar ſehr erſtaunten. Aber nun kam's noch ärger. Der Baron Imhof ſchlug in der hebräiſchen Bibel ein Kapitel auf, welches jeder von den Beiden ableſen und überſetzen mußte. Da zeigte ſich dann Frölich's Ueberlegenheit ſo deutlich, daß Seine Excellenz den Rector auf der Stelle penſionierte und Frölich zum Rector ernannte.

Dieſes Amt hat er ein paar Jahre mit ausgezeichnetem Fleiße verwaltet, die jungen Rationaliſten zu gewinnen verſtanden, eine zweckmäßige Ordnung in der Lehrart in dieſem Gymnaſium eingeführt, bei allem Neide und dem Verdruß der Kleriſei, die ſich einen gemeinen Soldaten zum Theil vorgeſetzt, zum Theil als Collegen anzuerkennen genöthigt ſah. Der Rector mußte bisweilen predigen und avancierte in der gewöhnlichen Ordnung zum erſten Geiſtlichen und Kloſtervorſteher. Dieſer Fall ereignete ſich, als der erſte Prediger ſtarb und Frölich ſein Recht geltend machen wollte; allein die ſehr ehrwürdige Klaſſe machte dagegen ihre Vorſtellungen und forderte von Frölich, daß er ſeine Zeugniſſe vorlegen und damit beweiſen ſollte, daß er ſeine Studien auf einer holländiſchen Univerſität abſolviert habe.

Baron Imhof ließ Frölich zu ſich nach Batavia kommen und fragte ihn, ob er ſich anheiſchig machen wollte, bei ſeiner Beförderung das Rectorat beizubehalten? und als Frölich einwilligte, ſchenkte ihm Imhof tauſend Thaler und befahl ihm, mit dem erſten Schiffe nach Holland abzugeben, dort auf einer Univerſität zu promovieren und wieder zurückzukehren; der erledigte Platz ſollte inzwiſchen nicht beſetzt werden.

Frölich mußte noch ungefähr 14 Tage in Batavia die Abfahrt ſeines Schiffes abwarten. Da entſtand der bekannte Auflauf der Chineſen (1740), den Frölich ganz mit abgewartet hat. Das Schickſal des Barons Imhof und ſein bald darauf erfolgtes Ableben iſt bekannt.*) Frölich hatte nun keinen Patron mehr in Oſtindien, nahm ſein bischen Geld und trat mit einem Andern in Geſellſchaft, um einen Juwelenhandel zu gründen. Er verlor dabei, wurde Sprachmeiſter zu Alefeld, mußte wegen ſeiner reformierten Religion dort quittieren, wurde Lector in Göttingen und zuletzt Sprachmeiſter am Gymnaſium zu Idſtein.

Von ſeinem dortigen Aufenthalt kann ich noch zum Schluß folgende Anekdote erzählen: Die dortigen Geiſtlichen und Schulherren bekamen einen Theil ihrer Beſoldung in Naturalien und da beſtand der Gebrauch, daß dem Herrn Superintendenten das beſte Korn oben weg gereicht wurde. Ein neuer Amtmann — er hieß Rösler — fand dies unbillig und verordnete von amtswegen, daß das Korn untereinander gemengt und ſo vertheilt werden ſollte, damit ein Participant wie der Andere einerlei Korn bekäme. Der Superintendent Troſten, ein guter Mann mit einem böſen Weibe an der Seite, der mit jedem der vornehmſten Theilnehmer geſprochen und viel guten Willen bei ihnen gefunden hatte, nahm das für baares Geld und ſtellte dem Amte vor, die andern Herren, welche Korn zu empfangen hätten, wären willig, es beim Alten zu laſſen; er bäte, ſie darüber zu vernehmen. Es erging daher ein Cirkular, welches Frölich mit den Worten unterſchrieb: „Als es in der Wüſte Manna und Wachteln regnete, machte Gott keinen Unterſchied, und der Hoheprieſter bekam nichts Beſſeres, als die Andern."

Frölich ſtarb im Jahre 1780 oder 1781.

---

*) Imhof ſchlug den Aufſtand der chineſiſchen Bevölkerung in Java nach einem furchtbaren Blutbade im October 1740 nieder und kehrte wieder nach Batavia zurück, wo er als General am 1. November 1750 ſtarb. Näheres in Bülows geheimen Geſchichten. 3. Band. S. 310.

Fünfzehntes Kapitel.

Freundschaftlicher Verkehr mit dem Obersten Philipp Friedrich Rieger, dem nachmaligen General und Commandanten von Hohenasperg — Rieger und der Handwerksbursche — Ein Vorfall bei dem Hofrathe Herzogenstein.

Eine andere interessante Persönlichkeit, mit welcher Bretschneider damals in freundschaftliche Beziehungen getreten, war der Oberst Philipp Friedrich Rieger, welcher später General und Kommandant der Festung Hohenasperg wurde.

Mit diesem Manne*) (schreibt Bretschneider) habe ich manche Jahre lang in Freundschaft gelebt. Er war ein seltsamer und kein Alltagscharakter, wovon viel zu erzählen wäre. Er war sehr jovialisch, voll von Muthwillen und Laune, in gewissem Verstande stolz, herrschsüchtig und übermüthig und dabei ein frommer Christ und Pietist. Ich möchte wissen, wo die Bibel hingekommen ist, die er in seiner Gefangenschaft mit Kohle von Schwefelhölzern in den weißen Stellen beschrieben hat; es war

*) Im Württembergischen ist wohl Niemand, der sich seiner nicht erinnert, wo nicht aus persönlicher Kenntniß, doch aus der Geschichte des Vaterlandes. Rieger wurde öffentlich auf der Wachtparade — er war damals Oberst — der Degen zerbrochen, die Klappen von der Uniform gerissen und alles angethan, was zur Infamie gehört, er selbst auf die Festung Hohenasperg gebracht und krumm geschlossen, mit Wasser und Brod gespeist, drei oder vier Jahre lang; dann wurde er etwas besser gehalten und dem Tageslichte näher gebracht, denn er stak tief unter der Erde und saß ungefähr sieben Jahre überhaupt. — Ueber seine Verhaftung sind verschiedene Bücher geschrieben worden, für und wider ihn, so z. B.: Der neue Solon, Württembergische Briefe, la pure vérité, la pure vérité telle comme elle est, ꝛc. Bretschneider.

Siehe auch über Rieger den Aufsatz in Schiller's prosaischen Schriften: „Ein Spiel des Schicksals" und Pfeffel: „Geschichte der deutschen Höfe ꝛc." 25. Band, Seite 257. Anmerkung des Herausgebers.

etwas Rares! Nun iſt er todt,*) und ſeine Kinder desgleichen, aber ſein Andenken iſt mir immer noch ſchätzbar. Denn bei alledem, was ich von ſeinem Charakter geſagt habe und noch ſagen werde, war er ein ehrlicher Mann, der ein gutes Herz hatte, gern Jedermann Dienſte leiſtete und Habſucht und Geiz verachtete.

Ich weiß kein beſſeres Wort in dieſem Augenblicke, um einen mit Talenten und Anlagen geborenen Menſchen zu bezeichnen, als Genie. Wenn Genies das Mißgeſchick haben, in ihrer Kindheit von abergläubigen Menſchen erzogen zu werden oder von Heuchlern oder ſolchen Frommen, die wir Pietiſten nennen, welche ſich beſſer dünken, als alle andere Menſchen — denn ſie ſind das Volk Gottes! — Genies, die dieſen in die Hände fallen, verderben ſicher; ſie werden um die Früchte ihrer Gaben gebracht, und können nur durch ſeltene, glückliche Zufälle zum Dienſte der Welt angewendet werden. Rieger's Vater, der die „Herzpoſtille" geſchrieben hat, machte aus dem feurigen, talentvollen jungen Menſchen einen Heuchler. — Das war er jedoch nur eine kleine Zeit lang, in der zarten Kindheit, da es ihm etwas eintrug. Auf der Univerſität und im Soldatenſtande glaubte er zwar noch immer alles, was ihm ſein Vater beigebracht hatte, aber er lebte nicht darnach, ſondern nach ſeiner Phantaſie und ſeinen Lüſten. Die ſchwere Lection einer ſiebenjährigen Gefangenſchaft hat ihn nicht zahm gemacht; denn als er auf Verwendung des däniſchen Hofes losgelaſſen wurde und ſich in der Gegend des Rheinſtromes aufhalten mußte, wo ich ihn kennen lernte, war er wieder ſo, wie ich ihn beſchrieben habe.

Ich ging oft mit ihm ſpazieren. Einſt begegnete uns ein Handwerksburſche oder ſonſt ein junger Menſch, der (wie es ſolche Leute gewöhnlich nicht beſſer verſtehen) ſeinen Hut vor uns nur rückte, nicht abnahm. Rieger, der den Menſchen ebenſowenig kannte, als ich, rief, er möchte zu uns kommen und redete ihn alſo an: „Er, grober Flegel! iſt gewiß noch nicht unter Leuten geweſen, wo Er ein wenig Lebensart hätte lernen können, denn Er verſteht,

*) Rieger ſtarb 1783.

wie ich ſehe, nicht einmal ſeinen Hut abzunehmen. Sieht Er, Burſche, wie ich den Hut abnehme: Er muß ihn herunterziehen. Den Hut rücken, zeigt eher Verachtung an, als Verehrung des Gegenſtandes, den er vor ſich hat, und es iſt viel höflicher, den Hut gar nicht abnehmen, als ihn nur rühren. Merk' er ſich das!" „Ich bitte um Verzeihung, Ihro Gnaden! Wir hinter der Höhe verſtehn's nicht beſſer". — „Na, er iſt ein braver Kerl, da hat Er einen Gulden und komm' Er einmal zu mir."

Ein andermal hatte uns ein gewiſſer Herzogenſtein*), der den Hofrathstitel führte, zum Mittageſſen eingeladen, und zwar auf Anſtiften des Oberſten Rieger, welcher dem Kanzler Wehrkamp Nachricht gegeben hatte, daß wir da ſpeiſen würden, und der wollte mich, aus gewiſſen Urſachen, gern am dritten Orte ſprechen. Das wußte nun wohl Rieger und Wehrkamp, aber nicht ich und Herzogenſtein, welcher ſeinem Bedienten befohlen hatte, Niemand hereinzulaſſen, ſo lange das Mittageſſen dauern würde. Wehrkamp kam; wir hörten den Wagen ſtill halten — und weiterfahren. Sobald der Bediente wieder hinter ſeinen Herrn trat, fragte ihn dieſer, wer da angefahren ſei? — Antwort: „Der Kanzler Wehrkamp". — Rieger: „Und Ihr, elender Bube! habt ihn nicht heraufgelaſſen?" — Bedienter: „Mein Herr hat mir befohlen, Niemand vorzulaſſen, ſo lang er ſpeiſt." Rieger: „Er und ſein Herr ſind einer ſo viel werth, als der Andere"; zum Herzogenſtein: „Und Sie, Sie ſind ein elender Tependent von Ihrem Bedienten; ein Mann der nichts zu befehlen hat in ſeinem eigenen Hauſe, ein Imbecill, der nur durch ſeine Dummheit glücklich iſt". Und nun war der Teufel los. Die beiden Champions zankten ſich wie die Bauern, und ich war der Grieswartel.

---

*) Er hieß eigentlich Reinhard, ließ ſich aber unter obigem Namen adeln. Sein Vater, eines Schuſters Sohn, war Rector des Gymnaſiums zu Frankfurt am Main. Bretſchneider.

Sechzehntes Kapitel.

Bekanntſchaft mit dem berüchtigten Karl von Biron, Prinzen von Kurland. — Charakteriſtik desſelben. — Seine Ankunft in Deutſchland. — Seine Schwindeleien. — Streit mit ihm wegen falſcher Wechſel. — Er wird zur Thüre hinausgeworfen. — Sein Geſchenk. — Der Pfandhausſchein.

Zu jener Zeit machte Bretſchneider auch die Bekanntſchaft des berüchtigten Karl von Biron, Prinzen von Kurland, worüber wir Bretſchneider wieder ſelbſt ſprechen laſſen:

Karl von Biron, Prinz von Kurland*), war der größte Spitzbube, der mir jemals in der Welt vorgekommen iſt. Falſche Wechſel waren bei ihm zu finden mancher Art und chemiſche Präparate um Schriften auszulöſchen, Unterſchriften zu ſchreiben, die von ſelbſt verſchwanden, Amalgame zum Siegelabdrucken, auch Giftpulverchen, kurz alles, was in die Boutique eines Erzgauners gehört. In der Theorie aller Diebskünſte war er ſo feſt, wie Cartouche und Price, und zur Praxis hatte er einen Kopf voll Intriguen, der täglich neue Pläne ausheckte, auch zum Theil ausführte.

Es war 1768**), als man ihn aus Frankreich über die Grenze brachte, nachdem er eine Zeit lang in der Baſtille geſeſſen hatte und eines Verbrechens, falſche Wechſel gemacht zu haben, überwieſen war. Da kam er nach Wiesbaden, brachte ein Maitreſſe nebſt ihrem Manne und etwa drei Bediente mit, eröffnete ſeine Kunſtkammer mit der öffentlichen Kundmachung, daß er Güter kaufen, ſich in der Gegend ſeßhaft machen und ſich mit Beamten und einem ſtandesmäßigen Hofſtaat verſehen wolle. Er beſuchte faſt täglich das nahe liegende Mainz, nahm da eine Menge Beamte auf,

*) Karl Ernſt von Biron, Prinz von Kurland, wurde 1728 zu Mitau geboren, ward 1762 General der ruſſiſchen Infanterie und ſtarb 1801.

**) 1768, am 24. April.

machte den Einen zum Rentmeiſter in terris incognitis und nahm Cautionen nach Maßgabe der Beſoldungen, die er verſprach.

Es war damals eine Zeit, wo die Güterbeſitzer gerne ſich ihrer Poſſeſſionen entledigen wollten, was für Seine Durchlaucht ſehr zuträglich war; denn er fuhr faſt täglich aus, ein anderes Gut zu beſehen und nahm ſeine neuangeworbenen Beamten mit, zog ſie auch wohl zu Rathe und bei einer ſolchen Gelegenheit kam er auch zu mir, der ich in einem Städtchen wohnte, worin ein gewiſſer Herr von K a l m ein Rittergut verkaufen wollte. Er verſprach mir große Douceurs, wenn ich den Kauf zuſtande bringen würde, und that mir die Ehre an, mit mir zu ſoupieren. Ich hatte ihm ein gutes Glas Rheinwein vorgeſetzt, er wurde zutraulich und fragte: ob ich nicht eine Reiſe für ihn und auf ſeine Koſten nach Augsburg machen und ihm dort einige Wechſel encaſſieren wollte? Die zog er auch aus ſeinem Portefeuille hervor und zeigte mir ſolche für etwa 20 oder 30,000 Gulden. Die Wechſel hatten ganz die äußerliche Echtheit, aber ich war mit ehrlichen Wechſelgeſchäften zu gut bekannt, um nicht weiter zu ſehen.

Ich ſagte Seiner Durchlaucht, die Umſtände und Unkoſten wären überflüſſig, ich wollte die Wechſel nehmen und ſie morgen im Laufe des Tages in dem B e t h m a n n'ſchen Bankhauſe escomptiren laſſen u. ſ. w. Dagegen proteſtierte der Prinz aus allen Kräften, und zwar unter dem eitlen Vorwande, weil von B e t h m a n n's ſelbſt Wechſel dabei wären. „Eben darum, antwortete ich, werden ſie ſie um ſo eher escomptieren, und man wird ſchon morgen ſehen, ob die Wechſel nicht falſch ſeien?“

Das nahmen Seine Durchlaucht übel und wir kamen in Streit. Ich hatte alten Hochheimer getrunken, war ſehr hitzig und überführte den Prince fourbe, daß ſeine Wechſel falſch ſein müßten. Dabei wurmte es mich, daß er mich zu einer ſolchen Diebscommiſſion hatte gebrauchen wollen. Ich machte die Thüre auf, und jagte den durchlauchtigſten Fürſten und Herrn im Beiſein ſeiner eigenen Livree-Bedienten hinaus, die Treppe hinunter bis auf die Gaſſe, und ſein Kammerdiener, ein Franzoſe, rief mir von oben zu: „Rossez le bien, il mérite beaucoup plus!“

Des anderen Tages war der Prinz früh um ſechs Uhr vor meinem Bette. Ich dachte, er wollte ſich mit mir ſchlagen, aber es war nicht das, was ihn zu mir trieb, ſondern die Furcht, allen ſeinen Kredit und die Früchte ſeiner angefangenen Intriguen zu verlieren, wenn ich die geſtrige Begebenheit öffentlich bekannt machte. Unſere Zuſammenkunft ſchloß mit dem Reſultate, daß Keiner mehr etwas von dem Andern wiſſen wollte. Indeſſen, ſo oft ich nach Wiesbaden kam, mußte ich vor ſeinem Quartier vorbeireiten, und da geſchah es nicht ſelten, daß er mich überredete, auf ein paar Minuten abzuſteigen. Da traf ich ihn einmal in traurigen Umſtänden an; die von ihm geprellten Leute hatten ihn verklagt, und eine löbliche Polizei in Wiesbaden hatte bei Sr. Durchlaucht Siegel angelegt und ſeine Effecten in Beſchlag genommen. Da ließen nun Seine Durchlaucht noch Proben ſeiner fürſtlichen Denkungsart zurück und beſchenkten mich zum Abſchiede mit einem Pfandhauszettel, dem zufolge der ruſſiſche Orden des Prinzen in dem Mainzer Pfandhauſe gegen 1400 Gulden verſetzt war. Denn notabene Se. Durchlaucht riſſen noch in der nämlichen Nacht die Siegel von den Thüren ab, brachen die Schlöſſer auf, nahmen ſich von ihren Sachen, was ihnen beliebte, und gingen zum Teufel, das heißt in der Civilſprache: er ging durch.

Nun habe ich zwar ſeit der Zeit viel und manches von ihm gehört, aber ſein ſchelmiſches Angeſicht habe ich nicht mehr geſehen. Er wurde von König Stanislaus mit der Staroſtei B .... belehnt, und wird noch leben und in Danzig unter Schuſtern und gemeinem Pöbel herumkriechen. Er iſt ein Spieler. Ich habe dieſe löbliche Profeſſion unter jenen anderen fürſtlichen Eigenſchaften nicht erwähnt, weil er ſich wirklich dermalen von einem, ehedem unerlaubten, nun zu einem privilegierten und von Kaiſern und Königen begünſtigten Handwerk in die Höhe geſchwungen hat. Seine Majeſtät der König in Polen Stanislaus ſelbſt war ein Spieler und liebte die Leute von der Profeſſion, und ſo galt Karl Biron mehr bei ihm, als er verdiente.

Den Pfandhausſchein nahm ich an; ich glaubte damit meine Koſten für das Soupé und einige Auslagen auszugleichen und

gedachte da einen rechten Schnitt zu machen, weil ich wohl wußte, daß die Pfandhäuſer nur die Hälfte des Werthes auf die Pfänder geben, die bei ihnen verſetzt werden. 1400 Gulden hatte ich nicht, aber Freund Käsberger war bereit, mir zu dienen und ritt mit mir nach Mainz. Wir löſten das Pfand aus und ritten nun nach Frankfurt zum Freund Löw Beer Iſaak, der gleich den Orden wenigſtens 2000 Gulden taxierte und mir zum Profit gratulirte. Die Frau des Juden — er war Heſſen-Darmſtädtiſcher Hofagent — zweifelte ein wenig an dem mittelſten großen Stein. Der Juwelier, der geholt wurde, berechnete alles, und taxierte das Pfand auf 2110 Gulden. Als ihn aber die Frau auf den mittelſten Stein aufmerkſam machte, examinierte ihn der Juwelier genauer und es fand ſich, daß er falſch und das ganze Kleinod in Summe nicht mehr als 800 Gulden werth war. Herr Käsberger richtete mich auf bei dieſem Unfall. Wir ritten wieder nach Mainz. Das Pfand war noch bekannt, wurde ohne Widerrede angenommen und 1400 Gulden darauf herausgegeben.

Die ganze Geſchichte mit dieſem Wechſelſchmied in Paris findet man in den „Mémoires de la Bastille après sa destruction“.*) Der Menſch war in Sibirien erzogen worden, und muß durch den einzigen Umſtand, daß er dort wenig oder gar keine Gegenſtände zum Betrug hatte, doppelt gelitten haben. Zwar habe ich ſeit jener Epoche nichts Unrechtes mehr von ihm gehört, und es kann ſein, daß ihn Eheſtand und Kinderzucht auf beſſere Wege geleitet haben. Ich aber würde ihm doch nichts anvertrauen, denn man ſah es ihm an, daß er nicht ehrlich ſein konnte, weil es gegen ſeine Natur war. Er beſaß Talente, redete verſchiedene Sprachen recht gut und hatte Geſchmack an Kunſt und ſchönen Wiſſenſchaften.

*) Es exiſtiert auch eine deutſche, ſehr ſelten gewordene Ausgabe dieſer Mémoires de la Bastille, unter dem Titel: Merkwürdige in den Archiven der Baſtille gefundene Inquiſitions-Acten, Protocolle und andere wichtige Papiere, Wien und Leipzig 1798, in Commiſſion der Stehel'ſchen Buchhandlung. Seite 278 und folgende enthalten die ausführliche Schilderung, wie die Betrügereien und die Verfolgung des Prinzen von Kurland in die Baſtille.

Seine Seele erhob ſich und ſein Herz floß über von Vergnügen, wenn er Ausſicht hatte, jemand betrügen zu können, und ſelbſt das Geld, das ihm auf legale Art zukam, war ihm nicht ſo angenehm als dasjenige, welches er durch Betrug erhaſchte.

Siebzehntes Kapitel.

Austritt aus den Naſſau-Uſingen'ſchen Dienſten. — Reiſe nach Wien 1771. — Bekanntſchaft mit dem öſterreichiſchen Staatsrathe von Gebler. — Rückkehr und mißliche Lage. — Selbſtmordverſuche. — Graf Wartensleben und ſein Rath, zur Herzogin von Northumberland nach London zu reiſen. — Abſchied von der Familie.

Bretſchneider hatte bereits mehrere Jahre als Landeshauptmann und Major in Naſſau-Uſingen'ſchen Dienſten zugebracht, als im Uſingen'ſchen allerlei Reductionen vorgenommen wurden, wodurch auch Bretſchneider in Mitleidenſchaft gezogen wurde. Er verließ daher, in der Ausſicht ein beſſeres Unterkommen zu finden, den Uſingen'ſchen Dienſt und überſiedelte mit ſeiner Familie von Idſtein nach der Stadt Uſingen. Von dort machte er ſeine erſte Reiſe nach Wien, wo er mit mehreren Gelehrten, unter Andern auch mit dem öſterreichiſchen Staatsrathe und Schriftſteller Freiherrn Tobias Philipp von Gebler Bekanntſchaft machte. Von Wien kehrte er wieder nach Uſingen zurück, wo er ſeine Frau und Kinder zurückgelaſſen hatte.

Den weiteren Verlauf ſeiner Erlebniſſe, wie ſeine abenteuerliche Reiſe nach London und Paris hat Bretſchneider ſelbſt beſchrieben und wir theilen dieſen Theil ſeiner Selbſtbiographie nachfolgend mit. Bretſchneider erzählt:

Ich war in Dienſten eines nicht ganz kleinen Reichsfürſten, ein Amphibium, halb Militär und halb Civiliſt, hatte Frau und Kinder und wenig Beſoldung.

Eine ſichere Ausſicht zu beſſerem Unterkommen bewog mich, meinen Abſchied zu fordern, den ich auch erhielt. Ich machte eine Reiſe von hundert Meilen zu dem Orte*), wo mir mein neues Glück

*) Nämlich nach Wien.

bevorſtand, und ich würde alles erlangt haben, was ich hoffte, wenn ich einige Monate auf dem Platze ausgehalten hätte. Aber die Liebe zu meiner Frau, die mir alle Posttage ſchrieb, daß An verwandte, Freunde, Nachbarn und desgleichen, auch ſogar ſchon durchlauchtige und hochgeborene Schwätzer ſich meiner oft erinnerten und behaupteten, ich würde Weib und Kinder ſitzen laſſen und nie wiederkommen, verwirrte meinen Kopf dermaßen, daß ich, ohne mich von den Männern zu beurlauben, die an meiner Anſtellung arbeiteten, meine Rückreiſe antrat, die hundert Meilen ohne den geringſten Aufenthalt ſchleunigſt zurücklegte und zu Hauſe — alles in Ordnung fand, wie ich es verlaſſen hatte, ohne daß meine Abweſenheit oder jenes Geſchwätze irgend eine Veränderung des gewöhnlichen Laufes der Dinge verurſacht hätte.

Anſtatt meine Uebereilung wieder gut zu machen, auf der Stelle umzukehren, auszuharren und mich nicht weiter an das Gevattergeklatſch zu kehren, das mich das erſte Mal irre gemacht hatte, blieb ich nun zu Hauſe und verzehrte meine geringe Baarſchaft, die gerade noch hingereicht haben würde, die Reiſe noch einmal zu machen.

In der Gegend, wo ich ſaß, ſchienen mir alle Thüren zu einer neuen Anſtellung verſchloſſen, aus Urſachen, die mir keine Schande machen, wenn ich Luſt und Zeit hätte ſie anzugeben, die aber doch auch meiſtens aus mir ſelbſt herrührten.

Ich liebte meine Familie; meine Frau war ein rechtſchaffenes, häusliches Weib, ſah aber alles nur in ſchwarzen Schatten und hegte nach ihrer Philoſophie die Meinung, daß nur der Beſitzer eines Vermögens, das ihn gegen jeden Zufall ſicher ſtellt, mit offener Stirn — Narren und Schurken trotzen, niemand jedoch ihrer ſpotten dürfe, was ich ihr auch, wenn ſie mich in manchen Fällen daran erinnerte, nicht allezeit wohl widerlegen konnte. Meine Schwiegermutter, in einer kleinen Stadt, nicht weit von uns, hatte gleiche Grundſätze und war nicht geneigt, mich mit etwas Anderem, als mit guten Wünſchen zu unterſtützen, und das hatte ſie mit einem feinen Häuflein meiner Gläubiger gemein, die mir, um ihres eigenen Beſten willen, viel Geld gönnten, mich aber, ob

ſie gleich wußten, daß ich keines hatte, nichtsdeſtoweniger ſchriftlich und mündlich weidlich quälten.

Ich hatte ſchon manches Elend erlebt, konnte mich von Kindesbeinen an keiner Glückſeligkeiten rühmen, hatte dem Zufalle wenig und der Unterſtützung der Meinigen gar nichts zu verdanken. Ich war alſo ſchon mit verſchiedenen Arten widriger Schickſale bekannt und wußte ſie zu ertragen, ſo lange ſie auf meine Perſon nur allein wirkten, aber diesmal, da auch Frau und Kinder mitleiden mußten, ſcheiterte meine Standhaftigkeit, und das Beiſpiel vom Erzvater Hiob, dem ſeine Haut lieber war, als Söhne und Töchter, hatte für mich keinen Sinn. Ich fürchtete den Anblick meiner durch mich unglücklichen Familie noch vor der wirklichen Epoche und verlor alle Thatkraft. Was war alſo zu thun? Nach meiner Meinung nichts weiter als zu ſterben, und daran dachte ich im Winter 1771 mit allem Ernſte.

Nach reifer Ueberlegung, wie ich dieſes löbliche Vorhaben ohne großes Aufſehen ausführen könnte, zog ich den Hungertod allen andern vor; denn ich hatte wirklich ſchon ſeit einiger Zeit den Appetit verloren und hörte und ſah nichts um mich herum, das mir Luſt zum Eſſen oder Muth zu faſſen erwecken konnte und doch war ich damals erſt 33 Jahre alt, geſund und ſtark.

Ich fing das Werk alſo an: ich legte mich ins Bett und ſtellte mich krank. Aber es wurde mir unerträglich, mit geſundem Leibe im Bette zu liegen; und wenn ich aufſtand, ſah ich auch nur Gegenſtände, die mein Herz peinigten. Ich machte alſo vorderhand eine Pauſe in meinem Plane; ich ging wieder aus und kaufte mir aus allen Apotheken im Umkreiſe von fünf Meilen ſo viel Laudanum liquidum und trockenen Opium, als ich nur bekommen konnte und brachte deſſen einen beträchtlichen Vorrath zuſammen. Nun legte ich mich wieder ins Bett, und es ging beſſer als das erſte Mal. Ich nahm fleißig mein Laudanum, ſchlummerte ſanft den ganzen Tag, oder lag in einer Art von Betäubung; machte dem Arzte, den man zu mir holte, etwas vor, aß nichts, trank nichts als ein wenig Thee ohne Milch, und lebte ſo ſechs ganze Tage, ohne daß ſich das geringſte Zeichen einer nahen

Auflösung einstellen wollte. Schwächer wurde ich, aber doch nicht mehr, als ein Mensch, der etwa eine starke Portion Blut verloren hat. So lange das Opium in mir wirkte, war mir immer wohl, und es mengte sich in meine Träumereien auch nicht die geringste Erinnerung an mich und meinen Zustand.

In der sechsten Nacht hatte ich ruhig geschlafen bis Früh zum Uhr, folglich hatte ich die Dosis vom Abend vorher ausgeschwitzt, und erstaunte nicht wenig, als ich beim Aufwachen etwas Spitziges in meinem Munde fühlte. Es war eine von der größten Gattung Stecknadeln, beinahe zwei Zoll lang. Jetzt sammelte ich meine Denkkraft wieder. Ich habe immer an eine göttliche Vorsehung geglaubt, glaube auch noch daran: aber ich halte es für einen großen pharisäischen Eigendünkel, wenn sich ein einzelner Mensch einbildet, der Schöpfer würdige ihn vor Andern einer besonderen Aufmerksamkeit, da er doch täglich sieht, daß viel bessere Menschen als er ihrem Schicksale unterliegen. Und jetzt kam mir der Gedanke: „An dieser Nadel, die Du ohne Zweifel im Schlafe aus dem Bettvorhange gezogen hast, kannst Du sehen, daß auch ohne Dein Zuthun Wege genug sind, Dich aus der Welt zu schaffen, vielleicht sollst Du noch leben."

Ich nahm also kein Laudanum mehr, ließ mir zu essen geben und erholte mich bald wieder. Aber ich wartete auf Hilfe von der Vorsehung, wie die Thoren warten. Kein Courier brachte mir Geld oder ein Anstellungspatent. Also kam ich wieder auf meine ersten Gedanken.

Ich hatte noch fließendes und trockenes Opium, dazu goß ich Spiritus vini, zerrührte Alles wohl und that es in eine kleine Phiole. Damit wanderte ich zu meiner Schwiegermutter, von der ich wußte, daß sie nicht über die Leichenkosten verlegen sein konnte, und war beim Nachtessen noch ganz heiter. Um zehn Uhr ging ich auf mein Schlafzimmer, ergriff meine Mixtur, trank sie aus, warf die leere Bouteille so weit ich konnte aus dem Fenster und legte mich nun in gänzlicher Erwartung meines Hinscheidens ins Bett, schlief auch sogleich ein und erwachte etwa nach einer halben Stunde mit heftigem Erbrechen, was meinen Magen von

Allem, was er in ſich hatte, entledigte und zugleich mein Gemüth von allen Sterbensgedanken. Ich legte mich wieder zu Bette, ſchlief ruhig bis zum hellen Morgen und fühlte beim Aufſtehen nur eine geringe Ermattung, aber auch einen Ekel vor allen Opiaten, der noch dauert und ſo weit geht, daß mich ſchon der Geruch davon zum Erbrechen reizt.

Nun ging ich wieder nach Hauſe und faßte den Muth, mich an einen Ma[illegible] zu wenden, der mir ſchon oft mit Rath und That nützlich geworden war, an den holländiſchen Geſandten in Mainz, Grafen von Wartensleben.

Ich meldete ihm meine Lage, ohne meiner Verſuche mit dem Mohnſafte zu erwähnen und wurde theilnehmend und freundſchaftlich von ihm aufgenommen. Sein Rath war, mich ungeſäumt aufzumachen und nach England zu reiſen. Die Herzogin von Northumberland wäre geſonnen, in dieſem Sommer eine Reiſe durch Deutſchland zu machen und wünſchte in ihrem Gefolge einen deutſchen Gentleman zu haben. Das hatte ſie der Gräfin Wartensleben geſchrieben, und nun ſchlug mich der Graf, ihr Gemahl, für dieſen Poſten vor. Er gab mir ein Empfehlungsſchreiben an die Herzogin, noch drei andere an die Geſandten von Rußland, Frankreich und Holland, und ſo viel Reiſegeld, als ich bei guter Wirthſchaft bis London nöthig hatte.

Damit ging ich erſt zu meiner Frau, theilte mit ihr mein Reiſegeld, verabredete unſern Briefwechſel und wanderte den 6. April 1772, Nachmittags 3 Uhr, zu Fuß bis auf die nächſte Station, wo ich den kölniſchen Poſtwagen erwarten konnte.

Meine Frau (welche hochſchwanger war) begleitete mich eine Viertelſtunde und uns Beide ein Donnerwetter (etwas Ungewöhnliches in dieſer Jahreszeit), was meine Frau für kein gutes Zeichen hielt. Ich verbarg meine Empfindungen ſo gut ich konnte.

Der Abſchied war zärtlich, und wir zweifelten alle Beide, uns jemals wiederzuſehen. Sie war ohnehin geneigt, das Schlimme lieber als das Gute zu vermuthen, und mir ſelbſt ſchienen die Ausſichten noch ſehr entfernt und ungewiß; der Weg war weit und ohne Verhältniß zu meinem Geldvorrathe. Aber daran dachte

ich bei unſerem Abſchiede weniger, als an den hilfloſen Zuſtand, worin ich die Meinigen verließ.

Achtzehntes Kapitel.

Begebenheiten auf der Reiſe bis Rotterdam und Aufenthalt daſelbſt. — Das Wirthshaus zur Stadt Danzig. — Zuſammentreffen mit Swedenborg und andere Ereigniſſe.

Traurig kam ich auf der Station an und hatte hier noch eine Abſchiedsſcene zu überſtehen, denn der alte Reitknecht, der meinen Mantelſack hieher getragen, wollte nicht von mir ſcheiden. Ich mußte mir Gewalt anthun, ihn zurückzutreiben, und durchbrachte hier eine betrübte Nacht, bis der Poſtwagen eintraf, in dem kein Paſſagier war.

Erſt in Limburg an der Lahn geſellte ſich noch ein Zweiter zu mir, ein Graf Seibeldsdorff, Hauptmann in Kurpfälziſchen Dienſten, der nach Düſſeldorf in ſeine Garniſon zurückkehrte. Die wenige Aufmerkſamkeit auf ſeine Höflichkeiten, die er meinem Kummer zuſchrieb, und eine Thräne, die er aus meinen Augen rollen ſah, ſtimmten ihn zum Mitleid. Ich habe ihn nie wiedergeſehen, aber mein Herz iſt noch dankbar für die Mühe, die er ſich gab, mich zu tröſten, ohne in meine Geheimniſſe zu dringen. Er ermunterte mich, ſo viel er konnte, nöthigte mich auf der Station Montabaur, mit ihm Punſch zu trinken, den er ſelbſt machte und ſchied in Koblenz ſehr theilnehmend von mir.

In dieſer Stadt traf ich ein Päckchen vom Grafen Wartensleben, worin er mir meine Uhr ſchickte, die ich in meinen vorigen Nöthen in Mainz verſetzt und die er mir eingelöſt hatte.

Den 9. April nahm mich ein Nachen nebſt mehreren Perſonen von Koblenz mit nach Köln, wo ich am 10. ſtill liegen und eine andere Gelegenheit zu Waſſer nach Holland abwarten mußte.

In demſelben Nachen, der mich nach Köln brachte, waren drei junge Leute, die ſich, als ſie hörten, daß ich nach London gehen wollte, zu mir geſellten, um gemeinſchaftlich weiter zu reiſen. Es waren Kaufmannsdiener, die in Wien in Condition geſtanden und ſich auf einem ihrer Faſchingsſchmäuſe bei einer Flaſche Wein verabredet, ja mit Schwüren verbunden hatten, nach geendigter Faſtnacht auf Abenteuer auszugehen und, ohne ihre Herren und Eltern um Rath zu fragen, jenſeits des Meeres ihr Glück zu verſuchen. Der Urheber dieſes ſchönen Plans war der Kleinſte von den Dreien, der Sohn eines Flötenmachers Schlegel von Baſel: der zweite ein feiner, ſtiller, junger Menſch aus einem Handelshauſe in München, hieß Rocker, und der dritte, deſſen Namen ich vergeſſen habe, war eines Bauers Sohn aus Niederöſterreich, den die Andern oft und ſtark fühlen ließen, daß er wenig oder nichts zu den gemeinſchaftlichen Reiſekoſten beigetragen hatte, was er mit vielem Phlegma ertrug.

Aus den Diſcurſen dieſer jungen Leute entdeckte ich bald, daß ich der Reichſte in der Geſellſchaft war und daß unſer ganzer Kaſſenbeſtand, wenn wir ihn zuſammengeworfen hätten, kaum funfzig Gulden betrage. Meine ganze Baarſchaft beſtand in dreißig Gulden. Damit konnte ich unmöglich bis London auskommen. Wäſche und Kleidung war mir heiliger als dem Könige David die Schaubrode des Tempels; davon würde ich aus guten Gründen nie etwas veräußert haben. Alſo dachte ich noch in Köln in allem Ernſte auf ein Mittel, mich meiner Uhr zu entledigen, ohne an dem wahren Werthe gar viel zu verlieren.

Damals hatte ich ſchon ein paar Bücher geſchrieben, vielleicht invitis gratiis, aber doch nicht ohne alle Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur. Ich wußte, daß der Dichter Jacobi aus Düſſeldorf war und da noch einen Bruder hatte, der die Wiſſenſchaften beſchützte und liebte. Da wir nun von Köln auf dem Rheine bei Düſſeldorf vorbeifahren mußten, ſo hätte ich ganz wohl, auf das Handwerk pochend, dem Herrn Hofkammerrathe einen Beſuch machen und ihm meine Verlegenheit mit der Uhr entdecken können. Dazu fehlte es mir aber an Dreiſtigkeit. Ich bin gar nicht fähig,

in solchen Fällen Jemand um etwas anzusprechen. Ich entschloß mich demnach, nicht ohne innerlichen Kampf, mein Heil schriftlich zu versuchen, und habe den Brief noch im Kopfe, den ich in Köln zurecht machte, um ihn in Düsseldorf, wo wir landen mußten, an seine Behörde zu senden; ungefähr so:

„Sie sind ein Freund der schönen Wissenschaften und der Bruder eines Dichters, der ein Original-Genie ist und viel feines und edles Gefühl in seinen Schriften verräth. Dies macht mich so dreist, Ihnen dieses Billet zu senden. Ich habe auch Einiges geschrieben, darf aber dermalen meinen Namen nicht nennen. Ein unvermeidlicher Unfall zwingt mich, nach England zu reisen. Ich bin mit vieler Einschränkung bis hieher gekommen, gehe diesen Augenblick weiter und habe nicht so viel, als ich bis London brauche. Rabelais wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit Bürgmeister und Sterne hatte sich auf diesen Fall vorgenommen, etwas anzustellen, um in die Bastille zu kommen. Beide Mittel sind für meine dermaligen Umstände zu lustig. Ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß Sie menschlich denken und fühlen, und bitte, mir eine goldene Uhr für ihren wahren Werth abzukaufen, denn Niemand, dem ich sie anbieten wollte, würde mir mehr als den halben Preis dafür geben. Im Falle Sie dazu geneigt sind, so schicken Sie Jemand zu mir, der sich auf Uhren versteht. Das Schiff, auf dem ich bin, geht sogleich weiter, und es wäre mir zu demüthigend, wenn ich Ihnen in einem solchen Anliegen selbst aufwarten sollte, was ich außerdem mit vielem Vergnügen thun würde."

Wir gingen den 11. April von Köln ab, in dem kleinen Schiffchen eines Lootsen, der nach Rotterdam zurückkehrte, und kamen gar bald nach Düsseldorf. Ich schickte aus dem nächsten Wirthshause am Ufer einen Hausknecht mit meinem Briefe zu dem Herrn Hofkammerrath Jacobi. Er brachte mir ihn aber unerbrochen zurück, mit dem Berichte: Die Frau Kammerräthin habe ihn über alles ausgefragt, sodann versichert, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, und bemerkt, daß sie keine Briefe annehme.

Dieser Fehlgriff verdroß mich zwar sehr und doch gab mir alle Ueberlegung, die ich zwischen Düsseldorf und Kaiserswerth anstellte, kein besseres Mittel an, als die Sache auf andere Art noch einmal zu versuchen. Ich schrieb von Kaiserswerth, wo wir wieder anlegen mußten, geschwind ein Paar Zeilen an Herrn Jacobi und sendete sie mit der Post nach Düsseldorf. In dieses zweite Schreiben, in dem ich mein Mißgeschick zu Düsseldorf erzählte, schloß ich das erste, noch versiegelte Billet ein und meldete, daß ich in Rotterdam in der „Stadt Danzig" zu erfragen sein würde, wenn er gesonnen sei, die Sache mit der Uhr durch einen seiner dortigen Correspondenten erledigen zu lassen. Und so fuhren wir weiter und kamen, nachdem wir Orsoy, Emmerich, Nimwegen, Virik, Pommel, Workum und Dortrecht hinter uns gelassen hatten, den 14. April (1772) abends um 7 Uhr glücklich in Rotterdam an.

Man hatte mir schon in Köln die „Stadt Danzig" als ein gutes Wirthshaus anempfohlen. Ich hatte auch Herrn Jacobi dieses Haus als meine Herberge angegeben und wollte also da einkehren; es war aber zu spät und schon finster, als ich erfuhr, daß es von dem Platze, wo wir gelandet waren, zu weit entfernt sei und der Wirth im „Vrouwje" (Frauchen) auf dem Gelderschen Kai, wohin uns unser Schiffer gebracht hatte, gewann mich durch sein offenes Wesen so sehr, daß ich beschloß, diese erste Nacht bei ihm zu verbleiben.

Der Mann hieß Hendrik Wenink, war noch jung und angenehm im Umgange. Er führte mich anfänglich in ein Zimmer, wo ich einen alten, ehrwürdigen Mann fand, der sich nur auf ein paar Stunden hier einquartiert hatte, weil es nahe am Platze war, wo er sich in der Nacht einschiffen sollte. Wir speisten zusammen und sprachen von Wanderlei bis nach Mitternacht, da ihn sein Schiffer abholte. Ich fand nicht Gelegenheit, nach seinem Namen zu fragen. Der Wirth wußte ihn auch nicht. Wenn ich aber bedenke, daß sein Accent im Deutschen dänisch oder schwedisch war, daß er mich fragte, ob ich nicht den Probst Oetinger im Württembergischen kenne, und andere Dinge mehr, so glaube ich

bestimmt, diese Nacht mit dem bekannten Swedenborg*) gespeist und zugebracht zu haben.

Das Wirthshaus „zur Stadt Danzig“ fand ich, als ich Früh dahin ging, schlechterdings nicht für mich geeignet. Es war da eine privilegierte Seelenverkäuferei, das heißt, es lag in dem Hause eine öffentliche Matrosen- und Seesoldaten-Werbung mit Allem, was dazu gehört: Musik, Spiel und Weibsbilder. Ich beschloß demnach, in meinem ersten Quartier zum „Bosje“ zu bleiben und versprach in der „Stadt Danzig“, ein gutes Trinkgeld für die Nachricht, die man mir sogleich bringen sollte, wenn Jemand nach mir fragen würde. Indessen erfuhr ich von meinem Wirthe, daß Sonntag, den 19. April, eine englische Chaluppe von Rotterdam zurück nach London segeln würde, und daß ich gegen Bezahlung mitfahren könnte. Ich wagte es aber nicht, um den Betrag der Kosten zu fragen und brachte so ein paar Tage zu, weil ich noch immer auf Nachricht von Düsseldorf hoffte.

Herr Hendrik Wensink wurde indessen mein Freund und dazu half mir meine wenige Bücherkenntniß. Seine eigene Sammlung bestand aus lauter Theosophen, Mystikern und Adepten, unter denen er Jacob Böhme besonders schätzte. Da ich ihm nun von den Werken dieses seines Helden, von der Leade, Gujon, vom Labadie und Anderen mehr vorzuschwatzen wußte, so hielt er mich, wo nicht selbst für einen Schwärmer, doch für einen Liebhaber ihrer Schriften. Er war katholisch und hielt mit seiner Familie in der Charwoche strenge Fasten. Es mochte ihm wohl so vorkommen, als ob es mit meinen Finanzen nicht ganz richtig sei, denn er machte mir gleich den Antrag, mir Kost und Quartier nebst Thee und Kaffee, so lange ich bei ihm wohnen würde, täglich für anderthalb holländische Gulden zu geben, wenn ich mich in der Charwoche, in der wir damals waren, mit Fastenspeisen begnügen wollte, und diese waren in der That nicht schlecht. Er gab mir alle Tage Aalsuppen und die besten Seefische, die man in Holland hat.

*) Swedenborg starb zu London 1772.

Ich wollte am ersten Tage abends meine Zehrung bezahlen und gab dem Wirthe einen Karolinischen Doppeldukaten, worauf Maria Theresia stehend geprägt war. Er besah das Goldstück, hielt es für eine Schaumünze und meinte, wenn ich die artige Medaille ausgeben wollte, so müßte ich einen Liebhaber suchen, denn außer dem Goldschmiede würde sie mir Niemand auswechseln. Wirklich liefen die Holländer damals keine andern Dukaten curfiren, als ihre eigenen, und wenn ich nicht einen böhmischen Glashändler in Rotterdam gefunden hätte, der mir Holländer für meine wenigen Karolinchen gab, so hätte ich verlieren müssen.

Indessen veranlaßte dieser Umstand den Herrn Wenfink, dem es auffiel, daß ich meine Denkmünzen ausgeben wollte, mich ganz zutraulich um meine Umstände zu fragen, und ich sagte ihm eben so offenherzig, daß ich einen Brief erwartete; wenn der eben vor Sonntag nicht kommen sollte, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Uhr zu verkaufen, um mit dem englischen Schiffe abreisen zu können. Seine Antwort war: „Myn Heer sall dat nich doen", sondern lieber das Schiff Sonntags fahren lassen und den Brief abwarten. Darauf erwiederte ich, daß ich in diesem Falle Geld und Uhr verzehren, und wenn der Brief ganz ausbleiben sollte, mich dies außer Stand setzen würde, weiter zu reisen.

„Wenn sich das zutragen sollte," sagte der ehrliche Mann, „so gebe ich ihnen mein Wort, daß ich alles, was Sie bei mir verzehren, so lange creditiere, bis Sie zurückkommen, oder den Betrag von London schicken können. Inzwischen behalten Sie Ihre Uhr bis Sie abreisen, dann will ich schon sorgen, daß sie gut verkauft wird." Darüber blieb ich unentschlossen.

Von meinen Reisegefährten, den drei Kaufmannsdienern, muß ich noch melden, daß sie gleich nach unserer Ankunft in Rotterdam sich von mir trennten, um ein Wirthshaus zu suchen, wo sie weniger zu verzehren brauchten. Ich traf sie aber vor meiner Abreise noch einmal und will den Auftritt erzählen, obgleich er lustiger anzusehen war, als er zu beschreiben sein wird.

Ich ging in der Stadt spazieren und hörte im Erdgeschosse eines ansehnlichen Hauses ein verwirrtes Gezänke, Holländisch und

Deutsch unter einander, erkannte dabei die Stimmen dieser jungen Leute und kam noch gerade zu rechter Zeit, den Streit zu schlichten, in den sie ganz unschuldig verwickelt waren. Um genau zu leben, nachdem sie vorher zu reichlich gelebt hatten, wollten sie diese Mahlzeit mit Käse und Brot abthun. Da hatten sie denn über einer Hausthüre mit goldenen Buchstaben aufgeschrieben gelesen, daß in diesem Hause Käse und Butter zu verkaufen sei, hatten aber überlesen oder nicht verstanden, was noch dabei stand: „Kaas ende Boter in't Groot" (ins Große), und waren da hinein gegangen, um für ein paar Stüber Käse zu verlangen, welches der alte mißtrauische Holländer sehr übel aufnahm und darauf bestand, daß diese Fremdlinge von seinen Nachbarn zu dem Possen angestiftet wären. Obzwar ich nur wenig Holländisch verstand, so war ich doch geschickter, als die jungen Leute, den Handelsherrn, der mit Butter und Käse im Großen handelte, zu besänftigen, denn er sprach ein wenig französisch. Somit wußte ich mir in Holland, in Bezug auf die Sprache, ganz gut zu helfen, denn ich verstand etwas Plattdeutsch, nur ein einzigesmal konnte ich mich nicht eher verständlich machen, als bis ich die Sache selbst fand und mit dem Finger darauf deuten konnte. Ich wollte mir eine ordinäre hölzerne Schachtel kaufen, und in zwanzig Kaufläden wußte Niemand, was das war, ja selbst das Wort „Schachtel" war den Sprachwerkzeugen der Holländer zu schwer, mir nachzusprechen, bis man mich, da ich so ein Ding in einem Gewölbe stehen sah, freundschaftlich belehrte, daß das ein „Doosje" sei.

Was die drei Abenteurer anbelangt, so ist mir Herr Schlegel aus Basel in London noch einmal begegnet. Er sagte mir, daß er für Indien angeworben sei, und daß sich seine Kameraden in Holland noch anders besonnen, und mit Beihilfe eines Handelshauses, welches mit den Rockenschen in München in Verkehr stand, ihre Rückreise angetreten hätten.

Von den Merkwürdigkeiten der Stadt Rotterdam habe ich übrigens außer der Bildsäule des Erasmus, nichts gesehen, denn mich plagte keine andere Neugierde als die, ob sich Briefe von Düsseldorf einstellen würden.

Am 11. April kam eine Tirne aus der Stadt Danzig in das „Veerje", und brachte mir Nachricht, daß Mynheer Spice, ein reicher Kaufmann, nach mir habe fragen lassen, wofür sie das versprochene Trinkgeld bekam.

Ich begab mich nun zu diesem Manne, der deutsch mit mir sprach und mir verkündigte: Herr Jacobi aus Düsseldorf habe ihm wegen einer goldenen Uhr geschrieben, die er mir abkaufen und zwölf Dukaten dafür bezahlen sollte. Ich hatte sie nicht viel theurer bezahlt und länger als ein Jahr getragen. Unsere Sache war bald abgethan; ich übergab ihm die Uhr und er mir das Geld, nur als ich die Kette davon losmachte, welche eben von keinem sonderlichen Werthe war, äußerte Herr Isaak Spice: ob sie nicht bei der Uhr bleiben müßte? Ich fragte, ob Herr Jacobi etwas davon erwähnt habe? worauf er seine Brille ergriff und den Brief überlas, aber nichts finden konnte und also nicht weiter darauf bestand. Aber nun, nach beendigtem Geschäfte, ließ mich Mynheer noch nicht los, sondern begann einen weitläufigen Discurs, beklagte mich, daß ich die Uhr verkaufen mußte und fragte, weß' Standes und Würden ich sei? Um nun allen ferneren Examen auszuweichen, nannte ich mich ganz unverschämt einen Gelehrten und wurde für diese Lüge mit einer schönen, langen Abhandlung über die holländische Literatur, Ketzer- und Ketzergeschichte belohnt, wovon ich nichts mehr weiß, als was folgt:

„O mein Herr! hier in Rotterdam haben wir immer große Gelehrte gehabt. Erasmus? — nun ja, in seiner Zeit hat er Aufsehen gemacht, und die holländische Unterschrift an seiner Bildsäule ist auch nicht zu verachten, aber was ist er gegen die Männer zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts?"

Nun wollte ich auch etwas von meinen Kenntnissen anbringen und nannte den Bayle. „Ja", sagte er, und rümpfte die Nase, „aber der ist doch lange nicht der Mann, der Mynheer Clericus *) war."

Hierauf erklärte er mir, daß Herr Clericus ein Remonstrant gewesen sei, und daß er, Herr Isaak Spice, auch einer sei.

*) Jean Leclerc.

folglich, daß Herr Clericus viel gelehrter sein müsse, als Herr Bayle, der gar keine Religion gehabt hätte. Dagegen hatte ich nun Verschiedenes einzuwenden und mußte mich in einen Streit einlassen, bei dem Herr Isaak Spies gewahr wurde, daß ich das, was er mit vielem Eifer erklären wollte, wirklich schon wußte, nämlich, was ein wahrer Remonstrant sei und glaube. Nach dieser Entdeckung zeigte er mehr Achtung und Höflichkeit. Er erlaubte mir, auf seinem Comptoir einen Dankbrief an den Herrn Jacobi zu schreiben, den er zur Bestellung übernahm und mir ganz ernsthaft versicherte, daß dieser Brief zwölf Stüber Postgeld koste, die er auf sich nehmen wolle. Sein guter Wille ging noch weiter. Er schickte seinen Comptoir-Diener mit mir zu dem englischen Schiffscapitän, mit dem wir wegen der Ueberfahrt nach London einig wurden. 36 Schillinge für Platz und Lager in der Cajüte, und täglich 3 Schillinge Kostgeld. Auch gab mir Herr Spies für die zwölf Dukaten englische Münze und wir schieden als gute Freunde, obgleich es ihn noch immer wurmte, daß mein Herr Bayle mehr gelten sollte, als sein Herr Le Clerc.

Ich erkenne übrigens die Gefälligkeit dieses ehrlichen alten Remonstranten mit allem Danke an und werde den wichtigen Dienst, den mir Herr Jacobi damals so großmüthig leistete, in meinem Leben nicht vergessen. Noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, ihm meine Dankbarkeit thätig zu beweisen. Wir sind zu weit von einander entfernt und in seinen Umständen würde ich ihm mit Kleinigkeiten nicht so viel Vergnügen machen, als er mir damals Hilfe verschaffte.

Neunzehntes Kapitel.

Reise von Rotterdam nach London auf der Chaloupe „Queen Charlotte“. — Kapitän Prowse. — Seekrankheit. — Der Surinamer Plantagenbesitzer.

Am 19. April, den Ostersonntag 1772, morgens halb sechs Uhr, lichtete unsere Chaloupe die Anker. Sie hieß: „Queen Char-

lotte" und der Captain hieß Berwick. Dieser Mann hatte keine empfehlende Physiognomie, sondern ein wahrhaft Hogarthisches Karikaturgesicht; er schielte fürchterlich und schien sein Gesicht zu rechtfertigen, denn er behandelte seine Leute und uns Passagiere, Jene wie Diese, grob und despotisch.

So meinte ich am Anfange unserer Reise; in der Folge fand ich an ihm einen rechtschaffenen, billig denkenden und gutmüthigen Mann. Seefahrer und überhaupt alle Menschen, die ernsthaften Geschäften vorstehen, muß man nicht in dem Augenblick beurtheilen, wenn sie ihr Amt verwalten und anzuordnen haben. Es ist ganz natürlich, daß ihnen dann ihr Hauptaugenmerk nicht erlaubt, Komplimente zu erwidern, oder oft jede unbedeutende Frage so langathmig zu beantworten, als es der Frager wünscht und wer bei solchen Gelegenheiten einen kräftigen Fluch einstecken muß, der mag denken, daß das so viel heißt: „Warte der Herr, bis ich Zeit habe."

Als Kapitän Berwick nach ein paar Stunden eben fertig war, kam er zu uns Passagieren in die Cajüte und zeigte uns einen Korb mit Wein in Bouteillen. Dann öffnete er einen Schrank, in dem sich Zucker, Kaffee, Thee, Citronen, Rum und Arrak befand. „Hier, meine Herren! wenn Sie außer der Mahlzeit von allem dem etwas begehren, bedienen Sie sich nach Belieben; auch ist noch hier ein Behältniß, wo Sie immer Brot, Schinken und sonst was Kaltes finden." Ich war der Einzige, der vom Anfange bis zum Ende dieses großmüthige Anerbieten benützen konnte, denn die Andern wurden Alle gleich seekrank, und so krank auch meine Seele war, die sich unaufhörlich um die Meinigen grämte, so speiste ich doch Mittags und Abends mit dem besten Appetite, ließ mir auch außer der Zeit Kaffee, Wein und Punsch wohl schmecken und weiß gewiß, daß der gute Kapitän Berwick an meinem Kostgelde wenig gewonnen hat.

Wir waren vier Passagiere in der Cajüte: ich, eine englische Dame Miß Nancy Bennet, die sich gleich anfangs des Amtes bemächtigte, uns Thee, Kaffee und Punsch zu bereiten und einzuschänken, so oft wir es begehrten; sie war in Holland Gouver-

nante gewesen und ging zurück in ihr Vaterland. Den zweiten Passagier, einen verunglückten Schiffskapitän, der gestrandet war, nahm Kapitän Berwick nebst einem kleinen Neger und seinem Hunde gratis mit, und der dritte Mann, der noch in der Cajüte war, hat von nun an so viel Antheil an meinen Schicksalen, daß ich ihn nicht so kurz wie die Andern abfertigen kann.

Ein junger Mann, etwa von 28 bis 30 Jahren, ließ zwei Koffer und eben so viel Mantelsäcke in die Cajüte tragen und bat mich, ihm eine Guinée zu wechseln und die Träger zu bezahlen. Weil ich wußte, daß er mit mir nach London fuhr, so lieh ich ihm so viel Silbermünze, als er brauchte; und nun setzte er sich neben mich und sagte mir in holländischer Sprache, daß er von Amsterdam käme und nach London fahre, um von dort mit dem ersten Schiffe nach Surinam zu gehen, wo er etabliert sei u. s. w.

Da ich ihm wenig Antwort gab, so fing er endlich an, deutsch zu sehen und erzählte noch viel von Surinam, von seinen Plantagen, seinen Sklaven und Sklavinnen, und eine Menge andere Dinge, die mich alle auf die Vermuthung bringen mußten, daß er ein, wo nicht gar reicher, doch ganz wohlhabender Kolonist von Surinam sei.

Wir blieben widrigen Windes wegen den 20., 21. und 22. (April) bei Helvoet vor Anker bogen und hatten also Muße genug, mit einander zu schwatzen. Eine Vertraulichkeit erweckte die andere. Ich erzählte dem Surinamer auch einen Theil meiner Begebenheiten; ich machte ihm gar kein Geheimniß aus dem Zustande meiner Kasse und von der Ungewißheit meiner Aussichten, die sich nur allein auf die Empfehlungsschreiben gründeten, die ich ihm gelegentlich zeigte. Dagegen erfuhr ich von ihm, daß er aus Schwaben gebürtig sei, daß er sich nur erst seit wenig Jahren in Surinam etabliert, und diese Reise nach Amsterdam nur deshalb unternommen habe, um sich allerlei Geräthschaften für seine Plantagen anzuschaffen; sein Aufenthalt in London werde nicht länger dauern, als bis sich ein Schiff finde, auf dem er zurückfahren könne.

Mit diesen und andern Gesprächen vertrieben wir uns die Zeit, wobei ich meine Neugierde zu beschränken wußte, sobald ich

merkte, daß mein Mann zurückhaltend wurde, und das war immer der Fall, wenn er auf den Punkt kam, wie er aus Schwaben nach Surinam gekommen sei und in so kurzer Zeit schon Vermögen erworben habe. Ich vermuthete, daß er einen Onkel oder Vetter beerbt hätte, und begnügte mich mit dem, was er mir selbst ungefragt erzählte; auch erfuhr ich seinen Namen erst nach unserer Ankunft in London und dachte auf dem Schiffe so wenig daran, etwas von ihm zu erwarten, daß ich auf keine Weise viel Umstände mit ihm machte, sondern ihn vielmehr über seine Metamorphose vom Schwaben zum Holländer neckte und ihm seinen Geiz vorwarf, weil er ohne Bedienten reise. Darauf gab er mir eine Antwort, die sich hören ließ, nämlich, daß in Surinam keine anderen Bedienten als nur Neger wären und daß er von diesen keinen habe mitnehmen wollen, weil sie in Europa frei würden.

Als wir noch bei Helvoet lagen, kam er, ich weiß nicht mehr worüber, mit Kapitän Berwick in einen Streit, welcher so hitzig wurde, daß der Kapitän schon Ordre gab, seine Bagage an das Land zu bringen. Endlich wählten beide Theile mich zum Schiedsrichter, und ich mußte nach meinen Einsichten und der strengsten Unparteilichkeit dem Surinamer Unrecht geben, mit welchem Ausspruche sich beide Theile beruhigten und aussöhnten, jedoch so, daß der Kapitän den Surinamer nach der Zeit gar keiner Aufmerksamkeit und nur selten einer Antwort würdigte, wenn er sich in unsere Unterredungen mischte. Ich verstand schon in Deutschland so viel Englisch, daß ich ein Buch lesen konnte, aber es hat mir nicht gelingen wollen, diese Sprache gut zu reden. Kapitän Berwick gab sich mit mir viele Mühe, ich konnte mich so ziemlich verständlich machen und wenn er etwas zu mir sagte, das ich nicht verstand, so ließ ich es ihn aufschreiben und fand den Sinn sogleich.

Am 23. änderte sich der Wind. Wir lichteten die Anker und sahen den 24. die englischen Küsten ganz weiß, fuhren Nachmittags dicht bei Harwich vorbei, lagen die Nacht vor Anker, passierten den 25. früh Gravesand und ließen abends bei Greenwich die Anker fallen.

Sobald wir uns der Themse näherten, kam ein Schwarm von Zollbeamten oder sogenannten Customs House Officers, die sich in das Schiff einquartierten und mit nach London fuhren, um Contrebande zu verhüten. Ich habe aber nicht bemerkt, daß Kapitän Berwick ihretwegen einige Verlegenheit blicken ließ. Er gab ihnen kalten Punsch mit gemeinem Branntwein und überließ ihnen das Verdeck zum Nachtlager.

Am 26., als wir noch bei Greenwich lagen, zog mich der Capitän gestern früh bei Seite und erklärte mir, daß wir zwar heute in London landen würden, aber — weil es Sonntag sei, an dem Custom House (Zollhause) nichts expediert werde — auf dem Schiffe bleiben müßten; wenn ich eine halbe Guinée daran wenden wolle, so würde er es mit den Zollbeamten auf dem Schiffe zu vermitteln suchen, daß sie mich, ehe es noch völlig Tag wäre, entließen. Dafür bedankte ich mich höflich. Eine halbe Guinée war in meinen Verhältnissen viel Geld und ich hatte nichts Zollbares bei mir. Mein Reisegefährte, der Surinamer, war anderer Meinung und bat mich inständig, von dem Anerbieten des Capitäns Gebrauch zu machen, er habe seidene Strümpfe und mehrere verbotene Waaren bei sich und wolle gern eine Guinée und noch mehr zahlen, wenn wir das Schiff verlassen könnten. Sein Wunsch wurde erfüllt. Er zahlte eine Guinée, wir wurden nach einer ganz leichten Visitation entlassen und stiegen nach fünf Uhr in ein Greenwicher Fischerboot, das uns gar bald nach London brachte und beim Tower absetzte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft in London bei Tagesanbruch. — Leere Stille in der Stadt. — Das Wirthshaus zur Stadt Hamburg. — Erkundigungen um die Herzogin von Northumberland. — Der Surinamer Heller. — Sein rathselhaftes Benehmen. — Der holländische Gesandte Graf Welderen. — Der russische Minister Graf Puskin. — Der französische Gesandte Comte de Guines. — Wiederholtes jedoch vergebliches Bestreben, die Herzogin von Northumberland zu finden. — Weltverlorenheit. — Heller's großmüthiges Benehmen. — Klottes Leben.

Die Scene, die sich mir bei meinem Eintritte in London darstellte, werde ich nie vergessen. Es war ein herrlicher, schöner,

heller Frühlingsmorgen. Die eben aufgegangene Sonne verbreitete ihre Strahlen auf alle Dächer, an denen die vergoldeten, metallenen Blitzableiter wie Brillanten glänzten. Goldene Buchstaben auf schwarzen Tafeln zeigten bei an jedem Hause eines wohlbebauten Platzes die Namen und das Gewerbe der Einwohner, aber von ihnen selbst war nichts zu sehen — kein Gerausch, das bewohnte Häuser verrieth, keine geöffnete Thüre, keine menschliche Seele bei hellem Tage auf der Gasse, und eine tiefe Stille, welche nur durch Nachtigallenzeigung und Wachtelschlag vor den Fenstern bisweilen unterbrochen wurde. Alles das brachte in mir eine Wirkung hervor, die mich ganz in das Reich der arabischen Märchen des Herrn Galland versetzte, wo von Städten erzählt wird, deren Einwohner alle in Stein verwandelt sind.

Die Fischer, die uns bis an den Tower gebracht hatten, setzten uns und unsere Bagage aus, an einer engen Gasse, die vom Ufer nach Towerhill führt. Da war aber um und neben uns kein Mensch zu erblicken, bei dem wir uns um ein Wirthshaus oder nach Leuten zur Fortbringung unserer Sachen erkundigen konnten. Ich ließ also den Surinamer bei den Koffern, und ging bis zum Ende des kleinen Gäßchens, wo ich nur Towerhill in dem Anblicke, den ich soeben beschrieben habe, darstellte. Aber da war kein Mensch zu sehen, weder nahe, noch ferne. Früh um halb sieben Uhr, bei hellem Sonnenschein, in einer großen Stadt noch alle Thüren verschlossen! Das schien mir unbegreiflich und doch war es weiter nichts, als daß die Leute in London später schlafen gehen und folglich auch später aufstehen, als anderwärts; und daß in England überhaupt am Sonntage eine große Stille beobachtet wird. Ich entdeckte endlich doch eine Schildwache vor dem Tower, die mir, gegen baare Bezahlung eines Shillings, ein holländisches Schiffer-Wirthshaus „zum Wappen von Hamburg", dem Tower gegenüber, zeigte.

In dieses Haus begab ich mich und fand auch da nur Mägde und Schankburiche, die erst aufgestanden waren und auszukehren anfingen. Sie schafften mir aber gleich ein paar Träger, die unsere Sachen in dieses Haus brachten, wo wir uns Beide

vor der Hand einlogierten. Der Wirth war ein Deutscher von Groß-Nirhausen in Thüringen, der dreißig und mehrere Jahre als Matrose gedient und seinen deutschen Namen Metschel weislich mit dem englischen Namen Mitchel vertauscht hatte. Er war ein ehrlicher, guter, alter Seefahrer, der ungeachtet seines täglichen Rausches in der Bedienung seiner Gäste nichts versäumte.

Schon als ich mit diesem Manne und seiner Familie das Frühstück einnahm, bekam ich den ersten Vorgeschmack der Schicksale, die mir bevorstanden, denn, da ich mich nach der Wohnung der Herzogin von Northumberland erkundigte, sagte mir der Wirth, daß sie vor einigen Tagen nach Spaa abgereist sei und holte das Zeitungsblatt, welches mir diese traurige Nachricht bestätigte. Ich verlor aber doch nicht allen Muth, denn ich wußte, daß der Graf Wartensleben zu gleicher Zeit, als er mich abfertigte, mit der Post an die Herzogin geschrieben und mich ihr angekündigt hatte und ich hoffte demnach, auch in ihrer Abwesenheit alles zu meinem Empfange bereit und etwa die Ordre, ihr nachzureisen, vorzufinden. Ich schlug mir an diesem ersten Tage, unter so vielen Gegenständen, die mir noch neu waren, alle traurigen Gedanken aus dem Sinne, durchstrich mit meinem Surinamer, der mir nicht von der Seite wich, die Stadt, fuhr auf der Themse und begaffte alles, was mir des Begaffens werth schien. Mein Begleiter führte mich in Tavernen und Kaffeehäuser und sparte nicht, mich wohl zu bewirthen.

Ich muß meine Erzählung hier ein wenig unterbrechen und dem Vorurtheile vorzubeugen suchen, welches einige Leser gegen mich fassen müssen, wenn sie von nun an das unbesonnene Verfahren meines Reisegefährten mit meinen damaligen Umständen zusammenhalten. Sie werden glauben, daß ich mich der Ueberlegenheit meines Verstandes bedient und den Mann durch Kunstgriffe und Vorspiegelungen bewogen habe, so zu handeln, wie er that, aber damit würde man mir Unrecht thun. Ich weiche auch bei dem geringsten Umstande nicht von der Wahrheit ab und kann selbst noch jetzt nicht recht begreifen, was den Menschen bewog, sich so zu vergessen, wie der Verfolg zeigen wird.

Ich kehrte mit ihm in den „Wappen von Hamburg“ ein, mit dem festen Vorsatze, mich von ihm zu trennen, sobald ich nur etwas über meine Bestimmung von der Herzogin wissen würde, weil ich in keinem Fall im Stande war, gleiche Ausgaben mit ihm zu bestreiten. Aus seinen Aeußerungen auf dem Schiffe mußte ich vermuthen, daß Ballen von Gütern für ihn in London bereit lägen, die er mit sich nach Surinam nehmen wollte. Ich glaubte also, daß er sich den folgenden Tag ein zu seinen Geschäften bequemeres Quartier miethen und meine Gesellschaft verlassen würde, ich glaubte es um so mehr, weil er von dem Zustande meines Beutels vollkommen unterrichtet war, und sah also seine freigebige Bewirthung des ersten Tages als einen Valetschmaus an, den er unserer Trennung vorausschicken wollte. Nur erst den Montag darnach erschien mir der Mann, dem ich zeither so wenig edle oder empfindliche Gesinnungen zugetraut hatte, in einem andern Lichte.

Als ich mich früh angekleidet hatte, um nach Northumberland's Haus und zu den Diplomaten zu gehen, an die ich Briefe hatte, siehe! da stand ein Fiaker vor dem Hause, den Herr Hollar (so werde ich künftig den Surinamer nennen) hatte kommen lassen, indem er mich bis Northumberland's Haus begleiten wollte, weil er in der Gegend Verrichtungen habe.

Beim Einsteigen in den Wagen blieb ich am Degengehänge hängen und zerbrach es. Ohne Degen konnte ich meine Besuche nicht wohl machen, denn ich hatte Uniform an, und obzwar man mir gleich in der Nähe einen Schwertfeger wies, so wußte ich doch, daß der Schade nicht so geschwind reparirt werden konnte und war etwas verlegen. Herr Hollar bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich glaubte, er würde zurück auf unser Zimmer gehen und mir etwa aus seinen Koffern einen Degen holen; statt dessen lief er gerade zu dem Schwertfeger und brachte mir einen ganz neuen Degen, den er mit dreißig baaren Shillingen bezahlt hatte, mit der Bemerkung: er habe ohnehin auch einen Degen nöthig und also diesen gekauft, den er mir gern, so lange ich ihn brauchen würde, leihen wolle. Darüber war ich betroffen, denn ich sah wohl, daß er den Degen, ohne ihn nöthig zu haben, blos um mir

zu dienen, gekauft hatte. Es bestärkte mich aber umsomehr in dem Gedanken, daß der Mann Geld genug haben müsse.

Wir fuhren an Northumberland's Haus, wo mir der Schweizer die nämliche Nachricht gab, die ich schon in der Zeitung gelesen hatte, daß die Herzogin nach Spaa gereist sei. Ich fragte nach dem Herzoge; er war auf dem Lande, aber sein Kammerdiener war da. Zu dem führte mich der Schweizer. Dieser Mann war ein Deutscher, jung, artig, wohlgebildet und wohlgewachsen. Ich erzählte ihm Alles, zeigte ihm den Brief an die Herzogin und bat ihn, mir zu sagen, was ich zu thun habe? Aus seinem Gesichte konnte ich nichts lesen als Mitleiden. Er versprach mir, sich überall zu erkundigen, wo es möglich sei, daß die Herzogin meinetwegen etwas hinterlassen haben könnte, gab mir aber wenig Hoffnung und als ich des Herzogs erwähnte, sagte er mir rund heraus, daß von dieser Seite gar nichts für mich zu hoffen sei. Er bestellte mich auf den andern Tag wieder.

Als ich von ihm ging, fand ich den Kutscher noch vor dem Hause und in ihm Herrn Hellot, der inzwischen seine Geschäfte abgethan haben wollte, und mir seine Gesellschaft und den Wagen für den ganzen übrigen Tag anbot, weil er ihn auf den Tag gemiethet hatte. Wir fuhren also zuerst zum holländischen Gesandten, Grafen Welderen, der mich sehr höflich aufnahm, und mich, nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen und mich angehört hatte, versicherte, daß die Herzogin von Northumberland eine ganz vortreffliche Dame und besondere Freundin des Wartensleben'schen Hauses sei; sie werde sicher Anstalten meinetwegen getroffen haben; übrigens sei er bereit, mir zu dienen, wann sich Gelegenheit zeigen würde und bäte mich, ihn fleißig zu besuchen.

Der russische Minister, Graf Nikita Panin, der noch nicht daran denken konnte, einst Schwiegersohn des Grafen Wartensleben zu werden, las den Brief und sagte mir auch mit vieler Höflichkeit, aber ohne allen Rückhalt, daß er mir auf keine Art mit etwas dienen könne; und das war mir genug, kurz abzubrechen und ihn mit allen ferneren Besuchen zu verschonen.

Der Comte de Guines, Ambassadeur de France, empfing mich nicht minder höflich und unterhielt ſich weit länger mit mir, als die Andern. Er ſprach gut Deutſch, lenkte das Geſpräch auf Gegenſtände, wobei er meine Fähigkeiten, Kenntniſſe und Denkungsart ausforſchen konnte, und muſterte die deutſchen Höfe, von denen er viel Wahres und Treffendes zu ſagen wußte. Sein Beſcheid war, daß er in England nichts für mich thun könne, weil er eben mit vieler Wahrſcheinlichkeit vorausſehe, daß meine Ausſichten mit der Herzogin von Northumberland bei ihrer Abweſenheit ſcheitern würden, ſo rathe er mir, nach Frankreich zu gehen, wo mir ſeine Empfehlungsſchreiben nützlich ſein könnten.

Es verſteht ſich, daß Hollar überall, wo ich ausſtieg, ſitzen blieb und den Wagen hütete; und nun, da ich mit meinen Beſuchen fertig war, ließ er an den James Park fahren, wo wir den König und die Königin zum erſtenmale ſahen und viele wohlgekleidete Menſchen beiderlei Geſchlechts. Hier ſetzten wir uns auf eine Bank und ich erzählte Herrn Hollar meine Begebenheiten des Tages in Northumberland's Hauſe und bei den Diplomaten, ſo wie ich ſie hier erzählt habe, ohne das Mindeſte zu verſchweigen. Er tröſtete mich, ſo gut er konnte, fuhr mit mir nach Pall-mall, wo wir in einer Taverne köſtlich ſpeiſten, beſuchten nach dem Eſſen noch mancherlei Oerter, wo etwas zu ſehen und zu genießen war, und fuhren abends wieder in unſere Herberge.

Des andern Tages verſäumte ich nicht, mich nach Northumberland's Hauſe zu begeben, wo mir der Kammerdiener des Herzogs Folgendes verkündete: Erſtlich, daß die Herzogin bei Niemandem etwas meinetwegen hinterlaſſen habe; zweitens, daß der Herzog, der vom Lande zurückgekommen war, ſich auf keine Weiſe in dieſe oder jene andere Sache, welche ſeine Gemahlin beträfe, miſchen wolle; drittens, das Beſte für mich ſei, ihr ſogleich nachzureiſen, um ſie noch in Spaa zu finden, ehe ſie weiter reiſen würde. Meine Antwort, wie man ſich leicht vorſtellen kann, verweilte ſich am längſten bei den Reiſekoſten, zu denen mir die Hauptſache fehlte, worauf mir der Herr Kammerdiener den Rath gab, an die Herzogin zu ſchreiben, ihr den Brief vom Grafen Wartens

leben mitzuſchicken, ſie um Verhaltungsbefehle, und nach Maßgabe dieſer, um Anweiſung an ihren Bankier in London zu bitten; den Brief wurde er nicht nur ſelbſt in das Packet ſchließen, das wöchentlich an ſie abzugeben pflegte, ſondern auch an einen ihrer Vertrauten ſchreiben, der ſich der Sache annehmen und ihm die Antwort vermitteln würde, die ich von ihm, dem Kammerdiener, abholen könnte. Und das that ich denn auch.

Um nun auf einmal meine Geſchichte mit dieſer Dame zu beenden, ſo melde ich hiermit, daß ich von ihr nie eine Antwort erhalten habe, und daß mir endlich, nachdem ich täglich angefragt hatte, der Kammerdiener eines Tages die Nachricht gab, daß „ſein Herr auf das Land gegangen ſei und für mich ein Kompliment hinterlaſſen habe, mit dem Zuſatze, daß ich mich nicht weiter bemühen und alle Hoffnung auf eine Antwort aufgeben möchte." Graf Wartensleben hat, wie ich ſpäter von ihm ſelbſt erfuhr, ebenſowenig auf ſeine Briefe, die mich betrafen, etwas von ihr erhalten.

Beim Grafen Welderen hatte ich noch Zutritt, bis zu der Zeit, wo als entſchieden anzunehmen war, daß mir die Herzogin nicht antworten würde, da war er für mich nicht mehr zu Hauſe und ich gab mir keine Mühe, vorgelaſſen zu werden, nachdem mich der Schweizer ein paar Mal abgewieſen hatte. Der Graf Muſchin Puſkin hatte ſich bei meinem erſten Beſuche ſo deutlich erklärt, daß ich zu keinem zweiten Luſt verſpürte und der Comte de Guince war einige Mal, wenn ich ihm aufwarten wollte, nicht zu Hauſe, was ich auch als ein Zeichen annahm, daß er mich nicht ſehen wolle, womit ich ihm aber Unrecht that, denn nach langer Zeit begegnete er mir einmal im Hyde Park und nahm mich in ſeinem Wagen mit in ſeine Wohnung, wo er wieder lange und viel über Deutſchland mit mir ſprach und mich höflich einlud, öfter zu kommen, wovon ich auch, wie ſich ſpäter zeigen wird, Gebrauch machte.

Das Vornehmſte, worauf ich nun alle meine Hoffnung ſetzte, war ein zweiter Brief des Grafen Wartensleben an die Herzogin, die ihm in Spaa näher war, als mir in London. Um

ein ſolches Schreiben bat ich ihn und erzählte ihm meine Aufnahme bei den Diplomaten, an die er mich empfohlen hatte, nebſt allen traurigen Folgen, die meiner warteten, wenn ſeine Vorſtellungen die Herzogin nicht bewegen würden, mir ſchleunig Befehle zu ſchicken, was ich thun und wovon ich leben ſollte. Auf dieſen Brief und auf den an die Herzogin entſchloß ich mich, die Antworten abzuwarten, inzwiſchen aber folgenden Weg einzuſchlagen: Das Wirthshaus wollte ich ſogleich verlaſſen und ein wohlfeileres Quartier beziehen, alsdann den Herrn Hollar, mit dem ich nun vertrauter war, um einige Guineen Vorſchuß bitten, und mit dieſem Gelde bis zur Ankunft der Briefe, die ich erwartete, wirthſchaften. Dieſer Vortrag an Herrn Hollar wurde mir ſauer. Ich hatte aber meine Einleitung kaum ausgekramt, ſo fiel er mir in die Rede und ſagte, daß er ſich wohl noch vier Wochen in London aufzuhalten geſonnen wäre, daß ich in dieſem Zeitraume über meinen Lebensunterhalt unbeſorgt ſein könnte, wenn ich ihn überall begleiten und mit ihm vorlieb nehmen wollte: was die Veränderung des Quartiers anbelangte, darüber ſei er mit mir gleicher Meinung und ich möchte nur für uns Beide auf ſeine Koſten ein anderes miethen.

Wer war nun froher als ich? In der Zeit von vier Wochen mußten Briefe aus Spaa und Mainz ankommen und bis dahin war ich gut und angenehm verſorgt, als der Geſellſchafter eines Plantagenbeſitzers. Wir beſuchten täglich in den gewöhnlichen Stunden die Börſe und wenn ſich Herr Hollar bisweilen auf kurze Zeit von mir entfernte, ſo glaubte ich, er ginge ſeinen Geſchäften nach. Außerdem lebten wir flott, beſuchten Ranelagh, Vauxhall, Marybone, Gardens, beſahen die Weſtminſter Abtei, St. Pauls Kirche und was in London zu ſehen iſt, ohne Geld zu ſparen, und wenn ja hie und da Ausgaben beſchränkt oder eingeſtellt wurden, ſo geſchah es auf meine Vorſtellung. Herr Hollar kaufte eine hübſche, von einem guten Meiſter in London verfertigte Uhr, und machte mir damit ſo wenig ein Geſchenk, als vorher mit dem Degen; aber er bat mich, ſie zu tragen, ſo lange wir beiſammen waren.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Meiſter Elbel. Hollar's Mißgeſchick. Der Schuſter Meiſter Quint. Charakteriſtik deſſelben. Sein Betragen und ſeine Beliebtheit. Einführung in einen Club von gelehrten Männern. Dr. Arwskrong. Prahlereien Quint's. Er wird niedergeboxt.

Wir blieben noch in dem „Wappen von Hamburg" auf Towerhill bis zum 16. Mai. Ich hatte inzwiſchen eine Menge Menſchen, Deutſche und Engländer, kennen gelernt; unter Andern auch einen deutſchen Schneider, Meiſter Elbel in Suffolcks Street, welcher Zimmer vermiethete. Der damalige polniſche Legationsſecretär wohnte bei ihm und hat, wie ich höre, nach der Zeit ſeine älteſte Tochter geheiratet und in Warſchau ein Magazin von engliſchen Waaren errichtet. Sie war damals etwa ſiebzehn Jahre alt; ein artiges, wohlerzogenes Mädchen, die unter einer Mutter, welche den Trunk unbändig liebte, ihre Sitten rein zu erhalten wußte. Dieſer Meiſter Elbel brachte mich zu einem deutſchen Schuſter Namens Quint, gebürtig aus Wiesbaden, der in Crown Court Knaves Acre wohnte und ein ganz feines Quartier zu vermiethen hatte, welches wir in der Folge bezogen.

Ehe ich unſern Hausherrn, den Meiſter Quint ſchildere, der ein Original war, ſo muß ich hier eines ſehr auffallenden Mißgeſchicks erwähnen, dem mein Wohlthäter Herr Hollar ausgeſetzt war.

Ich kann rühmen, daß ich für meine Perſon bei den Engländern das kalte, zurückhaltende Weſen, deſſen man ſie beſchuldigt, nicht angetroffen habe. Ich fand vielmehr offene Menſchen, die mir mit zuvorkommender Höflichkeit begegneten. Aber mit Herrn Hollar war es ganz anders; man ließ den Mann ſtehen, ohne daß ſich Jemand mit ihm abgeben wollte, obgleich er ſich im Engliſchen weit beſſer verſtändlich machen konnte, als ich, denn er war auf der Reiſe von Surinam ſchon in Penſylvanien und in London geweſen.

Als wir das Quartier bei Mr. Quint beſahen, welches in einem fein möblirten Zimmer mit Alkoven im erſten und einem ſchlechten im zweiten Stocke beſtand, ſo ſagte Mr. Quint ganz entſcheidend: ich ſollte das beſſere Zimmer beziehen und Hollar das ſchlechtere. Das wollte ich nicht, weil ich ganz von Jenem abhing, aber Quint erklärte, daß wir uns in dieſem Falle nach einem anderen Quartier umſehen möchten. Nur der Proteſt Hollar's, der darauf beſtand, daß ich in dem beſſeren Zimmer wohnen möchte, entſchied für unſer Verbleiben. Quint warnte mich, ſobald als er mit mir allein war, vor Hollar mit der entſchiedenen Bemerkung: dieſer Menſch gefiele ihm gar nicht und ohne mich würde er ihn nicht ins Haus genommen haben, wenn er auch zehnfache Miethe bezahlen wollte. Freilich kannte er unſere Verhältniſſe nicht, aber ich mußte auch noch von vielen andern Engländern und Deutſchen das Nämliche hören, ohne daß meine Gegenvorſtellungen etwas fruchteten. Und doch hatte der Mann ein gutes Herz und äußerlich nichts Abſchreckendes, außer daß ihm die Haare etwas tief in die Stirne gewachſen waren.

Um nun wieder auf Maiter Quint zu kommen, der mich in Affection genommen hatte, ſo muß ich vor allem andern ſeinen vollſtändigen Titel melden, ſo wie er auf einer ſchwarzen Tafel über ſeinem Schuſterladen mit goldenen Buchſtaben ſchön zu leſen war: Daniel Quint, Boot and Shoemaker of His Majesty the King of Danemark, und das blos deswegen, weil er bei Anweſenheit dieſes Königs in London für ihn und ſeine Leute gearbeitet hatte. Maiter Quint war ein unterſetzter, nerviger, ſtarker Mann mit einer Pferdenatur und ein großer Säufer. Ich habe ihm nachgerechnet, daß er einen Tag um den andern täglich in Wein, Bier, Punſch und andern ſtarken Getränken, wenigſtens eine halbe Guinée vertrank und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht ſo viel verdienen konnte, als ſein Durſt erforderte, denn er mußte ſich ſchon 1776 Schulden wegen flüchten und mag vielleicht jetzt noch irgendwo in einem Gefängniſſe ſchmachten. Wenn er betrunken war, fing er Händel an oder prügelte ſeine Frau, eine Engländerin und Tochter eines königs-

lichen Forſters im Hydepark. Er ſprach ſo gut engliſch wie ein geborener Engländer, und wurde von ſeinen Nachbarn wegen ſeiner Großſprechereien geliebt und gefürchtet.

Unter ſeinen zahlreichen Kunden befanden ſich damals die kleineren königlichen Prinzen, Miniſter, Lords und viele große Häuſer in London. Er hielt mit der Oppoſitionspartei und ſchimpfte auf den König bei jeder Gelegenheit in den kräftigſten Ausdrücken. Dieſes Raiſonniren machte ihn bei Vielen beliebt und ich fand, als er mich abends mit in ſeinen Club nahm, daß die anderen Mitglieder, lauter anſehnliche Bürger aus dem Viertel wo wir wohnten, alle Achtung vor ihm hatten. Er war auch ein großer Verehrer von Wilkes, und als ich ihn einmal in den Club begleitete, der Wilkes zu Ehren alle Monate gehalten wurde, da ſah ich auch, daß Mr. Quint bei ihm viel galt.

Mir begegnete der Maſter Quint, der ſonſt gegen Jedermann brutal war, immer ſehr höflich. Ich habe ihm die Bekanntſchaft manches intereſſanten Mannes zu verdanken, z. B. des Dr. Hunter, der nicht weit von uns auf Windmill Street wohnte, des deutſchen Predigers Woide in der Savoy, des Garrick und des blinden Friedensrichters Fielding, eines Bruders vom Verfaſſer des „Tom Jones". Bei dieſen Männern führte er mich ohne alle Umſtände ein und es fiel mir ſelber auf, Quint außer ſeiner Werkſtatt überall als Gentleman behandelt zu ſehen, ohne daß man ſich dabei an den Schuſter Quint erinnerte. Jedermann kannte Mr. Quint und er wurde von allen Seiten gegrüßt, wenn wir miteinander auf der Gaſſe gingen, und wenn ich ihm einen Ort oder Menſchen nannte, den ich gern ſehen wollte, ſo konnte ich ſicher darauf rechnen, daß er mir den Zutritt verſchaffte, den ich wünſchte. Es iſt wahr, daß er außerordentlich dreiſt und bisweilen, wenn es darauf ankam, ſein Anſehen zu zeigen, ſehr zudringlich war; ich habe aber auch nicht ein einziges Mal wahrgenommen, daß ſeine Dreiſtigkeit oder Zudringlichkeit beleidigt hätte oder übel aufgenommen worden wäre.

Ich will dieſes Kapitel noch mit ein paar Anekdoten von Quint beſchließen.

Ich war bei Quint ein für allemal Nachmittags zum Thee eingeladen. Einſt kam ein ungariſcher Bedienter eines Magnaten, der auf Reiſen war, in ſeinen Laden und wollte anfragen, ob Mr. Quint ungariſche Stiefeln (Czismen) machen könne? Quint, der lange in Frankreich gewandert war, verſtand Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch. Von dem allen verſtand aber der Ungar nichts und ich mußte dolmetſchen. Quint fragte: Wo ich ungariſch gelernt hätte? und ich antwortete, daß ich mit dem Menſchen nicht ungariſch, ſondern lateiniſch ſpreche. „Alſo," ſagte Quint, „ſind ſie wohl gar ein Gelehrter? Gut! Ich will Sie heute Abend in ein Ale-Haus auf Coventgarden führen, wo Sie eine große Geſellſchaft gelehrter Männer, Büchermacher und Zeitungsſchreiber antreffen werden."

Ich fand da eine Verſammlung ſeltſamer Perrücken. Maſter Quint lief zu meinem größten Verdruße zu einem Jeden und ſagte ihm ins Ohr, daß ich ein großer Gelehrter ſei, der zwar nicht viel engliſch verſtände, dem aber das Latein vom Munde flöße, wie Waſſer. Aber Keiner würdigte mich einer Aufmerkſamkeit, nur ein einziger Theologe Dr. Amſtrong kam zu unſerem Tiſche und fragte mich lallend: „Sir! quota hora?", worauf er ſich, als ich ihm die nona nannte, ſogleich wieder entfernte. Dies war alle Geiſtesnahrung, die ich aus dieſer hochanſehnlichen Verſammlung witziger Köpfe mitnahm, denn auch ſie ſprachen untereinander nur von den Neuigkeiten des Tages, und nicht ein Wort von literariſchen oder andern gelehrten Dingen. Einige ſpielten und man ſah deutlich, daß dieſe Herren, nachdem ſie vermuthlich den ganzen Tag Apollini et Musis gefröhnt hatten, ſich nun bei einem Glaſe Ale erholen und vorſätzlich alles, was zum Handwerk gehört, vergeſſen wollten.

Die Gunſt, mit der mich Mr. Quint beehrte, hatte ich vornehmlich dem ſcheinbaren Beifalle zu verdanken, mit dem ich ſeine Prahlereien anhörte. Einmal kam es ihm aber theuer zu ſtehen. Wir waren auf dem Lande geweſen und an Oxford Road abgeſtiegen, um vollends zu Fuße nach Hauſe zu gehen. Da traf es ſich, daß Mr. Quint, der nicht ganz nüchtern war, an einem

ſchlecht gekleideten Mann anſtieß, der, wie ich nachher erfuhr, ein Pflaſterer war. Der Mann drehte ſich um und fragte Mr. Quint ganz gelaſſen, ob er Handel mit ihm ſuche, worauf ihm der einen langen Senf anwortete, von dem ich nicht alles verſtand. Kurz, wir gingen weiter und der Mann blieb ſtehen. Als wir etliche Schritte gegangen waren, ſagte Quint: „Das iſt des Mannes Glück, daß Sie bei mir waren; er wollte mit mir boxen, darin bin ich Meiſter und es hat mich genug Lehrgeld gekoſtet; wenn ich allein wäre, ſo würde ich den Kerl zuſammenboxen, daß er lebenslang an mich denken würde." — „Boxen, Mr. Quint? O, das hätte ich längſt gern geſehen." — Ich drehte mich um, rief den Mann zurück und es half nichts. Quint konnte ſich nicht ſelbſt widerſprechen, zumal da ich ihn ganz ernſthaft vermahnte, er möchte bei ſeiner gerühmten Ueberlegenheit nicht gar zu arg mit dem armen Teufel verfahren. In einigen Augenblicken waren wir von einer Menge Menſchen aus allen Ständen umringt. Ich ſah zwar, daß ſich das wohlgefärbte Geſicht meines Hausherrn immer mehr und mehr ins Blaſſe verzog — aber da war kein Mittel mehr; es war zu ſpät, umzulenken. Der Gegner hatte die Herausforderung angenommen und Mr. Quint mußte ſich ausziehen und ſeine Perrücke abnehmen, was alles etwas langſam von ſtatten ging. Ich wurde ſein Kleiderbewahrer, verwaltete aber mein Amt nur ein paar Minuten, denn ſchon in dem erſten Gange bekam Mr. Quint einen Stoß auf den Magen, der ihn zu Boden ſtreckte.

Mir wurde ganz bange bei dem Anblicke des Ueberwundenen, denn ich ſah eine wahre Todtenblaße auf ſeinem Geſichte und große Tropfen Schweiß auf ſeiner Stirn, auch konnte er kein Wort ſprechen. Ein paar Männer trugen ihn ins nächſte Bierhaus und beſalbten ihn da ſo lange mit Branntwein, bis er wieder anfing, Luft zu ſchnappen. Sobald er ſich ein wenig erholt hatte, kam ſein Gegner, reichte ihm die Hand und bat um Verzeihung. Quint winkte mir, ſeinen Beutel herauszuziehen und einige Shillinge zum Vertrinken herzugeben, was gar vortreffliche Wirkung that. Denn kaum ſah das der Pöbel, der mit uns ins Bierhaus

gekommen war, so wurde Mr. Quint's Tapferkeit bis in den Himmel gehoben, sein Gegner in Verdacht gezogen, daß er Hinterlist gebraucht und den Quint übereilt habe; hätte der Pflasterer nur erst die rechte Positur abgewartet, so würde ihm Quint wohl etwas anderes gezeigt haben, u. s. w.

Diese Beschuldigungen ertrug der Pflasterer mit großer Geduld und ließ sich dabei Essen und Trinken auf Kosten Quint's ganz wohl schmecken. Die übrigen hier versammelten Herren thaten desgleichen und wußten dem Ueberwundenen so vieles zu seinem Troste zu sagen, daß er wacker auftragen ließ und soviel Lobsprüche seiner Tapferkeit anhörte, daß er am Ende selbst glaubte, noch bei seiner Niederlage Heldenthaten verrichtet zu haben; so daß er dieses Haus erst spät in der Nacht mit aller Zufriedenheit verließ, und mir auf dem Wege eine Menge seiner Siege im Boxen und andern Faustkämpfen erzählte. Andere Leute, die Mr. Quint gut kannten, versicherten mir jedoch, daß er im Zweikampfe niemals Proben seiner Tapferkeit abgelegt habe; aber bei jedem Aufstande oder Zusammenlaufe des Volkes immer einer der muthigsten Wortführer sei und ihm, wegen seines Einflußes auf das Volk, auch von Vielen, die ihn sonst nicht achten würden, geschmeichelt werde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der jüdische Lehrer in der christlichen Schule. — Fatalitäten mit Damen minderer Kategorie. — Mr. Fish als Retter aus der Gefahr. — Der Lumpenmarkt. — Dr. Reyflich. — Mock Turtle. — Ein Doctor der Rechte als Doctor der Medizin. — Ein merkwürdiger Bettler. — Eine ungewöhnliche Art von Betteler. — Der Club „Wilkes and Liberty". — Master Quint's Aeußerungen im Club.

Ich bemühte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft mit allem Eifer, die englische Sprache recht zu erlernen, und zwar nach einer Methode, die mir schon bei Erlernung anderer

Sprachen gute Dienſte geleiſtet hatte. — Ich überſetzte nämlich wechſelweiſe aus einer Sprache in die andere. Dabei hatte ich nun unumgänglich Jemanden nöthig, der beider Sprachen ſo kundig war, daß er mich über meine Schnitzer zurecht weiſen konnte. Landsmann Mitchel in dem „Wappen von Hamburg“ zeigte mir ein Haus, nicht weit vom Towerhill, wo eine deutſche Schule war, in die ich mich eines Tages begab, um zu ſehen, ob ſich der Herr Unternehmer dieſer Anſtalt zu meiner Abſicht wolle gebrauchen laſſen. Es war aber mit dieſem Unternehmen, wie mit den Unternehmern der Theater in Deutſchland, die ſelbſt nicht agiren und vom Theaterweſen nichts verſtehen, als den Gewinnſt und Verluſt zu berechnen. Dieſer Herr Unternehmer einer deutſchen Schule verſtand kein Wort Deutſch, ſondern verwies mich an ſeinen Unterlehrer, den ich unter einer großen Anzahl kleiner Knaben und Mädchen von ſechs bis zwölf Jahren antraf. Er ließ ſich durch meinen Eintritt in ſeine Schule nicht irre machen, ſondern fuhr fort, den deutſchen Katechismus zu docieren und ich hörte ganz vernehmlich die Fragen: Für wen iſt Chriſtus geſtorben? Von was hat er uns mit ſeinem Blute erlöſt? u. ſ. w.

Nachdem der Herr Unterlehrer fertig war und den Kindern ihre neue Lection aufgegeben hatte, wendete er ſich zu mir und hörte mein Anliegen. In ſeiner Antwort konnte er den jüdiſchen Accent nicht verbergen, den ich bei ſeiner Katechiſirung nicht bemerkt hatte. Ich fragte ihn, woher er ſei und ob er in Deutſchland oder England die heilige Taufe empfangen habe? Worauf er mir erwiderte: Er ſei gar nicht getauft, ſondern werde als Jude leben und ſterben, wenn auch ſein Ende erſt nach hundert Jahren erfolgen ſollte. Er ſei gebürtig von Halberſtadt und habe in London kein anderes Mittel gefunden, ſein Brot zu verdienen, als dieſes, wo er aus deutſchen Büchern lehre, die ihm vorgeſchrieben ſeien und die Herr Heydegger am Strande liefere, ohne daß er an dem Inhalte derſelben, außer dem todten Buchſtaben, den geringſten Antheil nehme, ihm ſei es gleichviel, wie er lehre, wenn nur ſeine Schüler lernten. Uebrigens frage man in England Niemanden um ſeinen Glauben: der Herr Oberlehrer habe ihn auch nicht

darum gefragt, ſondern nur prüfen laſſen, ob er fähig ſei, die Kinder Deutſch zu lehren. Zwei Tage in der Woche wären für den Katechismus beſtimmt, welchen die Kinder auswendig lernten; und er habe den Sonnabend frei, um dem Oberlehrer Platz zu machen, der an dieſem Tage Engliſch vertrage.

Ich habe dieſen Menſchen öfters geſehen, und von andern deutſchen Juden gehört, daß er ein echter Israelit ſei; auch finde ich nichts gegen dieſe wechſelſeitige Toleranz einzuwenden, wenn er nur die erforderlichen Kenntniſſe zu ſeinem Amte beſeſſen hätte, ſo aber verſtand er, außer Leſen und Schreiben, ſo wenig Deutſch, als die meiſten gemeinen Juden in Deutſchland und war alſo auch für meinen Zweck gar nicht zu gebrauchen.

Am erſten Mai iſt es gebräuchlich in London, kleine Blumenſträuße auszutheilen, und mir hatte auch Jemand einen an die Seite geſteckt, an den ich nicht mehr dachte, als ich Abends nach Wapping ging, um den Capitän Berwick, der da wohnte, zu beſuchen. Indem ich ſo in Gedanken fortſchleiche, kommt auf einmal eine gemeine Dirne von einer Anhöhe herab auf mich zugerannt, reißt mir den Strauß vom Leibe und küßt mich herzhaft auf die Wange. Meine erſte unwillkürliche Bewegung war, ſie mit der Hand zurückzuſchieben und da fiel ſie. Nun ſah ich mich augenblicklich von mehr als hundert Menſchen, meiſtens Matroſen und Weibern umringt, die mir den Stock aus der Hand drehten und auf mich loszankten, als ob ich die größte Schandthat begangen hätte.

Zu meinem großen Glücke befand ſich unter dieſem Haufen ein Matroſe vom Schiffe „Queen Charlotte", der ſich meiner annahm und den Andern erklärte, daß ich ein Fremder, erſt vor Kurzem mit ihm in London angekommen und ein Freund des Schiffsvolks ſei. Er begleitete mich bis zum Capitän Berwick, der mich belehrte, daß man in England jede Gunſtbezeugung von Frauenzimmern mit Dank annehmen müſſe, wenn es auch nur von einer Matroſendirne herrühre. Die Weiber im Hauſe waren anderer Meinung und lobten mich, daß ich nicht von jeder Strumpet geküßt ſein wollte. Ein andermal war ich noch ſchlimmer daran, dazu gehört aber ein langer Preambel. Mr. Quint hatte mich

und Hollar in ein Speiſehaus geführt, welches damals in mancher Beziehung ein ſehr merkwürdiges Haus war und vielleicht noch iſt, die „Sun Tavern“ auf Piccadilly. Hier ſpeiſte man ſo wohlfeil als nur immer an einem Orte der Welt. Acht Speiſen, auf franzöſiſche Art zubereitet, für einen Shilling. Das will in London etwas ſagen! Sechzig bis achtzig Perſonen ſpeiſten auf einmal an einer Tafel und dieſer Tafeln werden täglich drei gegeben, um ein Uhr, drei Uhr und ſechs Uhr, und allemal mußten damals noch Gäſte zurückgehen, die nicht mehr Platz fanden. Niemals in meinem Leben habe ich, weder vorher noch nachher, eine ſo ſeltſam gemiſchte Menſchenverſammlung geſehen von Nationen und Ständen, Phyſiognomien und Karrikaturen, von Verſchiedenheit in Perrücken, Trachten und Farben der Kleider, vornehmlich aber von großen Freſſern. Die Schüſſeln, ſo reichlich ſie gefüllt waren, wurden in einem Augenblicke leer und die Speiſen verſchwanden, als ob ſie der böſe Geiſt wegführte. Damit aber dieſer Herr nicht auch die Gäſte ohne zu bezahlen wegführen möchte, wurden ſehr weislich mit der Suppe die Thüren verſchloſſen und mit Ankunft des Bratens Jedem ſein Shilling abgefordert, und dann erſt wieder freier Ausgang geſtattet.

Als uns Quint das erſtemal in dieſes Haus führte, trafen wir da einen angenehmen jungen Mann mit ſeiner Lebensart, Mr. Fith, Esquire, den Quint als einen Bekannten anredete. Er war reich und verzehrte den Theil ſeiner Einkünfte, den er dazu beſtimmt hatte, auf eine Art, die ihm Ehre machte. Dieſer Mann, der alte und neue Schriftſteller geleſen hatte und verſchiedene Sprachen verſtand, ſprach mit mir franzöſiſch und nahm mich an ſeine Seite, um mir von Einem und dem Andern der Gäſte Nachricht zu geben. Er wies mir unter Anderen zwei Italiener in Knotenperrücken, welche nur über den anderen Tag zu kommen und ſich wahrſcheinlich auf zwei Tage ſatt zu eſſen pflegten. Er zeigte mir Friſeure, welche ihr Haarkräusler-Habit ablegen, ehe ſie ſich an die Tafel ſetzen und andere Kleider anziehen, welche der Wirth zu dieſem Gebrauch immer in Bereitſchaft hält und er-

zählte mir viele Anekdoten von dem Hause und von einzelnen Gästen, welche aber zu local ſind, um hier mitgetheilt zu werden.

Dieſer Mr. Fiſh half mir einmal aus einer großen Verlegenheit. Ich ſpazierte einſt Nachmittag in einer Gegend der Stadt, wo ich noch nicht geweſen war, auf einer ziemlich großen Straße. Da begegnete mir ein Weib von etwa dreißig Jahren, weder ſchön, noch häßlich, ehrbar gekleidet, und zwar ſo, wie damals die Mode in Deutſchland war, ohne Hut, was ſchon etwas ſeltenes in England iſt, auch glaubte ich in ihrem Geſichte etwas Nationaldeutſches zu erblicken.

Ich ging an ihr vorbei, ſah mich aber um. Dieſes Umſehen hat ſchon viel Unheil in der Welt nach ſich gezogen, von der Zeit der bewußten Salzſäule bis auf den heutigen Tag. Das Weib ſtand ſtille, ſah mir nach und winkte. Leider! folgte ich dem Winke, in der Meinung, daß es wirklich eine Deutſche ſei, die mich vielleicht kenne. Ich redete ſie Deutſch an, worauf ſie mir aber nichts antwortete, ſondern mich bei der Hand nahm, in ein nahes Haus zog und da eine Bouteille Wein forderte. Man ſchloß ein Zimmer auf, ſobald ich aber ſah, daß ſie wirklich auch nicht ein Wort Deutſch verſtand, ſo bezahlte ich auch eine halbe Krone für den Wein und wollte gehen, ohne ihn zu koſten. Das war aber weder die Meinung der Dame, noch des Wirthes, ſie verlangte ganz unverſchämt Bezahlung für Gunſtbezeugungen, die ich nicht genoſſen haben konnte, weil die Thüre offen und der Aufwärter mit dem Weine ſogleich erſchienen war. Ich wollte mich alſo zu der Bezahlung nicht verſtehen, aber der Wirth und ſein ganzes Hausgeſinde traten auf des Weibes Seite und machten mir allerlei alberne Drohungen. Ich wehrte mich tapfer, ſchlug mich durch das Hausgeſinde, welches mich aufhalten wollte und erreichte zwar glücklich die Gaſſe, fand aber da ſchon einen Zuſammenlauf von Menſchen, die der Lärm herbeigezogen hatte und die der Wirth ſo gegen mich einzunehmen wußte, daß ſich die Komödie eben nicht gar komiſch für mich würde geendigt haben, wenn nicht Mr. Fiſh dazu gekommen wäre. Er war eben auf einem Spazierritte und erblickte meine Gefahr von ferne, kam

ſogleich herbeigeſprengt und ließ ſich von mir das Vorgefallene erzählen.

Der Pöbel wollte mit aller Gewalt den ſauberen Herrn Wirth an eine Waſſerpumpe ziehen. Die Dame hatte ſich mittlerweile aus dem Staube gemacht und Mr. Irish beſtand darauf, daß der Wirth mit uns zum Friedensrichter wandeln ſollte. Dieſer legte ſich aufs Bitten und zog ſich ins Haus zurück. Ein Theil des Volkes lief, um das Weib zurückzubringen. Nach und nach verliefen ſich auch die Anderen und ich ſetzte mich auf Eines von Mr. Irish's Pferden, welches der Jockey geritten hatte und kam ſo glücklich aus der Affaire.

Ich glaube, daß einem Fremden in London nichts zu geringfügig vorkommen ſollte, wenn es von den Gebräuchen und Sitten anderer großen Städte abweicht. Der ſelige Möſer verdient allen Dank, daß er uns in ſeinen „Phantaſien" mit den Speiſehäuſern unter der Erde, wo Meſſer und Gabel an Ketten liegen, bekannt gemacht hat und ſein thätiger Forſchungsgeiſt würde gewiß auch den „Lumpenmarkt" entdeckt haben, von dem ich jetzt ſprechen werde, wenn er nicht ſelbſt vielen Einwohnern Londons unbekannt wäre.

Ich ſah einen polniſchen Juden in ſeiner ſchwarzen Kleidung neben einigen Frachtwagen wandeln und redete ihn an, weil ich in meiner Jugend ſelbſt in Polen geweſen war und dieſe Kleidung kannte. Er hieß David, war von Zamosk und zeigte mir auf ſeinem Wagen zehn ungeheuer große, wohl vollgepfropfte Säcke, worin ſich Waaren befanden, die er ſoeben an die Themſe fahren ließ, um ſie zu Waſſer nach Danzig abzuſenden.

Auf meine Anfrage, was er für Waaren einkaufe? bekam ich zur Antwort, daß ich es ſogleich ſelbſt ſehen könnte, wenn ich ihn begleiten wolle. Wie der Platz heißt, das weiß ich nicht mehr, mich dünkt Fair Lane oder Fetter Lane, wo mit dem Schlage Drei ein Markt eröffnet wird, desgleichen ich anderwärts noch nie geſehen habe. Die Verkäufer, Weiber und Männer, meiſt in Rockeloren oder Mänteln, unter denen ſie ihre Waaren bis zum Glockenſchlage

verbergen, ſchütten, ſobald es ertönt, ihre Lumpen auf die Erde, in gehöriger Entfernung eines Haufens von dem andern.

David, der polniſche Jude (denn keinen andern Käufer habe ich damals bemerkt), ging mit drei oder vier ſeiner Leute, die ihm mit leeren Säcken folgten, durch die Lumpenhaufen, ſagte einem jeden rechts und links, was er für ſeinen Haufen geben wollte, zahlte aus und ſeine Begleiter ſtopften ſofort alles Gekaufte in ihre Säcke. Es waren meiſtens ſeidene Lumpen. Mr. David kaufte keine anderen und ſagte mir, daß er von dieſer Waare jährlich gegen hundert Zentner über Danzig nach Polen ſchicke, wo aus den ſeidenen Lumpen noch Hauben und Mieder gemacht würden. Oft kämen auch auf dieſem Markte große Stücke, Bettvorhänge und unbeſchädigte Kleidungsſtücke vor, die wohl leicht geſtohlene ſein könnten. Für Diebe, untreues Geſinde u. dgl. iſt wirklich dieſer Markt ſehr vortheilhaft. Er dauert nur einige Minuten, die verkaufte Waare verſchwindet und wird in ganz England nicht wieder geſehen.

Ich hatte der Kaufmannsdiener geſpottet, die in Rotterdam auf der Tafel an dem Hauſe eines Käſe- und Butterhändlers das Wort int groot überſehen oder nicht verſtanden hatten; in London widerfuhr mir ein ähnlicher Poſſen.

Wir, Hollar und ich, gingen an einem Hauſe vorüber, an dem geſchrieben ſtand: „Schildkröten, die Portion ſechs Pence.“ Wir vermutheten Beide Seeſchildkröten, die wir noch nicht gegeſſen hatten, wenigſtens ich noch niemals. Wir gingen hinein, ließen uns zwei Portionen geben, fanden die Speiſe ſchmackhaft und hatten eben zum zweiten Male auftragen laſſen, als ein uns bekannter Dr. Reyſſich, ein Barbiergeſelle aus der Pfalz, der hier als Arzt pfuſchte, eintrat und uns freundlich anſprach: „Nicht wahr, meine Herren! In England iſt der Kalbskopf beſſer, als in Deutſchland?“ — Wie kommen Sie auf den Kalbskopf? Wir eſſen ja Schildkröte. — „Ja, ja! Turtle heißt Schildkröte, aber draußen an der Tafel ſteht Mock Turtle und das will ſoviel ſagen als: falſche Schildkröten, die in dieſem Hauſe aus Kalbskopf ohne die Haut zubereitet werden.“ Dieſem zufolge erkundigte ich mich

weiter über das Wort Mock und finde davon in meiner Schreibtafel die Anmerkung: Mock Turtle, falſche Schildkröte; Mock Doctor, ein Doctor zum Spaß, ein falſcher Doctor; ſo wie auch Herr Doctor Reyſſich einer war, der uns belehrte.

Dergleichen Doctores von deutſcher Abkunft gibt es ſehr viele in London; denn das gemeine Volk hat eine große Anhänglichkeit an High german Doctors (Hochdeutſche Aerzte) und ſetzen alles Vertrauen in ihre Kunſt. Viele deutſche Juden und Chriſten ergreifen ohne alle Kenntniſſe von der Arzneikunſt dieſes Mittel, um davon zu leben; ſie quackſalbern und keine Polizei hindert ſie, weil die engliſche Freiheit jedermann geſtattet, ſich umzubringen, wie er will.

Ich habe in London einen gewiſſen Dr. B** aus Dresden gekannt, der in Marylbon ein ganz artiges Quartier bewohnte und laut ſeiner Ankündigung für die Weiber ein ſehr heilſamer Arzt war.

Dieſen Mann beſuchte ich bisweilen, weil er angenehm wohnte und einen Garten beim Hauſe hatte. Ich fand allemal ſein Doctor-Diplom auf Pergament, mit dem Siegel der Univerſität Wittenberg zur Schau auf dem Tiſche, vermuthlich um den Schwachgläubigen allen Verdacht zu benehmen über ſeine Doctorſchaft. Ich ſchlug den Brief einmal auseinander und las zu meiner großen Verwunderung, daß der Doctiſſimus B** zwar ganz richtig in Wittenberg Doctor geworden war, aber Doctor beider Rechte. Hingegen kannte ich noch einen andern deutſchen Doctor, der ſeine Sache verſtand, obgleich er nichts anderes als ein Barbiergeſelle war, der ſich ein ſchönes Vermögen erworben hatte, Wagen und Pferde hielt und ſeine Einkünfte jährlich auf ſieben bis achthundert Pfund rechnen konnte. Er war aber nur ein Doctor der Füße, der ſich außer den Operationen, Hühneraugen auszuheben und Nägel abzuſchneiden, mit keinem andern Zweige der Arzneikunſt abgab.

Einſt ging ich Nachmittags um 3 Uhr mit Mr. Fiſh über Hallborn, da ſtand er auf einmal ſtill, nahm einen Shilling und brachte ihn einem Bettler, der auf der Gaſſe an einer Hausthür ſaß und die Vorübergehenden anbettelte. Dieſen Ehrenmann fanden wir gerade bei ſeiner Mittagsmahlzeit und einen wohlgekleideten

Knaben hinter ihm, der ihn bediente. Der Tiſch war unter freiem Himmel mit ſauberem Tiſchzeuge gedeckt und darauf ſtand Kalbsbraten, Blumenkohl, Pudding und ein Krug Porter. Fiſh merkte meine Verwunderung über die gute Koſt eines Gaſſenbettlers und ſagte mir: Eben deswegen gebe er dieſem Armen vor andern, weil er kein Heuchler ſei; er habe nur einen Fuß und alſo gegründete Anſprüche auf Almoſen; wenn ihm nun ſein Handwerk ſo viel einträge, daß er leben könne, warum ſolle er es nicht thun?

Eine andere ungewöhnliche Art von Bettler ſah ich einmal mit Mr. Quint in Islington. Neben uns in London, bei Crown Court, wohnte ein Kupferſchmied, den ich wohl kannte, weil er auch zu dem Club des Mr. Quint gehörte. Er war von Perſon ein anſehnlicher Mann, hielt Geſellen und ſchien wohlhabend zu ſein. Wir, Hollar, Quint und ich, waren nach Islington gefahren, wo, ich weiß nicht mehr was? zu ſehen war. Da erblickten wir unſern Nachbar Kupferſchmied, umringt von vielem Volke, auf öffentlicher Straße, ſchmutzige Lieder ſingend. Seine kräftige Baßſtimme wurde mächtig beklatſcht und ſein Hut war beinahe ſchon halb voll von Kupfermünzen, die ihm ſeine Zuhörer hineinwarfen. Darüber mußte er nun freilich im erſten Club darnach von Mr. Quint vieles leiden; er lachte aber dazu, entſchuldigte ſich, daß er ſein Geld in Islington vertrunken und noch Durſt gehabt habe; von ſeiner Wohnung ſei er noch zu entfernt geweſen und habe alſo Gebrauch von ſeinen Talenten gemacht.

In dieſem Club wurde täglich gar ſehr gekannegieſſert und beſonders über die Freiheit ſehr viele Grimaſſen. „Wilkes“ und „Liberty“ war die Deviſe des Clubs. Wenn nun Mr. Quint einen Rauſch hatte, was nichts ſeltenes war, ſo war es ihm gleichviel, über eine und dieſelbe Materie pro et contra zu disputiren. Wenn er bei Deutſchen war, da wußte er die engliſche Freiheit über alles herauszuſtreichen; hingegen im Club ſuchte er die nämliche, ſo hoch belobte Freiheit nur lächerlich zu machen.

„Hier iſt eine ſchöne Freiheit,“ ſagte er zu den Engländern, „ich bin nicht einmal ſo frei, daß ich mir den Kaffee ſelbſt brennen kann, den ich mir koche; ich muß ihn gebrannt kaufen, oder den

rohen Kaffee erſt in einem dazu beſtimmten Hauſe brennen laſſen und dafür bezahlen. Im deutſchen Reiche, wo ich zu Hauſe bin, kann ich eſſen und trinken, was mir beliebt, um den Preis, den die Sache koſtet, ſie mag kommen aus welchem Lande ſie will; und hier muß ich den Wein z. B. zehnfach bezahlen, der aus Frankreich kommt, blos darum, weil er von da und nicht von wo anders herkommt und dergleichen mehr".

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine unangenehme Entdeckung in Bezug auf Hollar — Die Juden Oppenheimer und Frankfurt und Fränkel aus Berlin — Entſchluß an die Küſte von Guinea zu reiſen.

So durchlebten wir, Herr Hollar und ich, ganze ſechs Wochen und ich kam nun immer mehr und mehr in die traurige Gewißheit, daß ich weder von der Herzogin, noch vom Grafen Wartensleben in Mainz, Antwort auf meine Briefe erhalten würde.

Für dieſen Fall war mein Plan auch ſchon fertig und es war am 8. Juni (1772), als ich den erſten Schritt zu ſeiner Ausführung machen wollte. Ich hatte nun wohl gemerkt, daß es mit Hollar in Surinam nicht ganz richtig ſein mochte, denn von den Gütern und Ballen, die in London liegen ſollten und von der Abreiſe nach Surinam wurde gar nichts mehr erwähnt. Er hatte mit niemand Umgang, als mit den Leuten, die wir Beide in London erſt hatten kennen gelernt, ſchrieb keine Briefe, ging immer nur in meiner Geſellſchaft aus, konnte auch ganze Tage allein zu Hauſe ſitzen und leſen, wenn ich etwa ohne ihn ausging; zeigte übrigens keine Thätigkeit oder Anſtalten zu ſeiner Abreiſe und ſprach auch davon gar nicht mehr, bezahlte aber noch immer alles, was aufging für uns Beide mit größter Bereitwilligkeit, ohne Einſchränkung, oder das geringſte Zeichen von übler Laune, Reue oder Beſorgniß für die Zukunft.

Ich dachte: „Es mag mit dem Manne eine besondere Bewandtniß haben, die er nicht sagen will und war zu discret, in seine Geheimnisse zu dringen. Reich muß er sein, sonst könnte er nicht so viel verwenden für sich und mich, der ich ihn nichts angehe.“ Mein Vorsatz war, ihm fürs Erste dafür zu danken, daß er mich seither allein erhalten hatte und ihm begreiflich zu machen, daß ich ihm nicht so große Unkosten würde gemacht haben, wenn ich in den ersten Tagen vorausgesehen hätte, daß man mich ohne Antwort würde sitzen lassen. Damals hätte ich mit fünfzehn Guineen zurück und der Herzogin nacheilen können; würde er mir so viel vorgeschossen haben, so hätte er diese Summe wenigstens sechsfach erspart. Vom Anfange, ehe ich seine großmüthigen Gesinnungen für mich gewußt hätte, wäre ich nicht kühn genug gewesen, ihn darum anzusprechen: aber nun könnte ich es wagen, ihn noch um so viel zu bitten, womit ich meine Rückreise nach Deutschland antreten möchte; er würde dabei noch immer ein Ansehnliches ersparen, wenn er diese Summe mit dem Aufwande vergleichen wollte, den ich ihm machen würde, wenn er fortfahren möchte, mich noch ferner an seinen Wohlthaten theilnehmen zu lassen. Von meinen Umständen habe ich ihm nichts verschwiegen und er würde wohl selbst einsehen, daß mir nichts anderes zu ergreifen übrig sei. Mein Dank würde ihm in jedem Welttheil nachfolgen und wenn sich mein Schicksal glücklicher wenden sollte, auch der wirkliche Ersatz meiner Schuld.

Diesen langen, wohlausstudierten Sermon hörte er an, ohne mich zu unterbrechen. Er saß auf seinem Bette, schwieg noch einige Minuten, als ich fertig war, und sagte endlich in seiner angenommenen holländischen Mundart: „Fiftien Guinées? Mynheer! ich habe nicht mehr so viel.“ Mit diesen Worten warf er seinen Geldbeutel auf den Tisch, den ich aber nicht berührte. Mir kam gar nicht in den Sinn, daß sich das ganze Vermögen eines solchen Mannes in einer gestrickten Börse befinden könnte. Ich glaubte, die Rede sei nur vom Baaren. Ich sagte ihm also, daß es keine Eile habe: wenn ich nur wüßte, daß er seine Freundschaft für mich noch mit dieser großmüthigen Handlung krönen wolle, so

wurde ich schon warten, bis er einen seiner Wechsel zu Gelde gemacht habe. Darauf antwortete er: „Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein paar hundert Guineen mehr zu mir gesteckt haben."

Des Mittags beim Essen schien mir Hollar etwas tiefsinniger als gewöhnlich. Ich konnte mir das nicht erklären. Daß er nicht geizig war, wußte ich aus der geprüftesten Erfahrung; aber doch, dachte ich, gibt es Menschen, die in Gesellschaft nach und nach zu Hunderten willig ausgeben, sich aber lange besinnen, wenn sie zehn auf einmal wegschenken sollen. Vielleicht hat der Mann nachgerechnet und bereut jetzt, so viel unnütz verschwendet zu haben.

In diesen Gedanken ging ich mit ihm nach dem Essen wieder in unser Quartier. Hollar stieg in sein Zimmer und ich blieb unten bei Mistreß Turnt zum Thee, denn ihr Mann war nicht zu Hause. Es verzog sich lange, bis der Thee fertig war, und als wir tranken, trat ein deutscher Jude herein, Oppenheimer aus Frankfurt am Main, den uns Turnt zum Lohnlakai anempfohlen hatte und den ich wohl leiden konnte, weil er viel zu erzählen wußte und mich mit einigen Leuten bekannt gemacht hatte, die mir Beiträge zur Menschenkenntniß lieferten, besonders mit einem Juden von Berlin, Fränkel. Oppenheimer trug einen Bündel, als er eintrat. Mistreß Turnt verstand nicht deutsch. Ich fragte ihn, ob er etwas zu verkaufen habe? Er antwortete, daß sich in seinem Bündel ein Dutzend Hemden befänden, die ihm der Herr oben zu versetzen gegeben habe; beim Pfandleiher bekomme man zu wenig, er wolle der Mistreß Turnt das Pfand anbieten.

Darüber erschrak ich von ganzem Herzen und nahm den Juden, ohne ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, mit mir hinauf zu Hollar. Da kam es nun endlich zu Aufklärungen, die mich leider überzeugten, daß Hollar in der weiten Welt keinen Heller mehr hatte, als was er bei sich trug, aber nicht nach seinem Geständnisse, denn er blieb diesmal und allemal dabei, daß er Plantagen in Surinam habe und nur bedauere, nicht ein oder zweihundert Guineen mehr zu sich gesteckt zu haben. Nie hat er anders geredet, vom

Anfange bis zum letzten Augenblicke, da wir von einander ſchieden; und nie habe ich einem Manne, dem ich ſo viel zu verdanken hatte, ins Angeſicht widerſprechen können, ſo deutlich er ſich auch ſelbſt widerſprach.

„Aber können Sie denn nicht", fragte ich, „auf jemand traſſieren oder an einen Correſpondenten ſchreiben, daß er Ihnen Geld übermache?" — „Das könnte ich wohl, aber es wird lange dauern bis Antwort kommt, denn in Holland kann ich dermalen über nichts diſponiren." Aus der Art, wie er mir Dieſes ſagte, konnte ich ſchließen, daß von dieſer Seite nichts zu hoffen ſei. Um ſeine Waaren, wovon er mir auf dem Schiffe ſchon erzählt hatte, mochte ich nicht fragen, um ihn nicht noch in größere Verlegenheit zu ſetzen; aber ich wollte doch ganz entſchieden wiſſen, woran wir mit einander waren und fuhr fort zu fragen: „Was iſt nun Ihr Gedanke, Freund! Was wollen Sie anfangen? Wo gedenken Sie hin?" — „Wir wollen beiſammen bleiben." — „Alſo werden wir wohl unſer Glück auf der See ſuchen müſſen?" — „Das werden wir wohl müſſen." Ich hätte freilich wohl ſagen können: „Wir wollen nach Surinam auf Ihre Plantagen gehen; jeder Schiffer wird uns gern mitnehmen, wenn wir auch die Fracht erſt dort bezahlen", aber ich ſah nun wohl, wie die Sachen ſtanden und wollte den Mann, dem ich ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig war, nicht beſchämen.

Dieſen ganzen Discurs hatte Oppenheimer mit angehört, und kam nun mit ſeinem wohlmeinenden Rathe und unmaßgeblichen Vorſchlage: „Sie brauchen ſich gar nicht zu grämen, meine Herren! Auf dem Fuße, wie Sie hier bei Mr. Quint leben, können Sie bei ihm oder auch in einem größern Quartier Kredit haben, wenigſtens bis Weihnachten. Ich verſpreche, daß Ihnen in der Nachbarſchaft Fleiſcher und Bäcker borgen ſollen, wenn Sie meiner Vorſchrift folgen wollen und zu Ihren Nebenausgaben dürfen Sie nur Waaren in Seiden-, Tuch oder Galanteriehandlungen auf Kredit nehmen und ſie gleich gegen coulante Zahlung wieder verkaufen, zu welchem allen ich Ihnen hilfreiche Hand leiſten werde."

Darauf antwortete ich nichts und war übrigens nicht unzufrieden, daß der Jude alles mit angehört hatte, denn ich ſah wohl ein, daß wir einen Vertrauten ſeiner Art nöthig haben würden.

Das Phlegma des Herrn Hollar bei alledem läßt sich nicht beschreiben; ich aber brachte diese Nacht schlaflos zu. Ich legte mir alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Hollar hatte, ans Herz; und obgleich mir seine Art zu handeln unbegreiflich war und noch ist, so hatte ich doch aus seiner Schwäche, oder wie man es nennen will, Nutzen gezogen, und ihn früher, als es ohne mich geschehen sein würde, in die gegenwärtige Lage gebracht. Ich hielt mich also verbindlich, ihn nicht zu verlassen, erwählte mich selbst von nun an zu seinem Vormunde, und machte Pläne für die Zukunft. Was konnte ich aber für Pläne machen?

Den Vorschlag Oppenheimer's hatte ich gleich verworfen, als ich ihn hörte, wollte aber aus andern Gründen meine Meinung nicht sagen. Das wußte ich wohl, daß man in London auf Jahr und Tag leicht Kredit bekommt, wenn man in einem anständigen Hause wohnt; ich wußte aber auch, daß ein Mensch in England, der nicht bezahlen kann, seine Freiheit verliert und eingesperrt wird, was für einen Ausländer doppelt traurig ist, wie ich selbst in der Flut und Mongolsch mit eigenen Augen gesehen hatte.

Mein Erstes war also, Herrn Hollar zu ersuchen, daß er mir seinen dermaligen Vermögensstand, den er um und an sich hatte, gefällig anzeigen möchte. Und da fand sich denn in seiner Börse noch etwa anderthalb Pfund Sterling. Seine Meister entdeckten, außer wenig Bücher und Kleidung, nichts als Dinge ganz ohne Werth. Ich fand auch nicht eine Spur von den neuen Erfindungen, um derentwillen wir an jenem Sonntage früh eine Guinee zahlten und das Schiff verließen. Ich hatte mir wenigstens ein paar Dutzend vorgestellt, weil man ein oder zwei Paar leicht in der Tasche verbergen kann. Ich fing nun damit an, unsere Schulden zu berichtigen, deren wir einige hatten; allein, obgleich Uhr und Degen und mehrere Kleid von uns Beiden durch Oppenheimer versetzt oder verkauft wurden, so langte das alles doch nicht so weit, auch die Hausmiethe, die wir noch schuldig waren, an Lucas zu bezahlen.

Briefe hatte ich inzwischen auch von meiner Frau erhalten, die so wenig Tröstliches enthielten, daß ich mich ganz entschloß,

mit Dollar, es sei auf welche Art es wolle, mein Glück zu versuchen. Es verzog sich aber noch lange. Einestheils hoffte ich doch immer noch auf Briefe, wenigstens von Mainz, dann war auch noch nicht entschieden, auf welche Seite der Wind unsere Federn blasen würde? Meine Gelegenheit kam uns entgegen und so verzehrten wir das Geld, das wir nach und nach aus unsern Sachen lösten, bis es die höchste Zeit war, einen festen Entschluß zu fassen.

Oppenheimer sagte uns, daß wir, wenn wir eine Fahrt nach der Küste von Guinea machen wollten, in Jahr und Tag wieder zurückkommen und wenigstens hundert Guineen reinen Gewinnst mitbringen könnten, daß wir aus aber in diesem Falle in Liverpool einschiffen müßten. Bis dahin wären beinahe 250 englische Meilen, welche wir in drei Tagen hatten zurücklegen können, wenn uns das nicht gerade hätte, was man braucht, um mit einer Landkutsche oder mit der Post zu fahren.

Quint's Haus wollte ich auch nicht heimlich verlassen. Wir hatten also fast alles, was wir noch an Wäsche und Kleidung hatten, in unsern Zimmern und ich sagte Quint, als ich ihm die Schlüssel gab, daß wir auf etliche Tage auf das Land gehen wollten; und dann wanderten wir am 6. Juli 1772 von London aus zu Fuße nach Liverpool.

Dieser Reise muß nun freilich ein eigenes Kapitel gewidmet werden, aber ich muß auch dem gegenwärtigen noch einen kleinen Anhang geben.

Hier es mir als einen unverzeihlichen Leichtsinn anrechnet, daß ich ohne weitere Nachfrage und blos auf eines armseligen Juden unmaßgeblichen Vorschlag an die Küste von Guinea segeln und mir hundert Guineen verdienen wollte, ohne zu wissen, auf welche Art und Weise, der muß meine Denkungsart und meine damalige Situation zusammenhalten und mich darnach beurtheilen.

Ich glaubte so wenig an die hundert Guineen und die Fahrt an die Küste von Guinea, als Oppenheimer an den Rosenkranz; aber es war ein Anlaß zu unserer Entfernung von London. Ich konnte mich an dem Orte, wo ich doch so manchen respectablen

Bekannten hatte, unmöglich in der traurigen Gestalt zeigen, die mir zu erwarten hatten. Denn am Ende war doch kein anderes Mittel, als ich mir den gemeinsten Menschen auf ein Schiff anwerben zu lassen und was hatte ich noch für andere Aussichten? Mich etwa in der Gesellschaft Hellot's, den ich nicht verlassen konnte und wollte, zurück nach Deutschland zu betteln, wo ich mit jeder Meile Verwandten und Bekannten näher kam, von denen ich nichts zu hoffen hatte? und endlich bei den Meinigen mit einem Kollegen zu erscheinen, ohne für uns alle Hülfe mitzubringen oder zu finden? Nein! wenn ich elend leben oder im Elende umkommen sollte, so war mir der entfernteste Winkel der liebste.

Andere werden mir den Vorwurf machen, warum ich mich Niemand entdeckt und mich nicht an die Minister, denen ich empfohlen war, nicht an Mr. Fitch oder Canut gewendet habe? Denen diene zur Antwort, daß ich von Jugend auf wenig auf menschliche Hülfe aus bloßem guten Herzen gerechnet habe. Bei Einigen hatte ich mich verdächtig gemacht und von Keinem so viel erwarten können, als mir zu unserer Rettung brauchten. Die geringe Meinung, die ich von uneigennütziger Theilnahme der Menschen hege, hat sich gar oft in meinem Leben gerechtfertigt. Alles Gute habe ich Gott allein zu verdanken, nicht weil ich es vor Anderen verdient habe, sondern weil er sich der Blöden annimmt, denen es fehlt nur ganz und gar an Dreistigkeit, von jemand etwas zu erbitten und im gemeinen Leben ist die kalte Aufnahme eines Grafen oder Kleinen schon Anlaß genug, daß ich mich denselben nie wieder nahere. Der Bescheid, den mir der Kammerdiener des Herzogs von Northumberland von ihm brachte und der mir seiner unwürdig schien, erweckte in mir eine Art von Verachtung, die mir nicht erlaubte, ihn wieder zu sehen.

Ich war schon seit 1761 Freimaurer, stand in höheren Graden, hatte meine Atteste darüber bei mir und konnte mit gutem Gewissen Anspruch auf Beihilfe von den Logen machen, denn ich hatte oft genug für Andere beigesteuert, aber auch in der äußersten Noth habe ich mich nie entschließen können, auf diesem Wege um etwas, mündlich oder schriftlich, zu bitten.

Wenn mich Hollar auf irgend eine Weise angespornt hätte, irgendwo Hilfe zu suchen, so hätte ich mich vielleicht um seinetwillen dazu entschließen können. Er blieb aber ganz unthätig und verhielt sich durchaus nur leidend, so daß ich aus seinem ganzen Betragen, welches ich hier redlich und wahrhaft geschildert habe, nichts anderes schließen konnte, als daß er zu träge sei, selbst zu denken und zu handeln, so lange er jemand um sich hatte, der diese menschlichen Verrichtungen für ihn übernehmen wollte und das Talent besitze, sich fortzuhelfen und ihn mitzuschleppen. Nun, das wollte ich auch! So betrübt alle Aussichten vor uns standen, so wollte ich doch mein Schicksal mit ihm theilen. Ob uns nun dieses an die Küste von Guinea oder wo anders hinfahren würde, das wußte ich damals, als wir London verließen, noch so wenig als er. Ich erwartete nichts Köstliches, aber was uns bevorstand, wollte ich lieber an einem andern Orte als in London erleben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fußreise von London bis Northampton. — [illegible] gegen die [illegible]. — Die [illegible] Flüchtlinge vom Hofe der Königin Mathilde von Dänemark? — Abenteuer auf der Reise. — Geldmangel! — Die Herzogin von [illegible]. — Herr [illegible], der Prediger der mährischen Brüder.

Am 6. Juli zogen wir aus. Jeder zwei Hemden auf dem Leibe und ebensoviel in der Tasche, und speisten Mittags in Islington, gar nicht verhältnißmäßig mit unserm Geldvorrathe.

Oppenheimer hatte uns bis hieher begleitet und gab uns beim Abschiede seinen Segen. Er tröstete uns mit dem Beispiele des Patriarchen Jacob, der auch einen gar weiten Weg zu Fuße gereist sei und bedauerte, daß der Stein, worauf er den bekannten Traum geträumt habe, jetzt in der Westminster Abtei aufbewahrt und den Fremden für Geld gezeigt werde, sonst könnte er auch uns zum sanften Kopfkissen dienen.

Sobald wir die freie Landstraße erreicht hatten, wurden wir eine sehr unangenehme Aufmerksamkeit auf unsere Person gewahr. Reitende, Fahrende (denn Fußgänger waren außer uns keine) hielten bisweilen still, um eine so unerhörte Erscheinung, zwei Gentlemen zu Fuße, zu bewundern. Wir hörten hier und da von Foot Pads, Bog Trotters (Straßenräuber) schwatzen und hörten ganz deutlich, daß ein Jeder, der uns begegnete, sich die Freiheit nahm, über uns zu urtheilen und das eben nicht zu unserem Vortheile, ja sogar eine Frau zu St. Albans oder Barnet, die wir um ein Glas Wasser ansprachen, schlug es uns rund ab und sagte: Es sei nicht gentlemanly, Wasser zu trinken; dort in der Schenke sei Wein, Bier und Cider genug zu haben. Ich gestehe, daß ich auf dieses den Engländern allein eigene Vorurtheil nicht vorbereitet war. Ich hatte von Jugend auf bei der Kavallerie gedient und dies war meine erste Reise zu Fuß, von der ich mir schon im voraus alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten vorgestellt hatte; aber darauf war ich nicht gefallen, daß in England ein solcher Schimpf auf den Fußgängern lastet; denn mir war auf den vielen Reisen, die ich durch verschiedene Länder gemacht hatte, auf meinem Pferde oder in meinem Wagen nie in den Sinn gekommen, über Einen der Millionen Menschen, die mir zu Fuße begegnet waren, zu spotten. Ich sah gleich ein, daß hier ein Roman nöthig war, um unsern gedemüthigten Zustand mit einer scheinbaren Ursache zu bedecken. Damals war die dänische Geschichte mit Struensee und Brand noch ganz neu; ich verabredete also mit Hollar, daß wir uns für Leute vom Hofe der Königin Mathilde, die sich geflüchtet hätten, ausgeben wollten und das that seine Wirkung.

Wir gingen diesen Tag bis Neemes (Nimes). Hier wollten wir die Nacht bleiben. Neue Proben vom Vorurtheile gegen die Fußgänger! Niemand wollte uns aufnehmen, alle entschuldigten sich, daß kein Platz mehr sei und alle wiesen uns zum „Black Horse“ (Rappen) am Ende des Ortes. Ich vermuthete diesem nach, daß das ein elendes Haus, nur für den geringsten Pöbel sei; das war es aber wahrlich nicht, sondern das beste, sauberste

und angenehmſte Wirthshaus, das mir noch auf allen meinen Reiſen aufgeſtoßen iſt. Ein ſchönes Weib ſtand vor der Thür und ſprach mit ihrem Töchterchen, einem Kinde von etwa ſieben oder acht Jahren, franzöſiſch. Ich fiel gleich ein und fragte in dieſer Sprache: ob wir hier Nachtlager haben könnten? was uns mit einer Verneigung zugeſtanden wurde. Aber auch gleich, nachdem die Frau uns in das Wartzimmer, oder wie man es in England nennt, die Küche geführt hatte, fragte ſie ganz naiv: Wie es käme, daß ein Paar ſolcher Gentlemen zu Fuße reiſten?

Hier brachte ich alſo meine Erfindung von Dänemark zum erſtenmale an und ſie fand gute Annahme. Dieſes gute Weib verließ mich von nun an nicht mehr, ſondern führte uns in ihr Wohnzimmer, nöthigte mich zu ihr auf den Sofa und konnte gar nicht aufhören, nach dem Schickſale der Königin Mathilde zu fragen und weinte bitterlich, als ich ihr dieſes noch als unentſchieden angab. Wir ſpeiſten mit ihr und ihrer Familie des Abends ſehr gut, bekamen ſchöne Betten mit ſeidenen Vorhängen und fanden überhaupt in dieſem Hauſe Reinlichkeit und Ordnung bis zur Pracht. Der Wirth war anfangs nicht zugegen und als er kam, ſchüttelte er uns freundlich die Hand und ſagte: „Daß die Herren bei mir eingekehrt ſind, habe ich nur dem Glücke meiner Nachbarn zu danken; denn weil Sie zu Fuß gehen, werden Sie gewiß alle andern Wirthe ab und zu mir gewieſen haben; ich bin ein Irländer, habe mit dieſer meiner Frau eine ganz gute Heirat gemacht und werde deswegen von den Einwohnern dieſes Ortes beneidet und verfolgt."

Da blieben wir alſo die ganze Nacht und leider mußte ich hier eine Unterredung des Wirthes mit ſeiner Frau anhören und verſtehen, welche die übelſte Folge für unſere Raiſe hatte. Entweder glaubten die Leute, ich verſtünde nicht engliſch, oder war das Geſpräch darauf abgezielt, daß ich es verſtehen und mich darnach richten ſollte. Kurz, ehe wir ſchlafen gingen, ſagte die Frau zu ihrem Manne: „Die Umſtände dieſer Fremden mögen wohl nicht die beſten ſein, wir ſollten keine Bezahlung von ihnen nehmen." Darauf erwiederte er: „Ich bin es wohl zufrieden, wie

kann ich ihnen aber das anbieten, ohne sie zu beleidigen? Ich werde die Rechnung machen nach der Ordnung, wenn es zum Bezahlen kommt und sie verzögern, dann menge Du Dich darein und mache es ihnen auf eine höfliche Art begreiflich, daß sie nichts zu bezahlen brauchen."

Das war freilich deutlich genug, aber bei mir von ganz anderer Wirkung und ein sicheres Mittel, mir den letzten Heller aus dem Beutel zu holen. Ich fragte beim Schlafengehen nach der Rechnung, bezahlte sie eilig und entfernte mich ohne anzuhören, was man noch sagen wollte. Ich hätte um alles in der Welt nicht anders handeln können, obgleich unsere Zehrung mehr betrug als wir bei guter Wirthschaft in drei Tagen würden verzehrt haben, denn wir hatten ein paar Flaschen Wein (freilich wohl ungefordert) ausgestochen.

Als wir früh morgens nüchtern weiter wandeln wollten, bat sich die Frau die Ehre aus, uns mit einem Frühstücke zu bedienen und verbot sich voraus alle Bezahlung, auf die wir uns auch nicht hätten einlassen können. Der Abschied war treuherzig von beiden Seiten und nun ging es weiter. Diesen Tag bis Woburn, einen Ort, der damals dem noch unmündigen Herzoge von Bedfort gehörte, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter stand.

So wie wir uns weiter von London entfernten, wurden wir von den Fahrenden und Reitenden weniger begafft und in Woburn fanden wir gleich im ersten Wirthshause ohne Weigerung Aufnahme. Wir hatten im Vorbeigehen das Schloß und den schönen Park des Herzogs von Bedford gesehen und wurden in unserem Nachtquartier mit nichts als Lobsprüchen über den großen Reichthum dieses jungen Herrn und den Tugenden seiner Mutter, ihrem Triebe zum Wohlthun und dergleichen mehr, unterhalten.

Als wir früh bezahlt hatten und Beide den geringen Vorrath, der uns übrig blieb, traurig anschauten, ermannte sich Hollar und forderte mich auf, zu der Herzogin zu gehen, oder auch nur einen französischen Brief an sie zu schreiben, eine Guinée sei eine Kleinigkeit für diese Dame und für uns so wichtig, daß wir damit bis Liverpool auslangen könnten. Ich ging ungern daran, aber

die Berechtsamkeit des Herrn Hollar, die mir etwas ganz Neues war, bewog mich zu diesem Schritte, und eine lakonische Bittschrift, worin ich ihrer Hoheit den Vorzug, daß ich von ihr und Niemand Anderen eine Guinée bitten und annehmen könnte, recht geltend machte, mußte nach meiner Meinung so eine Kleinigkeit erwirken. Papier und Feder kosteten uns einige Pence, ich mußte dem Weibe, das den Brief auf das eine englische Meile entlegene Schloß trug, einen Shilling Botenlohn geben und wir ließen uns in der sicheren Erwartung der erbetenen Guinée, à conto derselben, unterdessen ein Frühstück geben. Und siehe! unsere Botin kam, brachte mir meinen Brief erbrochen zurück mit der Nachricht, er brauche keine Antwort.

Wir wanderten also sehr übel gelaunt weiter. Unsere Baarschaft bestand in zwei Shilling vier Pence, welche des Mittags verzehrt wurden und weil wir uns nun, so ganz entblößt vom Gelde, in kein Wirthshaus mehr wagen durften, so schliefen wir diese Nacht unter freiem Himmel in einem Heuhaufen, fünfundfünfzig englische Meilen von London, zu Folge der Aufschrift, die auf einer Meilensäule auf der Chaussée zu lesen war.

Am 9. Juli trafen wir in Northampton ein und waren so abgemattet, daß wir beschlossen, in ein Wirthshaus zu gehen, darin Ruhetag zu machen und uns den Kopf wegen der Bezahlung nicht vor der Zeit zu zerbrechen. Man wies uns in eine Schänke der Vorstadt, welche Fußgänger aufnahm. Wir ließen uns da Thee und Butterbrod geben und eine Schlafstätte anweisen, denn der Schlaf unter freiem Himmel hatte uns nicht sehr erquickt; wenigstens war mir nicht möglich gewesen, eine Auge zuzumachen. Mittags erwachten wir und mit uns die Sorgen der Nahrung. Der erste Vorschlag war, ein Paar Hemden zu verkaufen; es fand sich aber noch eine silberne Halsschnalle, welche zuerst an den Mann gebracht werden sollte. Dazu suchten wir in der Stadt einen Gold- oder Silberschmied und fanden keinen. Ich fragte nach einem Juden und der Mann, den ich fragte, antwortete: „Es sei zwar sonst ein Jude in Northampton, er sitze aber jetzt Schulden wegen im Gefängnisse; wozu ich des Juden bedürfe?“ — „Um deutsch mit

thun zu reden, ich kann nicht gut englisch und habe Auskunft nöthig über den Weg nach Liverpool." — „Wenn das ist, so gehen Sie nur in jenes Haus und fragen Sie nach dem Herrn Okely, dem Ordinario oder Prediger der mährischen Brüder, der spricht vollkommen gut deutsch."

Die mährischen Brüder, die man in Deutschland Herrnhuter nennt, waren mir von Kindheit an sehr gut bekannt; ich erinnere mich noch, den Grafen Zinzendorf als Kind gesehen zu haben und kannte auch den Bischof Spangenberg, Baron Kamptz und Meinere persönlich. Ich ging also, nachdem ich Herrn Heller in seine Quartier zurückgeschickt hatte, in das Haus und fand Herrn Okely mit seiner Gattin, einer schon ältlichen, angenehmen Frau, im Garten. Meinen Eingang machte ich mit Entschuldigungen, die ich mit meinen Bekanntschaften unter der Gemeinde verflocht und das Ende war die Bitte um die Postroute nach Liverpool. Diese wurde mir sogleich aus einem Kalender in die Schreibtafel diktirt, zugleich aber mit einer, mir sehr unangenehmen Frage begleitet: „Auf welche Art ich dahin zu reisen gedächte?" „Zu Fuß." war meine Antwort und ein Seufzer, den ich nicht unterdrücken konnte, begleitete sie. Unterdessen hatte Mr. Okely seiner Frau einen Wink gegeben, den sie befolgte und abtrat. So wie wir allein waren, sagte er: „Mein Herr! von hier über Preston und Derby sind noch 180 Meilen nach Liverpool; es ist mir auffallend, daß ein Mann wie Sie, wenn ich auch nur Ihre Statur in Betracht ziehen wollte (meine Länge ist sechs Fuß und meine Korpulenz verhältnißmäßig), eine so weite Reise zu Fuß macht. Die Route, die Sie eben aufgeschrieben haben, mag es wohl nicht allein sein, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft. Reden Sie frei! So ein offenes Zuvorkommen erweckt bei mir allemal Zutrauen."

Ich erzählte ihm nun wahrheitsgemäß meine ganze Geschichte und verschwieg auch nicht den Zustand unserer Finanzen. Er hörte alles aufmerksam an, schüttelte den Kopf und sprach endlich mit dem Anstande eines alten Propheten: „Mein Herr! der Weg, den Sie gehen, wird Sie schwerlich zur Ruhe und Glückseligkeit führen.

Kehren Sie um! Ich will Sie ſelbſt auf meine Koſten bis London zurückbringen."

Für dieſes großmüthige Anerbieten dankte ich ihm mit vieler Rührung, wiederholte aber auch alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Hollar hatte und betheuerte, daß ich ihn unter dieſen Umſtänden nicht verlaſſen würde. Mr. Ockly antwortete, daß er ſelbſt in das Haus kommen würde, wo wir eingekehrt waren und daß wir indeſſen daſelbſt auf ſeine Koſten zehren ſollten.

Er kam um ſieben Uhr, aber leider ging es auch meinem Freunde Hollar wie mehrere Male. Herr Ockly fragte ihn beim erſten Anblicke, ob er nicht ein Jude ſei? In der Folge ſagte er ihm, daß er keine gute Meinung von ihm habe und wiederholte mir ſein Anerbieten mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mich von dieſem Menſchen trennen müſſe. Nur in dieſem Falle würde er alles Mögliche für mich thun, aber im Gegentheile auch nicht das Mindeſte mehr, als was unſere Zehrung in Northampton beträfe. Alles Dieſes ſagte er rein deutſch in Gegenwart Hollar's, den dieſer unhöfliche Epilog ſo aus ſeinem Phlegma weckte, daß er auf Mr. Ockly und alle Pfaffen in der Welt ein derbes Anathema legte.

Mir war freilich, ſo lange ich keine feſte Verſorgung hatte, und nicht anders als mit leeren Händen zu den Meinigen zurückkehren konnte, ein jeder Ort der liebſte, wo ich nur etwa ſo viel verdienen konnte, als ich zur Noth bedurfte; aber auch dieſen Ort zu finden und zu erreichen brauchte ich Mittel, die mir fehlten. Ich hätte alſo das Anerbieten des Herrn Ockly gern angenommen und würde durch ſeinen Beiſtand die Rückkunft der Herzogin vielleicht in London haben abwarten können, aber ich konnte mich ohne Undankbarkeit von Hollar nicht trennen, ob ich gleich alle Tage mehr und mehr gewahr wurde, daß ich wenig für ihn thun konnte. Bis jetzt war noch kein Fall eingetreten, wo meine größere Erfahrung und Menſchenkenntniß mir ſelbſt, und ihm mit mir, weſentlich hätte dienen können; vielmehr waren wir alle Beide nicht mit den Talenten begabt, womit ſich der Aben-

teuren gewöhnlich durch die Welt hilft und Herr Hollar ließ es mich merken, daß er mir mehr Dreistigkeit und Zudringlichkeit zugetraut habe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise zu Fuß bis Coventry. — Einkehr. — Herr Beck aus Nördlingen. — Das Mittagsmahl. — Beck's Rede. — Die Frauen. — Die Begebenheiten in Dänemark. — Beck's Rath zur Rückkehr nach London. — Beck's Versprechungen. — Hollar's Weigerung, mit nach London zurückzukehren. — Sein Abschied. — Rückreise nach London. — Fahrt bis Daventry in Mr. Beck's Frachtwagen. — Beck's schlechtes Benehmen. — Daraus entstandene Verlegenheit. — Weitere Reise zu Fuß und ohne einen Heller Geld. — Ankunft in [illegible]. — Die freundliche Wirthin. — Des [illegible] Stubenmädchens Frage um Mitternacht. — Ankunft in London.

Am 10. Juli früh verließen wir Northampton mit einer Art von Stumpfsinn und Unempfindlichkeit, die ich nicht wohl beschreiben kann, woran aber meine Füße keinen Antheil nahmen, sondern so schnell fortwanderten, daß ich bisweilen still stehen und Hollar erwarten mußte, welcher noch immer die rauhe Offenherzigkeit des Herrn Odely nicht verdauen konnte und über Pfaffen und Sectirer brummte. Mir war es nicht gemüthlich, ihm zu antworten, und so wanderten wir emsig unsern geraden Weg fort, ohne alle Erfrischung, denn wir durften aus guten Gründen nirgends einkehren und kamen, nachdem wir an diesem Tage dreißig englische Meilen zurückgelegt hatten, abends um acht Uhr in Coventry an.

Ich war so entschieden vorbereitet auf alles Gute und Böse, was uns widerfahren mochte, daß ich ohne alles Bedenken, gleich einem anderen Reisenden, der Geld genug hat, in ein ansehnliches Wirthshaus trat und Essen, Trinken und Nachtlager forderte, ohne daß der Wirth etwas dagegen einwendete. In der Zwischenzeit, während man uns etwas zubereitete, ging Hollar in einen Garten am Hause und ich nahm in des Wirths Zimmer Zeitungen und

ſetzte mich damit an das Fenſter, weil es ſchon anfing, dunkel zu werden. Indem kam ein anderer Gentleman herein, ſetzte ſich an das andere Fenſter und fing an, eine Rechnung durchzugehen, wobei er die Zahlen deutſch ausſprach. Ich ſprach ihn alſo deutſch an und er zeigte viel Vergnügen, einen Landsmann anzutreffen, nannte mir auch gleich ſeinen Namen und Vaterland: Beck aus Nördlingen. Ich wußte von einem Buchhändler in dieſem Orte, der ſo hieß und fragte: ob er es vielleicht ſei? was er verneinte, das Geſpräch auf etwas anders lenkte und mir im Verfolge zu erkennen gab, daß er ſeit mehreren Jahren in London als Parfumhändler im Großen und Kleinen etabliert ſei und daſelbſt ſein eigenes Haus in der Gaſſe St. Mary Axe habe. Natürlich fragte er mich auch um meine Perſon und Reiſe, worauf ich ihm mit der Geſchichte von Dänemark aufwartete, die ſeit Nimes (Neemes) nicht wieder gebraucht worden war.

Darüber kamen wir in einen langen Diskurs. Der Wirth geſellte ſich zu uns und ließ ſich mit aufmerkſamen Ohren Alles engliſch wiedererzählen, was ich aus geleſenen Zeitungsblättern, mit etwas eigener Erfindung vermiſcht, auf deutſch vorbrachte. Genug, ich bewegte meine Zuhörer und nahm ſie für mich ein. Der Wirth gab ſchon nach dieſem erſten Geſpräche Herrn Beck einen Wink, mir die Reiſe nach Liverpool abzurathen, und Beck ſelbſt wurde ſo freundſchaftlich, daß er mir wohlgefiel. Hollar kam nun auch aus dem Garten, ich machte ihn als meinen Reiſegeſellſchafter bekannt und man begegnete ihm ſo höflich wie mir.

Indeſſen wurde es Eſſenszeit. Beck befahl, das, was er beſtellt hatte, mit auf unſern Tiſch anzurichten, damit wir in Geſellſchaft ſpeiſen möchten und da kam nun eine andere Erſcheinung, die ich nicht vermuthet hatte, nämlich Herrn Beck's Ehefrau und Schwägerin, welche alle Beide den untrüglichen Stempel ihrer Nation auf der Stirne trugen, und mit der Zunge bekräftigten, daß ſie deutſche Jüdinnen waren. Ich überzeugte mich aber deswegen doch nicht, daß auch Beck ein Jude ſei, denn ſeine Sprache verrieth nichts davon; allein beim Nachtiſche unſeres

Abendeſſens legte er ein Glaubensbekenntniß ab, welches mir gar keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Es kam ein Teller mit Birnen, einer in dieſer Jahreszeit noch ſeltenen Frucht. Herr Beck nahm eine davon, ließ ſich ſeinen Hut bringen, bat um Verzeihung und ſetzte ihn ein paar Minuten auf, ehe er die Birne zu verzehren anfing. Er mochte merken, daß mir dieſes ſeltſam vorkam, und predigte wie folgt: „Sie wiſſen nicht, meine Herren, was ich in dieſem Augenblicke für Sie gethan habe. Es iſt nun einmal nicht anders in der Welt, Menſchen müſſen einander wechſelſeitig Hülfe leiſten, und wir Juden ſind es insbeſondere, die alle anderen Nationen erhalten. Dieſe Birne ſoll Beweis und Beiſpiel ſein. Als der Schöpfer die erſte Birne ſchuf, ſo legte er darauf, ſo wie auf alle andern Früchte einen Segen und befahl ſeinem Volke, dieſen Segen vorher darüber auszuſprechen, wenn ſie eine Birne eſſen wollten, und dieſem Segen haben es alle andern Nationen zu verdanken, daß noch Birnen wachſen bis auf den heutigen Tag. Würden in einer einzigen Minute in der Welt irgendwo Birnen gegeſſen und nicht zugleich an einem andern Orte von einem Juden dieſer Segen ausgeſprochen, ſo müßten augenblicklich alle Birnbäume dieſes Erdbodens verdorren. Die Chriſten ziehen alſo von uns den Vortheil, daß ſie an unſerem Segen Theil nehmen, und noch Birnen, Aepfel und andere Früchte haben und genießen können."

Bravo, Signor Beck! dachte ich bei mir ſelbſt; aber ich würde ihm nicht widerſprochen haben, wenn er mir auch den ganzen Talmud und alle Fabeln der Rabbinen vorgepredigt hätte. Er war alſo ein Jude und kaufte uns als ſolcher am andern Morgen unſer letztes Kleinod, die ſchon erwähnte Halsſchnalle ab, aber nicht jüdiſch, wie man das Wort ſonſt nimmt, denn er gab uns zwölf Schilling, was wenigſtens noch einmal ſoviel als den doppelten Werth ausmachte. Er behandelte uns überhaupt nichts weniger als eigennützig, ſondern freundſchaftlich und theilnehmend.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli war noch ein Engländer von London angekommen und in dieſem Hauſe abgeſtiegen, der ſich beim Frühſtück ſehen ließ. Er war ein anſehnlicher Mann, ganz auf altengliſchem Fuß in Kleidung und Lebensart. Später erfuhr ich, daß er Prieſt hieß und ein Krämer aus der City war. Mr. Beck unterhielt dieſen Neuangekommenen während des Frühſtücks mit den von mir neu bearbeiteten und mit beträchtlichen Zuſätzen vermehrten däniſchen Begebenheiten und vergaß nicht den vermeinten Antheil, den ich und Hollar daran gehabt haben ſollten, nebſt unſerer Flucht aus Dänemark, getreulich wieder zu erzählen. Mr. Prieſt hörte das Alles mit Aufmerkſamkeit an und ging gleich nach dem Frühſtück in die Fabriken, wo er ſich ſeiner Geſchäfte ſo geſchwind entledigte, daß er nach einer Stunde zurück kam und bis zur Mittagsmahlzeit mit uns ſchwatzte.

Auf Einladung Mr. Beck's, der uns dieſen Tag auf ſeine Rechnung nahm, blieben wir in Coventry und ſollten Empfehlungsbriefe von ihm nach Liverpool erhalten. Wir ſpeiſten Mittags Alle an einem Tiſche. Es wurde von nichts als von unſerer Geſchichte geſprochen und als nach dem Eſſen die Weinflaſche herumging, ließ mir Prieſt durch Beck das Anerbieten machen: „Ich möchte mit ihm wieder nach London gehen, er wolle mich da einigen Lords und andern großen Männern, mit denen er zu thun habe, vorſtellen und mich, wenn ich ſeiner Leitung folgen wollte, gar bald aus allem Elende ziehen, auf jeden Fall müſſe er mir abrathen, nach Liverpool zu gehen, weil ich aus Mangel an Sprachkenntniß zu keinem Poſten auf einem Schiffe gebraucht werden könnte und in mein Unglück rennen würde."

Beck wollte ſich nicht weniger großmüthig zeigen und verſprach mir für den Fall, als ich mit Prieſt umkehren würde, Koſt und Wohnung in ſeinem Hauſe, ſo lange bis ſich mein Schickſal ändern würde. Ich verwarf dieſe Anerbieten nicht, weil ich glaubte, daß ſie ſich auf Hollar zugleich mit erſtreckten, obgleich ſeiner nie erwähnt wurde. Er aber, der bei allem dieſen zugegen war, trat endlich ſelbſt auf und erklärte mit einer Ent-

ſchloſſenheit, die ich ihm nicht zugetraut hatte, daß für mich nichts anderes zu thun ſei, als von den Anträgen dieſer ehrlichen Leute Gebrauch zu machen; denn er habe auf dieſer Reiſe nur gar zu deutlich bemerkt, daß ich aus Anhänglichkeit an meine Familie mit jeder Meile, die mich weiter von ihr entfernte, immer mehr und mehr den Muth verlöre und überhaupt nicht die erforderlichen Eigenſchaften, aufs Ungewiſſe in die Welt zu gehen, beſäße. Er ſei feſt entſchloſſen, nicht wieder umzukehren und finde es für uns Beide beſſer, daß wir in Zukunft nicht etwa Einer dem Andern zur Laſt fallen möchten.

Dieſe Worte gingen mir durch die Seele. Wir entfernten uns von den Andern. Ich gab ihm noch alles Geld, welches wir hatten, die wenigen Shillinge für die Schnalle, nahm herzlichen Abſchied — und er ging fort, ohne ſich vor den andern Gäſten mehr ſehen zu laſſen, welche auch gar nicht nach ihm fragten. Was dieſer arme, mir unvergeßliche Menſch noch ferner ausgeſtanden hat, wird das folgende Kapitel melden.

Kaum war es entſchieden, daß ich mit dem Engländer Prieſt zurück nach London gehen wollte, ſo bat er mich ganz höflich, mit ſeinem Frachtwagen, der ſoeben abging und auf dem er, wie ich nachher erfuhr, ſelbſt gekommen war, bis Daventry vorauszufahren und dort die Ankunft der Stage coach (Landkutſche), mit der er nachkommen würde, abzuwarten. Aus welcher Abſicht er mich dieſen Vorſprung machen ließ, das konnte ich damals noch nicht errathen; Mr. Beck mochte aber wohl ſchon eine Ahnung haben, denn als er mir den Brief zuſtellte, der mir im Hauſe in London Aufnahme verſchaffen ſollte, ſo gab er mir zugleich eine Karte an den Wirth zur „Dumb Kow“ (Stummen Kuh) in Daventry, worin er ihn bat, mich aufzuwecken, wenn die Kutſche durchpaſſieren würde. Das geſchah denn auch, aber hier merkte ich gleich Unrath. Mr. Prieſt ſchlief im Wagen und war ſehr unzufrieden, daß man ihn geweckt hatte, er ließ mir einen Platz außerhalb der Kutſche anweiſen. Und da wir früh auf der zweiten Station von Daventry Pferde gewechſelt hatten, ſetzte er ſich in dem Augenblicke, als der Wagen abfuhr, hinein und rief mir zu: „Ich könne nicht

weiter mitfahren und möchte mir ſelbſt bis London forthelfen, dort würde er alles Mögliche für mich thun." Somit fuhr er fort und überließ mich meinem Schickſale, ohne mir ſeine Wohnung zu ſagen oder eine andere Adreſſe zu geben.

Ich blieb ganz betäubt ſtehen, alle neuen Ausſichten, mit denen man mir geſchmeichelt hatte, verſchwanden und ich ſah ein, daß die Verſprechungen dieſes Mannes in Coventry nur Großſprechereien geweſen waren, womit er ſich bei Beck, den Weibern und dem Wirthe hatte wichtig machen wollen — und der Erfolg hat meine Muthmaßungen gerechtfertigt. Denn als ich dieſem Prieſt nach der Zeit in London einmal auf der Gaſſe begegnete, wollte er mich nicht eher kennen, bis ich ihm ſagte, daß ich ſeiner nicht nöthig habe.

Was ſollte ich nun thun? Wohin mich wenden? Zurück nach Coventry oder vorwärts nach London? Hollar, an den ich noch immer mit Wehmuth dachte, wieder einzuholen ſchien mir unmöglich. In London hatte ich das Beck'ſche Haus und konnte da die Zurückkunft der Herzogin abwarten, denn von der verſprach ich mir noch immer etwas Rechtes und die Herzogin von Bedfort fiel mir nicht ein, ſonſt hätte es mir ahnen können, daß ich mit den Herzoginnen kein Glück habe.

Ich ging alſo vorwärts nach London zu, ohne auch nur einen einzigen Farthing (Heller) Geld zu beſitzen und erreichte an dieſem Tage, den 12. Juli abends, das Wirthshaus „zum Rappen" in Reemes, wo die braven Wirthsleute waren. Der Mann war nicht zu Hauſe, die Frau nahm mich aber wieder mit aller Herzlichkeit auf und kam mir gleich mit dem freundlichen Willkommen entgegen: „Daß ich ſie diesmal nicht als Gaſtwirthin, ſondern als Freundin betrachten und mit ihr vorlieb nehmen möchte." Aber auch von ihr mußte ich hören: „Daß es ihr lieb ſei, mich ohne meinen früheren Begleiter zu ſehen: denn ſie und ihr Mann hatten einen Widerwillen gegen ihn empfunden." Ich brachte dieſen Abend, bei aller theilnehmenden, freundſchaftlichen Begegnung dieſes lieben Weibes und bei dem niedlichſten Abendeſſen, womit ſie mich nach einem ſo ſtrengen Faſttage bewirthete, ſehr ſchwermüthig zu.

Meine Familie kam mir in den Sinn. Die erſt wieder fehlgeſchlagene Hoffnung mit Prieſt, das Schickſal Hollar's, alles dieſes und ſelbſt die Thränen meiner theilnehmenden Freundin wirkten ſo heftig auf meine Seele, daß ich in der angenehmſten Geſellſchaft, der ich mich zu erinnern weiß, die traurigſte Figur machte. Ich beurlaubte mich ſchon abends von dieſem lieben Weibe, weil ich früher nach London eilen wollte, als ſie gewohnt war aufzuſtehen. Ich habe ſie nicht wieder geſehen, aber ihr Bild bleibt mir tief eingeprägt, ſo lange ich lebe.

In dieſer Nacht begegnete mir noch ein komiſcher Auftritt, welchen ich erzähle, weil er zu einem Gradmeſſer der Trübſeligkeit meines damaligen Zuſtandes dienen kann.

Nach Mitternacht kam das Stubenmädchen aus dem Hauſe, eine recht artige Kreatur, ganz im Nachtanzuge, in mein Schlafzimmer, ſchlug die Vorhänge meines Bettes auseinander und brauchte keinen andern Vorwand ihres Beſuches, als daß ſie mich gar naiv fragte: „Um Himmelswillen, lieber Herr! ſagen Sie mir nur, was die Leute noch endlich mit der guten Königin Mathilde anfangen werden?“ — „Liebes Kind! Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich heute mit Dir nichts anfangen werde, denn ich bin krank.“ Nach dieſem Beſcheide entfernte ſie ſich ſogleich und machte mir früh, da ich ihr noch einen Gruß an ihre Frau auftrug, eben kein ſehr freundliches Geſicht. Einige Umſtände konnten den Leſer verleiten, von der Frau gleiche Abſichten mit ihrer Zofe zu vermuthen; ich kann aber mit Wahrheit bezeugen, daß ihr weder ein Wort noch Blick entfahren iſt, der dieſe Meinung beſtätigt hätte. Ich war doch kein ganz gewöhnlicher Kenner in dieſer Materie und würde mich ſicher ganz anders benommen haben, wenn ich ſo etwas bemerkt hätte.

Ich ging nun gerade nach London, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, um mit Fränkel, deſſen ich ſchon einmal (S. Kapitel 23) erwähnt habe, zu ſpeiſen. Davon wird das 27. Kapitel handeln, das jetzt Folgende iſt meinem Freunde Hollar ganz allein gewidmet.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Geſchichte Hollar's.

Das vorige Kapitel hat meine Trennung von Hollar erzählt und er erſcheint nicht mehr in dieſem Werke. Was ich alſo von der Geſchichte dieſes Mannes, dem ich ſo vielen Dank ſchuldig bin, theils aus ſeinem eigenen eben nicht ſehr geſchwätzigen Mund, theils aus ſeinen zurückgelaſſenen Papieren und endlich ſpäter aus Briefen von ſeinem Bruder und ihm ſelbſt zuſammenordnen kann, will ich hier noch mittheilen.

Sein Charakter war gut und frei von Fehlern des Herzens. Für die kleine Eitelkeit, einen reichen Plantagenbeſitzer vorzuſtellen, hat er ſchwer genug gebüßt. Hätte er dieſe zu rechter Zeit einem offenherzigen Zutrauen aufopfern können, ſo würde ich ihn nimmermehr ſo tief haben ſinken laſſen. Sein Bruder ſagt von ihm in einem Briefe: „Sein Charakter war rückhaltig, weit ausſehend und ganz ehrlich", welcher Beſchreibung ich auch beiſtimme, wenn ich das weitausſehend durch „reich an idealiſchen Vorſtellungen romanhafter Glückſeligkeit" überſetzen darf.

Hollar war der Sohn eines Pfarrers in Schwaben und wurde noch ganz jung als Rechnungsführer bei einem Oberamte angeſtellt. Vermuthlich waren es Romane, Reiſebeſchreibungen oder mündliche Fabeln und Erzählungen, die ihm den Vorſatz in den Kopf geſetzt hatten, durch glückliche Zufälle reich zu werden; ob durch Findung eines Schatzes, durch Goldſtaub aus Mexiko oder durch Erbſchaft eines auf einer wüſten Inſel verſtorbenen Robinſon's, das mochte ihm wohl alles gleich viel ſein; nur ſchien ihm ſein Vaterland für dieſen Zweck zu enge und er ergriff die Gelegenheit, ſich von einer zerſtreuten Geſellſchaft verſchiedener Anverwandten eines in Batavia verſtorbenen reichen Landsmanns, als Bevollmächtigter in dieſer Angelegenheit nach Holland ſchicken zu laſſen

und gab darüber ſein Amt auf. Zu einem ſolchen Geſchäfte taugte er nicht, und hat vermuthlich in dieſer Sache wenig ausgerichtet; denn er ließ ſich 1766, nur kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in Amſterdam, als Soldat für Surinam anwerben. Auf der Reiſe lernte er die holländiſche Sprache und da er eine gute Handſchrift beſaß, wurde er in Paramaribo auf die Civilrolle geſchrieben und auf der Secretairie, wie die Holländer ihre Kanzleien nennen, verwendet. Da machte er die Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Herrn Vögel aus Amſterdam, der mit ſeinen Geſchwiſtern mehrere Plantagen in Surinam beſaß und dem er ſehr weſentliche Dienſte leiſtete, indem er ihm die Schriften aufſetzte, die dieſer Herr Vögel in einem Prozeſſe mit ſeiner jungen Frau zu wechſeln genöthigt war. Dieſe Dienſte waren um ſo wichtiger für Vögel und um ſo gefährlicher für Hollar, weil ſich der Gouverneur der Frau annahm, ſie öffentlich gegen ihren Mann ſchützte und Vögel überhaupt wenig Freunde in Surinam hatte.

Ich habe vielen Grund zu vermuthen, daß die Frau des Herrn Vögel in Paramaribo keine andere war, als die Madame Vögel, welche Herr Stedmann in ſeiner Reiſe nach Surinam als die Eigenthümerin der ſchönen Sclavin, die er liebte, anführt. Sei es, oder nicht — Herr Vögel fand für gut, Surinam insgeheim zu verlaſſen und ſich nach Holland zu begeben. Zu dem Ende miethete er ein fremdes oder befrachtete ein eigenes Schiff, auf welchem ſich Herr Vögel, ſeine Schweſter, eine junge unverheiratete Perſon, Herr Muzelius, ein Onkel des Herrn Vögel von weiblicher Seite und unſer Hollar im Frühjahre 1771 einſchifften.

Sie waren im Monat Juni in Philadelphia und Neu-York, kamen im Juli oder Auguſt nach London und ſegelten von da nach Holland hinüber. Herr Muzelius war als Kandidat der Theologie vor vielen Jahren nach Surinam gegangen, hatte ſich dort mit einer halbſchwarzen, reichen Plantagenbeſitzerin zu verheiraten Gelegenheit gefunden und mit der Gottesgelahrtheit weiter nicht abgegeben. Er war alſo, da er dieſe Reiſe mitmachte, ſchon ein Mann bei Jahren. Unter was für Bedingungen Vögel den Hollar mitgenommen hatte, kann ich nicht erfahren; ich finde aber in einer

Rechnung des Letzteren, daß er auf dieſer Reiſe 605 Gulden aus eigenen Mitteln verzehrt hat und glaube alſo nicht, daß er frei mitgefahren iſt. Wenn ich alle Umſtände genau zuſammenhalte und vergleiche, ſo ſcheint es mir, daß Hollar in Miſtreß Bögel verliebt war, ihr zu Gefallen mitgefahren iſt und ſich geſchmeichelt hat, ſie zu heiraten. Vielleicht hat man ihn auch mit Hoffnungen getäuſcht. Als Liebhaber hatte er ſcharfe Augen und entdeckte auf der Reiſe einen zu vertrauten Umgang zwiſchen Mejufvrouw und ihrem Onkel Muzelius, was ihm nun freilich nicht wohl behagen konnte und ihn zu einem Schritt verleitete, der ihn von dieſer Familie trennte.

Ich finde Herrn Hollar in den erſten Monaten des Jahres 1772 auf Briefadreſſen als Buchhalter des Herrn Bögel in Amſterdam und als ſolcher mag er, aus Verdruß über fehlgeſchlagene Liebe, auf den Gedanken gekommen ſein, den Brüdern ſeiner Ungetreuen einen langen Brief zu ſchreiben und ihnen darin den verbotenen Umgang zu entdecken. Das nahmen die Herren nicht wohl auf, hielten es für Verläumdung eines Eiferſüchtigen und Hollar verließ darüber ihr Haus, freiwillig oder gezwungen im Monate April, wo uns das Schickſal auf der Chaluppe „Queen Charlotte" zuſammenbrachte.

Als ich das Concept von Hollar's Brief an die Herren Bögel unter ſeinen Papieren fand, glaubte ich eben ſo wenig als Jene an dieſe Geſchichte und dachte ebenfalls, Hollar habe ſich durch ſeine Leidenſchaft blenden laſſen und etwas zu ſehen geglaubt, was nicht war. Ich habe aber auf mein Nachforſchen ſpäter erfahren, daß er ganz klar geſehen hat. Mejufvrouw Bögel hat ihn durch einen lebendigen Zeugen gerechtfertigt und, da die halbſchwarze Ehehälfte des Herrn Muzelius in Surinam während ſeiner Abweſenheit ſtarb, ſo konnte er ſeine geliebte Nichte noch in Holland heiraten und zugleich den jungen Herrn Sohn und reſpectiven Vetter per subsequens matrimonium legitimieren. Hollar ſchrieb vor ſeiner Abreiſe von Amſterdam an einen ſeiner Brüder, daß er geſonnen ſei, wieder nach Amerika, und zwar auf die Colonie Berbice zu gehen. Das mag er wohl im Sinne

gehabt haben, als ihn sein Mißgeschick zu mir und mit mir in die unglückliche Lage führte, in der wir uns zu Coventry trennten.

Sein Schicksal war fünfzehn Jahre nach dieser Trennung noch immer traurig genug. Ich will es ihn selbst erzählen lassen. Hollar schrieb mir von London am 30. Juli 1787:

„Sire! Als ich die erste Nachricht von meinem Bruder erhielt, daß er eine Nachfrage um mich von N. bekommen hätte, worin die Zeit unserer Trennung so wahr gemeldet war, hatte ich keinen Zweifel, daß Sie es sein müßten, der sich nach mir erkundigte. Vielleicht war die Ursache meiner so geschwinden Vermuthung die, daß Sie immer einen Theil meiner Gedanken und Erinnerungen ausmachten. Ich bewundere mit großer Dankbarkeit die göttliche Vorsehung, die Sie durch so manche Unfälle erhalten, wieder zu den Ihrigen gebracht und nun ferne für Sie gesorgt hat, daß Sie ein gemüthliches, obschon nicht überflüssiges Leben haben und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Gesundheit und ferneres Glück. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht weniger begierig bin als Sie, Ihre Schicksale zu wissen und, da Sie mir eine Probe Ihrer unveränderten Freundschaft und guten Herzens durch die Nachforschung gaben, die Sie nach mir machten, wenn ich auch allem Anscheine nach nicht hoffen konnte, in meinem Leben wiederum von Ihnen etwas zu hören, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich nun hoffe, Sie werden mir baldmöglichst antworten und meine Neugierde zufrieden stellen. Ich wollte lieber, daß wir zusammenkommen und uns unsere Schicksale erzählen könnten. Ich würde etliche solche Tage sehr werth halten. Da aber die Hindernisse, welche im Wege liegen, nicht leicht zu übersteigen sind, ja es ganz unmöglich machen, so muß ich mich eben zufrieden stellen und mit der Erinnerung begnügen, daß es einmal mein Glück war, Ihre Bekanntschaft zu erwerben. Ihnen eine weitläufige Beschreibung zu geben von der Zeit an, wo wir das letzte Mal in Coventry waren, ist nicht wohl möglich, ich will Ihnen die Hauptumstände erzählen.

Ich lief nach Liverpool in der Hoffnung ein Schiff zu finden, um nach Westindien zu gehen, blieb da ungefähr drei Wochen

fruchtlos und mein Wirth, der mir bisher kreditierte, wollte nun bezahlt ſein. Ich konnte es nicht thun. Da ich aber genöthigt war abzugehen, ſo ließ ich ihm zwei Hemden als Bezahlung zurück, wanderte zu Fuß durch England und Schottland bis Edinburgh, wobei ich ungemein viel Mangel und Noth ausſtand. In Glasgow fand ich einen irländiſchen Capitän, mit dem ich nach Dublin ging. Von da reiſte ich zu Fuß und ohne alle andere Speiſe als Erdäpfel, ungefähr zweihundert Meilen, bis ich nach Cork kam. Ich war nun im äußerſten Elende. Endlich nahm mich ein Capitän mit ſich nach Briſtol in England, wo ich in einem Glashauſe durch ungefähr ſechs Wochen arbeitete. Meine Conſtitution war ſo ausgemergelt, daß ich wenig Kräfte mehr übrig hatte und nicht imſtande war, die Arbeit zu verrichten. Ich war nun wieder ohne Beſchäftigung, ging dann nach Wales, kam ungefähr nach einem Monate wiederum ganz in Verzweiflung nach Briſtol.

Ich will nicht ſagen, was meine Reſolution war, als ich am Aſchermittwoch des Morgens aus Briſtol ging. Ein Engländer, der eine Manufactorie von Erdenwaaren für die Zuckerhäuſer hatte, traf mich an und machte mir den Vorſchlag, bei ihm zu arbeiten. Ich ergriff dieſe Gelegenheit, mein Leben zu erhalten und blieb da etwas mehr denn zwei Jahre, ging von da zu einem Zuckerhauſe nach Briſtol, wo nach ungefähr ſechs Wochen der Buchhalter ſtarb, und da ich mich befliſſen hatte, der engliſchen Sprache Meiſter zu werden, bekam ich deſſen Stelle. In dieſer Anſtellung war ich etwas mehr als fünf Jahre, und erſparte mir etwas Weniges, womit ich einen eigenen Handel anfing und ſehr viel Glück hatte.

Vor etlichen Jahren aber, im letzten Spätjahre, beſchloß ich, nach Deutſchland zu gehen, um von Dem, was ich erworben hatte, mein Leben in Ruhe zu endigen. Ich ſammelte alle meine Habſeligkeiten und begab mich an Bord. Ein großer Sturm kam über uns, das Schiff ſcheiterte und ich ſah alle meine Hoffnungen und die Arbeit und Sparſamkeit früherer Jahre auf einmal in der Tiefe begraben. Ich kam hierher (nach London) im Januar (1786), beraubt von Allem und ſo arm, wie ich es vor ungefähr 15 Jahren verließ. Der Mangel, den ich nun ausſtehen mußte,

fiel mir ſehr ſchwer, endlich fand ich nun Verwendung als Unterſchreiber in einer großen Eiſen- und Zimmerhandlung. Mein Salarium iſt ſehr gering, kaum genug, um mich zu erhalten (Sie wiſſen, in England iſt Alles theuer) und hier muß ich nun bleiben, bis ich etwas beſſeres finde. Ich habe gleichwohl noch Hoffnung, daß die göttliche Vorſehung für mich ſorgen will; vor ungefähr zwei Jahren machte ich zum Zeitvertreib den Verſuch, Vert-de-gris (Grünſpan) von Kupfer zu präparieren, welcher mir im Kleinen ſehr wohl gelang. Meine damalige Situation gab mir weder Luſt noch Zeit, es zur völligen Perfection zu bringen oder zum Nutzen anzuwenden. Nun denke ich, ſobald ich kann, es zu thun, aber ich muß warten, bis ich es imſtande bin. Gegenwärtig kann ich kaum einen Shilling per Woche darauf auslegen und iſt meine Hoffnung, darin etwas zu thun, noch ferne, es wäre denn, daß ich eine vortheilhaftere Anſtellung kriegen könnte.

Hier haben Sie nun ein aufrichtiges Epitome meines Lebens, welches ich noch niemand bekannt gemacht habe. Es gewährt mir ein Vergnügen, daß ich in Ihrem Nächſten, worin Sie mir Ihre Zufälle berichten werden, erwarten kann, eine beſſere und mehr erfreuliche Concluſion Ihrer Trübſale zu leſen. Möge die Vorſehung künftighin Sie ſegnen und das alte Sprichwort an Ihnen wahr werden: **Acti labores jucundi.**

Die Affaire des Herrn **Muzelius** und der Miß **Vögel** ward eine Neuigkeit für mich. Ich habe nichts von ihnen gehört, ſeitdem ich Holland verlaſſen; wenn Sie etwas Ferneres von ihnen wiſſen, ſo bitte ich es mir gelegentlich zu berichten.

Es wurde Oſtentation oder vielmehr Schwäche ſcheinen, Ihnen meine Dienſte hier zu offerieren, nachdem ich Ihnen ſo offenherzig berichtet habe, wie es mit mir ſteht; doch wenn Ihr Amt oder die Geſchäfte eines Ihrer Freunde etwas hier in England erforderten, das ich thun kann, ſo mögen Sie ſich auf meine Dienſtwilligkeit verlaſſen.

Ich muß Sie bitten, mein incorrectes Deutſchſchreiben zu vergeben, ich habe ſehr wenig darin geſchrieben ſeit fünfzehn Jahren. Ich befehle Sie dem Schutze des Allmächtigen und mich Ihrer

ferneren Freundschaft und bin ohne viel Komplimente, aber mit so viel mehr Aufrichtigkeit

dero gehorsamer Diener

Hollar."

Sein letzter Brief an mich ist vom 16. Februar 1788. Ich habe seitdem auf meine Briefe keine Antwort mehr bekommen und weiß also nicht, ob er noch lebt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Besuch in London bei dem Juden Fränkel. — Mittagsessen. — Fränkel's unerschöpflich frohe Laune. — Mistreß Fränkel. — Fränkel's Rath. — Sein Lebenslauf und einige Anekdoten von ihm. — Besuch im Hause des Juden Beck. — Mistreß Noel. — Wie es bei Beck aussah. — Der alte Susannenbruder Mr. Jacobs. — Die zwei Birago's. — Eine fürchterliche Nacht. — Besuch bei Master Quint. — Sein freundlicher Antrag. — Rundgang bei den Gesandten. — Nachfrage nach der Herzogin von Northumberland. — Der französische Gesandte Comte de Guines. — Sein Empfehlungsbrief an Monsieur Gerard in Paris. — Frage, wie nach Paris zu kommen mit zwei Guineen. — Fußmarsch von London nach Dover.

Es war Nachmittags (13. Juli), als ich in London ankam. Ich eilte zu Beck's Wohnung auf St. Mary Axe und mußte durch die Straße gehen, wo Fränkel wohnte. Ich wurde hier durch dieses Mannes Bedienten angehalten und zum Essen gebeten, das schon auf dem Tische stand.

Als ich eintrat, bewillkommte mich Fränkel mit den Worten: „Der Himmel hat Sie in einer guten Stunde durch diese Gasse geführt, denn wir haben nicht allezeit so gut zu essen, wie heute. Ich sah mich durch's Fenster nach einem Gaste um, weil ich, wenn ich etwas Gutes habe, es nicht allein genießen kann. Da kamen Sie daherspaziert, beschmutzt und bestaubt, ohne Zweifel auch hungrig und durstig. Nehmen Sie Platz; bei einer Bouteille will ich Ihre Abenteuer anhören, von denen mir Oppenheimer schon etwas gesagt hat. Wir haben Wein, und bei meiner Seele keinen schlechten Burgunder aus dem Keller eines der größten Männer Englands und auch dies Essen ist von ihm."

Miſtreß Fränkel leiſtete uns Geſellſchaft. Der Herr vom Hauſe ließ ſeiner Laune, die unerſchöpflich war, freien Lauf und ich war wie im Himmel, daß ich mich wieder unter guten bekannten Menſchen befand, bei einer guten Mahlzeit, ohne für Bezahlung ſorgen zu dürfen. Der Burgunder that ſeine Wirkung und heiterte mich auf. Ich erzählte meine ganze Reiſe, denn dieß waren nicht Leute, vor denen ich mich zu ſcheuen hatte, und ſo mit dem Eſſen, Trinken, Erzählen und immer wieder Einſchenken (denn der große Herr hatte ſechs Bouteillen des beſten Burgunders geſchickt) wurde es Abend und Fränkel mußte mich dieſe Nacht bei ſich beherbergen, weil es zu ſpät war, zu Fuße nach St. Mary Axe zu gehen. Miſtreß Fränkel war verlegen, wie wir uns bis zum Schlafengehen die Zeit vertreiben würden, und brachte l'Hombre in Vorſchlag, wenn auch um nichts. „Ganz recht," ſagte Fränkel, „denn wir können einander ſo nichts abgewinnen; aber wer wird die Karten bezahlen? Ich will des Teufels ſein, wenn wir alle Drei und mein Diener Süßkind dazu ſoviel baares Geld zuſammenbringen, daß wir eine (Spiel) Karte kaufen können." — Und er hatte recht.

Alles dieſes erzähle ich nicht als etwas Weſentliches, ſondern hauptſächlich, weil ich bei dieſer Zuſammenkunft mit Fränkel meine erſte Idee von dem Plane faßte, den ich nachher einſchlug.

Fränkel rieth mir, gerade wieder in mein altes Quartier zu Quint zu gehen und auf Beck gar nicht zu bauen, hingegen den Herren Botſchaftern, an die ich die Briefe mit nach London gebracht habe, in allen Gaſſen und Winkeln aufzupaſſen und ihnen nicht vom Halſe zu gehen, um wenigſtens von ihnen das Reiſegeld zur Rückreiſe herauszupreſſen. Er wollte ſogar meine ganze Geſchichte in eine von den täglichen Zeitungen einrücken laſſen, und den Herzog von Northumberland ſo gut, wie die Miniſter, denen ich empfohlen war, auffordern, mir wieder aus England zu helfen. Fürs Erſte ſollte ich aber noch einmal mit einem Jeden ernſtlich reden.

Fränkel hatte ein beſonderes Talent, deutſche Provinzial-Mundarten nachzuahmen, beſonders die öſterreichiſche. „Herr!"

ſagte er, „ich bitte Sie um alles in der Welt, ehe Sie zu Jemanden gehen, legen Sie den Anſtand eines Fußgängers auf der Landſtraße ab, der Ihnen jetzt noch anklebt. Mit dem Geſichte, mit dem Sie heute hier eintraten, müſſen Sie zu keinem Menſchen gehen. Das Elend ſitzt Ihnen auf der Stirne, wie der Staub auf Ihrem Aermel, und ſo eine Figur findet nirgends Gehör; man ſucht Ihrer wieder los zu werden, noch ehe Sie zum reden anfangen, und dann", ſetzte er in öſterreichiſchem Dialect hinzu: „Waſcht's Eng, kampft's Eng, bet's a Vaterunſer und dann geht's hin und bringts Engere Sach' an und ſtehts feſt wie a Batterie Stöckel."

Mr. Fränkel (ich glaube, er hieß Salomon) war aus Berlin, ſechs Fuß, zwei Zoll hoch, wohl proportioniert gewachſen und mochte damals etwa fünfzig Jahre alt ſein. Er hatte einen guten, natürlichen Verſtand, ein gutes Herz, viel Witz und komiſche Laune und eine beſondere Gabe, gut zu erzählen; er war viel gereiſt und reich an Anekdoten aller Art. Dieſe Eigenſchaften beſaß er noch alle, als ich ihn kennen lernte; aber 80.000 Pfund Sterling, die er einſt beſeſſen hatte, beſaß er nicht mehr. Er war im ſiebenjährigen Kriege erſter Intendant aller Lazarethe der alliirten Armee, hatte großes Vermögen erworben und großen Aufwand gemacht. Seine Frau ſagte mir, daß ihr eigener Vater ſie mit ihm copulirt habe, ohne zu wiſſen, daß ſein Schwiegerſohn ein Jude ſei. Er habe damals, als Bettlieferant der engliſchen Armee, großen Staat gemacht. Niemand habe ihn für einen Juden gehalten, und ſie ſelbſt habe erſt in England erfahren, daß er kein Chriſt ſei, aber deswegen nicht aufgehört, ihn zu lieben. Dieſe gute Frau, die noch nicht ohne Reize war, arbeitete Tag und Nacht, um etwas mit der Nadel zu verdienen, denn außerdem beſtanden die Einkünfte der Familie Fränkel in dem, was ihm ſeine Gönner und Freunde in's Haus brachten oder ſchickten; denn er ſelbſt ging nur Sonntags aus und das aus den nämlichen Gründen, aus welchen der Zugang zu ihm mit ſo vielen Umſtänden verknüpft war, wie die Aufnahme in eine Freimaurer-Loge. Man mußte drei Thüren und eine finſtere Kammer paſſieren, ehe man in ſein Zimmer kam. Die

ersten zwei Thüren waren mit Schublöchern versehen, um an der Figur des auswärtigen Gastes zu erkennen, ob er nicht etwa von Gerichtswegen erschien, um sich der Person des Herrn Fränkel zu bemächtigen, denn die Zahl seiner Schulden war Legion.

Dessen ungeachtet hatte er doch immer Besuch, und zwar meistens von großen und angesehenen Leuten, die ihn gern schwatzen und die Regierung apostrophieren hörten. Er sagte, daß er noch 111000 Pfund Sterling auf seine Rechnungen aus dem siebenjährigen Kriege zu fordern habe und wußte der Sache einen Anstrich zu geben, daß sich selbst Parlaments-Glieder seiner Bekanntschaft für ihn verwendet hatten, aber fruchtlos. Die englische Sprache war ihm, so wie noch mehrere andere, geläufig und er verstand so gut die Herzen der Engländer zu rühren, daß ich selten einen Nobleman oder Gentleman von ihm gehen sah, der nicht einen Beweis englischer Freigebigkeit hinterlassen hätte. Und dieser Mann ist etwa zwei Jahre nach meiner Abreise von London auf der Gasse gestorben, und zwar auf diese Art: Fränkel war krank; der Hausherr begehrte seinen Miethzins und wollte ihn hinauswerfen. Mistreß Fränkel lief in dieser Noth eiligst in eine Seidenhandlung, wo sie noch Kredit hatte und nahm für etliche Pfund Atlas, um ihn sogleich wieder zu verkaufen und den hartherzigen Miethsherrn zu befriedigen. Als sie zurückkam, fand sie das Bett ihres Mannes auf der Gasse und ihn zwar in den letzten Zügen, aber doch noch so stark, daß er ihr erklären konnte, er wolle in dem Hause eines solchen Mannes wie dieser, nicht sterben und hatte daher selbst befohlen, ihn auf die Gasse zu tragen — und nun verschied er. Noch eine Anekdote als Beweis von der viscosen dieses Mannes, welche mir sein alter Bedienter Süßkind erzählte: Er war einmal in Prag und hatte viel Geld und Juwelen bei sich. Ein gemeiner Jude wollte ihn bestehlen, schlich sich, wie em Fränkel Jemanden bis an die Treppe begleitete, in sein Zimmer und verbarg sich in einem großen Kleiderschrank, weil er wußte, daß Fränkel bald ausgehen würde. Inzwischen kam aber noch ein anderer reicher Jude aus Frankfurt, Fränkel zu besuchen, welcher einen Schnack er-

zählte, mit ſo viel Laune und Nachahmung der Stimme, daß der verſteckte Spitzbube ſich nicht enthalten konnte, überlaut zu lachen und ſomit gleich entdeckt wurde.

Am 15. Juli betrat ich zum erſten Mal das Haus des Herrn Beck. Die erſte Aufnahme war ganz in der Ordnung. Ich fand an der Hausthür auf einem meſſingenen Schilde den Namen Moſes Beck. Ich klingelte; es erſchien ein junger Menſch, den ich nach ſeinem Anſtande und ſeiner Kleidung für den Hausknecht hielt (der aber, wie ich ſpäter erfuhr, ein Vetter vom Hauspatron war), führte mich in ein Viſitenzimmer zu ebener Erde, welches ganz leidlich möblirt war und in wenigen Minuten erſchien Miſtreß Noel, auch eine Schwägerin des Herrn Beck, ein ſchönes junges Weib. Einige Leſer werden ſich wohl noch eines Noel erinnern, der in der Welt herumzog, ſich auf dem Pantalon *) hören zu laſſen; der war ihr Mann und dermalen abweſend.

Ich übergab ihr den Brief von ihrem Schwager. Sie las ihn, ſtutzte und ſagte endlich: „I nun, mein Herr! Sie können hier bleiben, weil es mein Schwager ſo will, wir werden ſehen, wie wir uns behelfen, bis Mr. Beck zurückkommt.“ Nun ließ ſie mich allein und kündigte mich dem übrigen Hausgeſinde an, das ich denn auch bald kennen lernte. Es beſtand außer Miſtreß Noel, in einem Paar rüſtigen Bengeln, deutſchen Juden und Vettern vom Hausherrn, in einem Paar großen handfeſten Chriſtenmägden zur Bedienung und anderem Gebrauche und in den Kindern des Mr. Beck — Buben und Mädchen, wovon das Aelteſte zehn Jahre alt war. Von den Parfüm-Waaren, die die Billets verkündigten, welche Herr Beck auf ſeiner Reiſe austheilte, war nichts zu riechen oder zu ſehen, weder im Großen noch im Kleinen; ja, ich glaube nicht, daß außer der Toilette der Miſtreß Noel ein Tropfen oder Korn im Hauſe war, daß einem Parfüm glich — der Geruch zeigte vielmehr vom Gegentheile: die Kinder waren rotzig und krätzig. Außer dem angezeigten Viſitenzimmer war keine

*) Eine Art Clavier.

menſchliche Wohnung mehr im Hauſe; die übrigen Stuben glichen Ställen und enthielten allen möglichen Schmutz, ſo wie man ihn immer bei den gemeinſten deutſchen oder polniſchen Juden finden kann.

Ich blieb in dem beſchriebenen Sprechzimmer, las, ſchrieb und erwartete geduldig die Mittagsmahlzeit, welche in manchen Häuſern erſt um ſechs Uhr aufgetragen wird; aber in dieſem Hauſe war, wie ich merkte, gar keine Stunde beſtimmt. Ein Jeder lebte auf eigene Fauſt, die Kinder liefen in die Küche und ſtopften ſich mit Erdäpfeln. Miſtreß Noel hatte noch etwas vom vorigen Tage, das ſie auf ihrem Zimmer, eine Art Taubenſchlag, verzehrte. Mich würdigte niemand der Frage, ob ich gegeſſen hätte? viel weniger ob ich eſſen wollte? — und ſo blieb es bis abends nach acht Uhr, da ſich alles Geſinde des ganzen Hauſes und noch einige Gäſte in dem Zimmer, wo ich war, verſammelten. Miſtreß Noel fragte mich, ob ich die ganze Zeit zu Hauſe geblieben wäre und da ſie erfuhr, daß ich noch nichts gegeſſen hätte, war ſie ſo artig, nur für ſechs Pence Pickle-Salmon (marinirten Lachs) holen zu laſſen.

Nun kam auch ein alter Zuſammenbruder Mr. Jacobs aus dem Stamme Levi, der ſich eine von den zwei Viragos*), die man mir als Dienſtmägde aufgeführt hatte (die aber, wie ich ſah, Sitz und Stimme neben ihrer Herrſchaft behaupteten), zu ſeiner Suſanna auserleſen hatte, ohne Furcht vor gleichem Schickſale, das ſeinem bibliſchen Vorgänger widerfuhr. Nach elf Uhr äußerte ich Luſt zum Schlafengehen — und ſiehe da! man erwies mir die Ehre, mich an die Seite des alten jungen Herrn vom Hauſe — der Wolfe, wie ſein Vater, hieß — zu plazieren. Dagegen proteſtierte ich feierlichſt und bat, mich auf den Stühlen des Zimmers, wo wir waren, ruhen zu laſſen; dies wurde jedoch abgeſchlagen mit dem Bedeuten, daß in dieſem Zimmer die ganze Nacht Geſellſchaft ſein werde, welche keines Zeugen bedürfe.

Das war die ſchlimmſte Nacht meines Lebens. In einer heißen Sommernacht unter dem Dache, an der Seite eines rüſtigen

*) Virago = Mannweib.

Judenbuben. Ich befeſtigte zwiſchen ihm und mir eine Scheidewand; allein eine Legion Inſecten jagte mich gar bald aus dem Bette. Ich ſetzte mich auf eine alte Kiſte, das einzige Möbelſtück dieſes Schlafgemaches und war auch da nicht ſicher vor den beſagten Blutſaugern, welche aber den Schlaf des jungen Herrn Moſes Beck keineswegs ſtörten. Sein Kopf und Rumpf ruhte ſanft, nur Hände und Nägel waren in beſtändiger Bewegung. Früh morgens, ſobald ſich nur jemand im Hauſe regte, flüchtete ich und eilte zu meinem Freunde Quint.

Herrn Beck ſprach ich nach ſeiner Zurückkunft noch ein paar Male: er war noch immer ſehr freundſchaftlich, aber er konnte mir kein beſſeres Quartier geben, als ſein eigenes, und zu eſſen nur dann, wenn er ſelbſt etwas hatte. Mr. Prieſt und Herr Beck ſollen lange leben! Ihnen verdanke ich meine Rückkehr von Coventry.

Mr. Quint empfing mich ganz freundlich. Sein erſtes Wort war: „Ich weiß Alles: aber wenn Sie abends in den Club kommen, müſſen Sie ſtandhaft leugnen.“ Was denn, mein lieber Quint? „Nun, daß Sie auf der Landſtraße zu Fuße gegangen ſind: der Nachbar Jakſon, der Lümmel, hat Sie und Hollar hinter St. Albans mit einander wandern geſehen.“ — Das war alſo ſchon verrathen; Quint nahm es aber von der beſten Seite; er glaubte, daß ich dieſen Spaziergang unternommen hatte, um mir Hollar mit den leichteſten Koſten vom Halſe zu ſchaffen und lobte mich deswegen, denn ſein Widerwille gegen dieſen Menſchen war unauslöſchlich. Ich hatte ihm zwar nie geſagt, daß ich auf Koſten Hollar's lebte, aber wohl jedesmal geſchworen, daß Hollar auch nicht auf meine Koſten lebe, damit aber nichts ausgerichtet. Quint behauptete, dieſer Menſch könne in ſeinem Leben nicht hundert Guineen beſeſſen haben und lachte mich aus, wenn ich ihm von Beſitzungen in Surinam reden wollte, kurz, alle meine Mühe, die Ehre eines Mannes zu vertheidigen, dem ich ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, ging bei Quint verloren. Hingegen geſtand er jetzt offenherzig, Geldmangel bei mir wahrgenommen zu haben, und ſetzte hinzu: „So lange Hollar bei mir geweſen ſei, hätte

er mir nichts angeboten, ſelbſt wenn wir Beide verhungert wären: aber jetzt könnte ich allezeit auf ein paar Guineen rechnen, wenn ich ihrer bedürfe.“ Dieſen Antrag benutzte ich auf der Stelle und nahm von Quint ſo viel Geld, als ich brauchte, unſere verſetzten Sachen einzulöſen. Davon verkaufte ich mit Beiſtand Oppenheimer's ſo viel, daß mir noch einige Guineen übrig blieben und ich meinen Mantelſack mit ſo viel Kleidern und Wäſche erhielt, als ich brauchte, an jedem Orte anſtändig zu erſcheinen. Indeſſen mußte ich doch bei meinem Abſchied von London dem Maſter Quint, laut der Quittung, die ich vor mir habe, noch ſieben Pfund dreizehn Shilling für Miethzins ſchuldig bleiben, die ich ihm aber noch vor Ablauf des Jahres 1772 richtig übermachte und dagegen die beſagte Quittung nebſt einem ſehr verbindlichen Briefe von ihm erhielt.

Ich reinigte mich nun von dem Schmutze meiner Reiſe und des Bedlichen Hauſes und verlor nach und nach das landſtreicheriſche Anſehen, das Fränkel an mir gerügt hatte. Meine Thatkraft ſtellte ſich nun wieder ein, Geiſt und Körper ſetzten ſich in Bewegung und fingen an nach Fülle zu ſtreben.

Erſt machte ich noch einmal die Runde nach Northumberland's Hauſe und zu den vortrefflichen Herren Botſchaftern. Es war überall noch das Alte — keine Briefe, keine Nachricht — Niemand zu Hauſe — nicht vorgelaſſen u. ſ. w., bis zum 26. Juli, da ich den Comte de Guines zu Hauſe und noch ebenſo geſinnt antraf, wie ehedem. Er erinnerte mich an ſeine Prophezeihung, daß ich von der Herzogin keine Antwort zu hoffen hätte und bot mir neuerdings Empfehlungen nach Paris an. Dieſe nahm ich und bekam in einigen Tagen von ihm einen Brief: à Monsieur Gérard, Chef du Bureau des affaires étrangères à Versailles.

Wie ich dahin kommen würde, das wußte ich zwar noch nicht, aber ich blieb einem meiner Grundſätze treu, der unbezweifelt im Ganzen richtig iſt und insbeſondere bei mir alle Bedenklichkeiten überwiegen mußte. Ich ließ nämlich nicht das Mindeſte von irgend einem Mangel an Mitteln zu leben oder zu reiſen merken. Es iſt ein ſehr wichtiger Unterſchied, vor Jemand als ein armer Teufel zu erſcheinen und als ſolcher An

deren empfohlen zu werden, oder als ein Menſch, von dem man nicht weiß, ob er in den Umſtänden iſt, daß er ſich Alles muß gefallen laſſen. Ich war des Herabſinkens in der Achtung des Grafen ſo gewiß, wenn ich ihm meine Armuth merken ließ, daß ich nichts von ihm angenommen haben würde, wenn er mir unter dem Titel eines Geſchenkes, auch ungebeten, etwas angeboten hätte. Die Feſtigkeit, mit der ich auf dieſem Satze beharrte, und die Erhaltung anſtändiger Kleidung und Wäſche hat mir ſehr gedient. Ich gewann damals noch mehr Kraft, weil ich durch die Reiſe nach Coventry und zurück aus Erfahrung gelernt hatte, daß ein geſunder Mann mit einem Körper ſechs Fuß hoch, auch wohl bei geringer Koſt fünfzig Meilen zu Fuß reiſen kann, ohne daran zu ſterben.

Der Graf ließ mich den Brief an Monſieur Gérard leſen; er war mir recht. Ich wurde als ein für den Dienſt Seiner Majeſtät in mancherlei Fächern brauchbarer Mann empfohlen, meine Kenntniß von verſchiedenen Höfen geprieſen und den Erfahrungen des Grafen gemäß angegeben; er kenne mich ſchon einige Zeit und hoffe, daß ich ſeiner Empfehlung Ehre machen werde. — Unten einige chiffrierte Zeilen.

Das war nun meine ganze Hoffnung. Meine ganze Baarſchaft beſtand in etwas über zwei Guineen, womit ich bis Paris zu kommen glaubte.

Ich ſchickte meinen Mantelſack mit der Landkutſche voraus nach Dover und machte mich den 3. Auguſt (1772) wieder auf die Beine, mit einem Hemde und einer Nachtmütze in der Taſche, ohne von Quant Abſchied zu nehmen, denn ich wußte, daß er mich nicht fortgelaſſen hätte. Von London bis Dover blieb ich nur eine Nacht unterwegs und kam da glücklich und ohne alle Beſchwerden an.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Reise von Dover bis Calais. — Der Gasthof „La Cour de Londres“. — Fußwanderung von Calais bis Boulogne. — Einkehr bei einer Gastwirthin. — Ausgabe des letzten Geldes. — Fortsetzung der Fußwanderung bei Wasser, Essig und Brod. — Nachtlager auf einem Getreidehaufen bei Montreuille. — Der Trost der Armen. — Ein dichterisches Originalcarnet. — Abermaliges Nachtlager unter freiem Himmel bei Abbeville. — Eine Einladung von einem Tischler. — Wieder ein Nachtlager unter freiem Himmel bei Bois. — Einer, der Geld hat und sich von einem Kloster füttern läßt. — Lieber hungern, als von Jemand etwas verlangen. — Frei-Nachtlager auf einem Haufen Korngarben bei Beauvais. — Verzehrung des letzten Bissen Brodes und des letzten Tropfen Essigs.

Von London nach Dover hatte ich ungefähr vier Shillinge verzehrt; hier hatte ich Fracht für einen Mantelsack von London sechs Shillinge zu bezahlen und das war nicht genug; der Mantelsack mußte ins Zollhaus gebracht und da mit neuen sechs Shillingen verzollt werden. Die Ueberfahrt nach Calais kostete auch eine halbe Guinee. Wir fuhren bei gutem Winde und Wetter in etwa vier Stunden hinüber und als wir nicht weit vom Lande waren, kamen Boote, die Passagiere und ihre Bagage abzuholen, weil man uns vorlog, das Schiff würde nicht hier, sondern in Dünkirchen anlegen. Dieses Postscript an die Ueberfahrt kostete auch drei Livres de France.

Sobald wir an das Land kamen, bemächtigten sich ein paar Kerle meines Mantelsackes, den Einer gar wohl hätte fortbringen können und trugen ihn in einen ansehnlichen Gasthof, begehrten da mit aller französischen Höflichkeit drei Livres für ihre Mühe, bekamen jedoch diesmal von mir mit deutscher Grobheit nur einen Livre, mit dem ich nicht leicht losgekommen wäre, wenn ich nicht Uniform unter meinem Rocke hätte hervorblicken lassen.

Man berichtete mir auf meine Nachfrage, daß ich meinen Mantelsack noch heute auf die Diligence müsse bringen lassen, wenn er des andern Morgens mit derselben nach Paris abgehen solle, welches Geschäft ich auch alsobald wieder mit einigen Unkosten

abthat und mich ſehr zufrieden von dem Bureau der Diligence zurück in mein Hotel verfügte, weil man mir da geſagt hatte, ich möchte in Paris meinen Mantelſack „An grand Cerf, Faubourg St. Denis“ abholen laſſen. Dieſer „Grand Cerf“ tilgte in mir die große Sorge, wo ich in Paris abtreten könnte? Denn ich dachte mir den „großen Hirſch“ als einen lebhaften Gaſthof, in dem mir der bloße Anblick meines Mantelſackes die erſten Tage Kredit verſchaffen würde.

Das Haus in Calais, wohin man mich ungefragt geführt hatte, hieß: „La Cour de Londres“. Der Wirth Herr J. C. Dwyer nennt es in ſeinen Zetteln: „A most elegant and well fournished House with the best Larder in the Town can afford.“ — Ich habe nichts dagegen; aber ſo wenig ich auch von dieſem Larder Gebrauch machte, ſo mußte ich doch den 6. Auguſt, als ich früh von Calais ſchied, 5 Livres 13 Sous bezahlen und fand nun, nach genauer Unterſuchung, in meinem Beutel nicht mehr als noch 3 Livres 10 Sous. Mit dieſen wanderte ich bis Boulogne und kam Abends da an, als die ganze ſchöne Welt dieſes Ortes auf einem großen ſehr angenehmen Spaziergange vor der Stadt verſammelt war. Ich ſetzte mich da mitten unter ſie auf eine Bank und ſah mit ſchwerem Herzen die Leute meiſtens munter und luſtig bei mir vorbei auf- und abgehen. Aber unter Allen keine Seele, die ſo patriarchaliſch geſinnt war, mich zu ſich zu nöthigen und mir ein Fußbad, etwas Gebackenes und einen Kalbsbraten anzubieten, wie in alten Zeiten Lot und Abraham. Ich wollte alſo nur hier den Staub von meinen Füßen ſchütteln, weiter gehen und mir jenſeits der Stadt ein Lager auf einem Heu- oder Kornhaufen ausſuchen; da ſtand aber eine Gaſtwirthin vor ihrer Hausthür und erinnerte mich mit vieler Höflichkeit, daß ein Gewitter am Himmel ſtände, dem ich mich doch nicht ausſetzen, ſondern lieber bei ihr einkehren möchte.

Was konnte ich thun? Ein ſo artiges Kompliment von einem Weibe, das eben nicht häßlich war, überwog die andern Bedenklichkeiten. Ich trat ein, erfriſchte mich mit einer Bouteille Wein, Salat und Eiern und ſchlief hier zum letztenmale auf einer

Matratze ſanft und ruhig bis morgens früh um ſechs Uhr. Nach gepflogener Abrechnung blieb mir noch ein Livre ſechs Sous und nun war es Zeit, ernſtlich auf gute Wirthſchaft zu denken; denn ich hatte noch gar einen weiten Gang bis Paris: 52 Lieues de France, welches ſo ungefähr 26 bis 28 deutſche Meilen betragen mag. Ich entblößte mich hier mit geprüftem Vorſatze von allem baaren Gelde, um mich der Verſuchung, irgendwo einzukehren, gar nicht mehr auszuſetzen. Ich kaufte mir für den Reſt meines Geldes Brot und etwas Weineſſig, wozu mir die Wirthin eine kleine Flaſche gab, um mich im Nothfalle bei der großen Hitze damit zu laben; auch verſah ich mich mit einem Trinkglaſe, um Waſſer damit zu ſchöpfen und that nun Verzicht auf alle menſchliche Hulfe bis Paris.

Ich nahm mir vor, mein Brot ſo einzutheilen, wie die Schiffer den Zwieback, wenn es an Lebensmitteln gebricht; gerade auf der Landſtraße fortzuwandeln, mich an keinen Menſchen zu wenden, der mich nicht ſelbſt aufforderte und es darauf ankommen zu laſſen, wie lange es meine Kräfte aushalten würden. Sollte ich ſo ſchwach werden, daß ich nicht weiter könnte, ſo wollte ich mich auf den Platz, wo dieſer Fall einträte, niederlegen und das Weitere ruhig abwarten.

Dieſen meinen Vorſatz habe ich, inſoweit der Erfolg es erforderte, treulich ausgeführt und mich von Boulogne bis Paris nur mit drei Menſchen förmlich in ein Geſpräch eingelaſſen, unter welchen Einer war, dem ich danken und den ich ehren werde mein Lebelang. Man muß das nicht ſo verſtehen, als ob ich allem Gebrauche meiner Sprachwerkzeuge entſagt hätte. Die Hitze war groß und mein ſchwerer, mit zwei Röcken überzogener Körper fand auf der Chauſſee nicht überall Brunnen. Ich forderte alſo, wenn ich durch Dörfer ging und Menſchen ſah, bisweilen ein Glas Waſſer und bekam es allezeit mit vieler Bereitwilligkeit, wurde auch in Frankreich über meine Reiſe zu Fuß nirgends verſpottet, wie in England, ſondern mit aller Höflichkeit behandelt. Man gab mir überall was ich verlangte und konnte mir freilich äußerlich nicht anſehen, daß ich nur Waſſer trank, weil ich keinen Wein bezahlen konnte und

in kein Wirthshaus ging, weil ich kein Geld hatte. Außerdem badete ich auch, wenn ich Gelegenheit dazu fand und trocknete abwechselnd meine zwei Hemden.

Ich ging dieſen Tag, den 7. Auguſt, bis in die Gegend von Montreuil, wo ich auf einem Getreidehaufen übernachtete. Als ich auf dieſer Tagreiſe in der Mittagsſtunde die erſte zugeſchnittene Portion meines Brotes verzehrte und ich mich zu dem Ende an einen kleinen Silberbach, den ich von einer Brücke herab erblickte, ſetzen wollte, fand ich da einen Mitgaſt, der eben ſo wie ich, zwar ein größeres, aber noch weit ſchwärzeres Stück Brot als das meinige, verzehrte und ſich mit einem hölzernen Becher Waſſer dazu ſchöpfte. Solamen miseris socios habere malorum! Der Mann fing ein Geſpräch mit mir an, ſagte, daß er von Sames ſei, auf der Chauſſee am Wegbau arbeite und jetzt eben ſeine Mittagsruhe halte. Das klang ganz wahrſcheinlich. Aber er mochte fürchten, ich möchte mich durch den Schein verleiten laſſen, zu glauben, daß ſeine Mahlzeiten täglich nur in Brot und Waſſer beſtänden; darüber wollte er mich eines Beſſeren belehren und machte mir eine recht leckere Beſchreibung von den fetten Picknicks, die er und ſeine vornehmen Freunde in Sames einander alle Abend zu geben pflegten. Der Eine war Huiſſier, der Andere Concierge, der Dritte Marguillier u. ſ. w. Und in dieſem armen Taglöhner war vielleicht eines der größten Genies für die Dichtkunſt verſteckt, denn ſo maleriſch und lebhaft, wie er die Figuren und den Geſchmack eines Ragout von jungen Kaninchen, einer Poularde mit Auſtern, kleinen Paſtetchen und gebratenen Rebhühnern mit und unter dem Genuſſe ſeines ſchwarzen Brotes zu beſchreiben wußte, habe ich noch nichts geleſen oder gehört. Er ſchritt von den Speiſen zu den köſtlichen Weinen, die er und ſeine Freunde außer dem gewöhnlichen Tiſchtranke zu trinken gewohnt waren, wußte ſie Alle richtig zu nennen und machte mir endlich beim Deſſert mit einer vortrefflichen, gewürzhaften Melone den Mund ſo wäſſrig, daß ich mich und ihn beklagte, weil wir dieſen Mittag von Allen dem nichts hätten oder hoffen könnten. „Cela ne fait rien Monsieur! si vous voulez être de la partie, vous n'avez que rester ici jusqu'au soir,

je reviendrais alors vous prendre avec moi.“ Dafür bedankte ich mich gar ſchön und ſetzte meine Reiſe fort.

Den 8. Auguſt lag ich bei Abbeville wieder unter freiem Himmel und ging am andern Morgen etwa gegen 11 Uhr durch die einzige Gaſſe eines langen Dorfes, wo ich einen Mann an ſeiner Thüre fand, die gerade von der Straße in ſein Wohnzimmer führte. Diesen Mann ſprach ich um ein Glas Waſſer an. Er nöthigte mich hinein, deckte ſtillſchweigend ein grobes Tiſchtuch auf, ſtellte Butter, Käſe, Brod und einen Krug Apfelwein hin und bat mich, vorlieb zu nehmen. Dieſer redliche Franzoſe war ein Tiſchler, deſſen Frau vor etlichen Wochen erſt geſtorben war und der mit drei kleinen Kindern, wovon das älteſte fünf Jahre zählte, ſeine Haushaltung allein fortſetzte. Es befand ſich da ein Bücherſchrank, worin lauter einzelne Theile franzöſiſcher Ueberſetzungen ſtanden, als: von Amyot's Plutarch, vom Tacitus des d'Ablancourt, vom Homer der Dacier u. ſ. w., welche er Alle geleſen hatte und auswendig wußte. Ich fragte nicht nach ſeinem Namen, denn ich konnte damals nicht denken, daß ich Gelegenheit finden würde, ſeiner öffentlich zu erwähnen; aber ſein Andenken wird in mir nimmermehr verlöſchen. Das waren zwei von den Leuten, denen ich auf dieſer Reiſe Rede ſtand; mit dem Dritten kam ich, wenn ich nicht irre, hinter Autun zuſammen.

Ich hatte den 9. Auguſt mein gewöhnliches Nachtlager hinter Bois gehalten und kam den 10. Mittags an eine Abtei oder ein Kloſter, welches eine vortreffliche Lage hatte. Von der in gutem Style gebauten Fronte des Hauptgebäudes ruhte zwiſchen den alten Linden ein Dach auf Pfeilern, worunter ein gemauerter Brunnen ſtand, mit ſteinernen Bänken und Tiſchen umgeben, der Fußboden mit Quaderſteinen gepflaſtert. Hier wollte ich trinken und ausruhen, und traf da einen Menſchen, der, wie ich ſpäter ſah, ein Reiſender zu Fuß war, ſo wie ich, nur daß er dahin wanderte, wo ich herkam. Der Menſch hatte aber ſeine Mittagsmahlzeit verzehrt und ſteckte ein Stück weißes Brod, das ihm übrig geblieben war, in die Taſche, nahm die Schüſſel, die er geleert hatte und trug ſie zur Abtei, wo ein Frater kam, der ſie ihm abnahm.

Nun kam er wieder zum Brunnen, ſetzte ſich neben mich, zog ſeine Uhr heraus, beſah ſie und fragte mich endlich, da er ſah, daß ich nicht geneigt war, das Geſpräch anzufangen, engliſch: Ob ich ein Engländer ſei? Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, alſo fragte er weiter: „Sie ſind aber doch kein Franzoſe?“ „Nein Sir! Ich bin ein Deutſcher.“ „Sehr gut! Hören Sie mein Herr! Den Pfaffen in Frankreich muß man nichts ſchenken. Sehen Sie, ich habe Geld (dabei zog er einen Geldbeutel heraus, worin zwölf bis fünfzehn Louisdors ſein konnten), aber wenn ich bei einem Kloſter vorbeigehe, ſo laſſe ich mich ſpeiſen und ſpare mein Geld; das iſt der Pfaffen Pflicht und dieſe Herren ſind ſo zu ſonſt nichts nütze auf der Welt.“

Das war nun ein Wink, den ich in der erſten Aufwallung ſehr zu Herzen nahm und ſogleich zu benutzen gedachte. Der Engländer war kaum fort, da ging ich zu der Pforte, wo er die Schüſſel abgegeben hatte — aber — da ſtand ich — ſtreckte wohl zwanzig Mal die Hand aus, um zu läuten und zog ſie auch ebenſo viele Male zurück, weil es mir unmöglich war. Es überzog mich eine unzeitige Scham; für meinen damaligen Zuſtand eine wahre mauvaise honte, die mich innerlich ängſtigte und mir die Hände band. Ich ging wieder an den Brunnen, predigte mir alles, was die Vernunft zum Beſten meines Magens ſagen konnte: Die Unwahrſcheinlichkeiten, bis Paris auszudauern — die günſtigen Umſtände, daß kein Menſch zugegen war — daß mich die Mönche nicht kannten und niemals wiederſehen würden — Alles umſonſt! Ich ging zwar noch einigemale an die Pforte, es kam aber Niemand heraus und mir war es nicht möglich, die Glocke zu ziehen. — Dieſer Streit mit mir ſelbſt und dieſe Unentſchloſſenheit dauerte ſo lange, bis die Kloſteruhr Zwei ſchlug. Nun dachte ich, iſt ſo nichts mehr zu thun, die Eſſenszeit iſt vorbei. Ich war darüber mehr froh als unzufrieden und zog ab, wieder auf die Landſtraße, auf der ich dieſen Tag noch ein Stück weiter als Beauvais wanderte und auf einem gaſtfreien Haufen Korngarben, ohne Magendrücken, ſanft einſchlief.

Dieſen Abend, den 10. Auguſt, verzehrte ich meinen letzten Biſſen Brot und den Morgen darauf in Blainville den letzten Tropfen Eſſig. Ich richtete mich nun darauf ein, heute, Dienstag den 11. Auguſt, in Paris einzutreffen, und zwar mit Fleiß etwas ſpät, weil ich in der Hauptſtadt des Landes ebenſo incognito einziehen wollte, als ich zeither gereiſt war und als zuverläſſig vorausſetzte, daß in einer Stadt wie Paris im Gaſthofe „Au grand Cerf“ um Mitternacht noch alles ganz munter und lebhaft ſein müſſe.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Ankunft in Paris. — Der angebliche Pferdetransport. — Elende Unterkunft. — Der Wirth Meier. — Beſſere Unterkunft. — Madame Meier. — Der Landsmann Herr Kiewfeldt. — Empfang des Mantelſacks. — Verlag von Wäſche und Kleidung. — Erkrankung und Wiedergenesung. — Fahrt nach Compiegne.

Ich hatte dieſen Tag, den 11. Auguſt, eine für meine erſchöpften Kräfte ziemlich ſtarke Tagreiſe gemacht und kam, mit noch ganz nüchternem Magen, Nachts um 11 Uhr nach Paris, ohne, wie man den Prinzen von Monaco beſchuldigt, bei meinem Eintritte zu vermuthen, daß die vielen Laternen eine Illumination zu meinem Empfange vorſtellen ſollten. Einem Menſchen, der ſeinen Einzug mit Extrapoſt hält, wenn er in Blainville oder Beaumont zu Mittag geſpeiſt hat, mag dieſe nächtliche Beleuchtung wohl einen herrlichen Anblick gewähren; mir war es diesmal mehr um das Utile als das Jucundum zu thun und ich freute mich herzlich, daß ich nicht im Finſtern tappen durfte, um den längſt gewünſchten „Grand Cerf“ zu finden. Jeder, der mir begegnete, wies mich avec plaisir zurecht und ich kam zu dieſem Hauſe, als eben der Zeiger halb zwölf ſchlug.

Ich erſtaunte, in keinem Fenſter Licht zu erblicken, alle Thüren verſchloſſen, keine Schnur einer Glocke, kein Klopfer. Alſo wurde ein Stein ergriffen und wacker an das große Thor

geklopft, denn ich fand keine andere Thüre. Eine gute, halbe Stunde mochte ich wohl geklopft haben, und das ſo herzhaft, daß viele Vorübergehende ſtill ſtanden — da erſchien endlich ein Hausknecht, welcher öffnete, und nachdem er mein Begehren, da einzukehren, vernommen hatte, gleich wieder zuſchloß, mit dem Beſcheide: Hier ſei kein Einkehrgaſthaus, ſondern nur das Bureau verſchiedener Diligencen. — Eine ſchöne Sentenz für einen Menſchen in meinen Umſtänden! Es gingen noch bisweilen Leute auf der Gaſſe; ich fragte nach einem Wirthshauſe? Man wollte in dieſer Gegend von keinem wiſſen. Einige redeten von Chambre garnies, nicht weit vom „Grand Cerf“, aber Jeder entſchuldigte ſich für die weitere Information mit der ſpäten Mitternacht.

Ich behauptete inzwiſchen meinen Platz, entfernte mich nicht vom Hauſe, in dem ſich mein Mantelſack befand und ſetzte mich, nicht weit davon, auf einen Stein. Mittlerweile ließen ſich in der Nähe Patrouillen hören; ich machte mich darauf gefaßt, von Einer oder der Andern examinirt zu werden und erfand aus dem Stegreif eine Fabel, die mir auch für das Haus, wo ich einkehren würde, anwendbar ſchien. Ich hatte auf meinem Marſche einen Transport engliſcher Pferde wahrgenommen, welcher wegen Hitze nur in der Nacht geführt wurde; ich wollte alſo vorgeben, ich ſei mit einem ſolchen Transporte angekommen, die Pferde wären weiter als Paris gegangen und ich habe mich hier abſetzen laſſen. Kaum war ich mit dieſer Erfindung fertig, ſo wurde ſie auch mit dem beſten Erfolge an den Mann gebracht.

Der Tag fing ſchon an zu grauen, als ein Menſch mit einer Laterne bei mir ſo nahe vorüberſchritt, daß er an mich anſtieß und erſchrak. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm erzählte, was ich erſt erfunden hatte und traf zum Glück einen Mann, den es intereſſierte. Er war Reitknecht bei einem Herrn, der ſelbſt engliſche Pferde hatte und ſollte dieſen Morgen um vier Uhr mit ihm ausreiten; er hatte dieſe Nacht bei ſeiner Frau geſchlafen, welche entfernt von ſeinem Herrn wohnte und wollte eben in den Stall gehen, um die Pferde zu füttern und zu ſatteln. Meine Geſchichte mit den engliſchen Transportpferden kam ihm ſo natürlich vor,

daß er nicht den mindeſten Zweifel hegte; er wußte vielmehr alles, was ich ſelbſt nicht wußte, nämlich, wem die Pferde gehörten und in welche Provinz ſie geführt wurden. Er hielt mich für einen Engländer und erbot ſich, mir ein engliſches Wirtshaus zu zeigen, ob er gleich ſeines Herrn Ungnade befürchten müſſe, wenn er ſo viel Zeit verſäume. Als er aber hörte, daß ich ein Deutſcher ſei, ſo war es ihm lieber, weil er näher ein deutſches Wirthshaus wußte, obzwar es auch noch eine ziemliche Strecke war bis zu der Rue des vieux Augustins, wohin er mich führte. Er ſelbſt klopfte an und ſagte durch die Thür: Ein deutſcher Herr, der mit engliſchen Pferden ſoeben angekommen ſei, wolle hier logieren. Und damit empfahl er ſich. Hierauf hörte ich innerhalb eine Zuſammenſprache deutſcher Zungen aus mehr als einer Provinz. Man ließ mich hinein, führte mich bis unter das Dach und wies mir unter zwanzig von Anderen ſchon belegten Betten eine Lagerſtätte an, die weder weich noch reinlich war und auf der ich, bei aller meiner Müdigkeit, kein Auge zuthun konnte. Aber es währte nicht lange, denn nach vier Uhr war in dieſem gemeinſchaftlichen Schlafgemache ſchon Alles in Bewegung. Meine Schlafkameraden waren lauter Handwerksburſchen, die ſich hier Schlafſtätte auf einen Monat gemiethet hatten und die, weil ſie früh in die Werkſtätte an ihre Arbeit gehen mußten, zeitig aufſtanden, ſich anzogen und einander bei ihrem Leer hülfreiche Hand leiſteten. Für Andere kam ein Friſeur, der ſich auch meinem Bette näherte und fragte, ob er ſpäter kommen ſollte? Ich beſtellte ihn und äußerte zugleich meine Unzufriedenheit mit der Lagerſtätte und der Geſellſchaft, in die man mich gebracht hatte. Das nahm er ſehr zu Herzen, entſchuldigte das Verſehen, welches nur meine ſpäte, nächtliche Ankunft verurſacht haben müſſe und ſagte, Mr. Meier, der Wirth, ein Schweizer, ſein Landsmann, ſei ein très galant homme, der den Fehler ſeiner Leute auf alle Art wieder gut zu machen trachten würde; ich möchte mich nur gedulden, bis Herr und Frau aufgeſtanden wären.

Wirklich kam auch um 6 Uhr ein Aufwärter, der mich um Verzeihung bat, weil man mich in der Nacht nicht anders habe

unterbringen können und mich in ein beſonderes möblirtes Zimmer führte, worin ein ſauberes Bett ſtand. Hier forderte ich Frühſtück. Man brachte mir Milch, Kaffee und Kuchen. Das iſt ein kleiner Umſtand, der aber ſehr zu meinem Nachtheile hätte ausfallen können, wenn ich nicht mehr Glück, als Kenntniß von den Gebräuchen in Paris gehabt hätte. Man macht in ſolchen Häuſern nicht ſelbſt Kaffee, ſondern er wird über die Gaſſe aus dem nächſten Kaffeehauſe geholt. Hätte man mir nun, wie es gewöhnlich und in der Ordnung war, das Geld abgefordert, ſo hätte ich meine ganze Blöße verrathen müſſen. So aber hatte die Wirthin dieſe Auslage einſtweilen von dem ihrigen beitritten, was, wie ich ſpäter hörte, eine ſeltene Begünſtigung war.

Ich ruhte nun ein paar Stunden, dann ließ ich mich friſieren und ſtieg hinab zum rez-de-chaussée, wo ich Madame Meier, eine alte Schweizerin mit jungem Putze, wohl friſiert und gepudert, in einer Art von Kabinet ſitzend fand, und von ihr eine lange Abbitte wegen des unhöflichen Verfahrens ihrer Leute in vergangener Nacht anhören mußte. Es war ihr bekannt, daß ich ſpät mit engliſchen Pferden angekommen war und auf mein Erſuchen wurde in den „Grand Cerf“ geſchickt, von wo die Antwort erfolgte, daß mein Mantelſack Nachmittags gegen 10 Livres Fracht abgeholt werden könne. Ich unterhielt mich lange mit Madame Meier, um ſie auszuhorchen und wo möglich ihre Benevolenz zu gewinnen. Da lenkte ſich denn unſer Geſpräch auch auf die Provinz Deutſchlands, wo ich geboren war, und kaum hörte ſie den Namen meiner Vaterſtadt, ſo ſagte ſie ganz erfreut, daß ein junger Menſch von guter Familie aus dem nämlichen Orte in ihrem Hauſe wohne, der ſein Brod mit Lectionen in der deutſchen Sprache kümmerlich verdiene. Seinen Namen ſprach ſie in ihrem ſchweizeriſchen Dialect ſo verzogen aus, daß ich mich eines gleichen nicht erinnern konnte. Sie empfahl mir dieſen Landsmann aufs beſte und ſchickte ſogleich nach ihm. Er kam aber nicht.

Es wurde Eſſenszeit. Man wies mir das Speiſezimmer, und nun genoß ich nach ſieben langen Tagen das erſtemal wieder eine ordentliche Mahlzeit. Nach dem Eſſen, da ich in die

Höhe nach meinem Zimmer ſteigen wollte, um zu überlegen, wie ich es anfangen müſſe, um zu meinem Mantelſacke zu gelangen, begegnete mir auf der engen Treppe ein junger Menſch, der mich da ausdrücklich erwartet hatte. Er machte mir ein ſehr demüthiges Geberdenſpiel, nannte mich mit meinem wahren Namen, den noch Niemand in Paris wußte und bat mich ſehr, ihn nicht zu verrathen.

Ich konnte mir das nicht erklären, denn der Menſch war mir ganz unbekannt. Ich nahm ihn aber mit auf mein Zimmer, wo es zur Entwicklung kam. Er war allerdings mein Landsmann, ich kannte ſeine ganze Familie; ſein Vater war Hofrath in meiner Vaterſtadt, aber von dieſem ſeinem jüngſten Sohne wußte ich nichts, weil er ſieben oder acht Jahre jünger war, als ich. Er aber kannte mich wohl, hatte mich oft bei meinem Beſuche zu Hauſe geſehen und mich früh durch das Gitter an dem Kabinete der Wirthin ſogleich erkannt, aber aus Furcht vor Explikationen in ihrer Gegenwart nicht erſcheinen wollen. Sein ganzes Verbrechen war, daß er gegen den Willen ſeines Vaters vom Hauſe weggegangen war, und dieſer, ein harter Mann, entzog ihm jetzt allen Beiſtand. Er hatte vorausgeſetzt, daß ich das wiſſen, der Frau vom Hauſe erzählen und ihm ſomit den Kredit verderben würde. Seine Umſtände waren nicht beſſer als die meinigen, abgeſehen davon, daß er damals weder Frau noch Kinder hatte. Ich machte ihm Muth, mir Alles zu beichten, und als er fertig war, fing ich an: „Sie ſind, mein lieber Freyfeldt, jetzt gerade der Mann, deſſen ich bedarf. Wenn Sie in beſſeren Umſtänden wären oder mir die Ihrigen verhehlt hätten, ſo würde ich mich Ihnen nicht anvertrauen. So und ſo ſteht es mit mir; meine Lage kann ſich vielleicht in ein paar Tagen ändern, jetzt weiß ich es noch nicht, wie? Aber es kommt mir nur auf zehn Livres an, um meinen Mantelſack auszulöſen.“ Herr Freyfeldt freute ſich herzlich, daß meine Umſtände ſo und nicht anders waren, denn nun hatte er von mir mehr zu hoffen, als zu fürchten; er machte ſich ſogleich auf, von einem ſeiner Schüler das Monatgeld voraus zu nehmen und brachte mir nach Verlauf einer halben Stunde zwei große Thaler.

Nun wurde ein Hausknecht in den verwünſchten „Grand Cerf“ geſchickt, der mich in der vergangenen Nacht ſo außer meiner Faſſung gebracht hatte und der Mantelſack erſchien mit unverſehrtem Schloſſe und Siegel. Wir verabredeten das Weitere. Aus dem Mantelſacke ſollte ſo viel an Wäſche und Kleidung verſetzt werden, als die Auslage des Herrn Freyſeldt betrug und die kurze Reiſe nach Compiegne erforderte; denn der Hof war damals nebſt dem Bureau des affaires étrangères in dieſem Orte und nicht in Verſailles und bei Herrn und Madame Meier ſollte, wie billig, Einer des Anderen Lob preiſen, um für den Nothfall wechſelſeitig unſern Kredit zu befeſtigen, welchen Herr Freyſeldt, der ſchon tief in der Kreide war, ſo nöthig brauchte als ich. Es meldete ſich aber des folgenden Tages eine Art Fieber bei mir, welches eine natürliche Folge meiner beſchwerlichen Reiſe war. Freyſeldt pflegte und bediente mich in dieſem Zuſtande treulich.

Ich wurde nach einigen Tagen geſund und ging den 18. Auguſt mit einer ordinären Kutſche nach Compiegne.

Dreißigſtes Kapitel.

In Compiegne. — Mr. Chapeaumont, der Wirth vom „Lion d'or“. — Mr. Gérard, der Chef des Bureau des affaires étrangères. — Aufwartung bei ihm. — Freundlicher Empfang. — Prüfung und Verwendung als Dechiffreur.

Ich kam nachmittags um 5 Uhr in Compiegne an. Ich hatte nur Weniges an Wäſche und Kleidern mitgenommen und den Reſt, der nicht verſetzt war, bei Meier und Freyſeldt gelaſſen. Meine Baarſchaft beſtand beim Eintritt in Compiegne noch in einem kleinen franzöſiſchen Thaler, oder drei Livres. Mit dieſem ging ich in den „Lion d'or“, wo mich der Gaſtwirth Mr. Chapeaumont mit vieler Höflichkeit aufnahm und ohne ſich daran zu kehren, daß ich weder Koffer noch Bedienten hatte,

in ein recht artiges Zimmer führte, mir abends ein Souper vorſetzte, das ſelbſt ein Prälat nicht verſchmähen durfte und die Ehre erwies, mich ſelbſt zu bedienen.

Unſer Geſpräch fiel ganz ungezwungen auf den großen Zuſammenfluß von Menſchen, welcher damals bei Anweſenheit des Hofes die Gaſthäuſer füllte: und da erinnerte Herr Chapeaumont beiläufig, daß er ſonſt für das Zimmer, das er mir angewieſen hatte, von Jedermann täglich einen Sechs-Livres-Thaler zu nehmen pflege, ſich aber, aus bloßer Conſideration für mich, nur mit 4 Livres täglich begnügen wolle. — Dieſe Conſideration für einen Unbekannten überſtieg ſchon allein an Quartiergeld für den erſten Tag mein ganzes Vermögen. — Alſo nach reifer Erwägung, daß ich ohnehin ſchon über meine Kräfte gezehrt hatte, ließ ich mir noch eine Bouteille Burgunder bringen, des beſten, den ſein Keller vermochte und der brachte dann auch die gute Wirkung hervor, daß ich ohne alle Sorge bis an den andern Morgen ſanft und ruhig ſchlief.

Da putzte mich ein kunſtreicher franzöſiſcher Haarkräusler nach der neueſten Mode heraus und ich verfügte mich, ohne Einwendung, weder des Wirthes noch des Friſeurs, der auf morgen wieder beſtellt wurde, in das königliche Schloß, fragte nach dem Bureau des affaires étrangères und wurde hinauf bis faſt unmittelbar unter das Dach gewieſen. Ich klopfte lange an der Thür dieſes Bureau's, bis mir aufgethan wurde. Endlich trat ein anſehnlicher, großer Mann heraus, deſſen offenes Geſicht mein Zutrauen gewann, noch ehe er ſprach.

Es war Mr. Gerard ſelbſt. *) Ich übergab ihm den Brief des Comte de Guines. Er las ihn noch vor der Thür und als er fertig war, nöthigte er mich in das Zimmer, in dem außer uns

*) Herr Gerard und ſein Bruder, gebürtige Straßburger, waren damals Chefs du bureau au Département des affaires étrangères, oder, wie es auch genannt wurde: des rélations extérieures. Der, von welchem hier die Rede iſt, wurde ſpäter franzöſiſcher Geſandter bei den nordamerikaniſchen Staaten und darauf Prätor in Straßburg. Sein Bruder, der den Beinamen de Rayneval führte, war ſpäter franzöſiſcher Chargé d'affaires in Danzig.

Niemand anweſend war. Hier wurde mancherlei gefragt und beantwortet, wovon die Hauptſache, wie ich merkte, immer darauf hinauslief: „ob ich ſchon mehrmals in Frankreich geweſen ſei? was ich für Bekanntſchaften in Paris hätte?“ u. ſ. w. Es war die reine Wahrheit, daß ich noch nie in Frankreich geweſen, mit Niemand in Paris bekannt und in einem Hauſe eingekehrt war, wo ich keine Bekanntſchaft machen konnte; folglich ward Mr. Gerard über die Gegenſtände gar bald beruhigt. Von Fähigkeiten oder Anwendung derſelben war keine Rede, bis zuletzt, da er mich ganz gleichgültig fragte: Ob ich dechiffrieren könne? Antwort: „Es kommt auf eine Probe an.“

Nun hieß er mich in eine von den kleinen Abtheilungen, die in dieſem Zimmer durch Gitterwerk abgeſondert waren, niederſetzen und gab mir eine Depeſche nebſt dem Schlüſſel. Sie war deutſch. Herr Gerard ſetzte ſich nun auch wieder an ſeinen Schreibtiſch und arbeitete, nachdem er mich vorher unterrichtet hatte, „wenn Jemand herein käme, unbeweglich ſitzen zu bleiben und nichts zu reden, es ſei mit wem oder in welcher Sprache es wolle.“

Nach Verlauf einer Stunde übergab ich meinen erſten Verſuch der Prüfung des Herrn Gerard — und ſiehe! er war zufrieden und ermahnte mich, nach einigen Winken und Zurechtweiſungen, ſo fortzufahren und über Alles die genaueſte Verſchwiegenheit zu beobachten. So ließ er mich dieſen ganzen Tag fortarbeiten und ſchloß mich ein, wenn er ſelbſt aus dem Zimmer ging. Mittags wurde mir Wein und Brod gebracht und als es verzehrt war, ging ich wieder an meine Arbeit. Mr. Gerard kam bald zurück, wenn er etwa einmal zum Miniſter ging oder ſonſt Geſchäfte hatte und wenn er da war und andere Leute hereinkamen, hielt ich mich ganz ſtill, kehrte den Anweſenden den Rücken und blieb bei meiner Arbeit. Herr Gerard war ſelbſt ein Deutſcher. Es traf ſich am erſten Tage und in den folgenden oft, daß Commis aus der Kanzlei und Andere herein kamen und blos deswegen deutſch mit ihm redeten, damit ich nichts davon verſtehen ſollte; darüber lachten wir, wenn ſie fort waren und ich blieb immer,

vom Anfange bis zum Ende, Jedem, außer dem Chef, unbekannt. Um 6 Uhr, oder etwas ſpäter, wurde ich dieſen erſten Tag entlaſſen und auf den künftigen wieder beſtellt.

So wie ich abends in den „goldenen Löwen“ kam, fand ich meinen Tiſch ſchon gedeckt zum Abendeſſen und merkte nicht, daß mich Herr Chapeaumont hatte beobachten laſſen, denn er äußerte nicht die geringſte Verwunderung oder Neugierde über mein langes Ausbleiben und fragte mich in den zehn Tagen, die ich auf dieſe Art, einen wie den andern, in Compiegne verlebte, auch nicht ein einziges Mal, wo ich den ganzen Tag zubrächte?

Ich blieb hier und arbeitete ſo fort an meiner Chiffre, bis der Hof zurück nach Verſailles ging. Der Inhalt der Depeſchen, welche alle deutſch waren, erforderte einen ganz fremden Dechiffreur, außer Mr. Gerard hätte ſich ſelbſt dieſer Arbeit unterziehen müſſen, wie es vorher geſchehen war und er hatte außerdem genug zu thun. Es war auch noch etwas mehr dabei zu beobachten, als blos wörtlich aus der Ziffer in das Deutſche zu überſetzen. Ich wußte mich aber gar bald darein zu finden und ſah ſchon am dritten Tage, wohin das Alles abzielte. Ich richtete mich darnach ſtillſchweigend, was eben ſo ſtillſchweigend gut aufgenommen wurde und nicht unbelohnt blieb. Erſtlich gewann ich die Freundſchaft des Mr. Gerard, die mir ſehr theuer war; ich bilde mir noch jetzt etwas darauf ein und werde dieſen Mann lebenslang verehren. Er ſtellte mich einige Tage nach meiner Ankunft dem Miniſter des affaires étrangères, Duc d'Aiguillon vor, von dem ich ſehr wohl aufgenommen wurde. Er forderte mich auf zu fernerer Verwendung in dem Dienſte Sr. Majeſtät, bezeugte mir ſeine Zufriedenheit mit dem, was ich ſeither geleiſtet hatte, erlaubte mir den freien Zutritt zu ſeiner Perſon und verwies mich übrigens in Allem an Mr. Gerard.

Endlich, zwei Tage vorher, ehe der Hof nach Verſailles zurück ging, brachte mir Mr. Gerard ungebeten und unverhofft eine vom Duc D'Aiguillon unterzeichnete Anweiſung auf hundert neue Louisd'ors, welche ich auch am nämlichen Tage noch empfing. Nun war alles Leid vergeſſen, von London bis Coventry

und von Calais bis Paris. Mit dieſem Gelde durfte ich mich nach Paris verfügen und da einige Tage aufhalten; denn der Tag, wann ich eigentlich in Verſailles eintreffen ſollte, wurde mir nicht beſtimmt vorgeſchrieben. Ich rechnete ab mit Herrn Chapeau mont, bezahlte ohne Abzug was ich ſchuldete und wurde von ihm freundlich eingeladen, auf das künftige Jahr wieder im „goldenen Löwen“ einzukehren.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Rückkehr nach Paris. — Ordnung der Geldangelegenheiten. — Franzöſiſche Herablaſſung aus Höflichkeit. — Redlichkeit eines franzöſiſchen Bürgers. — Ein Beiſpiel unerhörter Albernheit. — Großer Grad reichsſtädtiſchen Stumpfſinnes ſeitens deutſcher Junker.

Mein Erſtes in Paris war, meine und Herrn Freyfeldt's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, das iſt, ich löſte Alles ein, was verſetzt war und gab Freyfeldt Beweiſe meiner Erkenntlichkeit, ohne ihm meine wahren Verhältniſſe zu entdecken.

Ich ſchrieb nun auch an meine Frau und meldete ihr die glückliche Veränderung unſeres Schickſals, ohne mich im Detail darüber einzulaſſen. Ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen und ſich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu ſetzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das und war doch um ſie immer ſehr bekümmert; aber jetzt, da ſich Ausſichten einſtellten, die mich bald in den Stand ſetzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu laſſen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner ſelbſt, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang ſtillſchweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte.

Ehe ich nun von Paris ab und nach Verſailles, den Ort meiner Beſtimmung gehe, will ich von der Menge der mir vor

gekommenen Nebengeſchichten und meiner damit verknüpften Beobachtungen nur drei Beiſpiele anführen: das Eine von franzöſiſcher Herablaſſung aus Höflichkeit, das Zweite von deutſcher Redlichkeit eines franzöſiſchen Bürgers und das Dritte von einem großen Grade reichsſtädtiſchen Stumpfſinns deutſcher Junker in Frankreich.

Ich war mit Freyſeldt in einem Kaffeehauſe. Wir ſetzten uns in eine Ecke und ſprachen Deutſch miteinander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte ſich unſerem Tiſche und fragte mit vieler Höflichkeit: „Was das für eine Sprache ſei, die wir redeten?“ Ich ſagte ihm „Deutſch“, und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzoſen auch ſogar den allgemein angeborenen Nationalſtolz ihrer geſchmeidigen, feinen Lebensart aufopfern können? „Allemand?“ ſagte er, „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle“. „Pardon Mr. l'Abbé: la langue françoise est la reine de toutes les autres langues.“ „La reine? oui! peut-être: mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes.“ „Bien de bonté, Monsieur l'Abbé.“ —

Einſt trat ich gegen Abend in einem ſchlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel geſehen hatte mit der Ueberſchrift: „Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine.“ Ich verlangte eine tombakene Uhr. Er hatte keine tombakene oder ſilberne und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte.“ Antwort: „Weil ich nicht ſo viel Geld habe“. „Wenn das iſt, mein Herr, ſo iſt es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen ſind, denn ich habe hier eine von mir ſelbſt verfertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profeſſion bei mir beſtellt hat für acht Louisd'or. Er mußte mir drei Louisd'or vorauszahlen und brachte vorgeſtern den Reſt mit fünf Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heute verſprechen, weil noch etwas daran zu machen war. Heute Früh kam er und bat mich, ihm die fünf Louisd'or zurückzugeben, weil er in der Nacht all' ſein Geld wieder verſpielt hatte. Er mußte Verzicht leiſten auf ſeine drei Louis Tarangabe und Sie, mein Herr, können nun in ſein Recht treten und brauchen mir nur fünf Louisd'or dafür zu

zahlen.“ Ich nahm dieſe Geſchichte für einen gewöhnlichen Kunſtkniff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen und fand ſie, ſoweit meine Kenntniß reicht, gut, und wahrlich, ſie war es, denn ich trage ſie noch dieſe Stunde und ſie hat mir in den dreißig Jahren, in denen ſie mich durch manches Land begleitet hat, ſehr wenig für Reparatur gekoſtet. Ich bezahlte die fünf Louis und Mr. Baltaſar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglück für mich, war ich dieſen Mittag beſſer gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich alſo eintrat und meine Uhr verlangte, wurde ich zuvächſt mit finſterem Geſichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuſe davon und ſchob mir die Uhr auf dem glatten Tiſche mit Unwillen zu. Ich fragte: „Haben Sie mir das Gehäuſe nicht mit verkauft?“ — „Nein, mein Herr! Und wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß, ſo hätten Sie die Uhr unter acht Louis nicht bekommen. Sie kamen aber geſtern in einem abgetragenen Ueberrocke und ſtellten ſich arm — und das iſt nicht hübſch, mein Herr!“ — „Alſo, mein lieber Herr Baltaſar, glauben Sie, daß alle Leute reich ſind, die einen guten Rock anhaben?“ — „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß, wer einen ſolchen Rock, wie Sie heute tragen, bezahlen kann, auch eine ſolche Uhr, wie dieſe, nach ihrem wahren Werthe bezahlen ſollte.“

Alles dieſes ſagte der alte Mann mit ſo viel Ueberzeugung und Würde, daß man an ſeiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte: und der Erfolg hatte es bewährt, denn noch jetzt, nach dreißig Jahren, iſt mir dieſe Uhr um acht Louisd'or nicht feil. — Mir ſcheint dieſe Anekdote nicht ſo geringfügig, wie Manchem, dem ich ſie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann, wie dieſer war, zu treffen, iſt keine gewöhnliche Sache, und was der Menſchheit Ehre macht, ſoll man nicht verbergen.

Auch Beiſpiele unerhörter Albernheit dürfen nicht verhehlt werden. — Ich führte einſt Freyfeldt mittags in ein Speiſehaus, da wurden wir nach dem Eſſen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhauſe von einem jungen Menſchen mit vielen

Kratzfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herren aus Deutschland wären.“ — „Gut und was ist Ihr Begehr?“ — „Ihre Gnaden! Ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H... aus R.. von ihren Eltern hieher auf Reisen geschickt worden, aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern als etwas mehr. Denn, belieben Sie nur zu lesen, ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterschrieben, worin mir die Macht gegeben wird, sie auch allenfalls, wenn ich es für gut befinden würde, arretieren zu lassen.“ — „Wo sind denn Seine gnädigen Herren?“ — „Sie wohnen hier im Hause im zweiten Stock; wir sind schon länger als einen Monat hier; sie gehen aber nicht aus, weil sie die Sprache nicht verstehen; wollen sie Ihre Gnaden besuchen, so will ich Sie hinführen.“ Das Alles kam mir so abenteuerlich vor, daß ich mit Freneldt hinaufstieg und was fanden wir da? — Zwei junge Burschen von 20 bis 24 Jahren, in beschmutzten Schlafröcken, aus großen meerschaumenen Pfeifen Tabak dampfen, in einem übel aufgeräumten Zimmer, an einem Tische, worauf die Reste von der Mittagsmahlzeit, die, wie sie selbst sagten, für den Abend aufgehoben würden, zusammengeschoben waren, um Platz zum Mariage-Spiel zu gewinnen, womit sich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die Andere. „Also, meine Herren, Sie sind schon vier Wochen in Paris?“ — Antwort: „Ja.“ — „Was haben Sie schon alles gesehen, was haben Sie für Bekanntschaften gemacht? An wen sind Sie adressiert?“ — „An unsern Banquier; wir waren einmal zu Mittag bei ihm geladen, seine Frau ist aber zu stolz; wir gehen nicht wieder hin, außerdem sind wir noch gar nicht ausgegangen, denn wir können mit den Leuten nicht reden und müssen erst die Sprache lernen. Deswegen haben uns unsere Eltern nach Paris geschickt und wir haben einen Sprachmeister, der uns versichert, daß wir bald recht gut würden sprechen lernen; er gibt uns täglich zwei Lectionen.“

— „Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verſtehen, ſo ſollten Sie doch bei dem ſchönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge in der Stadt beſuchen, um Menſchen zu ſehen und friſche Luft zu ſchöpfen.“ — „Ach Spaziergänge! — Ja, die haben wir in R... ſo gut und ſo ſchön als hier. Sind Sie dageweſen, da iſt eine Wieſe, wo man recht charmant ſpazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo ſo gutes Bier gebraut wird.“ — „Warum ſind Sie nicht lieber zu Hauſe geblieben? Sie hätten wahrlich geſcheiter gethan.“ — „Ja! Unſere gnädigen Eltern haben nicht anders gewollt, da fragen Sie nur den Johann, was das für Leute ſind und aus welcher Familie wir abſtammen.“ — „Bei ſo bewandten Umſtänden wünſche ich Ihnen guten Fortgang im Franzöſiſchen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariſer Luft kennen lernen, denn auf dieſe Art, wie Sie zu Werke gehen, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menſchen ſich können ſehen laſſen.“ — „O nein, es iſt uns alles vorgeſchrieben; wir dürfen hier nur noch einen Monat bleiben und in dieſer Zeit ſollen wir auch auf ein paar Tage nach Verſailles gehen!“ — „Nun, da werden Sie mich vielleicht finden; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten.“ — „Aber können wir Sie antreffen?“ — „Wiſſen Sie was, meine Herren! nehmen Sie noch einen Sprachmeiſter an, damit Sie deſto geſchwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeldt, der auch mein Sprachmeiſter iſt. Er wird Ihnen ſagen, wo ich in Verſailles wohne, denn ich weiß es jetzt ſelbſt noch nicht.“ — „Nein, zwei Sprachmeiſter dürfen wir nicht halten, aber wir wollen den andern abdanken und dieſen annehmen, nicht wahr Johann?“ Der gab ſeinen Willen dazu und die Herren kamen richtig nach einiger Zeit mit Freyfeldt nach Verſailles und machten da Bockſprünge, die dem Leſer nicht verhehlt werden ſollen.

Herr Meier, der Gaſtwirth in der Rue des vieux Augustins, hatte inzwiſchen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiegne eine hohe Meinung von mir gefaßt, die ſich nun vermehrte, als ich nach Verſailles ging. Er verſah mich mit einem

Schreiben an ſeinen Landsmann Schnetz, welcher Schweizer an der königlichen Kapelle in Verſailles war und ein Speiſehaus hielt, dermalen auch Zimmer vermiethete.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Verſailles. — Der Herzog von Aiguillon. — König Ludwig XV. — Die Dauphine. — Madame Dubarry. — Die Kapellen-Schweizer. — Der Leibſchweizer des Königs. — Ein Marokkaner. — Lolpelhaftes Benehmen deutſcher Reichsjunker.

An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Verſailles fuhr, das kann ich nicht ſagen. Das Tagebuch in meiner Schreibtafel geht nur bis Compiegne und ich würde mich auch zeither nicht ſo gewiſſenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben, wenn mir nicht ſelbſt die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe jeweiliger Plage, intereſſant oder erbaulich geweſen wäre.

In Verſailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Uebung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich ſonſt drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem und bekam daher Zeit und Muße genug, Verſailles kennen zu lernen und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn, da ich nun mit den Papieren, ſo wie ſie ankamen, geſchwinder fertig wurde und nur ſelten eigene deutſche Aufſätze zu verfertigen hatte, ſo blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. Gerard täglich in dem Vorgemache des Duc d'Aiguillon zu gehöriger Zeit ſehen zu laſſen und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu miſchen, ſo daß ich endlich in Verſailles ſo bekannt wurde, als ob ich da zu Hauſe wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Miniſters ſah und er ſelbſt mir oft im Vorübergehen einige Worte ſagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu ſich rufen ließ, ſo bekam ich gar bald ein gewiſſes Anſehen von Wichtigkeit, ſowohl bei Fremden, die in Geſchäften oder Cour zu machen daſtanden, als auch bei den

Leuten des Herzogs, die mich so wie Einen, der ins Haus gehört, behandelten; aber Keiner wagte es je, mich um meinen Namen oder Verrichtungen zu befragen oder mit mir weitere Bekanntschaft, als ich selbst wollte, zu machen. Einst führte mich ein Hausoffizier, wie es öfters geschah, um mir Kaffee zum Frühstück zu geben; da fand sich auch ein Hoffräulein der Herzogin ein, die nach den gewöhnlichen Komplimenten wissen wollte: „Ob ich schon lange in Versailles sei?“ und endlich: „Ob ich ein Engländer sei und meinen Namen?“ Da nahm der das Wort, der mich hereingeführt hatte: „Der Herr ist weder Engländer noch Franzose und hat keinen Namen, er gehört zu den auswärtigen Geschäften“ — und das Dämchen schwieg und fragte nicht weiter.

Es traf sich oft, daß ich geholt wurde, um dem Minister, in Beisein des Mr. Gerard, eine oder die andere Stelle zu entziffern oder aufzuklären. Oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenschaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben, denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich in's Französische übersetzt, sondern oft nur synopsiert, oft auch nur von Mr. Gerard mündlich vom Blatte übersetzt, wobei ich zugegen sein mußte.

Den König Ludwig XV. sah ich täglich, habe ihn oft sprechen hören und dem Aeußerlichen nach keineswegs als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beschreibt, gefunden, sondern als einen schönen ältlichen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegel-Gallerie in die Messe ging, durch eine Menge Menschen, welche da versammelt war, den König zu sehen, so frisch und munter dahin schritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich besah oft seine und seines Vorfahren Ludwig XIV. Wohnzimmer, wenn der König in der Kirche war. Auch war ich fast täglich in dem königlichen Vorzimmer, denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweizer des Königs, welcher immer unabgelöst die Person des Königs bewachen und des Nachts sein Bett quer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufschlagen und da schlafen mußte. Dieser ehrliche, alte Mann verschaffte mir überall Zutritt. Er war ein

echter Schweizer, moraliſch und phyſiſch. Fünfzig Jahre hatte er ſchon ſein Amt verwaltet und dieſe ganze Zeit zumeiſt in dem Vorzimmer des Königs unter Ducs, Pairs, Biſchöfen und Kardinälen zugebracht und noch ſprach er nur ſehr gebrochen franzöſiſch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo ſein Bett am Tage einen Schrank vorſtellte, den er nachts herunterzog, daß er zum Bett wurde und die Thür zum König verſperrte.

Die damalige Dauphine, nachmalige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage ſpeiſen ſehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite ſaß, aber nicht miteſſen durfte.

Nur Sonntags ſoupierte der König mit ſeiner ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Perſonen ſelbſt und die ſeltſamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Jeden Dienstag war im Winter 1772 Ball bei der Madame Dauphine, bei dem nur ſolche Zuſchauer zugelaſſen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht ſchwer, ſo oft ich es verlangte, eines zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame Dubarry konnte ich mich faſt täglich weiden. Ich ſah ſie oft und ſpäter wurde ich ihr vorgeſtellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geſchäfte für ſie verwendet wurde.

Zu allen dieſen außerordentlichen Begünſtigungen waren mir meiſtens die Schweizer behülflich, mit welchen Allen ich durch meinen Hauswirth Schnetz, den Kapellen-Schweizer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei dieſem Kapellen-Schweizer Koſt und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Muſik des Königs, ſondern der eigentlichen erſten Bezeichnung des Wortes, nämlich der kleinen Kirche im Schloſſe zu Verſailles, worin der König täglich die Meſſe zu hören pflegte. Dieſe Kapellen-Schweizer hatten nichts anderes zu thun, als gegenwärtig zu ſein, ſo lange die Meſſe dauerte, auf die Erhaltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu ſehen und außer dieſer Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs und hatten keine andern

Waffen, als einen Degen oder vielleicht auch Hellebarden, wenn ſie nicht im Dienſte waren, worauf ich mich nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigſtens zwölf waren, erſah ich bei einem Auftritte, den ich erzählen will, weil dabei etwas Charakteriſtiſches ihrer Nation vorkommt. Es waren goldene Quaſten von dem Prunktuche aus des Königs Betſtuhle geſtohlen worden, und wenn mir recht iſt, war es der Duc de Noailles oder ein anderer Herzog, unter dem dieſe Schweizer ſtanden, der ſie ſämmtlich in dem großen Schweizerſaale des Schloſſes verſammeln und ihnen durch einen Dolmetſch dieſen Raub kundmachen und erklären ließ, daß Einer aus ihrer Mitte der Thäter ſein müſſe. Ich ſtand an dem großen Kamine dieſes Saales. Die Kapellenſchweizer formierten eine Linie, wovon mich der linke Flügel berührte und, da mich niemand weggehen hieß, ſo hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, daß die mir nahen Schweizer, die von ihm entfernt ſtanden, unter einander auf Deutſch fragten: „Was iſch geſtohle worden?“ — Goldene Quaſten — und nun war ein allgemeiner Unwille, wie man nur einen Schweizer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber geſtohlen zu haben. Es entſtand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine ſolche Beſchuldigung. Die Linie warf ſich in einen Haufen zuſammen, ein wohlgewachſener junger Mann trat vor den Herzog und ſagte ihm auf gut Deutſch, ohne alle Wahl in ſeinen Ausdrücken, alles, was beleidigte Ehrlichkeit bei einer ſolchen Gelegenheit ſagen kann und ſchloß damit, daß ein Schweizer nie Gold und Silber ſtehlen werde. „Ja, wenn's Win (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine ſolche Unterſuchung wohl noch ſtattfinden, aber über etwas anderes ſchlechterdings nicht.“ —

Der alte Leibſchweizer des Königs, deſſen ich ſchon gedacht habe, zeigte ſich auch darin als ein Schweizer, daß er in ſeinem kleinen Behältniſſe, wo ſein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländiſchem Käſe nie ausgehen ließ und ſeine Freunde sub rosa damit traktierte. Ein kleines Beiſpiel von der Naivetät dieſes alten Schweizer-Patriarchen verdient hier Platz: Ich ſtand an einem Sonntage nebſt vielen andern Menſchen auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Meſſe zu gehen pflegte.

Bei dieſer Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Geſandten der Höfe, oft Fremde aus ihren Ländern und von franzöſiſchen Miniſtern oder Hofbeamten andere Leute vorgeſtellt, die etwas zu ſuchen oder ſich für etwas zu bedanken hatten, welche Alle der König, der auf einen Jeden ſchon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An dieſem Sonntage befand ſich auch ein Marokkaner in ſeiner Landestracht nebſt einem Dolmetſch auf dieſer Galerie, um dem König eine Bittſchrift wegen eines ihm von den Franzoſen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, ſich ſo lange auf den Beinen zu erhalten, bis der König kam. Er ließ ſich einen Teppich auf den Fußboden breiten und ſetzte ſich darauf in der gewöhnlichen Poſitur, äußerte auch, nachdem er ſaß, Verlangen nach einer Pfeife Tabak, was ihm aber nicht geſtattet wurde. Wie der halbſchwarze Patron nun da auf der Erde ſaß und von einem zahlreichen Cirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leibſchweizer, von dem die Rede iſt, auf mich zu und machte meiner Statur das Kompliment, daß er mich doch immer hübſch über alle die Waliſchen wegſchauen ſehe. Darauf wies er mit Fingern auf den Marokkaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er ſich niedergeſetzt hatte und ſagte zu mir ganz ehrlich: „Er iſch nich von hier“ (nämlich der Marokkaner). Ich mußte freilich über dieſen kurzen Unterricht herzlich lachen, fragte aber doch den Alten, ob er glaube, daß ich den Mann mit ſeinem Turban für einen Pariſer halte? — „Nu, nu,“ antwortete er, „wenn der Herr erſt eine Mummerei hier zu Lande ſehen wird, da wird er wohl noch närriſchere Kleider ſehen — und ſind doch nur Franzoſen.“

Nach Verſailles kamen nun auch die zwei deutſchen Herren, die inzwiſchen unter Anweiſung Herrn Freyfeldt's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach ſeiner Ankunft für alle Drei ein Quartier beſorgt, wo ſie ſich umgekleidet hatten und dann waren alle Drei ausgegangen, mir einen Beſuch zu machen. Weil es aber gerade

Dienstag war, so verkündete ihnen Herr Schneß, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Freyfeldt machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen: sie wollten ihr Geld aber nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts verständen. Freyfeldt ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, faßten sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt: Der Aeltere hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mitunter röthlich gewordene Fäden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem feine, schwarze Strümpfe und gelbe, tombackene Schuhschnallen. Der Jüngere trug ein lederfarbenes, auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, alles noch leidlich sauber; weiße, metallene Knöpfe, auch schwarze, wollene Strümpfe und tombakene Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisiert, stark gepudert, Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehent in der Reichsstadt N** Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweizer, der so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen, wo der Ball stattfand.

Ich stand in meinem Winkel, um dem Tanze zuzusehen und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweizer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen hereintönen und besonders meinen Namen oft nennen. Man hatte ihnen bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand hereingelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich wichtig, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stand wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sei, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun niemand Anderer als ich, dessen Namen sie so oft nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf. Ich ging hinaus und bat die Schweizer, ohne den lauten Klagen dieser saubern Herren Landsleute Gehör zu

geben, ſie mochten nur ihr Amt thun, demzufolge die jungen Herren nach dem Takte eines engliſchen Contretanzes, der eben geſpielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt und auf dem feſten Erdboden abgeſetzt wurden.

Doch das war nicht der ſchlimmſte Streich, den ſie mir ſpielten. Am andern Morgen ſtellten ſie ſich bei mir zum Frühſtück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre und, da Freyfeldt mitkam, ſo fanden wir Behagen daran, die reichsſtädtiſch ſtiftmäßigen Reichsritter dieſen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Beſten wacker zu tummeln. Indeſſen führte ich ſie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, ſolche Figuren ſehen zu laſſen. Sie beſahen mit mir die Garten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemäldeſammlung und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildniſſe aller damals lebenden europäiſchen Potentaten von den beſten Meiſtern zu ſehen waren und andere Sehenswürdigkeiten mehr. Sie wollten nun aber auch den König ſehen, und dies wußte ich nicht anders anzuſtellen, als ſie in die Kapelle zu führen, und zwar auf das Chor, wo ſich die Muſik befand, gerade dem königlichen Betſtuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen und befahl ihnen, Alles mitzumachen, was ſie von andern Leuten ſehen würden, darunter verſtand ich das Aufſtehen beim Evangelium, das Niederknien bei der Wandlung und was ſonſt während der Meſſe beobachtet wird. Aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutheriſchen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinſchaftlich geſungen werden, etwa das Lied: „Herr Jeſu Chriſt, Dich zu uns wend“ ꝛc. — oder dergleichen.

Als nun, gerade als wir eintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anſtimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweiſung getreu, ſich in nichts von andern Leuten zu unterſcheiden, mit einem ſchrecklichen Geblöcke in den Geſang ein und brachten mich dadurch ſo aus der Faſſung, daß ich, ohne mich umzuſehen, über den langen Gang, der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, hinauseilte, um nur nicht für einen Mitgeſellen dieſer

deutſchen Klötze gehalten zu werden. Aber ſie hatten es ſich zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen und ſtanden wieder neben mir, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erholen anfing. Was ich nun da in der erſten Hitze ihnen für höflich ſüße Worte mag geſagt haben, deſſen werden ſie ſich vielleicht beſſer erinnern als ich. Ich überließ ſie von nun an ihrem Schickſale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch Manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leſer kann ſich mit denen begnügen, die ich ſelbſt geſehen und erzählt habe.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Reiſe von Verſailles nach Deutſchland. — Eine geheime diplomatiſche Miſſion nach Berlin. — Der Tombeau de Perelle. — Eine Wette. — Die ſchönen Harfeniſtinnen. — Schwierigkeiten über die Grenze zu kommen. — Ein Pferdekauf und Ritt über die Grenze.

Unter dieſer Zeit bekam ich zum zweitenmale hundert neue Louisd'or und da man mich nun genug geprüft hatte und noch ferner verwenden wollte, ſo wurde mir zwar keine beſtimmte Beſoldung ausgeworfen, ſondern nur periodiſche Remunerationen zugeſagt; aber Mr. Gerard, der mein wahrer Freund und Gönner war, meinte ſelbſt, es ſei ſo beſſer, als wenn ich in wirkliche Beſoldung einträte. Indeſſen wollte ich doch einige Sicherheit für die Zukunft haben und ſtellte dem Miniſter dieſen billigen Wunſch zwar nur mündlich vor, ich bekam aber ſogleich ohne allen Anſtand eine von Mr. Gerard entworfene und von dem Miniſter ſelbſt unterzeichnete Verſicherung, davon ich das Original noch beſitze. Es geſchah allein auf Antrieb des Mr. Gerard, daß mir in dieſer Schrift eine Militär-Verſorgung zugeſagt wurde, denn er meinte, dies ſei der ſicherſte und geſchwindeſte Weg, um ſogleich untergebracht zu werden. Die Urkunde lautet alſo:

„Le Roy, voulant assurer d'avance au Sr. * * la récompence des Services qu'il a promis de rendre à sa Majesté: Elle a autorisé le Ministre soussigné, à lui promettre en son Nom, de lui donner au bout de trois ans de service, une Commission de Capitaine dans ses troupes, et un traitement pecuniaire, proportionné à l'importance des services, qu'il lui aura rendues. Elle entend au surplus, que ce traitement sera reversible à l'épouse de dit Sr. * * et à ses enfans, dans le cas, ou il viendroit à décéder avant la dite Epoque. Fait à Versailles le III Xbre 1772."

Le Duc d'Aiguillon.

Die deutschen Depeschen kamen immer seltener; es trat auch ein anderer Correspondent ein, der in einer andern Chiffre französisch schrieb, was aber um des Zusammenhanges Willen auch durch meine Hand ging; und zuletzt brachte unter Anderm eine dieser Depeschen die Nachricht, daß an einem Orte in Deutschland, den ich mit X bezeichnen will *), gewisse wichtige Papiere gegen Erlegung von 200 alten Louisd'or in Empfang genommen werden könnten, daß aber der Auslieferer mit dem französischen Minister, der in diesem Orte accreditiert sei, schlechterdings nicht in Unterhandlung treten und dieser auch von der ganzen Sache nichts wissen dürfe, weil sonst die Schriften um keinen Preis zu haben sein würden. In dem Orte, wo dieses Geschäft verhandelt werden sollte, war französischerseits Niemand, den man dazu gebrauchen konnte. Es wurde also beschlossen, mich dahin zu schicken, wozu ich mich um so bereitwilliger verstand, weil

*) Der nicht genannte Ort ist Berlin; denn im December 1772 war Bretschneider noch in Versailles und in einem Briefe aus Nürnberg vom 20. April 1773 dankt er Nicolai für die vergnügten Stunden, die er ihm während seines Aufenthaltes durch seinen, durch Eberhard's, Mendelssohn's und Anderer Umgang bereitet habe. Er entschuldigte sich zugleich, daß er von Potsdam nicht nach Berlin zurückgekehrt und, ohne Abschied von Nicolai zu nehmen, gleich weitergereist sei. Aus späteren Briefen läßt sich schließen, daß seine Person verdächtig geworden war, vermuthlich wegen seiner Abendbesuche beim französischen Gesandten.

ich auf dieſer Reiſe meine Frau und Kinder beſuchen konnte und zu den Reiſekoſten noch weitere 200 Louisd'or bekam.

Ich ging über Paris und nahm Abſchied von Freyfeldt, den ich damals zum letzten Male ſah. Er iſt zurückgekehrt in ſein Vaterland, hat eine Frau mitgebracht, iſt kurz darnach in der Blüthe ſeines Alters geſtorben und hat Kinder hinterlaſſen, von deren Schickſalen ich bis jetzt nichts habe erfahren können.

Als ich meinen Mantelſack gepackt und jeden leeren Raum mit Pariſer Waaren für Frau und Kinder vollgepfropft hatte, ließ ich mir Poſtpferde für den künftigen Tag beſtellen und bekam kurz darnach einen Beſuch von dem Domherrn La Pérelier (Perlier) aus Verdun, der mich durch ſeine Kundſchafter auf der Poſt ausgewittert hatte und mir gemeinſchaftliche Reiſe bis Verdun antrug, was ich gerne annahm, weil dabei ein Merkliches erſpart wurde.

Von dieſem meinem Reiſegefährten weiß ich nichts Merkwürdiges zu erzählen, außer einer einzigen Apoſtrophe, die mich ſehr überraſchte. Wir ſprachen über etwas aus der franzöſiſchen Geſchichte und der geiſtliche Herr wollte mir einen Autor citieren, deſſen Namen er vergeſſen hatte. Er beſann ſich lange, endlich polterte er heraus: „Le coquin, qui a mal parlé de tant d'honnettes gens“ — endlich fand er den Namen und wer war ce coquin? — ein Ehrenmann, dem Mr. La Pérelier und das ganze Kapitel zu Verdun nebſt ſeinem Biſchof nicht werth waren, die Schuhriemen aufzulöſen: — Bayle, der große Bayle. Ich dachte an Herrn Iſak Spies zu Rotterdam, fühlte aber gar keinen Beruf, meinen Helden ſo wie dort zu vertheidigen und bitte auch meine Leſer, dieſem Domherrn zu vergeben, denn er war ein Domherr und wußte nicht, was er that.

Wir fuhren, weil ich eilen mußte, Tag und Nacht über Meux, Chateau, Thierry, Dormans, Epernay bis Chalons, wo wir, um auszuſchlafen, in dem Gaſthofe „à la pomme d'or“ einkehrten, von einem freundlichen Gaſtwirthe artig bewillkommt und in ein geräumiges, wohl möbliertes Zimmer geführt wurden. Wir ſchloſſen da, wie das in Frankreich gebräuchlich iſt, unſern Accord über Abendeſſen, Nachtlager und Frühſtück und, da mir La

Pérelier viel davon vorſchwatzte, „daß hier in der Mitte der Provinz der beſte Champagner zu haben ſei“, ſo beſtellten wir zum Deſſert eine Bouteille des beſten, den er hatte. Dagegen hatte der Patron vom Hauſe, dem es beliebte, ſeinen Scherz mit uns zu treiben, Manches einzuwenden. Er ſchwur, daß es, wenn er uns von ſeinem Beſten geben ſollte, unmöglich bei einer Bouteille bleiben könne und daß wenigſtens auf den Mann eine Ganze verordnet werden müßte.

Wir ließen uns dadurch nicht irre machen; aber — ich weiß nicht, wo der Mann ſeine phyſiognomiſchen Kenntniſſe mußte geſchöpft haben? — genug, er wollte uns an der Stirne anſehen, daß wir mit aller Müdigkeit ſobald nicht würden ſchlafen gehen, und bot uns folgende Wette an: Wenn wir ihm erlauben wollten, mit uns zu ſpeiſen, ſo verſpreche er, im Falle wir uns von ſeinem beſten Champagner für uns Beide mit einer Bouteille begnügen würden, gar keine Bezahlung für das ganze Souper und Nachtlager zu nehmen; wenn wir aber mehr als eine Bouteille fordern, oder auch nur nach dem Souper uns länger verweilen würden, ohne ſchlafen zu gehen, ſo müßten wir nach Accord bezahlen und auch noch das, was wir darüber verzehren würden. Darauf gingen wir ein und freuten uns ſchon auf die gewonnene Zehrung. Wir beſchloſſen feſt, nur alle Beide eine Bouteille des guten Champagners zu trinken und auch gleich nach dem Abendeſſen ſchlafen zu gehen, umſomehr, da unſere Poſtpferde Früh um fünf Uhr beſtellt waren. Aber es ging doch ganz anders. Der Wirth unterhielt uns während des Eſſens mit vielem Witze, der aber nicht große Wirkung auf uns machte, weil wir auf unſerer Huth ſein und, um das Abendeſſen zu gewinnen, uns gar keine Blöße geben wollten. Das Deſſert ſtand ſchon auf dem Tiſche, unſere Bouteille von dem Beſten war nur halb geleert und wir glaubten, daß nun die Reihe an uns ſei, den Hauspatron zu ſchrauben, dem er ſich auch mit großer Geduld unterwarf. Aber auf einmal änderte ſich die Scene. Es traten drei junge Mädchen herein, ſo ſchön, als ſie nur immer Mohammed den Gläubigen im Paradieſe verſprochen hat; alle Drei mit muſikaliſchen Inſtrumenten, die ſie nicht ſchlecht

ſpielten. Als dieſe Schönen anfingen zu harfen und zu ſingen, da wurde nicht mehr daran gedacht, daß die Pferde um fünf Uhr beſtellt waren, nicht gefragt, wer die Zeche bezahlen würde? Wir blieben ſitzen, genoſſen die Muſik und des ſüßen Umganges dieſer liebenswürdigen Creaturen bei mehreren Bouteillen des beſten Champagners bis gegen Morgen. — Ob es Töchter, Stieftöchter oder Nichten des Wirthes „à la pomme d'or" waren, das weiß ich nicht mehr, aber das iſt mir noch ganz erinnerlich, daß der Herr Vater, Stiefvater oder Vetter in die Fauſt lachte und uns nicht von der Seite wich, damit wir auf keine Weiſe aus den Schranken der ſtrengſten Zucht und Ehrbarkeit weichen könnten, was uns faſt noch mehr verdroß, als der Verluſt unſerer Wette.

In Verdun ſetzte ich den Mr. Va Pérelier nicht weit von ſeiner Kathedralkirche ab und bekam von ihm einige Schachteln Bonbons und Dragé de Verdun, welche mir die Kinder in Deutſchland ſpäter mit vielem Vergnügen wieder abnahmen.

Ich kam nach Metz und wollte ſogleich weiter, obgleich ein Zettel auf dem Poſthauſe ankündigte, daß dieſen Abend Zemire und Azor, eine damals noch ganz neue Oper von Gretri, die ich noch nicht geſehen hatte, geſpielt werden ſollte. Der Poſtmeiſter Herr Schwarz, ein Deutſcher, forderte meinen Paß, um ihn zum Platzmajor zu ſchicken, weil ohne Paß niemand über die Grenze gehen durfe. Das war mir eine ſehr unangenehme Nachricht, wovon ich aber nichts merken ließ. Der Umſtand, daß niemand ohne Paß aus dem Lande gelaſſen wurde, war mir ſehr gut bekannt; ich hatte ſelbſt in Verſailles Bittſchriften geſehen, welche von den Eſtaffeten eingeſchickt worden waren, von Ausländern, die ſich bei ihrer Abreiſe von Paris nicht mit Päſſen verſehen hatten und nun an der Grenze ſo lange warten mußten, bis ihnen der Paß nachgeſchickt wurde.

Daran hätte ich alſo denken ſollen, aber es war Niemandem eingefallen, weder mir, noch Denen, die mich geſandt hatten. Um dem Poſtmeiſter meine Verlegenheit nicht merken zu laſſen, zog ich meine Briefta ſche heraus, blätterte unter meinen Papieren und ſtellte mich an, als ob ich mich auf einmal anders beſonnen hätte.

„Es iſt ſchon ſpät," ſagte ich, „wer weiß, ob der Platzmajor zu Hauſe iſt? Und überdies wird heute hier eine Oper gegeben, die ich gerne ſehen möchte; ich werde heute Nacht hier bleiben und morgen Früh ſelbſt mit meinem Paſſe zum Platzmajor gehen."

Dagegen hatte der Poſtmeiſter nichts einzuwenden; er ließ mich in das „Silberne Kreuz" führen, aus welchem ich in die Oper ging, zurückkam, ſoupirte und ruhig ſchlief bis an den andern Morgen, ohne noch zu wiſſen, wie ich ohne Paß über die Grenze kommen würde? Ich hatte zwar einen Brief vom Duc d'Aiguillon mit ſeinem Petſchafte an den Miniſter in Berlin, den ich allenfalls hätte vorzeigen können; allein ich konnte weder den Herzog noch das Departement, dem er vorſtand, ohne die äußerſte Noth compromittieren, auch nicht ſo viel Zeit verſäumen, als eine Eſtaffette nach Verſailles und zurück erforderte; ich gedachte alſo zuerſt mein Heil beim Platzmajor zu verſuchen, mich als einen Teutſchen aus der Nachbarſchaft anzukündigen, der keines Paſſes nach Verſailles bedürfe und ihm einige Papiere aus meinen vorigen Dienſten vorzulegen, die ſo etwas zu beſtätigen ſchienen.

Indem ich ſo in Gedanken ganz langſam über die Gaſſe ſchritt und nach der Wohnung des Platzmajors fragen wollte, begegnete mir ein Jude, der einen ausgemuſterten Officiersgaul zum Verkauf herumritt. Ich wurde mit ihm einig, 4 Louisd'or dafür zu bezahlen, wenn er die Bedingung, die ich ihm vorlegte, erfüllt haben würde. Er mußte ſogleich das Pferd in den Stall zum „Silbernen Kreuz" einſtellen und meinen wohlverſchloſſenen und verſiegelten Mantelſack auf das Bureau der Frankfurter Diligence tragen und mir das gewöhnliche Recepiſſe bringen. Das richtete er getreulich aus. Ich bekam den Poſtſchein, zahlte dem Juden ſeine 4 Louisd'or, machte Richtigkeit mit dem Wirthe und ritt beim hellen Tage zum Thore hinaus.

Alles ging gut bis nach St. Avauldt, dem letzten Grenzorte, wo Fiſcheriſche Huſaren ſtanden. Die Schildwache am äußerſten Thore redete mich franzöſiſch an, ich hörte aber gleich am Accent, daß der Mann ein Elſaßer war, und antwortete ihm auf ſeine Frage um meinen Paß auf deutſch: „Herr! Vor ein paar

Tagen, als ich hereinritt, fragte mich kein Menſch um meinen Paß: ich bin ein Weinhändler aus Saarbrücken, der gar oft über die Grenze reiten muß, und bin bisher noch niemals angehalten worden.“ Das nahm der alte Elſäßer für bekannt an und ſagte: „Das iſch was anderſt, der Herr kann paſchieren.“

So ritt ich über Saarbrücken und Kaiſerslautern bis nach Frankfurt am Main, verkaufte da mein Roß ohne großen Verluſt, nahm meinen Mantelſack von der Diligence und reiſte zu den Meinigen, die ich alle geſund antraf. Meine Frau führte ſchon wieder ihre eigene Wirthſchaft und ich empfand ein unausſprechliches Vergnügen, ſie und meine Kinder nach einer ſo langen Trennung, welche jedoch noch kein Jahr betrug, in beſſeren Umſtänden als bei meinem Abzuge wiederzuſehen; konnte mich aber nur einen Tag bei ihr aufhalten, weil mein Geſchäft keinen Aufſchub litt und ich mir auf der Rückreiſe mit einem längern Aufenthalte ſchmeicheln konnte, wie zu ſeiner Zeit auch in Erfüllung kam. Ich reiſte weiter nach Berlin und entledigte mich meines Auftrages, wie folgt.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Ankunft in Berlin. — Aufwartung bei dem franzöſiſchen Geſandten. — Unangenehmer Empfang. — Brief an den Geſandten. — Mißlungener Verſuch, die Urkunde zu erhalten. — Perſönliche Bekanntſchaft mit Nicolai. — Einführung in den Montagsclub. — Erlangung der Urkunde. — Bekanntſchaften. — Eberhard, Mendelsſohn, Ramler, Teſſing. — Außerordentliche Hinneigung zu Nicolai. — Aufenthalt durch längere Zeit in Deutſchland.

Der Korreſpondent, deſſen Chiffre ich entziffert hatte, meldete, daß eine Abſchrift der Originalurkunde einer damals ſehr intereſſanten diplomatiſchen Verhandlung in Berlin, einer Stadt, die von dem Orte ſeines Aufenthaltes weiter als von Paris entfernt war, gegen Erlag von 200 alten Louisd'or zu haben ſei, und zwar in der N.-Straße, Nummer 185, bei einem Gewehrhändler F. . . Der Auslieferer verlange außer dem Gelde die größte Behutſamkeit

und Verſchwiegenheit und verbitte ſich, aus wichtigen Gründen für ſeine Sicherheit, alle Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Miniſter in Berlin und mit einem Jeden, der in dieſer Stadt angeſehen oder bekannt ſei. Das war deutlich genug. — Meine Inſtruction ging dahin, dem franzöſiſchen Miniſter in Berlin*), der ſchon vorher von dem, was er wiſſen durfte, durch die Poſt benachrichtigt war, zu meiner Legitimation das Schreiben vom Duc d'Aiguillon zu übergeben, von ihm die 200 Louisd'or zu empfangen und damit die Papiere, wenn ich ihren Inhalt geprüft und echt befunden haben würde, einzulöſen, ſie mit einem Siegel, daß man mir mitgegeben hatte, wohl zu verſiegeln und ſo dem Miniſter in Berlin auszuliefern, der den Auftrag hatte, ſie ohne den mindeſten Verzug, uneröffnet, mit einer Eſtaffette nach Verſailles abzuſchicken. Alſo war es mein Erſtes, gleich am Tage meiner Ankunft einen Brief an den Miniſter zu richten, ihm meine Ankunft mit einem Briefe an ihn zu melden und weil die Sache keinen Aufſchub leide, um die Erlaubniß zu bitten, Seiner Excellenz noch heute, dieſen Abend um 9 Uhr, aufwarten zu dürfen. Mit dieſem Briefe fuhr ich in einem Fiaker vor das Haus des Miniſters, ließ den Portier an den Schlag kommen und übergab ihm den Brief an ſeinen Herrn, der, wie ich mir ſchon eingebildet hatte, nicht zu Hauſe war. Abends begab ich mich zufolge meiner Ankündigung in das Hotel dieſes Diplomaten und wurde zwar ſogleich in ein Zimmer geführt, mußte aber, unter dem gewöhnlichen Miniſterial-Vorwande des ſtarken Poſttages, noch wohl eine Stunde warten, bis er erſchien. Der Empfang war kalt und ich konnte den Verdruß über dieſen geheimnißvollen Auftrag auf ſeinem Geſichte leſen. Ich fand auch außerdem wenig Weisheit in ſeiner Phyſiognomie und, wie es mir vorkam, viel Dünkel. — Er war kein Comte de Guines.

Er nahm mir den Brief ab, las ihn und ſagte: „Sie ſollen mir Papiere ausliefern; haben Sie ſie bei ſich?“ Antwort: „Euer Excellenz ſollen mir vorher 200 alte Louis auszahlen; ich bitte

*) Der damalige franzöſiſche Geſandte in Berlin war der Marquis de Pons.

darum, denn ſie müſſen mir dienen, dieſe Papiere ſchleunig zu verſchaffen.“ — „Meinen Sie, daß ich Ihnen die 200 Louis geben werde?“ — „So iſt die Ordre des Miniſters.“ — „Was ich für Ordre habe, das kann Niemand wiſſen; aber Geld gebe ich nicht eher, bis Sie mir die Papiere bringen. Der Miniſter meldet mir nicht einmal Ihren Namen; wie kann ich es wiſſen, ob Sie der Rechte und wie Sie zu dieſem Briefe gekommen ſind?“ — „Woher würde ich es alſo wiſſen können, daß mir Euer Excellenz 200 Louisd'or zahlen ſollen? Denn in dem Briefe, den ich überbracht habe, ſteht nichts davon, ſondern er bezieht ſich nur auf den, welchen Euer Excellenz ſchon vorher erhalten haben, unter dem und dem Datum. Wenn ich ein Betrüger wäre, ſo würde alle Vorſicht nichts helfen, denn Euer Excellenz haben Ordre, mir die Papiere verſiegelt abzunehmen und hier iſt das Siegel, womit ich ſie verſiegeln ſoll; ich könnte alſo einſiegeln, was mir beliebt, aber die Angelegenheit ſteht ſo, daß ich die Papiere ſelbſt nicht eher bekommen kann, bis ich ſie mit den 200 Louisd'or einlöſe.“ — „Alſo können Sie auch ein qui pro quo bekommen?“ — „Nein, denn ich werde ſehen und prüfen, was ich bekomme.“ — „Was hat es denn für eine Beſchaffenheit mit dieſen Papieren?“ — „Keine andere, als die ich ſchon gemeldet habe; von dem Inhalte kann ich nichts ſagen, weil ich ihn nicht geleſen und wenn ich ihn werde geleſen haben, darf ich nichts ſagen, weil es mir verboten iſt.“ — „Das Geld gebe ich nicht her; ich werde aber alles, was in dieſer Sache mir zugekommen iſt, noch einmal überleſen und erwarte Sie morgen Abend um halb zehn Uhr wieder bei mir.“

Das war nun freilich kein vielverſprechender Anfang meiner Negotiationen. Ich ſetzte noch in der Nacht einen weitläufigen Brief auf, worin ich alle Gründe wiederholte, neue hinzufügte und nicht vergaß, die Folgen — wenn ich unverrichteter Sache wieder zurückzureiſen gezwungen würde — recht lebhaft zu beſchreiben. Dieſen Brief gab ich Früh für den Miniſter an den Portier und ging um 10 Uhr in das Haus Nr. 185 auf der R** Straße. Ich trat ein, fand den Mann beim Einpacken und

fragte: „Sind Sie denn nicht Herr F., der Gewehrhändler?“ — „Zu dienen, ja, der bin ich.“ — „Sie werden vermuthlich errathen, warum ich zu Ihnen komme?“ — „Er freilich, ich habe Sie ſchon lange erwartet, ſeien Sie mir willkommen! Aber wenn Sie heute nicht gekommen wären, ſehen Sie, es iſt ſchon Alles gepackt, ſo wäre ich morgen ſchon fortgereiſt.“ — „Haben Sie die Papiere bei der Hand?“ — „Ja! Sie ſollen Alles ſehen, aber freilich iſt nicht Alles ſo gut ausgefallen, als wir hofften.“ — Hier holte er aus ſeinem Schranke ein Papier und gab es mir. „Herr F . . ., das iſt ja ein Contract über eine Pferdelieferung?“ — „Nun ja, was wollen Sie denn anders?“ — „Bin ich denn an Sie gewieſen, um Pferde zu kaufen?“ — „Nun, ſind Sie denn nicht der Lieferant Bernhard von Hachenburg, der mir alle dieſe Briefe geſchrieben hat, die hier liegen und der morgen mit mir auf die Meſſe nach F. reiſen wird?“ — „Nein, gewiß, der bin ich nicht und habe auch von dem ehrlichen Manne in meinem Leben nichts gehört!“ — „Was das curios iſt! und gerade ſo von der Statur, wie Sie ſind, iſt er mir beſchrieben worden. Aber was wollen Sie denn für Papiere von mir?“ — „Papiere, die man Ihnen für mich in Verwahrung gegeben hat.“ — „Herr! da ſind Sie geſoppt! man hat Ihnen einen Streich geſpielt; ich weiß von keinen Papieren und gebe mich auch nicht mit ſolchen Dingen ab. Wer iſt denn der ſeine Herr, der Sie zu mir ſchickt?“

Nun, dachte ich, das geht gut! Du haſt mit zwei Männern zu thun, dem Miniſter und dem F . . .: dem Einen iſt's ein Aergerniß, dem Andern eine Thorheit. Ich ſah, daß der Mann in der That von der ganzen Sache nichts wußte und empfahl mich. Da machte mir ſeine Ehehälfte, welche zeither ganz ſtill geſeſſen hatte, hinter dem Rücken des Mannes mit der Hand ein Zeichen, was ich als guter Dechiffreur alsbald zu entziffern wußte. Ich nahm mir vor, in der Gegend dieſes Hauſes ſo lange ſpazieren zu gehen, bis etwas Weiteres an mich gelangen würde, was denn auch bald darauf erfolgte. Die Frau kam auf einen Augenblick zu mir auf die Gaſſe, ſagte mir in aller Geſchwindigkeit, daß ſie von der Sache wiſſe, daß man auf die Abweſenheit ihres

Mannes gezahlt habe, der sonst immer in seinen Handelsgeschäften abwesend und nur erst vor Kurzem zurückgekommen sei und am anderen Tage wieder verreisen werde; ich möchte mich nur morgen Früh um 10 Uhr wieder zu ihr verfügen, dann würde ich einen Herrn bei ihr antreffen, der mir über Alles Aufschluß geben würde.

Ich war schon mehrmals in Berlin gewesen, hatte da alte gute Freunde, die ich besuchte und war eben diesen Abend in eine literarische Gesellschaft *) geladen, die ich wegen der interessanten Männer, welche da versammelt waren, nicht gerne versäumen wollte. Indessen ging mir mein Geschäft gar sehr im Kopfe herum; ich stellte mir den Minister ganz als den Mann vor, der im Stande war, mich bei aller Deutlichkeit seiner und meiner Instruction im Stiche zu lassen und machte also in der Gesellschaft einiger der witzigsten Köpfe Deutschlands eine gar traurige Figur. Nach 9 Uhr bat ich um Erlaubniß, mich auf eine halbe Stunde entfernen zu dürfen und eilte zum Minister, der mir zwar noch kein freundlicheres Gesicht machte als des Tages vorher, der mir aber die 200 Louisd'or in Rollen übergab und, um seine Wichtigkeit zu zeigen, mich ermahnte, ihm die Papiere in höchstens vierundzwanzig Stunden abzuliefern.

Durch dieses Hephatat wurde meine Zunge gelöst und als ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, wunderten sich Alle, wie der stille Mensch, der vorher so melancholisch dasaß, nun auf einmal so wacker schwatzen konnte, daß er beinahe überlästig wurde. Man schrieb diese schleunige Veränderung meiner Abwesenheit und diese einem glücklich ausgefallenen Liebeshandel zu, welches Kompliment ich, wie ein junger Stutzer, der sich etwas auf sein Glück einbildet, ganz gefällig annahm.

---

*) Der sogenannte Montagsclub in Berlin, der schon seit dem Jahre 1749 existirte. Nicolai führte jeden gebildeten Fremden, der an ihn empfohlen war, dahin, um ihn dort mit mehreren der berühmtesten Berliner Gelehrten bekannt zu machen. Daß Nicolai auch Bretschneider dahin geführt hatte, ergibt sich aus den Briefen des Letzteren.

Am folgenden Tage, Früh um 10 Uhr, begab ich mich an den bewußten Ort und fand da ſchon meinen Mann auf mich warten. Es war ein wohlgebildeter und wohlfrisierter junger Menſch — vermuthlich der Cicisbeo der Madame F. . ., der ſich, wie es mir ſchien, nicht nur auf ſeine Geſtalt, ſondern auch auf ſeinen Verſtand und ſeine Anlage zur Intrigue nicht wenig einbilden mochte. Ich ließ ihm nicht Zeit, ſeine Weisheit auszukramen, ſondern fragte gleich nach der Hauptſache. Ihm war daran gelegen, ſeine einſtudierten Wendungen anzubringen, weil er ſich darauf vorbereitet hatte, viel gefragt zu werden; ich aber wollte nichts wiſſen, ſondern nur ſehen. Endlich gab er ſich viele Mühe, mich zu überzeugen, daß er nicht Derjenige ſei, von dem die Papiere urſprünglich herrührten, ſondern nur der Bevollmächtigte eines andern wichtigen Mannes. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, ſondern beſtand nur darauf, das zu ſehen, was er hatte, ohne mich zu bekümmern, durch wie viele Hände es ſchon gegangen ſei. Nach einigen fernern Krümmungen murmelte er etwas von den 200 Louisd'or und da machte ich durch die Vorzeigung meiner Rollen allem weitern Prologiſieren ein Ende. Er brachte ein Papier hervor; ich las es ganz, fand alle diplomatiſche Richtigkeit in Form und Styl, verglich die Data mit denen, die ich ſchon hatte und konnte nach Maßgabe meiner Inſtruction gegen das Ganze nichts einwenden, weil es das wirklich enthielt, was es enthalten ſollte und ich durch eine noch nähere kritiſche Beleuchtung meinen Auftrag würde überſchritten haben. Ich zahlte das Geld, empfing das Papier, ging in mein Quartier, verſiegelte es mit dem Petſchaft, das man mir zu dem Zwecke mitgegeben hatte und wandelte nun, ohne alle weitere Vorſicht, am hellen Tage in die Wohnung des Miniſters, der das Packet von mir annahm, in meiner Gegenwart noch einen Umſchlag darüber machen ließ und mir zuſicherte, daß es noch am nämlichen Tage mit mehreren Depeſchen durch einen Courier nach Verſailles abgeſendet werden wird.

Ich darf es nun wohl ſagen, daß dieſes theuer erkaufte Papier zwar, wegen der künſtlichen Nachahmung eines idealiſchen Originals, ein diplomatiſches Meiſterſtück genannt zu werden ver-

diente. Es war aber doch, wie ich wenigſtens aus den ihm widerſprechenden Folgen ſchließe, nichts als ein untergeſchobenes Werk, woran die, denen es zugeſchrieben wurde, wohl nicht gedacht hatten. Ich hielt mich nun noch einige Zeit in Berlin auf und genoß meine Freunde, die von alledem nichts wußten. Von Berlin ging ich nach Potsdam, wo ich Briefe aus Verſailles fand, die mir berichteten, daß das Papier richtig angelangt ſei und die mir die Erlaubniß ertheilten, mich noch einige Monate im heiligen römiſchen Reiche aufzuhalten, wovon ich den beſten Gebrauch machte.

Während ſeines Aufenthaltes in Berlin hatte Bretſchneider außer der perſönlichen Bekanntſchaft mit Nicolai auch mit Eberhard*) und Mendelsſohn Bekanntſchaft gemacht. Auch mit Ramler brachte ihn der Berliner Aufenthalt in Briefwechſel. Leſſing, den er in Berlin wiedergeſehen, hatte er ſchon früher gekannt. Unter Allen aber war es Nicolai, dem ſich Bretſchneider's ganze Sympathie und Neigung zugewendet hatte und woraus die außerordentliche Freundſchaft entſtand, welche Beide bis zum Tode Bretſchneider's vereinte.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Abermalige Reiſe nach Verſailles. — Eine Tour durch den größten Theil des deutſchen Reiches. — Urſachen dieſer Reiſe. — Brief von Nürnberg an Nicolai. — Ein lockendes Heirathsgeſchäft.

Bei Beginn des Frühjahres 1773 reiſte Bretſchneider wieder nach Verſailles und wurde für ſein Benehmen in Berlin

*) Joh. Auguſt Eberhard, geboren am 31. Auguſt 1739 zu Halberſtadt, Prediger in Berlin, ſpäter in Charlottenburg, ward 1778 Profeſſor der Philoſophie zu Halle und Geheimrath. Er ſtarb 1809. Er ſchrieb viele Werke, unter denen die 1772 erſchienene „Neue Apologie des Sokrates“ Aufſehen erregte.

belobt und gepriesen, denn die bewußte Urkunde galt für ein Stück der größten Wichtigkeit und Bretschneider würde sich schlecht empfohlen haben, wenn er nur den geringsten Zweifel dagegen geäußert hätte.

Indessen hatte die deutsche Chiffre-Correspondenz, die ihn vorher beschäftigt hatte, ganz aufgehört: er bekam wenig mehr mit der Feder zu thun und mußte eine Tour durch den größten Theil des Deutschen Reiches machen.

Am 20. April 1773 finden wir ihn in Nürnberg, von wo er an demselben Tage an Nicolai schrieb:

„Ich wünsche, daß Ihre Seele, in der kurzen Zeit, da ich das Glück gehabt, um Sie zu sein, die nämliche Sympathie empfunden hätte, wie ich. Nie habe ich noch einen Menschen gefunden, welcher der Idee, die ich mir von einem Freunde für mich gemacht hatte, so vollkommen gleich war, als Sie. Hätte mein Schicksal nur gewollt, daß ich länger in Berlin geblieben wäre, hätte ich mir Ihre Freundschaft erworben."

Ueber die Ursache dieser Reise durch das Deutsche Reich erzählt Bretschneider:

Im siebenjährigen Kriege hatten die französischen Truppen in den Ländern, welche österreichisch gesinnt waren und als Freunde behandelt werden mußten, viel Proviant, Fourage, Brod und mehrere Bedürfnisse gegen Quittungen empfangen, welche der König nach beendigtem Kriege wieder einzulösen und mit baarem Gelde zu vergüten versprochen hatte. Diese Quittungen betrugen Millionen Livres. Der Krieg war lange zu Ende, bezahlt war jedoch noch nichts und wenig Hoffnung, daß je etwas bezahlt werden würde.

Ich bekam ein Verzeichniß von allen diesen Forderungen und mußte herumreisen, um in der Stille zu forschen, was für Hoffnungen sich die Inhaber dieser Quittungen auch machten, mit wie viel sie sich im Falle eines Vergleiches begnügen möchten? Welcher Minister, Rath oder Beamte bei jeder Partei wahrscheinlich dieses Geschäft zu verhandeln haben würde, wenn es in Anregung kommen sollte? Und welches wohl der kürzeste Weg sein möchte,

dieſe Quittungen ohne viel Aufſehens zu liquidieren und mit möglichſtem Vortheile einzulöſen? —

Der Bericht, den ich gegen Ende dieſes Jahres erſtattete, zeigte, daß dieſe Quittungen, auf deren Vergütung ſchon die Meiſten Verzicht geleiſtet hatten, im Durchſchnitte der Livre für fünf Sous könnten erhandelt werden; und daß der beſte und kürzeſte Weg ſei, einem Privatmanne die Einlöſung zu übertragen, der ſich anſtellen müſſe, als wenn er aus eigener Spekulation ſein Geld auf ungewiſſe Ausſichten wagen wolle. — Hierzu bot ich mich an, wenn man mir das nöthige Geld anweiſen und eine beſtimmte Vorſchrift geben würde, damit ich wiſſen könnte, welche Vorſicht bei der Liquidation zur Sicherheit des Hofes zu beobachten ſei und was für eine Ceſſion oder Verzichtleiſtung noch außer der Zurückgabe der Quittung beigebracht werden müſſe?

In dieſem Geſchäfte wurde vieles mündlich und ſchriftlich verhandelt und nachdem alles zu Beobachtende genau beſtimmt und über einzelne Fälle, die bei der Liquidation vorkommen könnten, entſchieden war, wurde mir das Werk übertragen und mir für meine Bemühung für jeden Livre, den ich für 5 Sous einhandeln würde, 2 Sous für mich zugeſtanden, ſo daß ich durchgehends den Livre für 7 Sous verrechnen konnte. Das war eine treffliche Ausſicht, reich zu werden.

Wer mehr hat als er braucht, iſt nach meiner Meinung reich, und ſoviel hätte ich gewiß bei dieſem Geſchäfte erworben. Es wurden mir nun auch über den Zweck dieſer Unternehmung die Augen geöffnet. Madame Dubarry war es, welche dieſe Quittungen einhandeln ließ. Bei mir machte dies keinen Unterſchied, denn es war mir ſehr gleichgültig, ob ich meine zwei Sous vom Livre aus einer ſchönen oder häßlichen Hand empfing.

Alles war ſchon beſorgt und eingeleitet, ſo daß mir nichts zu thun übrig blieb, als Gelder zu erheben, ſie gegen Papier umzuwechſeln und dieſe einzuſchicken. Zu den Geldremeſſen war ein Bankier in Straßburg, wo mir recht iſt, Frank beſtimmt, und ich wurde mit einem kleinen Vorſchuß zu den Reiſekoſten voraus nach Deutſchland geſchickt und ſollte da Vorbereitungen treffen,

weil die Anſchaffung der Gelder, ich weiß nicht warum? erſt nach Oſtern 1774 erfolgen konnte.

Die Vorbereitungen fand ich ſehr überflüſſig, denn es kam hier nur blos auf das baare Geld an und ſo ſchien es mir zweckwidrig, als ein Privat-Spekulant Unterhandlungen anzufangen, ehe ich ſie realiſieren konnte.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Ulingen und dann in Frankfurt. — Der Chef des Bankhauſes Bethmann. — Zuſammentreffen mit dem Grafen Rantzau. — Briefe an Nicolai. — Getäuſchte Hoffnungen hinſichtlich des Geldgeſchäftes in Frankreich. — Reiſe nach Wien 1774.

Im Monate Auguſt 1773 befand ſich Bretſchneider wieder bei ſeiner Familie in Ulingen, von wo er am 18. desſelben Monats an Nicolai ſchrieb:

„Das Leben des Grafen von Zinzendorf, von Spangenberg, verdient einen Recenſenten, der den Grafen gekannt hat. Er war in der That ein Genie, ein außerordentlicher Mann, der in einem jeden Fache, wohin ihn ſeine Erziehung geleitet hätte, ein großer Mann geworden ſein würde, da er ſogar die Kunſt verſtand, ſich unter der Sphäre ſeines Standes einen Namen zu machen. Allein Spangenberg iſt mehr Panegiriſt als Biograph und verſchweigt des Grafen Fehler."

Von Ulingen überſiedelte Bretſchneider im Herbſte des Jahres 1773 nach Frankfurt a. M., wo er den Winter 1773 auf 1774 bei ſeiner Familie blieb, die in das Geldgeſchäft in Frankreich einſchlagende Correſpondenz unterhielt und wie er ſagt „aus langer Weile" einen Roman*) ſchrieb.

*) Wahrſcheinlich den Roman „Junker Ferdinand von Thon," wovon der erſte Band im Jahre 1775 und der zweite im Jahre 1776 erſchienen iſt.

In Frankfurt genoß er die Freundſchaft des damaligen Chefs des berühmten Bankhauſes Bethmann und berichtet aus jener Zeit Nachfolgendes:

Der ältere Herr Bethmann, Vater des gegenwärtig das Haus dirigierenden Herrn Moriz Bethmann, war ein rechtſchaffener Mann, ſeinem Geſchäfte gewachſen, dachte edel und gut. Unter den Kameraden ſeiner Jugend hatte er einen Spitznamen, ſie nannten ihn: „Herr Gevatter“, und dies bezog ſich auf folgende Begebenheit: Einſt war eine Geſellſchaft junger Leute in Oberrothe beinahe eine ganze Nacht hindurch luſtig geweſen, und der größte Theil hatte der Venus geopfert, nur der einzige Bethmann blieb rein und erklärte, als ihn die Andern faſt mit Gewalt zwingen wollten, zu thun wie ſie: Er wolle ihrer aller Gevatter ſein. Damit lud er ſich zwar nur wenig Laſt auf; denn die Schwangerſchaften ſind ſehr ſelten in dergleichen Häuſern, den Namen „Gevatter“ behielt er aber. Nun, dieſer guter Mann war mein Freund. Meine Umſtände waren damals nicht die beſten, ich war außer Dienſten, genoß alſo keinen fixen Gehalt. Bethmann aber fand mancherlei Mittel, mir etwas zuzuwenden, verwendete mich zu verſchiedenen Commiſſionen und entzog ſich, trotzdem er reich war, keineswegs des Umgangs mit mir, der ich arm war.

Es mag im Herbſte 1773 geweſen ſein, da er eines Tages um 4 Uhr Nachmittags mich bitten ließ, ohne Verzug zu ihm zu kommen. Er führte mich bei Seite und meldete mir Folgendes:

Es trifft uns ein ſeltener Vorfall. Es kommt ein Fremder mit zwei Poſtpferden, ſteigt an unſerem Hauſe ab, läßt ſeinen Mantelſack hereintragen, ohne uns zu begrüßen, beſtellt in einer Stunde zwei Poſtpferde, die ihn weiter bringen ſollen und fragt alsdann nach unſerem Comptoir. Hier zeigte er einen Wechſel von 24.000 Gulden Banko auf Sicht zu zahlen, ohne weiteres Aviſo. Der Wechſel iſt von einem Hauſe in Hamburg und hat nicht das geringſte Verdächtige. Inzwiſchen hat das Benehmen des Herrn Juel — ſo wird der Fremde genannt — ſo viel Sonderbares und die Summe iſt ſo groß, daß wir gern die Poſt erſt abwarten

mochten, ehe wir zahlen und dieſe kommt nicht vor 9 Uhr abends. Jetzt bitten wir Sie, den Fremden ein wenig zu unterhalten.

Ich trat ins Zimmer und kaum, daß er mir auf meinen Gruß dankte. Er war ein kleiner Mann, deſſen Phyſiognomie und unruhiges Betragen ich zum Muſter eines Kains wählen würde, wenn ich ſchildern wollte. Ich führte mich bei dem Manne als ein Freund vom Hauſe ein und erbot mich, ihm die Zeit zu vertreiben. Davon wollte er nichts wiſſen, begehrte ſein Geld augenblicklich laut Anweiſung und ließ ſich auf meine Geſpräche gar nicht ein. Es wurde Wein, Obſt und dergleichen gebracht. Der Fremde rührte nichts an und, da er endlich grob wurde, bahnte er ſich damit den Weg, um ſo geſchwinder zu erfahren, woran er war? „Ja," ſagte ich ihm, „wenn es ſo iſt, ſo muß ich mich deutlicher ausdrücken. Sie werden Ihr Geld bekommen, wenn mit der Poſt heute abends um 9 Uhr ein Aviſobrief von Hamburg anlangen wird. So lange müſſen Sie warten, oder, da Sie ſo ſehr preſſieren, ohne Geld abfahren." Kurz, nachdem ich ihn von der Beſchaffenheit der Angelegenheit unterrichtet hatte und er nun wohl einſah, daß kein anderes Mittel vorhanden war, ſo wurde er etwas gelaſſener und wir wurden einig, in den Zimmern des Herrn Bethmann miteinander zu ſoupieren. Die Poſtpferde wurden auf halb zehn beſtellt und alles ging gut.

Ob nun gleich der Fremde durchaus nur Unruhe ſpüren ließ und alle Augenblicke an die Fenſter lief, um zu ſehen, ob ihn Niemand verfolge, ſo brachte ich ihn doch ſo weit, daß wir während der Zubereitung unſeres Nachteſſens ein wenig am Main wollten ſpazieren gehen. Aber welch' ein ſeltſames Verhängniß! Es war damals vielleicht in ganz Frankfurt nur ein einziger Mann, der den Fremden kannte — und der mußte uns begegnen! Ein hübſcher junger Mann in einem ſchwarzen Rock hatte nicht ſobald den Patron erkannt, als er auf ihn zulief und mit knechtiſcher Submiſſion ausrief: „Wie, habe ich die Gnade, meinen großen Gönner und Patron, den Herrn Grafen Rantzau Excellenz hier zu ſehen!" Dagegen proteſtierte der Andere, er ſei es nicht. Der junge Mann hieß Paradies, war zur Zeit Sprachmeiſter in

Frankfurt und hatte eine Penſionsanſtalt. Er führte Seine Excellenz auf Specialien, wie er unter ihm Pagenhofmeiſter in Kopenhagen geweſen und noch viel anderes mehr.

Das war alſo der berüchtigte Graf Rantzau, der ſeine Rolle bei den Händeln der Königin von Dänemark gegen Struenſee und Brand geſpielt hatte! Um 9 Uhr kamen die erwarteten Briefe und um 10 Uhr hatte er ſein Geld und zog ab. Kein Menſch hat erfahren, wo er hingekommen iſt.

Am 19. December 1773 ſchrieb Bretſchneider aus Frankfurt an Nicolai:

„Ihr Brief hat mich in große Verlegenheit geſetzt. Man hält mich in Berlin für den Verfaſſer des „Sebaldus Nothanker“,*) und alle Rechtgläubigen halten dieſes Buch für ein ketzeriſches, freigeiſtiſches oder gar ſocinianiſches Werk. Ein hieſiger Geiſtlicher ſagt: Dergleichen Bücher wären die wahren Vorboten des Antichriſts und wir hätten nunmehr die Ankunft dieſes ſeinen Herrn alle Tage zu fürchten. Soll ich dazu ſtille ſchweigen, wenn man mich für einen Johannes des Antichriſts hält? — Nein! Ich werde zu unſerer beiderſeitigen Rechtfertigung eine lange Widerlegung in die Zeitungen rücken laſſen und Niemand wird übler dabei fahren, als Ihr homo emunctae naris,**) der nun nicht weiß, was ich in Berlin gemacht habe. Denn unter uns geſagt, ſein Nachſchicken auf Tritten und Schritten war etwas, das er ſich in einem Anfalle von Seelenſchlafe vorgenommen haben mag; da er eben aufwachte, war ich ſchon fort.

Warum muß mir doch Ihr Witz immer Verdruß zuziehen? In Berlin hält man mich für den Verfaſſer des Sebaldus und

---

*) Leben und Meinungen des H. Magiſters Sebaldus Nothanker. Berlin 1773. 3 Thle. Ein ſatyriſcher Roman von Chriſtoph Friedrich Nicolai. Ein leſenswerthes Werk, welches in das innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft und im Geiſte der Aufklärung geſchrieben iſt. Es erlebte mehrere Auflagen, deren letzte im Jahre 1814 erſchienen iſt.

**) Feiner Beobachter.

hier hat mir Ihre Deviſe: „Fr. Nicolai et amicorum“ *) Händel verurſacht. Ein Weinhändler, namens Elz, der ein alter Mann iſt und eine ſchöne, junge Frau hat, die die Lectüre liebt, beſitzt einen anſehnlichen Büchervorrath und will ſich gern eine Deviſe in Kupfer ſtechen, um ſie in ſeine Bücher zu kleben. Ich erzählte ihm einmal bei einer Gelegenheit, daß mir die Ihrige gefallen und der gute Mann läßt, um ſeiner Frau ein Vergnügen zu machen, ihr Portrait als eine ſitzende Minerva in Kupfer ſtechen und dieſe Worte darunter ſetzen: „Elzii et amicorum“. Nun will kein Menſch dieſen Spruch auf die Bücher anwenden, ſondern auf die Frau und Jedermann beſchuldigt mich einer Bosheit, die mir gar nicht ähnlich ſieht.

Wenn die Recenſion über Leſſing's zweiten Band zur Literatur noch nicht gedruckt iſt, ſo kann ich Ihnen einen kleinen Beitrag zu dem Artikel von Marco Polo's Reiſen ſchicken; etwas, das Herrn Leſſing ganz unbekannt ſein muß und vielleicht vieles Licht gibt, nämlich, daß gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt dieſes Buch herausgekommen iſt, das ſich hier in einer Privatbibliothek befindet.“ **)

Sollten Sie einmal wieder in eine Geſellſchaft kommen, wo man gerne wiſſen möchte, wer ich bin, oder was ich in Berlin gemacht habe und Sie finden Jemand dabei, der Geheimniſſe zu bewahren weiß, ſo raunen Sie ihm in's Ohr: Eine meiner wichtigſten Beſchäftigungen in Berlin ſei geweſen, Ihre Freundſchaft zu ſuchen.“

Am 24. April 1774 ſchrieb Bretſchneider aus Frankfurt an Nicolai: „Ich habe jetzt unmöglich Zeit und Gelegenheit, meine Anmerkungen zum Marco Polo aufzuſetzen; ſo

---

* Dieſe Deviſe ſteht auf einer in Kupfer geſtochenen Vignette, die jedem Buche der Nicolai'ſchen Bibliothek vorgeklebt iſt.

** Nicolai ſchrieb den 1. Februar 1774 aus Berlin an Leſſing: „Es ſchreibt mir Jemand aus Frankfurt a. M., daß gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunſt eine deutſche Ueberſetzung von Marco Polo's Reiſen herausgekommen ſei, welche Ihren Abhandlungen viel Licht geben könnte. Vielleicht erhalte ich eine Nachricht davon für die A. D. B.“ Siehe Leſſing's ſämmtliche Schriften. Supplementband. Berlin 1846. Seite 497.

können Sie aber auf mein Wort nachſchreiben, daß eine deutſche Ueberſetzung aus dem 15. Jahrhundert exiſtiert, die nach der Wolfenbüttel'ſchen Handſchrift iſt."

Im Mai 1774 hatte Bretſchneider bereits alle Anſtalten getroffen, nach Straßburg zu reiſen, um dort die Gelder zu beheben, als der Tod des Königs von Frankreich eintrat, das ganze Project zu Waſſer wurde und Bretſchneider ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, worüber er am Schluſſe ſeiner Reiſebeſchreibung nach London und Paris Nachſtehendes erzählt: Unterdeſſen rückte die Zeit meiner Wirkſamkeit heran. Das Project blieb in ſeiner Kraft und ich machte mich mit Anfang des Mai fertig, auf den erſten Wink nach Straßburg zu reiſen und Gelder zu erheben. Es kam ein Wink, es kamen mehrere und alle winkten mir zurückzubleiben, nicht mehr davon zu ſchreiben und nie davon zu ſprechen, daß ich in dieſem oder einem andern Geſchäfte gebraucht worden ſei. Denn Ludwig der Vielgeliebte, dieſes Stammes der fünfzehnte glorwürdigen Angedenkens, war verſchieden *) und brachte mich nach allem Uebel, das er lebend angeſtellt haben ſoll, auch noch durch ſeinen Tod um meine zwei Sous vom Livre. Ich ſchrieb noch einigemale, bekam aber niemals Antwort; endlich wendete ich mich an einen Mann, der dem Duc d'Aiguillon Alles zu verdanken und mir oft zugeſchworen hatte, daß er Leib und Leben für ihn laſſen könnte, und ſchloß an ihn einen Brief für den Herzog bei. Dieſen Brief bekam ich uneröffnet zurück, unter einem Umſchlage, in dem geſchrieben ſtand: „Non utitur Aculeo, Rax cui paremus."

Das war ein harter Schlag für Bretſchneider und da er nun ohne alle Subſiſtenzmittel war, ſo mußte er trachten, irgendwo eine Anſtellung zu erhalten. Noch im nämlichen Jahre, als der preußiſche Miniſter am oberrheiniſchen Kreiſe, der zugleich Reſident in Frankfurt war, ſchwer krank lag, wünſchte Bretſchneider, im Falle Jener ſterben ſollte, deſſen Stelle zu erhalten und ſchrieb an Nicolai, daß er dann nach Berlin kommen und

*) 10. Mai 1774.

ſich darum bewerben würde. Der Miniſter ward aber von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Bretſchneider beſchloß daher, ſtatt nach Berlin nach Wien zu reiſen und ſchrieb darüber am 23. Juli 1774 an Nicolai:

„Weil nach des Schickſals harten Schluß
Der ew'ge Jud Absverus
Ich immer ſein und bleiben muß,
So darf ich nicht nach Berlin,
Wo Unglaub' bringet viel Gewinn,
Sondern ich zieh' in das chriſtlich Wien."

Bretſchneider fuhr daher gegen Ende des Monats Juli 1774 auf der Donau nach Wien, mit der Abſicht, ſich dort als Agent deutſcher Reichsfürſten niederzulaſſen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Wien vom Auguſt 1774 bis Februar 1775. — Eine ſeltſame Geſchichte und ihre Erklärung. — Nachrichten aus Wien in Briefen an Nicolai über Riedel, Trattner, Gluck, Sonnenfels und Leibiger. — Maria Thereſia am Neujahrstage 1775. — Die gezwungene Kniebeugung. — Rückkehr nach Ulmen.

Bretſchneider war anfangs Auguſt 1774 in Wien angekommen. Er hatte ſeine Familie, welche damals aus vier Kindern beſtand, in Ulmen zurückgelaſſen, indem er es zu mißlich fand, gleich mit Frau und Kindern nach Wien zu überſiedeln, da er den Umſtand in Erwägung zog, daß bei dem Geſchäfte, welches er in Wien übernehmen wollte, viel auf zufälligen Einnahmen beruhen würde, welche bei aller Wahrſcheinlichkeit doch ausbleiben könnten. Er war deshalb allein nach Wien gekommen und beſchloß, erſt dann, wenn es gut ginge, ſeine Familie nachkommen zu laſſen.

Nachfolgende Erzählungen und Briefe Bretſchneider's an Nicolai geben uns Nachrichten über ſeinen Aufenthalt in Wien. Wir laſſen zuerſt Bretſchneider ſelbſt über eine räthſelhafte Begebenheit ſprechen, deren Auflöſung er bei ſeinem damaligen Aufenthalte in Wien erfuhr:

Als ich in meiner Jugend im Cadetenhauſe zu Dresden war, wurde mir etwas erzählt, was ich damals als Kind für ein Märchen erklärte. Ein gewiſſer Seltmann aus der Kriegskanzlei machte ſich ein Geſchäft daraus, meinen Unglauben zu beſtreiten und, um mich zu überzeugen, wies er mir Original-Protokolle, die die Geſchichte durch die abgehaltenen Verhöre beſtätigten. Zwei Grenadiere ſtanden nach Mitternacht vor dem Hauſe des Grafen Rutowski.*) Zu ihnen geſellte ſich bei hellem Mondſcheine ein Mann, der ſich beklagte, daß ſein Quartier verſchloſſen und Niemand herauszupochen ſei. Weiterhin brachte er eine Flaſche Aquavit zum Vorſchein, ließ die Schildwachen daran theilnehmen und fing endlich an, ſeine Abſicht vorzutragen und darüber zu negotiiren. Er zeigte einen Pflaſterſtein auf der Gaſſe, zwar noch auf dem Bezirke der Schildwachen, aber doch mehr entfernt von dem Mittelpunkte und gedeckt von der Ecke des Hauſes. Dieſen Stein, gab er vor, zu einem chemiſchen Experimente nöthig zu haben und bot jeder von den Schildwachen einen Louisd'or, wenn ſie ihm behilflich ſein und den Stein mit ihren Bajonetten herausgraben wollten. Man hielt ihn für einen Narren, nahm das Geld und er erlangte, was er wollte. Die zwei Louisd'ors hatte er mit Silber bezahlt. Bei der Theilung wurden die Grenadiere uneinig und zankten ſich in der Wachſtube. Die ganze Geſchichte kam heraus, wurde durch den wachhabenden Officier weiter bis zum Gouvernement gemeldet und machte großes Aufſehen. Die Grenadiere wurden ſogleich verhaftet u. ſ. w. Man glaubte damals, der Steindieb ſei ein verkleideter Italiener, der einen unſchätzbaren Brillanten hinweggeführt. Er ward in allen Häuſern geſucht, die Beſchreibung ſeiner Perſon mit Steckbriefen im ganzen Lande herumgeſchickt und ich zweifle nicht, daß die Großmütter in Dresden noch immer dieſe Geſchichte ihren Enkeln mit Wundergeſchrei erzählen; denn die Sage geht überhaupt in Sachſen, daß die wälſchen Mineralkrämer ſich als Mausfallen- und Hechelkrämer

*) Graf F. A. Rutowski, geb. 1702, ſtarb 1764 als ſächſiſcher General-Feldmarſchall.

verkleiden, blos um die feinen Gold- und Silberſtufen, die im Erzgebirge und am Fichtelberge zu Tage liegen, unentdeckt hinwegzufiſchen.

Wer ſollte glauben, daß mir der Zufall zweiundzwanzig Jahre nach der Zeit, als ich dieſe Geſchichte gehört hatte, den vollkommenen Aufſchluß darüber zuführen würde?

Ich war im Jahre 1774 in Wien, beredete mich mit einem guten Freunde, der bei einer Geſandtſchaft angeſtellt war, an einem gewiſſen Tage in einem Garten zuſammenzukommen. Ich kam eher als der Andere, der durch die Ankunft einer Eſtaffette aufgehalten wurde, trank in einer Laube ein Glas Wein und wartete bis zur Dämmerung auf meinen Freund. Eine Geſellſchaft freundlicher, luſtiger Menſchen pflanzte ſich inzwiſchen in die nämliche Laube und beſetzte den Tiſch, an dem ich ſaß, mit allerlei Speiſen, die ganz lieblich anzuſchauen waren. Beſonders befand ſich eine kalte Rebhühnerpaſtete dabei, die ich ſehr ungern unberührt würde verlaſſen haben. Es waren aber Weiber in der Geſellſchaft, mit denen ich gar bald bekannt wurde. Ich wurde eingeladen mitzuſpeiſen und fand, daß ich lauter Hausofficiere großer Häuſer in Wien um mich ſah, z. B. von Lobkowitz, Schwarzenberg u. ſ. w. Die Herren Haushofmeiſter zierten die Tafel, ein Jeder mit der Schüſſel, die er mitbrachte, und ich kann den Herren das Zeugniß geben, daß Keiner übel gewählt hatte. Unter dieſen Leuten war ein alter Mann, der aus meiner Sprache mein Vaterland errieth und mir ſagte, daß er auch in ſeinen jüngeren Jahren mit einem Herrn als Kammerdiener in Dresden geweſen ſei. Unter manchen andern Anekdoten ſeiner Zeit, erzählte er mir auch, daß ſich ſein Herr damals in eine junge Gräfin verliebt habe, die von einem alten mürriſchen Ehemann ſehr ſcharf bewacht worden ſei. Die Verliebten wären ganz einig geweſen, aber die Gelegenheit zu einem tête à tête war faſt unmöglich. Zwar ſei ein Fenſter im Hauſe der Gräfin durch die Kammerjungfer ganz bequem zum Einſteigen bereitet geweſen, aber die Schildwachen des Grafen Rutowski ganz in der nahen Nachbarſchaft, die dieſes Fenſter vor Augen hatten, hätten auch dieſen Weg vereitelt. Endlich habe

ſein Herr, ein ſchlauer Savoyarde, ein gutes Mittel ausgeſonnen. Er, als Kammerdiener, habe ſich verkleiden, in der Nacht zu den Schildwachen ſchleichen und ſie durch den Kniff mit dem Stein ganz von der Seite ablenken müſſen, wo der damalige Herr des Mannes ſo geſchwind durch das Fenſter geſchlüpft ſei, daß die Grenadiere, die ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den Stein gerichtet hatten, nichts davon gewahr werden konnten. Sein Herr ſei zwei Tage verborgen in dem Hauſe geblieben und erſt am Dritten, als Weib verkleidet, durch die Kammerfrau herausgeführt worden.

Am 22. October 1774 ſchreibt Bretſchneider aus Wien an Nicolai: „Riedel*) iſt hier bürgerlich todt. Niemand hält etwas auf ihn. Ich beſuchte ihn einmal, da wollte er witzig ſein und wenn Ihr Name genannt wurde, ſo nannte er Sie allemal ſehr ſpaßhaft: „Nicol liſt.“ Ich war aber nicht aufgelegt zum Scherz und ſagte ihm rund heraus, daß ich das Glück hätte, Ihr Freund zu ſein und mir alle ſchaalen Anſpielungen verbäte. Das fuhr ihm in die Kamaſchen (ein terminus technicus der Kavallerie), ſo daß unſere Unterhaltung ſich ſehr kalt beſchloß. Der Ritter Gluck iſt wieder hier und bekömmt ins künftige 3000 fl. Penſion vom Kaiſer, damit er die Vorſchläge, die ihm in Frankreich gemacht worden ſind, nicht annehmen möge.“

Am 23. October. „Es wäre zu weitläufig, Ihnen die Gründe zu erzählen, auf die Trattner ſeine Prätenſion fußt, daß Sonnenfels ihm ſeine Werke, die die Kammeral- und Finanzwiſſenſchaften betreffen, unentgeltlich in Verlag geben ſolle. So widerſinnig es Ihnen ſcheinen mag, dünkt mich doch, hatte Trattner nicht ganz Unrecht.**) Dieſen edlen Herrn, der jetzt eines der prächtigſten und größten Gebäude in der Reſidenz, favore

---

*) Friedrich Juſt Riedel, geboren 1742 in Wieſelbach bei Erfurt, war zuerſt Profeſſor der Philoſophie, ging dann als kaiſerlicher Rath und Lehrer der Kunſtakademie nach Wien. Durch ſein ungeregeltes Leben verlor er jedoch ſeine Stellung, wurde dann Vorleſer beim Fürſten Kaunitz und ſtarb 1785 im Wahnſinn.

**) Er verlor aber den darüber entſtandenen Proceß.

et labore, beſetzt hat und deſſen Druckerei, Papiermühle, Kupferſtecher, Schriftgießer und Buchbinderei wirklich mehr Adel verräth, als ſein Nachdrucken, kenne ich nunmehr ſehr genau und habe verſchiedene Male das Vergnügen gehabt, ſeinen großen Entwurf anzuhören, kraft deſſen er es dahin zu bringen gedenkt, daß der Buchhandel in Deutſchland, wie in andern europäiſchen Ländern, durch die Feder und nicht mehr mit Beziehung der Leipziger Meſſen betrieben werden ſoll. Wehe dir, Berlin! Die du ſchöner biſt, als alle deine Schweſtern und dir, Leipzig, die du groß biſt durch das Gewerbe der Kaufleute und Krämer! Held Trattner wird dich demüthigen und beſonders deinen Einwohnern, die mit gedruckten Papieren handeln, ſeine Macht zeigen! Verſuchen Sie, ob Sie dieſen Blitzſtrahl abwenden können; vielleicht durch Elektriſieren. Der vierte Theil von Klopſtock's Meſſiade war ſchon unter der Preſſe, als die Cenſur Trattnern den Streich ſpielte und ſo viel ausſtrich, daß er oleum und operam bei den erſten drei Theilen verlieren wird. Klopſtock's „Gelehrten-Republik" druckt die von Ghelen'ſche Handlung nach."

Obwohl Bretſchneider einige Male Audienz bei der Kaiſerin Maria Thereſia gehabt und er auch den Staatsrath Freiherrn von Gebler zum Freunde hatte, ſo hatte ſich doch die Erledigung ſeiner Angelegenheit ſo lange hinausgezogen, daß darüber das Jahr 1775 angebrochen war und er noch immer in Wien verweilte. Am Neujahrstage 1775 begab er ſich in die kaiſerliche Burg, um den Kaiſer und die Kaiſerin zu ſehen und berichtet darüber:

„Am Neujahrstage 1775 habe ich etwas bemerkt, welches beweiſt, das Maria Thereſia bei Vernachläſſigung des Reſpectes, den ſie forderte, keinen Spaß verſtand. Jedermann weiß, daß ſich am Neujahrstage die Monarchen öffentlich zeigen und es iſt einem Jeden, der ein hochzeitliches Kleid anhat, erlaubt, ihnen die Hände zu küſſen. Damals waren Maria Thereſia und Joſef zu dem Ende da. Die Menſchen paſſierten Einer nach dem Andern à la ronde vor dem allerhöchſten Paare vorbei,

machten ihre Reverenz mit gebogenem Knie und küßten Beiden nach einander die Hände. Ein junger, anſehnlicher Menſch unter dieſer Zahl ließ ſich aus Angſt, Tölpelſinn oder Unwiſſenheit beigehen, mit ſteifen Knien nach der Hand zu ſchnappen und da ſah ich mit dieſen meinen Augen, daß die fromme Maria Thereſia, mit einem Geſichte voll Unwillen, ihre linke Hand auf des jungen Menſchen Achſel legte und ihn herunter drückte, daß er nolens volens ſeine Genuflexion (Kniebeugung) machen mußte. Sie hatte eine ſchöne runde Hand, die ich gerne küßte, wenn ich Audienz bei ihr hatte."

Am 2. Februar 1775 ſchreibt Bretſchneider aus Wien an Nicolai: „Das Porträt der Frau von Laroche werden Sie auch bekommen: ſie läßt ſich jetzt malen. Ihr Gemahl, dem ich die Stelle, die ihn angeht, in Ihrem Briefe leſen ließ, war ungemein vergnügt darüber und bat mich, Ihnen ſeine Empfehlung zu überſchreiben. Aus der Fortſetzung der „Briefe über das Mönchsweſen" kann darum nichts werden, weil Herr von Laroche*) dermalen in eines geiſtlichen Fürſten Dienſten ſteht und ſich großem Verdruße ausſetzen würde, wenn er eine Materie fortſetzen würde, von der er als Privatmann, der in einem lutheriſchen Lande lebte, vor einigen Jahren deutlicher reden durfte."

Ferner aus Ulmgen: Gluck, ein Mann, der für ſein Talent nicht Anbeter genug haben kann, thut Riedeln inſoferne Gutes, daß er ihm Logis, wenn er in Wien iſt und zu eſſen gibt. Dafür hat Riedel einige nichts bedeutende Pamphlete von Gluck's Muſik überſetzt und mit einer Vorrede geziert, die ein Muſter von Kriecherei, Prahlerei und Unwiſſenheit in der Muſik iſt. Er verachtet alle Deutſche, die jemals Muſik geſetzt haben und hebt Gluck weit über ſie hinaus. Von der Penſion, die der Kaiſer Gluck gibt, ſagte er: „Der deutſche Cäſar ſiegte." Riedel ſchreibt noch ein Buch, das den Titel haben ſoll: „Wider den geſunden Menſchenverſtand." Noch ein Wort im Vertrauen von Wien. Ich habe dort den Abt Felbiger**) kennen gelernt, aber weder ich, noch Leute von

*) Laroche war damals kurtrieriſcher Kanzler.

**) General-Director des öſterreichiſchen Schulweſens in Wien.

beſſeren Einſichten, als z. B. Laroche und Andere mehr, finden den Mann der Erwartung gemäß. Der Erfolg ſeiner Schulanſtalten weiſet es auch aus; es geht herzlich ſchlecht damit und ſelbſt ſeine Theorie iſt nicht gründlich. Ich glaube, Oeconomie mag des Mannes Fach ſein. Daß er von den ſchönen Wiſſenſchaften wenig weiß und die Alten nicht geleſen hat, habe ich aus eigener Erfahrung."

Nach mehr als ſechswöchentlichem Aufenthalte reiſte Bretſchneider im Februar 1775 von Wien wieder nach Uſingen zu ſeiner Familie zurück, ohne für jetzt ſeine Abſicht erreicht zu haben. Er hatte während ſeines Wiener Aufenthaltes vielfache Beobachtungen und Erfahrungen über Menſchen und dortige Vorgänge gemacht, welche er ſpäter in ſeinem Romane „Georg Waller's Leben" ſchilderte.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

In Uſingen. — Briefe an Nicolai 1775 und 1776. — Das Bänkelſängerlied über Werthers Selbſtmord. — Reiſe nach Koblenz. — Beſchäftigung im Bureau des Miniſters Hohenfeldt. — Frau von Laroche. — Günſtige Ausſichten. — Aenderung der Umſtände. — Abreiſe von Koblenz.

Bretſchneider beſchloß nun, in Uſingen bei ſeiner Familie zu bleiben und den Erfolg ſeiner Reiſe nach Wien daſelbſt abzuwarten. Am 10. März 1775 ſchrieb er an Nicolai: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die lächerliche Anekdote bekannt iſt, daß ein ehrlicher Biedermann in Wetzlar eine Berichtigung der Leiden Werthers herausgegeben hat, worin er ſagt: Er wiſſe wohl, wer mit dem Werther gemeint ſei; es wäre der junge Jeruſalem, das Factum aber unrichtig erzählt; hiermit berichtige er es. Er beruft ſich auf das Zeugniß der noch lebenden Lotte und proteſtiert beſonders dagegen, daß der Amtmann nicht mit zu der Leiche gegangen ſei. Ich habe den Bogen nicht zu ſehen bekommen können und der Herr Verfaſſer ſoll ihn, nachdem er eines Beſſeren belehrt worden iſt, ſelbſt wieder aufgekauft haben".

Am 13. Auguſt d. J.: „In Weilburg ſtarb vor einer Woche der Superintendent Cramer, ein redlicher, ſtiller, guter Mann. Seine Krankheit war eine Abnahme der Kräfte und eine Art von Schlafſucht. Vierzehn Tage hatte er ſchon kein Wort geredet und ſchlief oder ſaß in einem ſtarrſehenden Tiefſinne, wenn er erwachte. Endlich ſchlug er zwei Stunden vor ſeinem Tode die Augen auf und rief: „Stanzius iſt ein böſer Mann! ein böſer Mann!“ Er ſelbſt aber war kein Stanzius, ſondern ein Mann, der alle Dinge zum Beſten kehrte. Die Anekdote iſt wahr. Mehr hat er kein Wort geſagt und iſt verſchieden. Sehen Sie den Segen, den Ihre Schriften haben.“

Am 29. November 1775 an Denſelben: „Mit vielem Mißvergnügen erſehe ich aus Ihrem Briefe, daß Raspe*) etwas von meinen Schickſalen geſchwatzt hat. Kennte ich nicht dieſes Mannes redliches Herz, ſo würde ich über ihn zürnen. Wenn ich es möglich machen kann, ſo verberge ich meinen Freunden alles Schlimme meiner Umſtände, denn meine vielen ſeltſamen Begebenheiten haben einen Hang zum Mißtrauen in meiner Seele zurückgelaſſen, dem ich, ſelbſt der Ueberlegung zum Trotz, nicht widerſtehen kann. Ich glaube zum Beiſpiel, daß ich in den Augen des Mannes, der meine Noth weiß, eine verächtliche Figur mache, es möge aus Mitleiden oder einer andern Urſache ſein, und dies vermindert das Zutrauen und die Offenherzigkeit gegen meinen Freund. Ich ſehe in jeder Zeile, die von ihm kommt, Furcht vor meiner Perſon, weil ſie anderer Menſchen Hilfe nöthig hat; und dann kann ich ihm nicht anders als mit der äußerſten Behutſamkeit und Zurückhaltung antworten, um mir nicht ein Wort entwiſchen zu laſſen, das ſeinen Verdacht befeſtigen könnte. Ich glaube, daß Sie nicht mehr oder minder der Freund eines Menſchen ſind, er mag glücklich oder unglücklich ſein, wenn er Letzteres nur ohne ſeine Schuld iſt; allein, außer daß es wenig Menſchen gibt, die mit einem großen Verſtande zugleich ein ſo gutes Herz beſitzen und hiedurch fähig ſind, alles mit unparteiiſchen Augen anzuſehen, iſt auch meine Lage ſo, daß Sie nicht wiſſen können, ob ich unter allen Schickſalen Ihr Freund zu ſein

*) Buchhändler und Verleger in Nürnberg.

verdiene. Mein Räthſelhaftes und was mir einigen Werth in Ihren Augen geben könnte, kann ich Ihnen erſt dann aufſchließen, wenn wir einander einmal wiederſehen. Was Sie mir bei dieſer Gelegenheit von der Freundſchaft des Herrn von La Roche ſchreiben und von der Benützung ſeiner Freundſchaft erwähnen, nöthigt mich, Ihnen eine Eigenſchaft meines Charakters zu entdecken, welche darin beſteht, daß ich keines Menſchen Freundſchaft benütze, das iſt irgend einen Nutzen von ihm ziehe, ſobald ich nicht unmittelbar eine Gelegenheit vor mir ſehe, wo ich ihm wieder dienen kann. Nehmen Sie die einzige folgende Begebenheit aus meinem Leben (ich ſchwöre, daß ſie von Wort zu Wort wahr iſt) und beurtheilen Sie mein Gemüth darnach, ſo werden Sie gleich ſehen, was die Natur in der Gabe, für mich zu ſorgen, bei mir vernachläſſigt hat".

Hier erzählt Bretſchneider den Umſtand, daß er auf der Reiſe von Calais nach Paris gerade zu Mittag vor einem Kloſter ausruhte und, obgleich er ganz ohne Geld war, ſich dennoch nicht entſchließen konnte, nach dem Beiſpiele eines andern Reiſenden, der eine Geldbörſe bei ſich führte, ſich vom Kloſter umſonſt ſpeiſen zu laſſen. Dann fährt er fort: „Wollen Sie mir das Glück Ihrer Freundſchaft und Ihres Briefwechſels ferner gönnen, ſo laſſen Sie alles weg, was einen Bezug auf meine häuslichen Umſtände hat. Wenn ich glücklich bin, werde ich ſchon damit prahlen. Ich kenne mich in dem Falle".

Am 18. Januar 1776 ſchrieb Bretſchneider an Nicolai: „Ich habe mich verführen laſſen, die Leiden Werthers ſchlecht genug zu traveſtieren. Der preußiſche Legations-Secretär Ganz zu Wetzlar ſchickte mir zum Spaß einen Bänkelſänger hierher nach Ulmingen, der mich um eine Mordgeſchichte bitten mußte; ich ſetzte ihm das Ding auf, das er ganz gewiß in künftiger Meſſe zu Frankfurt öffentlich abſingen wird, denn der Mann weiß nichts von Göthe und Werther. Sobald es gedruckt iſt, will ich Ihnen einige Exemplare ſchicken. Jetzt begnüge ich mich damit, Anfang und Ende herzuſetzen:

„Hört zu, Ihr Junggeſellen!
Und Ihr, Jungfräulein zart!
Damit Ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieſer Welt
Den Heil'gen, wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Das ſeht Ihr an dem Mörder,
Der ſelbſt ſich hat entleibt;
Er hieß der junge Werther,
Wie Doctor Goethe ſchreibt.

So witzig, ſo verſtändig,
So zärtlich alt wie er,
Im Lieben ſo beſtändig,
War noch kein Secretair.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geſchwind,
Sein Mädchen, die hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Gleich einer treuen Mutter
Stand ſie Geſchwiſtern vor,
Und ſchmierte Brot mit Butter
Dem Fritz und Theodor;

Dem Lieschen und dem Kätchen —
So traf ſie Werther an,
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan. —

Das Ende iſt:

Es lag, und das war's Beſte,
Auf ſeinem Tiſch ein Buch.
Gelb war des Todten Weſte,
Und blau ſein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh' bis jenen Tag,
Begleitet' ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberſchlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch! Nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht."*)

Der Spaß gefällt mir bloß wegen des Absingens; der Sänger heißt Martin König von Niederweisel im Darmstädtischen." In demselben Schreiben fährt Bretschneider weiter fort: „Ihr Umgang und ihre Briefe verrathen dem Kenner, dergleichen ich mich Einer zu sein dünke, das edelste, beste, für einen Mann zur Freundschaft geschaffene Herz. Ich will Ihnen dagegen aus allen meinen Begebenheiten nie ein Geheimniß machen, sondern mein Herz soll Ihnen offen stehen, wenn der Fall vorkommt, wo Sie etwas von mir wissen wollen. Allein, Sie müssen auch mein Vertrauen und meine Offenherzigkeit als einen Ersatz aller meiner Fehler ansehen und mich um der letzteren willen nicht hassen; denn Sie können darauf rechnen, daß ich Ihnen weder meine Gedanken, noch die Triebfedern meiner Handlungen verbergen werde, weil gerade Sie der Mann sind, von dem ich glaube, daß er die meisten Dinge mit mir aus einerlei Gesichtspunkten betrachte, und weil ich es für eine Glückseligkeit halte, offenherzig reden zu können. Wäre es mir möglich gewesen, mich so lange in Berlin aufzuhalten, bis sich unsere beiderseitigen Neigungen wechselseitig entwickelt hätten, so würde ich Ihnen mit meiner Lebensgeschichte ein Vergnügen gemacht haben, denn sie ist seltsam. Es ist schon außerordentlich genug, wenn ein Mensch, von seinem fünfzehnten Jahre an sich selbst überlassen, sich durch die Welt schlägt, ohne Vermögen, oder eines der Hilfsmittel der Glücksritter, Spiel, Liebe und dergleichen zu seiner Unterstützung zu haben. Wenn ich Zeit haben werde, will ich Ihnen wenigstens von meiner englischen und französischen Reise etwas aufsetzen. Hätte ich nur Ausdruck und Sprache in meiner Gewalt wie Goethe, der Stoff ist gewiß so rührend als im Werther!" —

*) Dieses Bänkelsängerlied hat sich bis heute erhalten. Man findet das ganze, aus 31 Strophen bestehende Lied abgedruckt in: „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" 11. Auflage. Leipzig, Seite 172 bis 181.

Bretſchneider hatte den Entſchluß gefaßt, zur Betreibung ſeiner Angelegenheiten abermals nach Wien zu reiſen, denn er hoffte noch immer, ſich dort als Agent deutſcher Reichsfürſten etablieren zu können. Dieſes Project wurde aber von ihm, in Folge einer Reiſe, welche er im Monate März 1776 nach Koblenz gemacht hatte, wieder aufgegeben.

Am 16. März 1776 ſchrieb er von Koblenz an Nicolai: „Ich weiß gewiß, daß Ihnen gegenwärtiger Brief angenehm iſt, denn er gibt Ihnen die Verſicherung, daß Sie, ehe noch vier Wochen ins Land kommen, das Bildniß der Frau von Laroche haben ſollen. Ich bin nun ſchon ſeit einigen Tagen bei dieſer vortrefflichen Frau und kann Ihnen weder die Größe ihres Verſtandes, noch die Güte ihres Herzens, oder die Annehmlichkeit ihres Umganges genug rühmen. Sie iſt Ihre Freundin gewiß mehr als Sie denken können und ich muß meinem Verdienſte um Sie, mein Freund, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſie iſt es jetzt mehr als jemals, nachdem ſie Sie durch mich noch mehr als blos von der Autorſeite kennt."

Durch Herrn und Frau von Laroche, welche die freundſchaftlichſten Geſinnungen für Bretſchneider hegten, wurde Letzterer mit dem Miniſter von Hohenfeldt bekannt, unter dem er im Mai 1776 im Kabinete arbeitete. Zwar ward er noch nicht förmlich angeſtellt, aber doch ſo bezahlt, daß er leben konnte und die Ausſichten ſchienen ihm ſo ſicher, daß er deshalb auf die von ihm in Wien angeſtrebte Stelle verzichtete.

„Ich wünſchte," ſchreibt Bretſchneider in jener Zeit, am 21. Mai 1776 an Nicolai, „daß Sie hier in Koblenz wären und ſich hier einen Monat aufhielten. Wer auf einmal die wahren Charaktere der jetzt lebenden Geiſter in Deutſchland durchſchauen will, der darf nur die Correſpondenz der Frau von Laroche mit Fleiß und in der Reihe durchleſen; z. B. Lenz, ein Menſch, der noch vor einem halben Jahre mit gebeugtem Knie und in der ehrfurchtsvollen Stellung vor einer Frau, die ihm Gutes that, erſchien, der ſich, wie billig, nicht unterſtand, etwas Anderes als ihre Protection oder eine Gabe von ihr zu erbitten — der iſt kaum nach

Weimar gerathen, ſo ſchreibt er unter Anderem ganz cavaliéremont: „Madame! Schicken Sie mir doch einige franzöſiſche Chanſons, ich wünſche mich in den Abendſtunden damit zu delaſſiren.“ Sie glauben nicht, was es für impertinente, bettleriſche und klein-denkende Seelen unter den feineren Köpfen gibt. Aber ſie ſo in ihren Blößen zu ſehen, iſt eine Freude und dieſe Freude hat Frau von Laroche. Sie hat einen ſo feinen Verſtand als ein Mannes-kopf und die Herren, die ſie für eine Gottſchedin oder Ziegleriu mit dreifachen Manchetten und einem Stoffkleide nehmen, betrügen ſich und machen ihr, die ſie ihre Einſichten und Talente mehr verſteckt als damit prahlt, dadurch Vergnügen. Die beiden Jacobi, Wieland, Goethe, Heinſe, Merk, Herder, Geßner, alle Schweizer Gelehrten und eine Menge Andere ſtehen mit ihr im Briefwechſel, und ſie denkt von Allen unparteiiſch. Eine gewiſſe Demoiſelle Bondelli in der Schweiz iſt ihre liebſte Correſpondentin, und wahrlich kann man nichts Schöneres leſen und irgend einen ſtärkeren Geiſt ſehen, als in ihren Briefen.“ —

Nach kurzer Dauer jedoch hatte ſich Bretſchneider's angenehme Exiſtenz in Koblenz ganz geändert. Er nahm ſich dieſen plötzlichen Wechſel ſo zu Gemüthe, daß er in eine ſchwere Krank-heit verfiel und dies nur in wenigen Zeilen ſeinem Freunde Nicolai aus Frankfurt (20. Juli 1776) meldete. Ueber die Vor-fälle, welche dieſen Wechſel und ſeine Krankheit hervorgebracht hatten, hielt er ſich ſehr zurückhaltend und äußerte nur ſoviel, daß Leute, denen ſeine Gegenwart ein Dorn im Auge war und die keinen anderen Vertrauten des Miniſters leiden konnten, als ſich ſelbſt, Alles anwendeten, ihn von Koblenz weg zu bringen. Ob und welchen Antheil Frau von Laroche an dieſen Vorfällen, durch Neider verleitet, genommen habe, erhellt zwar aus Bret-ſchneider's Briefen an Nicolai nicht, wohl aber, daß zwiſchen ihr und Bretſchneider ein Mißverhältniß entſprang, über welches Letzterer ſich beklagt. Er wurde dem Bruder des Miniſters aufgeopfert; doch auch dieſer behauptete ſich nicht lange und es wurde ihm ſogar der Hof verboten.

Bretſchneider verließ nun Koblenz und begab ſich nach Frankfurt. Von dort ging er im Juli 1776 nach Nürnberg. Nachdem er ſich allda eine kurze Zeit aufgehalten hatte, erhielt er die Nachricht, daß ihm der Staatsrath Freiherr von Gebler eine Stelle im öſterreichiſchen Civildienſte verſchafft habe.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Reiſe nach Wien 1776. — Anſtellung im öſterreichiſchen Civilſtaatsdienſte als Vicekreishauptmann im Temesvarer Banate. — Reiſe dahin und Aufenthalt in Werſchetz. — Aufſtand daſelbſt. — Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn.

In Folge der erhaltenen Nachricht reiſte Bretſchneider noch im Monate Juli 1776 von Nürnberg nach Wien. Dort erfuhr er, daß der Staatsrath Freiherr von Gebler für ihn die Stelle als Vicekreishauptmann in dem Temesvarer Banate erwirkt hätte. Bretſchneider war darüber ſehr erfreut und bedauerte nur dabei die Entfernung von ſeinen Freunden und daß er nun die literariſchen Neuigkeiten ſehr ſpät erfahren würde; auch theilte er Nicolai in einem Briefe mit, daß er den Plan gefaßt hätte, ſeine Biographie zu ſchreiben. Bretſchneider reiſte darauf in das Temesvarer Banat ab, um ſeine neue Stellung anzutreten und nahm ſeinen Aufenthalt in der Stadt Werſchetz. Seine Ankunft daſelbſt meldete er an Nicolai (14. März 1777) in folgendem Briefe:

„Diesmal ſchreibe ich Ihnen vom äußerſten Ende der Chriſtenheit und gewiß, je näher ich dem türkiſchen Reiche bin, deſto deutlichere Begriffe bekomme ich von Mohamed's Paradieſe. Hier in Werſchetz, wo ich dermalen wohne, lebt Jedermann herrlich und in Freuden, ißt und trinkt, weil alles, was zum Wohlleben gehört, ſpottwohlfeil iſt. Man liebelt, weil ſchöne Mädchen hier ſind und weil es die natürliche Folge vom Genuſſe der Landesproducte iſt. Alles dies iſt aber nur von den Einwohnern zu

verſtehen, die ich hier angetroffen habe. Weder das Klima noch der Ueberfluß ſollen meine Sitten verderben, ſondern unter meiner weiſen Regierung ſollen vielmehr alle Wollüſtlinge in Karthäuſer verwandelt werden. Ich bin hier ſo ziemlich ein zweiter Vicekönig, ziehe aber dabei im Joche, denn mein Nebenſpänner iſt faſt mehr als figürlich ein ſolches Thier, das zieht und noch dazu ein faules. Ich habe viel zu thun, aber es iſt mir ein Troſt, daß ich wirklich mit Nutzen diene. Die hieſigen Einwohner ſind Wallachen, Griechen und deutſche Koloniſten aus dem Reich. Ich bin nebſt Frau und Kindern recht geſund. Der Ort faßt zehntauſend Seelen und darüber. Zu meinem Kreiſe gehören mehr als fünfzehn Meilen Landes. Pancſova und Belgrad ſind nur fünf Meilen von hier und die Türken beſuchen uns bisweilen. Hier in Werſchetz iſt Concert und Ball, in Temesvar Schauſpiel. Am letzten Orte kommen Wochenſchriften heraus und es gibt ſchöne Geiſter, die ſich in Fractionen theilen und theils Goethianer, theils Wielandianer ſind."

Noch im nämlichen Jahre 1777 erlebte Bretſchneider in Werſchetz einen unangenehmen Auftritt, den er in einem Briefe vom 23. December an Nicolai, wie folgt beſchreibt: „Den 6. November, da ich bettlägerig war, beliebte es dem hieſigen griechiſchen Herrn Biſchof, gewiſſe, vom Hofe gekommene neue Verordnungen ſeiner Gemeinde in der Kirche zu publicieren. Hierunter war die Einführung eines Kalenders, wo auf der einen Seite zwar der alte griechiſche Kalender roth und ſchwarz zu ſehen war, auf der andern aber der Deutſche ſich mit den nämlichen Farben präſentierte. Dieſe und einige andere Neuerungen mißfielen dem abergläubigen Pöbel dergeſtalt, daß er einen Aufruhr erregte, den Biſchof beinahe geſteinigt hätte und ſich nicht eher wieder ruhig zeigte, als bis die hier liegende Kalnoky'ſche Huſaren-Eskadron ſieben Meuterer erſchoſſen und dreißig verwundet hatte. In etlichen Tagen war der Aufruhr geſtillt. Ich mußte, ſo krank ich auch war, zu Pferde ſitzen und meine alte Majors-Function wieder verrichten."

In Werſchetz wollte Bretſchneider ſeine Muße benützen, um ſeine geplante Lebensbeſchreibung aufzuſetzen. Es kam aber

nicht dazu und mußte für eine ſpätere Zeit aufgeſchoben werden, denn Bretſchneider war noch nicht einmal ein Jahr in Werſchetz geweſen, als ſein Schickſal abermals eine andere Wendung nahm. Der Freiherr von Gebler benachrichtigte ihn im Jänner 1778, daß das Temesvarer Banat dem Königreiche Ungarn einverleibt werden würde, daß aber die dort angeſtellten Beamten bei dieſer Veränderung weiter nichts als höchſtens das freie Quartier verlieren ſollten, denn die Aelteren werde man mit Penſion in den Ruheſtand ſetzen und den Jüngeren ſo lange ihren Gehalt laſſen, bis man ſie auf eine andere Art wieder anſtellen könne.

Vierzigſtes Kapitel.

Der kaiſerliche Commiſſär Graf Chriſtoph Nitzky. — Charakteriſtik deſſelben. — Graf Nitzky und der Pater. — Nitzky's Zuneigung zu Bretſchneider. — Eine ſaubere Geſchichte. — Feldmarſchall-Lieutenant Graf Sore, Commandant von Temesvar. — „Wir wollen arbeiten, lieber Bretſchneider!“ — Graf Nitzky als Schriftſteller. — Vierzehn Tage in Saus und Schmaus. — Wie gearbeitet wird. — Erzbiſchof Chriſtovics. — Bettelbriefe an Maria Thereſia. — Wie Nitzky die Kaiſerin täuſchte. — Komiſche Scene zwiſchen Graf Nitzky und einem Chirurgen. — Graf Nitzky's Unempfindlichkeit gegen allen guten Ruf. — Beendigung der Geſchäfte der k. Commiſſion zur Einverleibung des Temesvarer Banates in Ungarn. — Ernennung Bretſchneider's zum kaiſerlichen Rath und Bibliothekar in Ofen. — Tod Maria Thereſia's.

Im October 1778 kam der zum kaiſerlichen Commiſſär ernannte Graf Chriſtoph Nitzky zur Uebernahme des Banates nach Werſchetz. „Dieſer ungariſche Magnat,“ ſchreibt Bretſchneider, „kaiſerlich-königlicher Geheimer Rath, Comes Temesensis, zuletzt Judex curiae, war zu den Zeiten Joſef des Zweiten eine wichtige Perſon, ein Mann, der Kopf hatte, vielerlei Einſichten, Beleſenheit, Geſchmack, Beurtheilungsgabe und Menſchenkenntniß, der ſich aber dabei keinerlei Handlung ſchämte, ſie mochte noch ſo ſchlecht ſein als ſie wollte, um ſeinen Zweck zu erreichen. Er war ein Freigeiſt nach Grundſätzen und doch heuchelte er und konnte, wenn etwas damit zu verdienen war, dreihundert Roſenkränze beten, was er jedoch außerdem für die elendeſte Beſchäftigung hielt.

Da er gar nichts von ſeiner angeborenen Religion hielt, ſo hätte er doch wenigſtens gleichgültig bleiben können, wenn andere Secten verfolgt werden ſollten. Aber nein! Da zeichnete er ſich aus, ſo lange Maria Thereſia lebte und verfolgte, weil er damit gewann; heimlich aber und bei ſeinen intimen Freunden, der ich auch Einer zu ſein die Ehre hatte, ſpottete er über ſeine Religion, über den Aberglauben der Kaiſerin und die Dummheit der Pfaffen. Er ſtarb, ich glaube im Jahre 1790 an einer Fistula ani, die er ſich durch übermäßiges Klyſtieren zugezogen hatte und wartete lange, bis er einen Franziskaner zu ſich kommen ließ.

Dieſer geiſtliche Herr, der, wie die übrige Welt, vom Grafen Rath überzeugt war, daß er ein Freigeiſt ſei, ſetzte ſich in Poſitur, ritterlich für die gute Sache zu kämpfen; denn auch das wußte Jedermann, daß es dem Grafen nicht an Gelehrſamkeit fehlte. Aber der Jünger des heiligen Franziskus fand keinen gelehrten Widerſacher, ſondern einen frommen Schüler, der ſeine Hände aufhob, ſeinen Glauben herunterbetete, einen großen Roſenkranz anhängen hatte, ſich darauf berief, daß er erſt vor Kurzem gebeichtet und ſeit der Zeit nicht mehr geſündigt hätte, bat um die letzte Oelung, ergriff nach dieſem Akte ſeine Brieftaſche, gab dem Franziskaner 200 Gulden in Bankozetteln für deſſen Kloſter und verbat ſich deſſen fernere Viſiten, wenn er ſie nicht wieder begehren würde. Alſo wurde er nicht weiter incommodiert und machte ſich weidlich über die ganze Handlung luſtig.

Wenn ich dieſen Mann ſchildern will, ſo muß ich es blos durch Beiſpiele aus ſeinen eigenen Handlungen thun und daran fehlt mir's nicht. Ich lernte ihn im Jahre 1778 kennen, da er ſchon Excellenz und ein großer Herr war, den die Kaiſerin Maria Thereſia beſonders ſchätzte und verwendete; denn zu verwenden war er und dieſe große Frau beſaß das Talent, die Menſchen nach ihren Fähigkeiten beurtheilen zu können. Er warf ſeine beſondere Zuneigung auf mich, und zwar deßhalb, weil ich den Plautus und Terentius kannte und meine Reden bisweilen mit einem Vers aus dem Horaz oder Catull durchſpicken konnte. In der Folge gewannen mir meine Kenntniſſe in arte coquinaria

völlig ſein Herz, wie man weiterhin aus meiner Erzählung ſehen wird. Jetzt will ich ein Beiſpiel von der Denkungsart des Mannes anführen.

Der dermalige Hofrath Aziel, ein Exjeſuit, befand ſich unter der Menge junger Leute, die bei der Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn eine Anſtellung ſuchten. Er erwartete ſie in Temesvar, hatte in Peſt hundert Dukaten in Gold liegen, bat einen gewiſſen Laskovicz, der auch Dienſt ſuchte, ſie für ihn in Empfang zu nehmen und der kam zurück und entſchuldigte ſich ganz dreiſt mit der Ausrede: die hundert Dukaten ſeien ihm geſtohlen worden. Aziel wendete ſich an mich, um den Grafen Nitzky zum Vermittler und Richter zu bewegen. Als ich in meinem Vortrage an den Grafen, bei der Stelle, wo die Rede von der Verleugnung des Geldes war, nicht gerade herausſagen wollte, was zu vermuthen war, fiel mir Nitzky ins Wort und ſagte: „Nun, da wird der Laskovicz das Geld verthan haben und nun irgend eine Ausrede machen.“ — „Und ſcheint das Eurer Excellenz eine Kleinigkeit?“ — „Nun! was wollen Sie da für großes Weſen daraus machen? Das thun alle jungen Leute. Ich habe wohl noch andere Sachen gethan und will Ihnen gleich ein paar von meinen Hiſtörchen erzählen. Ich bin meinem Vater als ein Burſch von 15 Jahren entlaufen und gerade nach Rom, habe mich durchgeſchlagen, ſo gut ich konnte und kam endlich auf dem Rückwege nach Trient, wo ein geiſtlicher Probſt, ein guter Freund meines Vaters, wohnte. Ich kannte den Mann, er war ein fürchterlicher Pfaffe, der ſein Lebtag nicht gelacht hatte und nur durch ein Auto-da-fé zu einem freundlichen Geſicht wäre zu bewegen geweſen. Ich machte mir alſo nicht viel Hoffnung auf einen Beitrag zu den Reiſekoſten, ſondern fürchtete vielmehr, vielleicht gar von ihm eingezogen und an meinen Vater ausgeliefert zu werden. Zum Glück war er ausgegangen und ſeine Haushälterin bat mich, ein wenig zu verweilen, ſie wolle den Herrn holen. Da fiel mir denn in meiner Einſamkeit ein, daß es das Sicherſte ſei, Seine Hochwürden nicht zu erwarten. Ich erbrach einen kleinen Schrank in der Wand und nahm nur

da ein paar hundert Scudi, entfernte mich, ohne auf die Magd zu warten, nahm auf der erſten Station Poſt und kam glücklich zu Hauſe an. Mein Vater hat den Pfaffen bezahlt und damit war die Geſchichte zu Ende." — „Wenigſtens war dies keine von Eurer Excellenz beſten Handlungen." — „Auch nicht die ſchlechteſte, aus ſolchen, dazu wir unſern Kopf brauchen." — Seine Excellenz waren klein von Perſon und ließen in ihrem Anzuge immer Zeichen der Nachläßigkeit und der Zerſtreuung blicken. Eine Art Perrücke, die aber nur den halben Theil ſeines Hauptes bedeckte, ſtand immer ſchief und öfters nahm er ſie mit dem Hute zugleich ab und ſtand da im bloßen Kopfe. Kurz, er war ein Cyniker im höchſten Grade, genoß aber das Gute, was der Zunge behagte, wie Epikur, wobei ich ihm ein ganzes Jahr lang aſſiſtierte. Von der eigentlichen Dienſtgeſchäftsarbeit war er kein ſonderlicher Liebhaber, wußte aber die Aufſätze Anderer ſehr richtig zu beurtheilen und nach Befund zu kritiſieren.

Aus dem, was ich hier vorausgeſchickt habe, ſieht man ſchon daß ich unter ſeinem Präſidio angeſtellt und verpflichtet war, nach ſeiner Leitung zu arbeiten. Unter mancherlei Eigenſchaften zum Präſidenten hatte er die, ſich immer ſehr geſchäftig zu ſtellen und nichts zu thun. — Mich gewann er ſo lieb, daß er manchmal ſogar aufrichtig gegen mich war, ein rares Beiſpiel, dergleichen wenige in ſeinem Leben bekannt ſind. Noch muß ich von ihm ſagen, daß Literatur, beſonders die alte klaſſiſche, ſeiner Seele Labſal war. Er hatte nicht nur die meiſten Alten geleſen, ſondern ſchrieb auch elegant und nach alten Muſtern Lateiniſch und machte Verſe. Seine ſelbſt gefertigten Opern füllten einen großen Koffer. Er erlaubte mir, mich darin umzuſehen, wovon ich ſpäter reden werde. Was er, ſo lange wir beiſammen waren, geſchrieben hat, überſetzte ich meiſtens ins Deutſche.

Im Auguſt 1779, da uns eben der Kommandant zu Temesvar, Graf Soro,*) zum Eſſen eingeladen hatte und wir ſämmtlich

*) Graf Johann Soro, geboren zu Ofen im Jahre 1730, Feldmarſchall-Lieutenant und Thereſienritter, wurde 1778 Kommandierender im Banat und ward als Feldzeugmeiſter im Jahre 1805.

aufbrachen, bat Nitzky den Kommandanten um Verzeihung, daß er in den nächsten 14 Tagen nicht die Ehre haben könnte, ihn zu sehen, weil sich die Arbeit bei ihm so aufgehäuft habe, daß er sich mit mir auf so lange Zeit einschließen und arbeiten würde. Damit wir dies ungestört bewerkstelligen könnten, würden wir in den, in der Vorstadt etwas abgelegenen, Garten ziehen und schlechterdings Niemand bei uns vorgelassen werden. Tags darauf wurde es durch Decrete allen Stellen bekannt gemacht, eine Schildwache vor die Gartenthür poſtiert und ich folgte Seiner Excellenz, um das Weitere zu vernehmen.

„Nun sind wir allein, mein lieber Bretschneider und wollen arbeiten, wie sich's gehört, aber dabei auch unseres Leibes pflegen."

Von dieser Minute bis zum Ende dieses großen Unternehmens bedienten sich Seine Excellenz keiner Beinkleider mehr, blieben im Schlafrocke und einem Nachthemde, welches erst nach fünfzehntägig geleisteten Diensten der Wäscherin übergeben wurde. Das Schreibpult, auf dem ich die Weisheit Seiner Excellenz übernehmen und in Schriftzuge bringen sollte, war prächtig aufgeputzt und mit Allem versehen. Es wurde aber in den fünfzehn Tagen wenig Gebrauch davon gemacht, in Dienstsachen gar nicht, sondern Seine Excellenz ließen nun nach und nach den Zweck unseres Conclave deutlicher merken. Sie leiteten gleich beim ersten Frühstück durch folgenden Vortrag das bevorstehende große Werk ein. Zugegen waren: Seine Excellenz, meine Wenigkeit und zwei Köche aus Seiner Excellenz Küche.

„Wir wollen arbeiten, mein lieber Bretschneider, arbeiten wollen wir; aber, weil wir auch leben müssen, so wollen wir diese vierzehn Tage gut leben. Ich weiß, daß Sie in vielen Ländern waren und daß die Kochkunst*) auch mit unter Ihr Augenmerk gehörte. Hier sind die Köche, instruieren Sie sie alle Tage über das, was sie zu kochen haben, aber immer nur etwas Neues."

*) Professor Meusel versichert, daß sein Freund Bretschneider in dieser Kunst, besonders in der weltberühmten Wiener Kochkunst, seine gewöhnlichen Kenntnisse besessen habe, wie er (Meusel) aus Erfahrung wisse, und daß er die feinsten und ausgesuchtesten Gaumenkitzel selbst zubereitete. (Histor. und litterar. Unterhaltungen, Seite 60).

Diesem hohen Auftrage zur ſchuldigſten Folgeleiſtung, wurde nun alle Tage ein anderer Pudding, Fiſche, Mock-Turtle,*) mancherlei Klöße und allerlei, den Köchen noch unbekannte Speiſen aufgetiſcht und dabei dem Keller Seiner Excellenz ſo zugeſprochen, daß die Vorſicht, niemand zu uns zu laſſen, bisweilen nicht zu verachten war.

Das Eſſen und Trinken mißfiel mir eben nicht und meine Einſichten in die Koch-Chemie gewannen auch dabei; aber die verdammt langweiligen Diskurſe des Grafen verdarben alle meine Laune. Der Mann ſprach ſo gern über die Unſterblichkeit der Seele, und ich rede ſehr ungern über ſolche Materien. Da mußte ich mich denn hinſetzen und ihn anhören; denn aus mir brachte er kein Wort heraus, er mochte fragen, ſo oft er wollte und abends ſchlief ich zu ſeinem größten Verdruſſe vielmals dabei ein. Ziemlich deutlich äußerte er, er habe mir mehr Empfänglichkeit für die Schätze der Weltweisheit zugetraut.

In dieſer Schwelger-Epoche geſchah es auch, daß er mich ſo glücklich machte, die Kleinodien ſeiner Autorſchaft zu inſpicieren. Da gab es wenige Zweige der Gelehrſamkeit und wenige Materien der Weltweisheit, worüber er nicht etwas zu Papier gebracht hätte: auch Verſe, Fabeln, eine Epopee, Erzählungen, Theaterſtücke: alles ganz ſauber durch ſeine beſten Schreiber abgeſchrieben und von ihm ſelbſt corrigiert. Das Erſte und Einzige, was ich mit dem Fleiße las, den er mir einzuprägen ſuchte, war ein Werk von ein paar Alphabeten „De educatione puerorum“. Es waren viel geſunde Gedanken in einem, ein wenig affectierten ciceroniſchen Latein, aber nichts Neues. Alles, was Graf Rippy über ſeine Materie auskramte, hatte Locke ſchon weit kürzer und beſſer geſagt. Dies mißfiel Seiner Excellenz: er ſchwur, daß er den Locke nicht geleſen habe, ließ das Buch kommen, las es und es war weiter nicht die Rede davon.

* * *

So lebten wir demnach vierzehn Tage in Saus und Schmaus, in keiner andern Geſellſchaft als jener der Köche und des Conditors.

*) Falſche oder gemachte Schildkröten, deren Zubereitung Bretſchneider in England gelernt hatte.

Am 14. Tage, morgens nach dem Frühſtück, nahm ich mir die Freiheit, Seine Excellenz an die Kürze der Zeit bis zum Ende des Termins zu erinnern und an die wichtigen Arbeiten, die wir in dieſen 14 Tagen hätten zu Stande bringen wollen. — „Da haben Sie bei meiner Seele recht! Es muß gearbeitet werden und ich weiß wahrlich nicht, warum wir nicht ſchon lange gearbeitet haben.“ — „Ich auch nicht.“ — Nun nahm ſich das Männlein zuſammen, trat vor mein Schreibpult und ſchmierte einen halben Bogen herunter, den ich zum ewigen Andenken aufbewahre und einen Preis von zehn Dukaten darauf ſetze, wenn Jemand im Stande ſein würde, mehr als zwanzig einzelne Worte zu dechiffrieren; Sinn daraus gewiß nicht. Nun ſchoben mir Seine Excellenz den halben Bogen zu, mit den Worten: „Nun da fahren Sie nur fort, wie ich angefangen habe.“ Und dabei blieb es.

Sonntag, am 15. Tage nach unſerer freiwilligen Einſperrung, kam der Erzbiſchof Chriſtovics von Temesvar mit ſeinem ganzen Kapitel und wollte mit Seiner Excellenz ſprechen. Das konnte nicht geſchehen, wegen des Koſtums, worin ſich der Graf befand. Ich mußte alſo dieſen Prälaten bekomplimentieren. Sein Anliegen beſtand in der Bitte, der Stadt ſeine Gegenwart wieder zu ſchenken, weil der gemeine Mann durchaus in allen ſeinen Angelegenheiten auf die Gerechtigkeitsliebe Seiner Excellenz rechne. Dem wurde auch Tags darauf willfahrt und der edle Ritter zog mit ſeinem Stallmeiſter *) wieder in die Stadt und gab Jedermann geheime Winke von den wichtigen Dingen, die wir im Garten ausgearbeitet hätten. Um aber uns allen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß ich bekennen, daß wir doch nicht ſo ganz und gar zwecklos da ſaßen und fünfzehn Tage ganz müßig, wie jene Arbeiter im Weinberg, zubrachten. Was war denn aber unſere Beſchäftigung? Nach dem Frühſtück zimmerten wir an Briefen an die gute Maria Thereſia. Da wurde weder Heuchelei noch Intrigue geſpart, um dies oder jenes mit ſeiner Manier für Seine Excellenz herauszulocken und Vieles glückte. Er ſelbſt erzählte mir

*) Anſpielung auf Don Quixote und Sancho Panſa.

Folgendes: „Eines Tages ging er zu Fuße durch die Burg *), gerade in dem Augenblick, da die Baronesse Groß, die Lieblings-Kammerfrau der Kaiserin, in den Wagen stieg, um auszufahren. Sie rief: „Graf Nitzky, wenn Sie etwas bei der Kaiserin zu suchen haben, so gehen Sie hinauf, Sie ist außerordentlich bei guter Laune." Das ließ sich Nitzky nicht zweimal sagen. Er ließ sich melden, wurde vorgelassen und die Kaiserin ließ ihn anfänglich gar nicht zu Worte kommen. „Mein lieber Nitzky, Er kommt mir gerade recht. Ich habe Briefe aus Italien, meine Schwiegertochter hat einen jungen Erzherzog; das ist ein Glück, die Umstände der Schwangerschaft waren so, daß ich Schlimmes befürchtete." — „O, wie glücklich bin ich, mich Eurer Majestät in diesem frohen Augenblick zu Füßen legen zu können. Gottlob! Ich fühle mich ganz aufgeheitert, und das in Zeit von drei Monaten das erstemal." — „Nun, was fehlt Ihm denn? Es wird gewiß in Ungarn eine Obergespanschaft oder so etwas vakant sein, das Er für seinen Schwiegersohn braucht?" — „Ach, Eure Majestät sind halt eine glückliche Mutter und ich — ein unglücklicher Vater. Das Unglück, das ich an meinem ältesten Sohne erlebt habe, darf ich nicht erwähnen; es ist Eurer Majestät bekannt, aber das nicht, daß ich noch lange an seinen hinterlassenen Schulden zu zahlen habe. Mein zweiter Sohn und seine Frau sind schlechte Wirthe, haben eine Menge Kinder, die ich ernähren muß. Ich weiß mir nicht zu helfen und zu rathen; auch drückt es mich hart, daß ich Eurer Majestät noch achtzigtausend Gulden für Jesuitengüter schuldig bin. Der Termin rückt heran und ich weiß nicht, wo ich das Geld auftreiben soll." (Notabene, die Summe sprach er so aus, daß die Kaiserin nur achtzehntausend verstehen mußte; so hat er es mir erzählt.) — „Mach' Er mir da keine Klagelieder vor. Er thut immer, als wenn er gleich verhungern müßte. Ich will Ihm die achtzehntausend Gulden schenken und lasse Er mich in Ruhe." „Ich falle Eurer Majestät zu Füßen und danke demüthigst. Eure Majestät sind die größte, beste und gnädigste Monarchin von der

* Die Hofburg in Wien.

Welt. Aber die ſchönſten Handlungen werden oft von Mißgünſtigen vereitelt und ich weiß gewiß, daß die Hofkammer bei dieſer Schenkung ſo viel Umſtände machen wird, daß Eure Majeſtät um eine der ſchönſten Handlungen und ich um die Befriedigung meines letzten Wunſches auf dieſer Welt komme." — „Was will Er denn, daß ich thun ſoll?" — „O, wenn Eure Majeſtät die allerhöchſte Gnade haben und mir nur ein Paar Worte unterſchreiben wollten, dann ſoll mir weder die Hofkammer noch die ganze Monarchie mehr das Glück rauben, von meiner Monarchin aus der Noth gerettet worden zu ſein." — „Nun, ſo ſetz' Er auf, was dazu gehört." — Ritzky ging in das Vorzimmer, ſchrieb in ein paar Zeilen die Schenkung und producierte ſie am gehörigen Orte. Darauf kam nun etwa nach vier Wochen ein Befehl an den Grafen, ſogleich bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zu erſcheinen und da er eintrat, ſagte Maria Thereſia: „Was fällt Ihm ein, Ritzky? Er hat mir da einen Zettel eingeſchickt, daß ich Ihm achtzigtauſend Gulden geſchenkt hätte und daran hab' ich nicht gedacht. Ich werd' Ihm da um nichts eine ſolche Summe ſchenken. Von achtzehntauſend war die Rede." — „Eure Majeſtät erinnern ſich allergnädigſt, daß ich bat, mir meine Schuld zu erlaſſen, welche laut den Acten in der Hofkammer netto achtzigtauſend Gulden beträgt. Ich konnte ja wohl von keiner andern Summe reden, als von meiner Schuld. Ich war ſo glücklich, denn Eure Majeſtät hatten mein Glück mit eigener Hand beſtätigt." — „Hab' ich's unterſchrieben und es ſtehen achtzigtauſend Gulden da, ſo bleibt's dabei und es iſt meine Schuld, daß ich nicht beſſer nachgeſehen habe, aber es iſt doch ein Unterſchied zwiſchen achtzehn- und achtzigtauſend Gulden. Geh' Er in Gottes Namen." Und nun war Graf Ritzky ein Vierteljahr lang in Ungnade, das heißt, er kam nicht an den Hof und wurde nicht empfangen, wenn er ſich bei der Kaiſerin anmelden ließ; aber die achtzigtauſend Gulden hat er behalten und ſeine Ungnade hat nicht lange gedauert.

Ich ſchließe dieſen Artikel mit einer komiſchen Anekdote: Graf Ritzky war ein Freſſer, der mehr zu ſich nahm, als ſein Magen verlangte und hatte folglich alle Tage, oft etliche Male,

Anfälle von den Folgen der Unverdaulichkeit, nämlich einen Trieb zum Brechen mit convulſiviſchen Angriffen und da war er denn gewohnt, ſich mit Klyſtieren zu helfen. An einem Sommertage fuhr die Commiſſion*) nach Lugos, um da etwas zu unterſuchen. Ich ſaß bei Seiner Excellenz im Wagen und wechſelte mit dem Kammerdiener. Wir mußten aber doch an dem erſten Morgen in dem Dorfe, das wir paſſierten, anhalten und da ein Chirurg dort war, wurde nach ihm geſchickt. Der kam an mit dem ganzen Klyſtierapparat, ſchon alles fix und fertig, denn es war für den Herrn Paſtor beſtimmt geweſen und nun legte ſich der Excellenzherr in die erforderliche Poſitur. Der Chirurg, ein alter Soldat, der noch unter dem Prinzen Eugen gedient hatte, trat hinter Seine Excellenz, das Gewehr hoch, das iſt die Klyſtierſpritze, und obgleich ihm der Graf befahl, das Klisma zu applicieren, ſo mußte er doch und wir Andere, die wir viel Freude daran hatten, folgenden Sermon erſt anhören: „Ja, das iſt ganz gut, Euer Excellenz und das Klyſtier will ich ſchon geben, wie ſich's gehört, es iſt wahrhaft ein gutes Klyſtierchen, aber ich geb' es Ihnen — holen mich alle Teufel — nicht eher, als bis mir Euer Excellenz verſprechen, mein Amt als Kreischirurg zu beſtätigen, ohne daß ich mich darf erſt examinieren laſſen. Ich diene ſchon dreißig Jahre als Feldſcheerer und ſoll erſt alle die Poſſen lernen, die uns der Brambilla**) aufbürdet ꝛc."

Graf Rixky fluchte: Der Kerl ſollte in drei Teufels Namen das Klyſtier geben und der Herr Feldarzt ſchwur, daß ihn drei Millionen Teufel nicht dazu bringen würden, wenn ihm ſein Gewehr nicht zugeſtanden würde. Wir Alle wurden zwar von Seiner Excellenz zu Hülfe gerufen und ermahnt, den Menſchen zu zwingen; wir hatten aber unſere Freude an dem Auftritt und entfernten uns. Mit einem Worte, der Chirurg ſetzte ſeine Sache durch und wurde in der Folge ein Liebling des Grafen.

*) Nämlich die kaiſerliche Commiſſion, die zur Vereinigung des Banates mit Ungarn beſtimmt war, deren Haupt Graf Rixky war und welchen Bretſchneider begleitete.

**) Der damals in Wien lebende k. k. Leibwundarzt, welcher im Jahre 1800 zu Pavia geſtorben iſt.

Noch muß ich von dem Manne (Grafen Nitzky) nachholen, daß er völlig unempfindlich für allen guten Ruf war und dazu lachte, wenn ſein Kammerdiener Stephan ihm bisweilen referierte, daß man im Kaffeehauſe öffentlich übel von ihm geſprochen, ihn einen Landesverräther genannt habe u. ſ. w. „Was geht das dich an, oder was haſt du nöthig, mir ſo etwas wieder zu erzählen? Laß' die Leute reden, was ſie wollen und meide die Orte, wo du vermutheſt, daß man übel von mir reden könnte; mir ſelbſt iſt nichts daran gelegen, ob man Gutes oder Böſes von mir ſpricht."

Die Geſchäfte zur Durchführung der Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn waren beendigt und Graf Nitzky, der, wie wir geſehen haben, ſelbſt ein Gelehrter und Schöngeiſt war und Bretſchneider lieb gewonnen hatte, faßte den Gedanken, Bretſchneider mit dem Charakter als kaiſerlicher Rath an die Univerſität zu Ofen zu verſetzen, „damit ich, ſagt Bretſchneider, dort die ungariſchen Edelleute das, was ich ſelbſt nicht beſitze, nämlich einen guten deutſchen Styl lehren und dafür jährlich 1200 Gulden Gehalt beziehen ſoll." Gleich im folgenden Monat November 1779 ward ſein Schickſal entſchieden und er zum kaiſerlichen Rath und Bibliothekar in Ofen ernannt. Da aber der unlängſt erſt beendete Krieg mit Preußen Erſparungen nöthig gemacht hatte, ſo wurde der bisherige Gehalt Bretſchneider's nicht erhöht, ſondern er bekam nur dazu 175 Gulden Quartiergeld. Indeſſen war er mit dieſer Veränderung dennoch zufrieden, weil ſie ihn in eine Sphäre verſetzte, die ganz nach ſeinem Wunſche war. Er trat ſeine Stelle in Ofen im Monate März 1780 wirklich an, aber es mißfiel ihm in Ofen gleich vom Anfange. „Heuchelei und Verfolgungsgeiſt, die ihm in ſeiner Lage nur gar zu gefährlich waren*), Stolz, Geiz und Barbarei, das ſind die Furien (ſagt er in einem Briefe an Nicolai) die hier unter dem Namen der Muſen angebetet ſein wollen."

*) Die öſterreichiſche Biedermanns-Chronik rühmt von Bretſchneider: „Beinahe der Einzige, der nicht vom Jeſuitismus angeſteckt iſt."

In der Folge lernte er sich zwar in seine neue Lage etwas besser schicken; allein er dachte doch immer daran, sich auf eine gute Art wieder loszumachen. Er zweifelte, daß die am 25. Juni 1780 neu errichtete Universität,*) jemals aufkommen werde, weil die Lehrstellen nicht alle gut besetzt waren, die Lehrer ganz aus dem Studienfonds bezahlt würden und Collegien gratis lesen mußten. In demselben Jahre 1780 verlor Bretschneider durch den Brand in Gera seinen Antheil an dem Nachlasse seiner Mutter, die dort im Mai, 85 Jahre alt, gestorben war. Auch starb die Kaiserin Maria Theresia für ihn vierzehn Tage zu früh, indem sie sonst ein Besoldungszulage-Decret für ihn unterschrieben haben würde.

Hier unterbrechen wir einstweilen die Erzählung der weitern Begebenheiten in Bretschneider's Leben und lassen seine Aufzeichnungen über Maria Theresia und einige Persönlichkeiten jener Zeit mit seinen eigenen Worten folgen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Maria Theresia. — Leutseligkeit und Artigkeit Maria Theresia's. — Sie hält streng auf den Respect vor ihrer Person. — Sie fühlt den Verlust ihres Gemahls noch lebhaft. — Eine Erzählung von dem tiefen Eindrucke, welche die Erinnerung an ihn auf sie machte. — Johann Thomas Edler von Trattner. — Sein Emporkommen durch van Swieten. — Trattner's Ungehorsam. — Daraus entstandene handgreifliche Grobheiten zwischen Trattner und van Swieten. — Zorn der Kaiserin darüber. — Trattner's Ausweisung. — Komödie, die er vor dem Bilde des verstorbenen Kaisers spielt. — Er erlangt die Verzeihung der Kaiserin. — Ueber das Wirken Trattner's als Nachdrucker. — Zweite Heirat Trattner's. — Seine junge Frau und die Geschichte mit der Trüffelpastete von dem Erzherzoge Maximilian.

Maria Theresia war, so wie ihr Sohn Josef, höflich und artig gegen Jedermann und war, die Anrede mit „Er"**) in

---

*) Bretschneider ließ damals eine geistvolle Beschreibung der Einrichtung dieser von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität drucken, (Ofen 1780) unter dem Titel: „Auf das Einweihungsfest der königl. hohen Schule zu Ofen."

**) Josef war gewohnt, Jedermann „Sie" zu nennen. Seine geringeren Diener nannte er „Du".

der dritten Perſon ausgenommen, auch gegen ihre Diener und Unterthanen, ſo lange ſie nicht aufgebracht wurde, ſehr leutſelig. Doch habe ich am Neujahrstage 1775 etwas bemerkt, welches beweiſt, daß ſie bei Vernachläſſigung des Reſpects, den ſie forderte, keinen Spaß verſtand. *)

Ich habe mich oft gewundert, wie es zuging, daß Maria Thereſia, eine wirklich große Frau, ſo bald vergeſſen werden konnte. Einer Monarchin, die zum Beſten ihrer Monarchie ſo viel Gutes wirkte und an einzelne Perſonen ihrer Unterthanen ſo viel verſchwendete, wird faſt nicht mehr gedacht. Ich wünſchte, daß ſie anſtatt der zwei oder drei Gebetbücher, die ſie geſchrieben hat, ihre Geſchichte und ihre Memoiren über ihre Regierung aufgeſetzt haben möchte. Vielleicht würden ſie aber jetzt, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode, ebenſo wenig mehr geleſen, als aus jenen gebetet wird. Bei mir beſtätigt dieſes Beiſpiel, daß ſich nur große Feldherren eines feſten und allgemein anerkannten Nachruhmes zu erfreuen haben. Von Turenne, Eugen, Friedrich und ſelbſt dem idealiſchen Don Quixote, weil er auch ein Held war, wird noch immer geſprochen werden, wenn Maria Thereſia längſt vergeſſen ſein wird. Maria Thereſia, die doch alle Regenten ihres Hauſes, vor und nach ihr, weit übertraf, die zuerſt ihrer Monarchie Feſtigkeit und weiſe Geſetze gab und die mit einem entſcheidenden Scharfblick Menſchen zu wählen wußte, die zur Ausführung ihrer Entwürfe am geſchickteſten waren, die dabei ihr Geſchlecht nicht verleugnete, ein Weib war und blieb und deswegen ein umſo liebenswürdigeres Weib. Ich werde mich nie von der Meinung trennen, daß Friedrich als Mann und Thereſia als Weib die bekannten größten Menſchen ihres Jahrhunderts waren.

Von dem tiefen Eindruck, den die Erinnerung an ihren geliebten Gemal in ihr erweckte, will ich eine Anekdote mittheilen, welche um ſo richtiger iſt, weil ich ſie von der Hauptperſon,

*) Hier erzählt Bretſchneider die Geſchichte von dem jungen Menſchen, welcher mit ſteifen Knieen ihr ſeine Reverenz machte und dem ſie ihre linke Hand auf die Achſel legte und ihn hinunterdrückte, ſo daß er gezwungen war, ſeine Kniebeugung zu machen. Siehe oben Capitel 37.

die ſie betrifft, ſelbſt erfahren habe. Dies war der bekannte oder, wie ihn ſeine Collegen nennen, berüchtigte Buchdrucker in Wien, Herr Johann Thomas Edler von Trattner, der barfuß nach Wien kam und als Millionär in Pelzſtiefeln, mit Zobel gefüttert, aus Wien und aus der Welt ging.

Dieſer Mann hatte ſein ganzes Glück dem kaiſerlichen Leibarzte Baron van Swieten zu verdanken, der bekanntlich ſelbſt ein gelehrter Mann war und den elenden Zuſtand der Wiſſenſchaften, den Mangel an guten Büchern und die Vernachläſſigung alles deſſen, was Gelehrſamkeit und Aufklärung in den öſterreichiſchen Landen befördern konnte, gar wohl einſah. Er beſaß das ganze Vertrauen der Kaiſerin, ſo daß ſie ſelbſt eine Art von Reſpect für ihn hatte und ihn erwählte, um der Literatur und den Wiſſenſchaften in ihren Ländern aufzuhelfen. van Swieten war der richtige Mann dazu und machte den Anfang damit, daß er gute Bücher ins Land einzuführen ſuchte. Trattner, damals ein kleiner Buchdrucker, der Gebete und Bänkelgeſänge druckte und verlegte, war unternehmend genug, ſich bei dem Baron Swieten zu Ausgaben und zum Nachdruck der Bücher, die man verlangen würde, anzubieten und leiſtete, was er verſprach, nachdem ihm van Swieten in Protection genommen, große Summen Vorſchuß und allerlei Vortheile verſchafft hatte, die Trattner in der Folge reich machten. Er bekam die Hof- und Kanzleiarbeiten, was in Oeſterreich, wo Alles von den blätterreichen Geſetzen bis zum Steckbriefe gedruckt wird, keine Kleinigkeit war. Und wie damals, da man dieſe Sachen nicht zu ſchätzen wußte, Trattner bezahlt wurde, das hat ſich zu Anfang der Regierung Kaiſer Joſef's gezeigt. Er überließ dieſe Arbeiten dem Wenigſtverlangenden und dieſer verlangte nur den achten Theil von dem, was bisher an Trattner gezahlt worden war. Nun dieſer, wie er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſchrieb: Chevalier de Trattner, bekam durch ſein Glück Muth und fing an, hie und da im Geheimen, von den ihm von ſeinem Protector van Swieten vorgeſchriebenen Wegen abzuweichen, wovon ſich dieſer lange Zeit nichts träumen ließ. Die Veranlaſſung zu der Scene, die ich jetzt

erzählen werde, war der Wiener Kalender. van Swieten wollte, wie billig, die Fratzen von Horoſkopien, Prophezeiungen, Aderlaßtäfelchen und dergleichen im Kalender nicht leiden. Trattner verſprach, alle dieſe Poſten wegzulaſſen und man fand auch wirklich in den Exemplaren, die der Hof bekam, deren keine mehr. Indeſſen, der gemeine Mann war daran gewöhnt und Trattner, der ſeine Fabrikate nicht nach dem innerlichen Werthe, ſondern nach dem Abgange ſchätzte, ließ dieſe Dinge auf einem beſonderen Bogen drucken, den er in die Exemplare einſchaltete, die er dem Volke verkaufte, ſo daß man in ſeiner Bude Kalender mit oder ohne dieſen Anhang haben konnte. Dies wurde dem van Swieten verrathen. Er ließ durch einen gemeinen Mann etliche Kalender in mancherlei Format bei Trattner kaufen und gerieth in Zorn über den Mann, dem er dieſen Betrug gar nicht zugetraut hatte. Zum Unglücke kam Trattner gerade in dieſem kritiſchen Zeitpunkte in andern Geſchäften zu dem alten Herrn und wurde, wie man leicht denken kann, eben nicht ſehr höflich empfangen. Er wollte ſich verantworten; van Swieten aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die vielen Schimpfnamen reizten endlich Trattner, auch laut zu werden, und das brachte den Holländer ſo aus ſeinem Phlegma, daß er dem edlen Herrn von Trattner ins Geſicht ſpie. Dies brachte nun aber auch Dieſen ganz aus ſeinem Geduldszirkel. Er packte die Excellenz, legte ſie aufs Kanapee und maulſchellierte da nach Herzensluſt den Kopf, der ihn angeſpieen hatte. Natürlich war nach dieſer Frevelthat der erſte Gang des Mißhandelten zu Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und der Erfolg war, daß der Polizeiminiſter gerufen und ihm befohlen wurde, den Trattner mit ſeiner ganzen Familie in vierundzwanzig Stunden aus Wien und in acht Tagen aus allen öſterreichiſchen Ländern wegzuſchaffen. Trattner kroch zum Kreuze, führte an, daß er bei ſeinem weitläufigen Gewerbe unmöglich in vierundzwanzig Stunden die Stadt räumen könne. Er ſteckte ſich hinter die Kammerfrauen und ſparte kein Geld. Der Termin wurde auf drei Monate verlängert, aber alle Bitten um gänzliche Verzeihung, alle Demüthigung vor dem Kläger, alles half nichts. Nach Ablauf dieſer Zeit ſollte er aus

dem Lande, obgleich van Swieten beſänftigt und edel genug war, ſelbſt für ihn zu bitten. Der bußfertige Thomas freute ſich des Zeitgewinnes und ſchlug nun die Wege ein, die er als die ſicherſten kannte. Er ließ ſich an einem Vormittage durch eine Kammerzofe in das Zimmer führen, durch welches die Kaiſerin in die Meſſe ging und legte ſich da mit reumüthigem Angeſicht auf ſeine Kniee. Als ihn die Monarchin erblickte, wurde ſie zornig, befahl ihn wegzubringen und verſagte ihm ſchlechterdings Gehör und Gnade. Nun kroch der auf dieſen Kunſtgriff ſchon vorbereitete arme Sünder zu dem Bildniſſe Kaiſers Franz I., das im Saale hing und rief auf ſeinen Knieen mit lauter Stimme: „So iſt denn mit Dir, guter Kaiſer Franz! alle Barmherzigkeit von der Welt gewichen? O, wenn Du noch lebteſt, da wäre ich meiner Verzeihung gewiß, aber auch da, wo Du jetzt biſt, höre mich! Leite das Herz Deiner ſonſt ſo milden Gemahlin, erweiche es u. ſ. w.“ Sie weinte, verzieh und Trattner blieb nicht nur in Wien, ſondern kam auch ganz wieder in ihre Gnade.

Trattner war übrigens ein unternehmender, thätiger Mann, in dem Feſtigkeit, Liebe zur Ordnung und Induſtrie wohnte. Er hat durch die von ihm errichteten Druckereien, Schriftgießereien, Papiermühlen und dem Koloß eines Gebäudes in Wien (das ſeinen Erben jetzt jährlich 50.000 fl. einträgt) gezeigt, was er vermochte. Der Zeitraum ſeiner Betriebſamkeit, durch die er ſo emporkam, wird wenig über zwanzig Jahre betragen, denn ſein Haus am Graben wurde ſchon 1775 aufgeführt. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt und ſeinen moraliſchen Charakter gar nicht ſo ſchlecht gefunden, als ihn die Herren beſchreiben, die ſein Nachdruck beleidigt hat.

Trattner hatte ein altes, ſchwindſüchtiges Weib, mit dem er ſeine erſte kleine Buchdruckerei erheiratet hatte. Sie ſtarb im Jahre 1776 und Trattner, damals etwa 56 Jahre alt, ſäumte nicht, ſich mit einem ſchönen, naiven Mädchen von 16 Jahren zu verehelichen, eine Wiener Schönheit, die ſich ſehr wohl in den ihr vorher unbekannten Luxus zu finden wußte und in der Folge die Galanterie ſo weit trieb, als ihr Mann den Nachdruck. Ein

gewiſſer Kammerdiener des Erzherzogs Maximilian, nachherigem Kurfürſten von Köln, erlaubte ſich den Spaß, der edlen Frau von Trattner weiszumachen, ſein Herr ſei ſterblich in ſie verliebt. Sie, die ſich mit dieſer Ehre brüſtete, zweifelte gar nicht an der Wahrheit und wartete mit Sehnſucht auf eine Zuſammenkunft mit dem durchlauchtigſten aller ihrer Liebhaber, welche aber immer durch unvorhergeſehene Zufälle verhindert oder aufgeſchoben wurde. Doch machte der Erzherzog der ſchönen Frau, wenn er vor ihrem Fenſter vorbeifuhr, allezeit ſein Kompliment und das war ihr genug zum Beweiſe ihrer Eroberung.

Einſt war die Rede von einer Trüffelpaſtete, die die junge Dame gern ſpeiſte. Nach etlichen Tagen verſtändigte ſie der Kammerdiener daß der Erzherzog übermorgen zu Hauſe ſpeiſen und ihr die beliebte Trüffelpaſtete von ſeiner Tafel überſenden werde. Es ſollte nicht an Zeugen ihres Triumphes fehlen. Sie lud alle die Leute, denen ſie ihre Eroberung zeigen wollte, zu ſich auf ein großes Mittagsmahl ein und es kam wirklich um vier Uhr ein Hoflakai, der die Trüffelpaſtete brachte, den getroffenen Anſtalten zufolge an die Tafel der Frau vom Hauſe geführt wurde, das ihm von dem Kammerdiener aufgegebene Kompliment vom Erzherzog Maximilian ausrichtete und nach Empfang etlicher Dukaten Trinkgeld ſich wieder entfernte. Das war eine Verwunderung und ein Geſchwätz und eine Beifallsbezeugung über den guten Geſchmack Seiner kaiſerlichen Hoheit und den leckern Biſſen der Paſtete, daß ſich die Frau von Trattner auf den höchſten Gipfel der Zufriedenheit erhoben fühlte. Aber der böſe Geiſt mengte ſich ins Spiel. Zum Unglück ſpeiſte ein General (wo mir recht iſt, Roſtitz) mit an dieſer Tafel, welcher ſich noch an dem nämlichen Tage in der Komödie bei dem Erzherzog rühmte, von ſeiner guten Trüffelpaſtete gegeſſen zu haben. Maximilian bat um Aufklärung des Räthſels, erklärte, daß er von der ganzen Sache nichts wiſſe, ließ den Kammerdiener kommen und brachte ihn im Beiſein des Generals zum Geſtändniß dieſer Schelmerei, die dem Gemahl der ſchönen Frau auf beſtimmten Befehl bekannt gemacht wurde und ſie tief demüthigte.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Großmuth und Freigebigkeit Maria Thereſia's. — Sie wird oft ſchrecklich hintergangen. — Das Herausſchnellen der Dukaten aus dem Wagen. — Der Jeſuit und Beichtvater der Kaiſerin, Pater Kampmüller. — Sein Nachfolger Janaz Müller, Prälat von St. Dorotheo. — Charakteriſtik desſelben. — Der Schwärmer Johann Baptiſt Baron Zallo. — Seine Redlichkeit und Narrheit. — Widerſprüche im Leben der Kaiſerin. — Hundert Staatsſtreiche und doch Erzbiſchof und Geheimer Rath. — Aeußerung des Fürſten Kaunitz darüber.

Maria Thereſia war großmüthig, freigebig und beſonders ſehr mitleidig gegen Nothleidende. Freilich wurde ſie oft ſchrecklich hintergangen, wodurch ſie in reiferen Jahren behutſam und oft am unrechten Orte mißtrauiſch wurde. In ihrer Jugend war ſie bisweilen bis zum Verſchwenden freigebig und auch im Alter, wenn ſie irgend eine gute Nachricht von ihren Kindern in Italien oder Frankreich in gute Laune verſetzte. Als der Jeſuitenorden aufgehoben wurde, wußte man ihr den Werth einiger Güter ſo gering anzugeben, daß ich noch jetzt ein paar Erzheuchler im Beſitze ſolcher Güter kenne, die ihnen jährlich mehr eintragen, als der ganze Kaufſchilling, den ſie dafür bezahlt hatten, betrug. Wenn ſie ausfuhr, war ſie immer wohl mit Dukaten verſehen, um ſie rechts und links an Arme, gemeine Soldaten und Soldatenweiber auszuwerfen und das mit einem beſondern Manöver ihres Daumens, mit dem ſie die Dukaten aus dem Wagen ſchnellte. Sie hatte auch große Summen den Hausarmen beſtimmt, die ihr Beichtvater als Almoſenpfleger auszutheilen hatte. Das war zuerſt Pater Kampmüller, ein Jeſuit. Der Umſtand iſt zu bekannt, als daß ich ihn wiederholen ſollte, wie der Kaiſerin einſt die Abſchrift ihrer öſterlichen Beichte aus Spanien zugeſchickt wurde, was die Aufhebung des Ordens oder die Einwilligung dazu von Seiten Oeſterreichs nach ſich zog. *)

*) Siehe darüber auch: Feßler's „Rückblicke." 2. Auflage. Leipzig 1851. Seite 103.

Kampmüller wurde noch vor der Aufhebung ſeines Beichtvateramtes entſetzt und dem Jeſuiten folgte ein Janſeniſt, der Prälat von St. Dorothea, Ignaz Müller, ein wahrhaft ehrlicher Mann, der das beſte Herz hatte, in der Dogmatik und in der übrigen theologiſchen Gelehrſamkeit ſeiner Religion ſehr gut bewandert war, ein guter aber nicht ſehr heller Kopf. Er war ſo aufrichtig, daß er einmal in meiner Gegenwart erzählte, er habe angefangen, den Bayle zu leſen, wäre aber ſo confus dabei geworden, daß er hätte befürchten müſſen, der Schlankel *) möchte ihn gar in ſeinem Glauben irre machen, darum habe er das Buch weggeworfen. Dieſer gute Mann wurde in Wien faſt durchaus verkannt. Man hörte nur Uebles von ihm reden. Alles, was die Kaiſerin that, das Einem oder dem Andern unangenehm war, ſchrieb man ſeinem Rathe zu und der ehrliche Mann wußte von nichts, wurde um nichts anderes gefragt, als was in ſein geiſtliches Fach einſchlug und miſchte ſich auch in nichts anderes. Ich war bekannt mit ihm, ging bisweilen in ſeine Abendgeſellſchaft und ſpeiſte jede Woche ein oder zweimal an ſeiner kleinen Tafel von drei oder vier Perſonen. Da es mir weh that, einen ſo braven Mann ſo gröblich verkannt zu ſehen, ſo ſprach ich einmal mit ihm über dieſe Angelegenheit und er gab mir folgenden Aufſchluß: „Gleich nach dem Antritte meines Amtes, als Beichtiger der Kaiſerin, mußte ich die von ihr den Armen feſtgeſetzten anſehnlichen Summen, die Pater Kampmüller vorher vertheilt hatte, übernehmen. Da waren denn viele Parteien, welche Jahr und Monatgelder unter dem Deckmantel der Armuth bezogen, trotzdem ſie doch im Glanze und Luxus lebten und, wie ich gewiß wußte, eher reich als arm waren. Dies bewog mich, eine General-Reviſion anzuſtellen, den wahrhaft Armen das Ihrige nicht länger zu entziehen und über jeden Armen, der ſich bei mir meldete oder den mir die Kaiſerin zuſchickte, genaue Nachforſchungen anzuſtellen. Da nun durch dieſe Vorkehrungen viele Unbedürftige, die zum Theil ſelbſt etwas vorſtellten, oder mächtige Beſchützer hatten, ihre erſchlichenen Beiträge verloren hatten,

*) Schlankel, ein öſterreichiſcher Ausdruck im Wiener Dialecte, der ſo viel als Schelm, jedoch im gemüthlichen Sinne, bedeutet.

ſo ſuchten ſie ſich zu rächen, ſchimpften, hetzten das Volk gegen mich auf und ſchwärzten mich als den Urheber alles Böſen an, wodurch ich mich aber gar nicht irre machen laſſe, ſondern ganz eigens Einen von meinen Leuten dazu halte, um die Armen, denen ich Almoſen gebe, zu beobachten und Andere aufzuſuchen, die wahrhaft arm ſind, die ſich zu betteln ſchämen und unterſtützt zu werden.“ Herr Leonhard Meiſter, Profeſſor in Zürich, hat ein leſenswerthes Buch über die Schwärmerei *) geſchrieben, worin dieſer Prälat vorkommt.

Der bekannte Schwärmer Baron Salis**) ging, überzeugt von ſeinem Werthe, im October 1771 nach Wien, mit dem gemäßigten Vorſatze, Staatsminiſter zu werden, den Fürſten Kaunitz und die übrigen Miniſter mit ſeiner Uebermacht von Talenten zu verjagen und dann nach ſeinem Sinn mit der Monarchie zu wirthſchaften, wie er es für gut befände. Der Mann hatte ein kleines Ding geſchrieben: „Le Régent Corse“ ***), worauf er ſich viel einbildete, weil es in einigen Zeitſchriften gelobt war. Sein erſtes Memorial an den Kaiſer iſt ſo merkwürdig und dabei ſo kurz, daß ich es hier einrücken kann:

„Allerdurchlauchtigſter Kaiſer! Wenn ein Einziger aus Eurer Majeſtät Miniſter das Regieren verſteht wie ich oder fähig iſt, eine Pièce aufzuſetzen, wie mein Régent iſt, ſo ſchenken Eurer Majeſtät mir Dero Huld nicht und entziehen mir dieſe wieder, wenn ich durch meine Rathſchläge Allerhöchſt Denenſelben nicht wenigſtens zehnmal mehr eintrage, als ich Eurer Majeſtät koſte.“ —

Daß dieſer Narr nicht ſogleich expedirt wurde, ſondern daß der Kaiſer und Maria Thereſia ſo geduldig waren, ihn wenigſtens einmal anzuhören, zeigt von großer Langmuth; daß er aber, nachdem er von der Kaiſerin an den Prälaten von St. Dorothea gewieſen war, dieſem ehrlichen Manne die gröbſten Sottiſen und endlich am 6. des Heumonats eine ſchriftliche Drohung

*) Bern 1775 und 1777. 2 Bände.

**) Johann Baptiſt Baron von Salis, geb. 1737 zu Bondo.

***) Ohne ſeinen Namen. 1768.

überſandte, daß er verſtummen und die Kaiſerin erblinden werde, zeugt von einem Grade von Schwärmerei, der dem unglaublich vorkommen muß, der dieſe Leute nicht kennt.*)

Ich habe den Tugenden der großen Maria Thereſia Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Größe ihrer Seele, ihr gutes Herz, ihr Verſtand, ihre Freigebigkeit, die Stärke ihres Geiſtes in Widerwärtigkeiten und ihre wahre, chriſtliche Frömmigkeit ſind Eigenſchaften, die ihr niemand abſprechen wird. Aber doch kommen in ihrem Leben, und zwar ſo wie ich glaube, bei allen Menſchen, in einzelnen Fällen Widerſprüche vor.

Folgende Anekdote möchte wohl dem, der die große Frau gekannt hat, nicht ſehr wahrſcheinlich vorkommen und doch iſt ſie wahr. Ein Niederländer, der nach dem Abſterben Karls des Sechsten ſchwarzes Tuch geliefert hatte, war im Jahre 1758 noch nicht bezahlt. Anfänglich, als die Kaiſerin in die ſchweren Kriege verwickelt war, wurden ſolche Zahlungen aus dieſem Grunde aufgeſchoben. Der gute Tuchhändler, der ſo viele Jahre hatte warten müſſen und deſſen Geſchäft noch durch andere Zufälle in Verfall gerieth, machte ſich endlich auf, um ſeine Bezahlung in Wien zu erlangen. Da wurde er denn erſt mit der Liquidation einige Jahre hingehalten. Er nahm oft Audienz bei der Kaiſerin, wurde von ihr freundlich getröſtet, der Aufſchub bald mit dem und jenem entſchuldigt, bald alles der Rechenkammer und den Kanzleien zur Laſt gelegt und ſo lebte dieſer Mann faſt zwanzig Jahre in ſteter Hoffnung in Wien und ſah endlich wohl ein, daß man ihn nicht bezahlen wolle. Er überreichte zuletzt der Kaiſerin eine Bittſchrift, worin er den langen Umtrieb und überhaupt den ganzen Umfang ſeiner Noth erzählte und zuletzt ganz trocken erklärte, daß er ſchon alle Hoffnung aufgegeben habe, jemals zu ſeiner Forderung zu gelangen. Da er nun bei dem langen

*) Das Tagebuch der ganzen Bewerbung dieſes Irrgeiſtes in Wien, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, findet man in demſelben Buche Leonhard Meiſter's, im 1. Band, S. 115 bis 137; es iſt ein merkwürdiges Actenſtück zur Geſchichte der menſchlichen Geiſt-verirrungen.

Aufenthalte in Wien Alles zugeſetzt habe und nicht einmal die Reiſekoſten mehr aufzubringen vermöchte, ſo bäte er Ihre Majeſtät entweder um ſeine Bezahlung ganz oder zum Theil oder nur wenigſtens um ſo viel Geld, als er zu ſeiner Rückreiſe benöthige. Es traf ſich der Zufall, daß ein Apotheker in Wien zu gleicher Zeit mit dem Niederländer eine Bittſchrift einreichte, in der er um einen Civildienſt für ſeinen Sohn bat und 200 Dukaten in die Kriegscaſſe bei dem damaligen bayeriſchen Erbfolgekriege als Kriegsbeitrag anbot. Maria Thereſia decretierte eigenhändig auf dieſe zwei Bittſchriften, dem Apotheker ſolle willfahrt werden, wenn er die 200 Dukaten an den Niederländer bezahlt haben würde und dieſer wurde zum Behuf ſeiner Reiſekoſten und ſeiner Abfertigung an den Apotheker gewieſen.

Bei der griechiſchen nicht unirten Kirche in Ungarn war ein mauvais sujet, das noch als Pope bei einer Criminal-Unterſuchung nicht zum Bekenntniß zu bringen war und nach erhaltenen fünfzig Stockſtreichen ab instantia losgeſprochen wurde. Dieſer Menſch, der Vida oder Vidak hieß, wußte ſich in der Folge ſo gut zu benehmen, daß er Biſchof und endlich Erzbiſchof zu Karlowitz wurde. Die meiſten Biſchöfe und Erzbiſchöfe in der öſterreichiſchen Monarchie erhalten den Geheimrathstitel. Sie müſſen aber darum einkommen. Das unterließ auch dieſer nicht und bekam auf Einrathen des Fürſten Kaunitz, dem der Umſtand von den erwähnten 50 Stockſtreichen ad posteriora bekannt war, abſchlägige Reſolution. Allein, damals vermochten die Kammerfrauen viel über die Monarchin und noch mehr das Gold über die Kammerfrauen. Der Mann mit den Fünfzigen ſchlug dieſen Weg ein und erlangte, was er wollte.

Die Kaiſerin erwähnte gegen den Fürſten Kaunitz dieſe Verleihung mit dem Zuſatze: „Ich weiß wohl, daß Er den Mann nicht leiden kann; ich halte auch ſelbſt nicht viel von ihm, aber er iſt einmal Erzbiſchof und da alle Erzbiſchöfe in meinen Ländern geheime Räthe ſind, ſo mußte ich wohl dieſen auch dazu machen.“ Kaunitz antwortete ganz trocken: „O, er wird ſeine Pflicht gewiß erfüllen. Ueber das Geheime hat er ſeine öffentliche

Prüfung abgelegt: er ſollte etwas entdecken und fünfzig Prügel konnten ihn nicht dazu bewegen: er verdient Geheimer Rath zu heißen."

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Brief an Nicolai. — Abreiſe von Ofen nach Wien. — Zuſammenkunft in Wien mit Nicolai 1781. — Rückreiſe nach Ofen. — Ankunft des Kaiſer Joſef II. in Ofen. — Der Kaiſer und der ungariſche Bauer. — Rückkehr des Kaiſers von Ofen nach Wien. — Reiſe Bretſchneider's nach Wien. — Unterredungen Bretſchneider's mit Joſef II. — Rückkehr nach Ofen. — Weitere Ereigniſſe in Ofen, in Briefen an Nicolai. — Nicolai. — Graf Palffy. — Graf Draskovics. — General Belednay. — Radan. — Ueberſetzung des Platmanazar. — Project eines Werkes. — Geſpräch des Kaiſer Joſef II. mit dem Erzbiſchof von Kalocſa, Baron Patachich. — Meiſterſchmidt. — Joſef Podmanczky.

Wir kehren nun wieder zu Bretſchneider's Aufenthalt in Ofen zurück. — Als dieſer die Abſicht ſeines Freundes Nicolai erfahren hatte, nach Wien zu reiſen, ſchrieb er demſelben am 12. April 1781 aus Ofen: „Nun hören Sie die guten Lehren, die ich Ihnen vorläufig wegen Ihrer Reiſe nach Wien zu geben habe und ich bitte Sie, folgen Sie mir als einem Experto Ruporto, beſonders wegen Ihrer Reiſe nach Regensburg. Wenn Sie in Regensburg Adreſſe haben und, wie ich vermuthe, von Herrn Reich an den Bankier Frey empfohlen ſind, ſo wird Ihnen dieſer höfliche Schweizer — der einen Gelehrten machen will und bei allen Vorſchlägen, die er Fremden thut, ſein Privatintereſſe nicht vergißt — tauſend Anleitungen geben, wobei Ihr Beutel zu kurz kommt. Sie werden freilich bei der Reiſe zu Waſſer das Angenehme nicht finden, was Sie ſich verſprechen, allein es ſchadet nicht, daß Sie es auf die Probe ankommen laſſen.

Alle Sonntage geht ein Ordinari-Schiff von Regensburg nach Wien, das etwa, wenn der Wind nicht conträr iſt, Donnerstag Vormittags in Wien ankommt. Auf dieſem zahlt die Perſon mit Bagage einen Dukaten und wenn ſie einen Wagen haben, etwa zwei Gulden Reichsmünze für denſelben beſonders. Das ſage ich

Ihnen aber im Voraus, daß Sie mit dieſer Gelegenheit unbequem fahren, keine Cajüte für ſich allein haben und ſicher Ungeziefer mit nach Wien bringen. Doch weil Sie auch in literariſcher Abſicht reiſen, ſo würden Sie auf der andern Seite viele Volkslieder ſammeln können, denn auf dieſem ordinären Fahrzeuge, auf dem der Handwerksburſche und Taglöhner blos für ſeine Arbeit am Ruder mitgenommen wird, fehlt es niemals an Betteljuden, H***n, ungariſchen Krummholzöl-Trägern und anderen feinen Herren, Weibern und reſpectiven Sängern. Wollen Sie aber ein eigenes Schiff nehmen, das würde Ihnen 12 bis 15 Dukaten koſten. Aber das Beſte, was Sie thun können, iſt Folgendes: Schicken oder gehen Sie ſelbſt zu dem bayeriſchen Schiffmeiſter Keller, welcher zu Stadt am Hof, jenſeits der Regensburger Brücke wohnt. Wollen Sie ihm einen Gruß von mir (d. i. von dem Herrn vermelden, der auf ſeinem Schiffe die Ruhr hatte und einen Beutel mit 24 Dukaten, bei den heftigſten Leibſchmerzen, aus den Beinkleidern ins Waſſer fallen ließ), ſo können Sie ſich auch gleich des Preiſes wegen auf mich berufen. Dann zahlen Sie nur 35 Gulden Reichsmünze; oft, wenn mehrere Paſſagiere mitgehen, noch weniger, ja ich bin ſogar einmal für 12 Gulden mitgefahren. Dieſer Mann nimmt ſogleich ein beſonderes Schiff und fährt in drittehalb Tagen nach Wien.

Schmauſereien in Wien auszuweichen, das kann allein die Natur, wenn ſie den Menſchen krank auf's Bett wirft. Sie werden in einen Taumel von Gaſtereien gerathen, daß Ihnen Kopf und Magen wehe thun und das Herz über die verlorene Zeit bluten wird, denn ein Incognito iſt Ihrerſeits gar nicht möglich und mit Gelehrten bekannt zu ſein und ſich zu rühmen, daß man dem Verfaſſer des „Sebaldus Nothanker" einen Faſan in Sauerkraut zu eſſen gegeben hat, das gehört in Wien zum Modeton. Man wird, um ſich dieſe Ehre zu verſchaffen, Ihren Bedienten beſtechen und die Plätze bezahlen, wie bei einer Execution. Sagen Sie aber dieſes Ihr Anliegen, wenn Sie nach Wien kommen, dem Baron Gebler, der wird ſchon Mittel finden,

Sie herauszuziehen. Aber auch bei ihm ſetzt man ſich um zwei Uhr zu Tiſche und ißt bis vier Uhr."

Nicolai war nach Wien gereiſt und Bretſchneider ebenfalls dahin gekommen und ſo genoſſen Beide, während Nicolai's Aufenthalt in Wien, im Mai und Juni 1781, nach langer Trennung ſich wieder und das Band ihrer Freundſchaft wurde nur noch inniger geknüpft, ſo daß ſie von dieſer Zeit an keine Geheimniſſe mehr vor einander hatten.

Im Juli 1781 kehrte Bretſchneider von Wien wieder nach Ofen zurück. Im Auguſt desſelben Jahres kam Kaiſer Joſef II. nach Ungarn, zu den großen Cavallerie-Manövern bei Peſt. Von dieſem Aufenthalte des Kaiſers theilte Bretſchneider Nicolai brieflich aus Ofen Nachfolgendes mit: „Als Kaiſer Joſef hier im Lager war, fiel ein Bauer vor ihm auf die Knie. Der Kaiſer ſagte zu ihm: „Steht auf! ich bin nicht Gott!" Der Bauer küßte ihm die Stiefel. „Noch ſchlimmer," ſagte der Kaiſer, „wenn ich nicht Gott bin, ſo iſt es mein Stiefel noch weniger."

Bei der Gelegenheit, als ein Jude namens Oeſterreicher, derſelbe der den Hymſchen Tractat von den Wäſſern herausgegeben hat, beim Kaiſer klagte, „daß ihn die Fakultät nicht zum Doktor machen wolle", erzählte der Kaiſer bei der Parole: daß, als ſeine Mutter noch gelebt habe, einſt ein Jude aus England gekommen ſei und als Roßarzt in den kaiſerlichen Stallungen angeſtellt zu werden nachgeſucht habe. Da nun der Kaiſer zur Antwort gab: „Er wiſſe, daß hier nur katholiſche Männer angeſtellt würden", hätte der Jude ganz frech gefragt: Ob die Pferde auch katholiſch wären?

Im September benachrichtigte Bretſchneider Nicolai, daß er einen Brief aus Regensburg von einem gewiſſen Baron Liebenſtein, der ſich dort aufhielte, bekommen hätte, worin ihm derſelbe melde, daß Nicolai's Reiſe ganz freimaureriſch ſei und daß Nicolai Projecte in Anſchlag hätte, die auf Abänderungen und neue Syſteme abzielten. In Ofen wäre man geſonnen, ſich unabhängig zu machen und nur auf die Monarchie einzuſchränken.

Im October kehrte Kaiſer Joſef nach Beendigung der großen Cavallerie-Manöver wieder von Ofen nach Wien zurück. Auch Bretſchneider begab ſich in demſelben Monate nach Wien, kehrte jedoch bald wieder nach Ofen zurück. Während des Aufenthaltes des Kaiſers in Ofen, ſo wie auch bei ſeinem Aufenthalte in Wien, hatte Bretſchneider das Glück gehabt, einige Male mit Joſef II. zu ſprechen, worüber er ſeinem Freunde Nicolai aus Ofen berichtete. Die Unterredungen mit dem Kaiſer waren in der That ein großer Troſt für Bretſchneider, denn die Exjeſuiten chikanierten ihn ſo, daß er ſich genöthigt ſah, eine förmliche Deduction von ihren Anſtalten, die Wiſſenſchaften in Ungarn zu untergraben, inſoweit es mit ſeinem Amte in Verbindung ſtand, zu verfaſſen, um ſie dem Kaiſer einzureichen.

Ueber ſeine weiteren Erlebniſſe und die Begebenheiten in Ungarn ſchrieb er an Nicolai die folgenden Briefe: (Am 20. November 1781.) „Ich war oft bei Matolai und beſuchte einige Male die Loge. Die Union nach Zinzendorf'ſchem Syſtem iſt vor 14 Tagen vor ſich gegangen, und man arbeitet an einer gänzlichen Unabhängigkeit. Graf Dietrichſtein ſprach mit mir und ſagte, er ſei noch nicht recht überzeugt, ob Sie nicht dem Syſteme der Geiſterbannerei anhängen, ob Sie es gleich bei ihm zu verläugnen geſucht hätten. Vielleicht iſt er ſelbſt davon eingenommen, ſowie der Graf Z—z—f. (Zinzendorf) von der Goldmacherei." (22. November 1781). „Die Reformierten in Ungarn haben ſich zeither des Heidelbergiſchen Katechismus bedient. Darin kommt unter andern vor: „Die Meſſe iſt eine verdammte Abgötterei". Das iſt nun freilich mitten unter der dominanten katholiſchen Religion ſehr anſtößig. Der Kaiſer befahl alſo ſehr glimpflich, ſie möchten dieſer Stelle eine andere Wendung geben und ihm berichten, wie ſie ſie künftig einrücken wollten. Darüber entſteht jetzt ein Aufruhr. Die Prediger glauben, in einem ſymboliſchen Buche könne nichts geändert werden, auch viele Weltliche hängen mit Leib und Seele an Beibehaltung dieſer Worte. Durch eine ſolche Hartnäckigkeit können vielleicht alle Proteſtanten die gute Geſinnung des Kaiſers verſcherzen. Durch vieles Zureden,

auch von meiner Seite, habe ich es dahin gebracht, daß ich an den Paſtor Bernes in Genf habe ſchreiben dürfen, damit er ſeinen Katechismus hieher ſchickt. Hat er dieſe Stelle nicht, ſo wollen ſie ſich geben, hat er ſie aber beibehalten, ſo iſt der Teufel los.“ (13. December 1781). „Nun noch ein Wort von den Ungarn. Sie hatten den Wiener Grafen Palffy* zum Provincial-Großmeiſter erwählt, und halten es zwar noch jetzt mit den Wiener Logen, werden ſich aber, weil ſeit dieſen Vorfällen ein völliges Mißtrauen gegen alles Deutſche eingetreten iſt, ſobald ſie erſt alles wiſſen, was ſie wollen, trennen und in Ungarn ganz für ſich arbeiten. Draskowics hat ein eigenes Syſtem ausgearbeitet, wovon ich Ihnen meine Gedanken unmöglich ſchriftlich ſagen kann. Sie haben drei Proben eingeführt, wobei viel Luſtiges zu ſchauen iſt: Herzhaftigkeit, Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit. Bei der Erſten wird gebalgt oder wenigſtens damit gedroht. Daß des Kaiſers Treſorier auf Befehl recipiert worden iſt, und daß man Ordre bekommen hat, alles prächtig einzurichten, wenn der Großfürſt in die Loge käme, das habe ich Ihnen, glaube ich, ſchon geſchrieben.“

„Der Graf Palffy iſt ein Herr, der das beſte Herz von der Welt hat; er iſt ungariſcher Vicekanzler und hat in dieſem Amte Gelegenheit gehabt, viel Gutes zu ſtiften, beſonders bei dem Studienweſen in Ungarn. Er iſt das nicht, was man im eigentlichen Sinne einen Hofmann nennt, denn er iſt dazu ein viel zu ehrlicher Mann. Er ſchmeichelt nicht Größeren und ſagt nicht Geringeren unbedeutende Komplimente oder Verſprechungen, die er nicht zu halten gedenkt, ſondern was er ſpricht kommt vom Herzen. Von ſeinem guten Geſchmacke kann ſein Haus zeugen; man wird nicht leicht in Wien bei der innern Einrichtung etwas Ungekünſtelteres und doch Prächtigeres finden, als ſeine Tapeten und Möbel. Er beſitzt eine ſchöne Bibliothek, die in ſeinem großen Viſiten-Saale hinter vergoldetem Tafelwerk verborgen iſt, ſo daß man da, wo man eine Wand zu ſehen glaubt, in einem Augenblicke die prächtigen und großen Werke eines Gronovius, Graves, das Museum

*) Karl Hieronimus, geb. 1735, geſt. 1816, war ſeit 1776 ungar. Vicekanzler.

Florentinum Herculanum, kurz die auserleſenſten und koſtbarſten Bücher ſieht. Auch ſeine Kupferſtichſammlung, meiſtens von Stücken alter Meiſter, iſt ſehenswerth. Von der Großmuth und Menſchenliebe dieſes Herrn kann folgende Anekdote zeugen: Ein Baron W., der lange Jahre an auswärtigen Höfen als Miniſter geſtanden hatte, verlor durch Einziehung des Kammerbeutels und durch das neue Penſionsſyſtem den größten Theil ſeines Gnadengehaltes, ohne daß er eigene Mittel zuzuſetzen hatte. Er erzählte ſein Malheur dem Grafen Palffy und kaum war er in ſeiner Wohnung, ſo kam ein Billet von dieſem Herrn, worin er ſich anheiſchig machte, ihn ſo lange er lebe zu unterſtützen."

(17. Februar 1782.) „Ich weiß ſelbſt nicht, aus was für Urſachen ich meinen Grundſätzen ungetreu werde und mich in Händel miſche, die mich nichts angehen; allein ich fühle doch, mir ſelbſt unbewußt, immer einen Hang auch in Kleinigkeiten, ſo viel ich kann, zu künftiger Mehr-Erleuchtung beizutragen und nehme in dieſem Falle oft viel wärmeren Antheil an ſolchen Sachen, als ich mir einbilde. Der Kaiſer gab ſchon im Auguſt v. J. den Heidelberg'ſchen Katechismus an einen Agenten, um ihn den Reformierten zuzuſtellen; die bedenklichen und in der That ärgerlichen, zu den Glaubensartikeln gar nicht gehörigen Stellen waren unterſtrichen und der Kaiſer verlangte weiter nichts als: man möchte ſie mildern. Das ſind nun in der That ärgerliche Stellen, als z. B. „Was iſt die Meſſe?" Antwort: „Eine Verläugnung Chriſti und verdammte Abgötterei". Unter den hieſigen Reformierten befindet ſich ein alter, wackerer Mann, namens Maday, der gab gleich ſein Votum dahin ab: Man ſolle ſich nicht lange mit der Milderung abgeben, ſondern die ganzen Stellen als unnöthig weglaſſen. Auf dieſe Art hätten aber die Herren Superintendenten ꝛc. gar nichts über dieſe Sache zu ſchwatzen und zu rathen gehabt, folglich brachten ſie die Frage auf das Tapet: Ob auch ein Landesherr befugt ſei, an den ſymboliſchen Büchern eine Aenderung zu verlangen? — ſie, die unter Maria Thereſia für eigene Kirchen und für die Wiedereinſetzung in die Jura Stolae gern den halben

Katechismus in den Kauf gegeben hätten. Nun wußte ich von allen dieſen Dingen nichts; ich kannte aber den Befehl des Kaiſers und wunderte mich, daß ich im October 1781 zu Wien hören mußte, daß noch keine Antwort in Wien war. Nach meiner Zurückkunft ſprach ich mit dem General Beleszna y, Einem der Vornehmſten unter den Reformierten und bat ihn, den Kaiſer durch ſo lange Verzögerungen nicht verdrießlich zu machen und wendete alle Gründe an, um ihn zu bewegen, dem oben genannten Raday beizuſtimmen und die Stellen ganz wegzulaſſen. Welcher Landesherr wird leiden, daß man die Religion, zu der er ſich öffentlich bekennt, in den Schulen ſeiner Länder Abgötterei nennt? Weil aber der Schädel dieſes Generals, wenn nicht etwas hartſinnig, doch harthörig war, ſo nahm ich den Beweis zu Hülfe, daß man in Genf, auch ohne freundſchaftliche Erinnerung eines Kaiſers, von ſelbſt dieſe und mehrere Stellen hinweggelaſſen hätte. Dies wußte ich zwar nicht ganz gewiß: allein, weil mir die Genfer Streitigkeiten mit dem Paſtor Bernes, der einen Katechismus geſchrieben hat, bekannt waren, ſo vermuthete ich aus der Veranlaſſung dieſes Streits, daß Bernes dieſe Stellen würde weggelaſſen haben und ſchrieb, da der General auf die Vorlegung dieſes Beweiſes drang, im Namen des Generals und mit ſeiner Genehmigung, mit ſeiner Namensunterſchrift den hier abſchriftlich beiliegenden Brief an den Paſtor Bernes. Der General verſteht kein Wort franzöſiſch und den Brief ſchickte ich nach Genf, ohne daß ich ihm denſelben zeigte. — Nun wird der Katechismus erwartet. Was aber von den Jüngern des Servetiſchen Urtheilſpruches beſchloſſen werden wird, ein ſolches werde ich zu ſeiner Zeit zu berichten nicht ermangeln; ich aber werde, nach dem Schickſale der Gerechten, ſtinkend werden auf beiden Seiten."

(13. März 1782.) „Hier kommen unzählige neue Skarteken bei Gelegenheit der Ankunft des Papſtes heraus. Ich muß Ihnen nur eine Stelle aus einem Briefe des Barons Gebler, unſers Freundes, kopieren. Sie lautet wie folgt: Es iſt hier (Wien) eine merkwürdige Broſchüre herausgekommen: „Was iſt der Papſt?" Eine andere größere Schrift: „Sieben Kapitel von Kloſter-

leuten", macht ebenfalls viel Aufſehen. Der Verfaſſer zeigt, daß Kirche und Staat ſogar verbunden ſind, das ganze Mönchsweſen, je eher, je lieber, als unnütz und ſchädlich abzuſchaffen. Das ſind keine gemeinen, ſondern wichtige Aufſätze. Das ſchreibt, das duldet man jetzt in Wien! Und alle Tage vermehrt ſich, beſonders unter dem Volke, die Zahl der ſo Denkenden. Ich wünſchte, daß Freund Nicolai, wenn er noch ein Reiſejournal ſchreibt, dieſe große Veränderung, die nur erſt ſich zu entwickeln anfing, als er hier war, recht geltend machte. Aber ein Preis unſerm vortreiflichen, großen, beſten Joſef, Oeſterreich überhaupt Gerechtigkeit, das wäre faſt noch ein größeres Wunder.

Sehen Sie, Freund! wie ſchwer es iſt, unparteiiſch beurtheilt zu werden, eben ſo ſchwer, als es faſt allen Menſchen wird, unparteiiſch zu urtheilen. Wahrlich! Wenn ich noch je etwas vor vielen andern Vorzügliches in mir ſpüre, ſo iſt es allein die Unparteilichkeit, mit der ich von mir ſelbſt und Andern denken kann. Gewiß, ich glaube nicht, daß ein Anderer nicht auch unparteiiſch ſein könnte und das daher, weil ich ſo ſein kann. — Nihil admirari! war ſchon längſt mein Wahlſpruch und wenn ich ihn ja bisweilen, zumal bei ſchönen Geſchöpfen, gebrochen habe, ſo hat es mich immer bald darauf gereut. Gutes verkenne ich nicht leicht, aber bei mir gilt ein übergoldeter Groſchen nur um ſoviel mehr, als das Gold beträgt, womit er überzogen iſt; für einen Dukaten nehme ich ihn nicht. Ad vocem Dukaten muß ich Sie doch mit einem Sinngedichte beſchenken. Es iſt nun einmal nicht anders. Wenn Sie meine Briefe leſen wollen, müſſen Sie auch meine Sinngedichte leſen, denn es ſteht geſchrieben: „Auch die Thorheiten deines Freundes muß du tragen." Bertier, ein franzöſiſcher Geiſtlicher, will entdeckt haben, daß die Körper, je höher ſie ſteigen, immer ſchwerer werden. Herr Achard widerlegt ihn. Dies las ich vor ein paar Tagen und machte Folgendes aus dem Stegreife:

„Daß alle Körper ſchwerer werden
Je höher man ſie von der Erden
Erhebt — das Ding verlohnt der Müh'.

Wahrhaftig! ich probir' es morgen,
Parterre will ich Dukaten borgen
Und auf dem Thurm bezahl' ich ſie.“ —

„Haben Sie in den Zeitungen den Briefwechſel des Papſtes mit dem Kaiſer geleſen? Mir hat er gefallen. Man ſollte wieder einen Band litterae procerum herausgeben. Aus dem vorigen Jahrhundert könnte ich einen ſchönen Beitrag von dem Cartel König Karls XI. von Schweden und der Antwort Chriſtians IV. von Dänemark liefern. Wenn Sie dieſe Beweiſe königlicher Sitten nicht ſelbſt haben, ſo ſende ich Ihnen Abſchriften. — Chriſtian antwortete unter Anderem: „Belangend den Kampf, welchen Ihr mir anbietet, bedünkt uns ſolches gar ſpöttlich, angeſehen Ihr ſchon genug von uns geſchlagen ſeyd. Eine warme Stube ſollte ſich beſſer für Euch ſchicken. — Ihr ſolltet Euch ſchämen, Ihr alter Mann, einem ehrlichen Herrn alſo zu begegnen, habt's ohne Zweifel von den alten H***n gelernt u. ſ. w.“ —

(8. April 1782). „Es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie meine Ueberſetzung des Pſalmanazar*) drucken wollen. Die ganze Bedingung, die ich meinerſeits dabei zu ſtellen habe, iſt die Ehre Ihres Verlags. Ich muß Ihnen aber die mir aufgeſtoßenen Bedenklichkeiten und meine dadurch veranlaßten Gedanken vorlegen. Sie werden mir alsdann Ihre Meinung ſagen und auch die Ankündigung des Buches darnach einrichten.

Pſalmanazar war ſeine meiſte Lebenszeit hindurch ein pfiffiger Betrüger, und wie Sie ſelbſt wohl vermeint haben, und ich pace sua, wenngleich nicht gern, ſagen möchte, daß er es auch nach ſeinem Tode iſt. Die Facta, die er erzählt, haben zwar alle das Gepräge der Wahrheit, und der ganze Verlauf ſeiner Betrugsgeſchichten kann ſich faſt nicht anders zugetragen haben, als wie er ſie erzählt. Er war katholiſch geboren, hat ſich nachdem für einen Japaner ausgegeben und taufen laſſen, und ſtellt ſich in ſeinem Buche, als ob ihn endlich tiefere Einſichten, es mit der eng

*) Pſalmanazar (geb. 1698, geſt. 1763) ſchrieb ein Werk unter dem Titel: »History of the Island of Formosa«. Seine Biographie erſchien in London 1764.

lichen Kirche zu halten, verleitet hätten; mir aber ſcheint der gute Mann ſo wenig ein Chriſt, als ob er wirklich ein Japaner wäre. Man kann es leicht durchſchimmern ſehen, wenn man ſcharf ſieht; allein demungeachtet hat er das ganze Buch mit renmüthigen, theologiſch-aſcetiſchen und zum Theile fanatiſchen Phraſen durchſpickt, daß nicht nur der Faden der Geſchichte immer dadurch unterbrochen wird, ſondern auch der Leſer durch die beſtändige Anführung der Barmherzigkeit Jeſu und durch die ſich ſelbſt anklagenden Exclamationen bis zum Ekel ermüdet wird. Indeſſen iſt doch ſein Beiſpiel eines der wichtigſten und für die Menſchengeſchichte dieſes Jahrhunderts eine der auffallendſten Begebenheiten. Ein Menſch, vielmehr ein Bube von 18 Jahren, war dreiſt und geſchickt genug, ganz England am Narrenſeile herumzuführen und ſetzte ſeine Sache durch. Er trieb es viele Jahre und würde wenigſtens die halbe gelehrte Welt auf ſeiner Seite hinterlaſſen haben, wenn er ohne Bekenntniß geſtorben wäre. Da nun ſein Leben ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit iſt, ſo verdient es gewiß bekannt zu werden. Indeſſen kann ich mich unmöglich überwinden, alle ſeine frommen Seufzer und eingebuchſtabte (sic!) Gewiſſensbiſſe, die nicht zur Sache gehören und Niemand intereſſieren, zu überſetzen. In einem Auszug kann aber wenig mehr kommen, als was ſchon im Bremiſchen Magazine ſteht. Weil ich nun mehr ſolche Menſchen weiß, zum Theil ſelbſt kenne — Menſchen, die in dieſem Jahrhundert Aufſehen gemacht, zum Theil unzählige andere Menſchen an ſich gezogen, ſich entweder ſelbſt zugleich mit oder jene allein betrogen — und mit einem Worte Wunderbares, das wenigſtens nicht Jeder gleich erklären kann, gezeigt haben, ſo hätte ich Luſt, über den Eindruck und die Gewalt, die ein kluger und beharrlicher oder enthuſiaſtiſcher Kopf über viele Menſchen erlangen kann und über den Zufall und tauſend Begebenheiten, die oft zur Täuſchung des Pöbels ſo viel beitragen können, ein wenig zu raiſonieren, die Beiſpiele blos aus dieſem Jahrhundert zu nehmen und das Wahre auf der rechten Seite, das Falſche aber ganz entwickelt oder wahrſcheinlich ausgelegt darzuſtellen. Da würde denn das Leben Pſalmana-

zar's einen Hauptplatz einnehmen, und zwar den ersten, um durch seine Geschichte, die Niemand bezweifeln kann, zu zeigen, wie leicht auch aufgeklärte, gelehrte Leute, so eine ganze Nation zu hintergehen ist. Meine andern Helden würden sein: Swedenborg, den ich gekannt habe; Zinzendorf, den ich gekannt habe; Saint Germain, den ich nur aus Lamberg's Mémorial d'un Mondain kenne, der mir aber sehr gelegen kommt, weil in diesem Jahrhundert (1779) ein gleicher Abenteurer, der sich Prinz Hultazoh nannte und alles das Nämliche wie St. Germain von sich vorgab, auch eine Verjüngerungs-Tinktur besaß, florirt hat. Außer diesen würden auch ihren Platz hier finden können: Schröpfer, Lavater, von Salis, Gaßner und einige Unberühmte, die ich besonders kenne. Ich würde, so weit wenigstens meine Bekanntschaft mit der menschlichen Natur reicht, bei Manchem erklären, wie er ohne Betrügerei ein Betrüger oder Schwärmer sein konnte, z. B. ein Swedenborg.

Bis jetzt habe ich (unter uns gesagt) an einem protestantischen Studienplane für Ungarn gearbeitet. Pronay, der nun Baron geworden ist, ist Deputierter der Augsburg'schen Confessions-Verwandten zum Schulwesen und jetzt in Preßburg. Man will nun gern die Protestanten hier unter das katholische Studiensystem zwingen und das wäre schlimmer als Nontoleranz. Allo hat man auf ein Auskunftsmittel gesonnen und nach diesem darüber gemachten Aufsatz kann das protestantische Studienwesen von jenem ganz unabhängig sein."

(10. Juni 1782.) „Anstatt allem dem, was ich Ihnen von den Sensationen, die der Papst in Wien gemacht hat, schreiben soll, will ich Ihnen hier ein Gespräch des Kaisers mit dem Erzbischof von Kalocsa, so wie mir es der Letztere selbst erzählt hat und so gut ich es aus dem Aermel werfen kann, mittheilen; denn wahrlich! ich bekümmere mich so wenig um alle Publica, daß ich selten einmal die Wiener Zeitung lese und da der Monarch vom Anfange bei aller guten Anlage und, wie ich glaube, auch gutem Willen, nicht nach meinem Kopfe verfahren ist, so überlasse ich ihm jetzt das Einschränken ohne alle Theilnahme und

erlaube dem Papste salvo jure tertii, der ich selbst bin, zu thun, was er kann. Hier hebt sich an das Gespräch des Kaisers mit dem Erzbischof Baron Patrizi.

Praemissis consuetis, K. „Nun! Jetzt wird hier auch allerlei geschrieben und die Leute fangen an, freier und aufgeklärter zu denken." — P. (Mit aufgehobenen Händen.) „Ach! Du lieber Gott! Ja, leider wird nur mehr als zu viel geschrieben und ich bitte Eure Majestät um Gotteswillen, diesem Frevel Einhalt zu thun, durch den selbst Eure Majestät geheiligte Person gemißhandelt wird". — K. „Er, warum? Lesen Sie die Broschüren, die herauskommen?" — P. „Ich lese sie alle und muß sie, kraft meines Amtes, lesen, damit ich sehe, ob denn diese Leute auch etwas Neues sagen und ob die Gefahr, in die solche Schriftsteller, als: Arnalt, Plarer, Eybel u. dgl., die Kirche setzen, von wirklichen großen Folgen sein kann." — K. „Ja, der Arnalt — von dem Menschen glaube ich, daß er alles vertheidigt und widerlegt, was man will. Er ist ein ausgesprungener Mönch. Plarer ist ein Narr! Ein Fanatikus. Aber man muß schon die Leute reden lassen. Verschonen sie mich doch auch nicht, sie haben ja gar auch ein Buch herausgegeben, wo sie mich mit Luther zusammensetzen. Haben Sie das auch gelesen?" — P. „Ach! Jawohl habe ich's gelesen und bin erstaunt, wie sich der Verfasser so entsetzlich an Eure Majestät vergehen kann. Der Titel ist schon majestätbeleidigend. „Kaiser Joseph und Luther!" Darin erzählt er alles, was Luther in seinem sogenannten Reformationswerke gethan hat, nennt ihn durch das ganze Buch NB. „den seligen Luther" und endlich schließt er damit: „So weit ist der selige Luther gekommen; nun wäre es Kaiser Joseph aufgehoben, das vollends auszuführen, was Jener angefangen oder nur zum Theile vollbracht habe." — K. „Ich habe aber das Buch in die Censur geschickt und man hat mir gesagt, daß nichts Unanständiges darin sei." — P. „Das ist's eben, Eure Majestät! Die Censur — K. „Ja! Aber ich habe es der theologischen Facultät und besonders dem Rautenstrauch, der doch ein gescheidter Mann in theologischen Sachen sein soll, geschickt. — P. (Mit Achselzucken.) „Ja! Aber das ist das Unglück!

Ich will den Prälaten Rautenſtrauch nicht verachten, aber — M. „Ja! Wenn dieſe Leute es nicht verſtehen, da kann ich nun weiter nicht helfen.“ — So wurde nun der Discurs auf etwas Anderes gelenkt und dem Erzbiſchof, einem der vornehmſten Jeſuitenpatrone, die weitere Gelegenheit mit vieler Höflichkeit benommen, von dieſer Materie wieder anzufangen.“

„Von Meiſterſchmidt und dem Grafen Thun (wovon ich nur Einen kenne) kann ich Ihnen jetzt noch nichts Neueres oder Zuverläſſiges melden. Ich war bei Meiſterſchmidt noch einige Male und hörte ſeine Abenteuer an: weil ich aber als ein Menſch, der ſeinen größten Ruhm darein ſetzt, alle Dinge platterdings ohne Vorurtheil oder Parteilichkeit zu betrachten, auch nicht einen Funken von Realität in allem dem Geſchwätze finde, was Meiſterſchmidt ꝛc. von Geiſtern, Wundergaben oder dergleichen ſchwatzen; ſo war es mir ganz unmöglich, mich ernſthaft mit dem Manne zu unterhalten. Ich will es aber nun thun, wenn ich im Auguſt nach Preßburg komme. Eine Art von Heuchelei iſt immer damit verknüpft, denn, ſage ich was ich denke, und widerſpreche den Herren, ſo erfahre ich nichts von ihren Grillen, alſo muß ich ſchon Narrheit heucheln. Allein, das iſt ſchon eine gewöhnliche Sache, Verſtand zu verbergen und Thorheit zu zeigen; was noch mehr, es hilft durch die Welt.“

„Joſef Podmanitzky, der kleine Esope à la cour, den Sie kennen, war etliche Male bei mir und ſagte mir zuerſt, daß ihm Lavater ſo viel von Meiſterſchmidt vorgeredet habe. Ich erſtaunte darüber, weil ich damals Ihren Brief noch nicht hatte. Er kam auch mit ſeinem eigenen Kram, ſagte mir, daß er Rosenkreuzer ſei und gewiſſe Leute kenne, die einen genauen Umgang mit Geiſtern hätten. Ich drehte das Ding ins Lächerliche; denn, da man hier ſtuſſigen Spiritus im gemeinen Leben Geiſter nennt, ſo nannte ich ihm den hieſigen Apotheker als einen Mann, der auch mit Geiſtern viel umgeht und konnte ihn kaum zurückhalten, ſo geſchwind wollte er den Mann kennen lernen. Es war bei mir auch eine Zeit, wo ich ſolchen Sachen nachzog und ihre

Exiſtenz ſelbſt glaubte, aber — ob ich gleich nicht ſchlechterdings verneine, ſo finde ich doch jetzt nichts der Satyre und des Spottes würdiger, als ſolche Poſſen."

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Reiſe nach Nürnberg. — Intriguen der Exjeſuiten in Ofen. — Rückkehr nach Ofen. — Reiſe nach Wien im October 1782. — Eine Geiſterbeſchwörung in Wien. — Bretſchneider's Erklärung derſelben.

Im Monate Auguſt machte Bretſchneider eine Reiſe nach Nürnberg, welche wahrſcheinlicherweiſe den Zweck hatte, ſeltene Bücher und Handſchriften aufzufinden, wie er auch ſpäter halb Galizien durchreiſte, um in den Klöſtern nach ſolchen zu forſchen. Die Exjeſuiten hatten ſeine Abweſenheit von Ofen benützt, um einen andern Bibliothekar, den alten, ſchon jubilierten Exjeſuiten Pray, anzuſtellen und Bretſchneider vorzuſetzen. Dieſer Umſtand beförderte ſeine Rückreiſe nach Ofen.

Im October (1782) reiſte er nach Wien, wo er die Erfahrung machte, daß die Herren von der ungariſchen Kanzlei ihren Haß gegen ihn, den ſie als Beförderer der Toleranz anſahen, nicht ganz verbergen konnten. In dieſe Zeit ſeines Aufenthaltes zu Wien fällt auch der Beſuch Bretſchneider's bei einem Rabbiner, der ſich damals in Wien aufhielt und Geiſtererſcheinungen bewirkte. Er erzählt darüber wie folgt:*)

* Natürliche Magie oder Erklärung verſchiedener Wahrſager und natürlicher Zauberkünſte von Chriſtlieb Benedict Funk, Profeſſor der Naturlehre in Leipzig. Mit 13 Kupfertafeln. Berlin und Stettin 1783, bei Friedrich Nicolai. — Hindeutungen auf dieſe Wiener Geiſtererſcheinung Bretſchneider's enthalten: Nicolai's Reiſen ꝛc. 6. Band, Seite 432—433. Auflage 1785. Berlin und Stettin. — Bretſchneider's Reiſe nach Paris und London, Seite 295—296 und Seite 94. — Vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen ꝛc. über Bretſchneider von Profeſſor Meuſel. Seite 18—19, wo Graf Dietrichſtein, welchen Bretſchneider in ſeiner Erzählung nur mit dem Buchſtaben X. bezeichnet, ausdrücklich genannt iſt. — Berliner Monatſchrift 1784, 3. Band, Seite 116—132.

„X. (Graf Dietrichſtein*), ein vornehmer Mann, der mich einiger Vertraulichkeit würdigte, glaubte an Geiſterbannerei, ich nicht. Er ſuchte mich zu bekehren; ſeine Gründe waren Gemeinſprüche: z. B. „Es gibt viel Unbegreifliches in und außer unſerem Weltkörper, das man darum eben nicht als falſch verwerfen kann, weil es ſich nicht erklären läßt, weil man es nicht ſelbſt geſehen hat, oder weil uns die Erzählung unglaublich vorkommt.“ Er erzählte mir Beiſpiele von Swedenborg, Schröpfer, W. in St. (?) und mehrere. Ich leugnete oder lachte, er bedauerte mich, und am Ende bewogen ihn, wie er ſich auszudrücken beliebte, meine andern Einſichten und geprüfte Aufrichtigkeit, daß er mit Petron ausrief: „Adolescens quoniam sermonem habes non publici saporis et quod rarissimum est, amas bonum mentem, non fraudabo te arte secreta.“ „Ich will Sie,“ ſagte er, „zu einem Rabbiner aus England führen, der mit himmliſchen Geiſtern umgeht, zu einem echten Theurgen, der nichts mit dem Teufel zu ſchaffen hat und der auch mich ſchon einigemale in die Geſellſchaft dieſer Himmelsbürger gebracht hat.“ X. (Dietrichſtein) führte mich zu dem Rabbiner, an dem ſelbſt Lavater das Patriarchengeſicht nicht verkennen würde. Ohne Vorurtheil hätte ich aus ſeiner ehrlichen Miene, aus ſeiner trockenen Gleichgültigkeit und ſeinem ſtillen, in ſich gekehrtem Weſen auf einen Schwärmer oder Myſtiker geſchloſſen.

So viel ich merkte, gefiel ich dem Herrn Theurgen nicht ſonderlich, doch mochte er Verbindlichkeiten gegen meinen Begleiter haben, denn er ließ ſich bewegen, mir ſein Beſchwörungsbuch zu zeigen. Es war ein großer Foliant, zierlich und mühſam auf Pergament geſchrieben, mit gemalten Figuren der Geiſter, die ſich durch die darunter ſtehenden Prozeſſe beſchwören laſſen. Ich durfte nicht darin leſen, weil es die Geiſter beunruhigt; ſo viel aber konnte ich bemerken, daß außer vielen bunten Charakteren das Meiſte mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben war, daß ganze Blätter in zwei Columnen nichts als Namen enthielten, daß die

*) Johann Baptiſt Graf Dietrichſtein wurde 1784 gefürſtet.

gemalten Geiſter theils Männer mit Bärten, theils Kinder vorſtellten, daß ſie in weißen Talaren oder Hemden paradierten und faſt alle an Geſicht, Händen und Füßen röthlich bemalt waren; von außen war an dem Buche nichts merkwürdiges, als an jeder Ecke des Einbands ein metallener Ring.

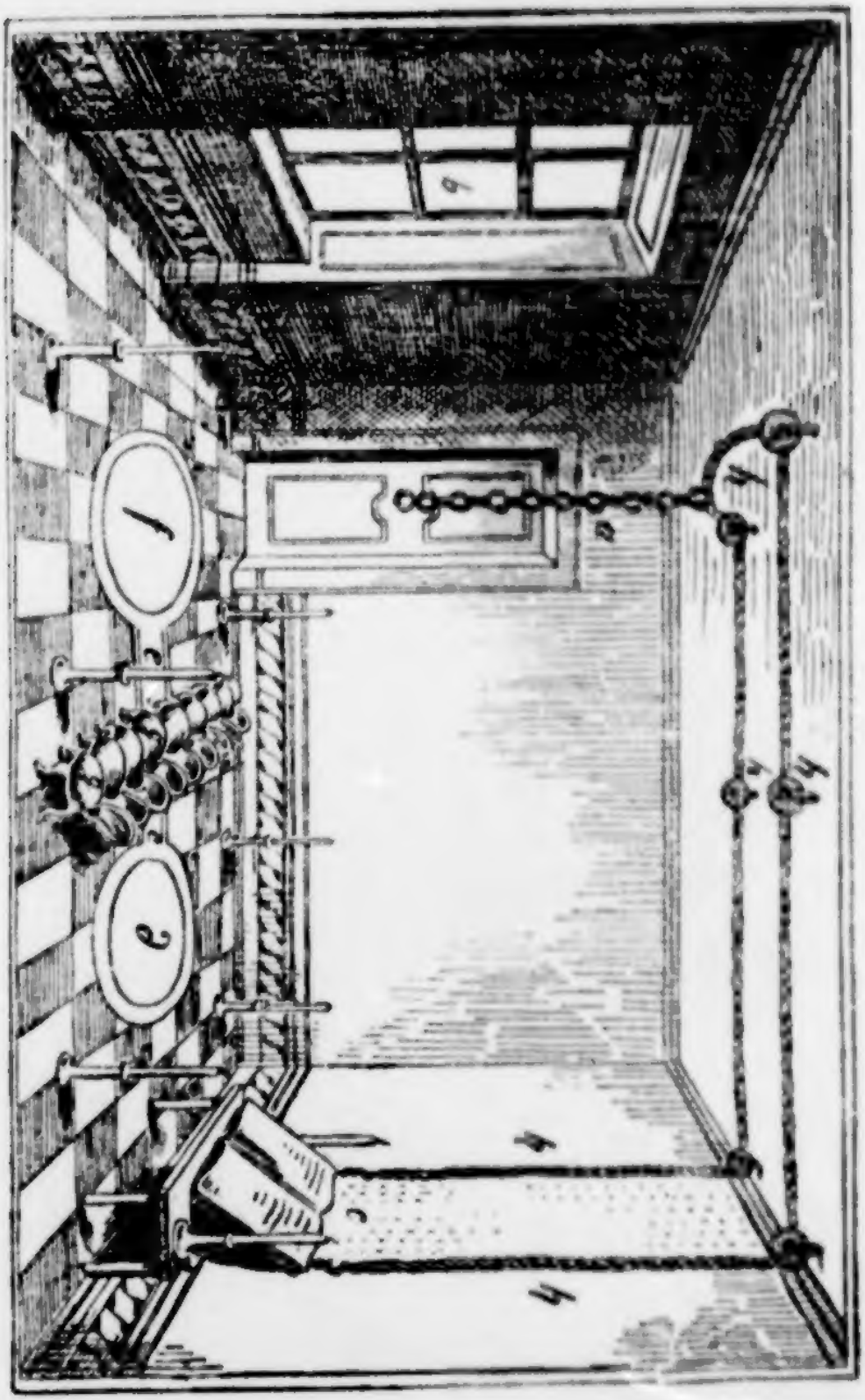
Der Theurg mußte ſich bequemen, einen Tag zum Beſchwören feſtzuſetzen und mir wurde freigeſtellt zu wählen, welchen Geiſt ich ſehen wollte. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuſchlagen, und der Geiſt, der auf dem Blatte ſtehen würde, ſollte erſcheinen; alles ſchien ſo ganz unabſichtlich und hatte doch ſeinen guten Grund. Sieben Tage waren nöthig zur Vorbereitung mit faſteien und faſten und frommen Uebungen, anderer Enthaltſamkeiten nicht zu gedenken; am ſiebenten ganzen Tag durften wir nichts eſſen. Dietrichſtein war in dieſer Zeit mein ſcharfer Beobachter, ſo lange er mich ins Auge faſſen konnte und ich hatte alle Mühe, bei den Poſſen ernſthaft zu bleiben, denn wir beſuchten den Rabbiner täglich und da wäre es freilich für meine Entdeckung heilſamer geweſen, wenn ich mich verſtellt, mehr Einfalt, Glauben und Beifall geheuchelt hätte.

Den ganzen Tag vor der Beſchwörung mußte ich bei Dietrichſtein zubringen, alſo faſten und noch dazu auf Ehre und Glauben verſprechen, mich bei der Handlung ſtille zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden, mit einem Worte nichts zu thun, als was der Theurg wollte. Alles Einwenden half nichts, ich ſtellte meinem Freunde vor, daß durch eine nahe ſcharfe Unterſuchung entweder ſein Glauben gerechtfertigt oder der Betrug entdeckt würde, in beiden Fällen müßte er gewinnen. Ich hätte aber dadurch beinahe das ganze Spiel verdorben; er blieb unbeweglich und ich konnte dieſen Eigenſinn nur mit der Furcht vor gedachten Uebeln erklären.

Abends um zehn Uhr gingen wir in ein entlegenes Haus, in dem ich noch nie geweſen war. Graf Dietrichſtein ſagte, es ſei an der Lage des Zimmers ſehr viel gelegen und man habe deswegen eine beſondere Kammer in dieſem Hauſe miethen müſſen. Alle Vorbereitungen geſchahen in möglichſter Stille und

Feierlichkeit. Es war niemand mehr zugegen als wir Drei. Der Beſchwörer in einem ſchwarzen Rock von Damaſt, mit einem groben weißen Tuche über den Schultern, empfing uns an der Thür in Poſitur, wie man einen Beſuchenden zum Kranken läßt, der eben ſchläft, leiſe mit vielbedeutender Miene und einem düſtern Gemurmel, als ob er innerlich betete. Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen und nochmals Gehorſam und Stille angeloben, weil ſonſt auf die geringſte Bewegung der Umſturz des ganzen Hauſes erfolgen könnte. Doch war mir erlaubt, vor dem Akte im Zimmer herumzugehen; ich betrachtete alles genau, fand aber auch nicht den geringſten Anlaß, Betrug, eine verdeckte Thür oder etwas dergleichen zu vermuthen; ich beſah das Zauberbuch und ſah, wie die ſeidene Schnur, von der ich gleich reden werde, durch die zwei Ringe gezogen war.

Die Lokalbeſchaffenheit des Zimmers iſt der Knoten des Schauſpiels. Ich habe eben nicht große Gaben der Deutlichkeit in ſolchen Beſchreibungen und muß den Leſer auf beiſtehenden Abriß verweiſen: Eine Kammer ohne Ofen, ein längliches Viereck, etwa 28—30 Schuh lang und kaum halb ſo breit, mit einer einzigen Thür und kleinem Fenſter, keine Tapeten, eine weiße Mauer, blos mit einem gemalten Kreis, der etwas höher als drei Schuh an der Wand herumlief, der Fußboden getheilt, und zwar ſo, daß durch ihn keine Oeffnung zu vermuthen war. a iſt die Thür; b das Fenſter; c ein Tiſch mit vier Füßen, unzugedeckt, dicht an der Mauer; auf ihm ſtand ein kleines, offenes Pult und darauf lag das Buch; d ein auf eine Pergamenthaut gezeichneter Kreis mit bunten Charakteren; e ein Streifen Pergament, ebenfalls bemalt, worauf der Beſchwörer hin- und herging; f ein dergleichen Kreis, auf dem wir, die Zuſchauer, ſtanden; g eine Reihe Stühle, von denen der Theurg beim Auf- und Zugehen allezeit den Mittelſten aushob und wieder in die Lücke ſetzte; h eine blaue, ſeidene Schnur, welche mit den zwei Enden in die Ringe des Buches mit kleinen Haken eingehängt war und welche durch verſchiedene Rollen in zwei Parallel-Linien über die Decke bis zu dem Kreiſe h reichte und etwa fünf Schuh hoch von der Erde endigte. Auf dem


1
2
3
4
5
6

Fußboden ſtanden ſieben Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Der Theurg ließ uns in den Kreis f treten, den wir bis ans Ende nicht verließen. Er ſelbſt kniete vor dem Buche nieder und fing die Beſchwörung mit jüdiſchem Halbgeſang an; oft ſtand er auf, ſchlug die Blätter des Buches um, ergriff bisweilen die zwei Schnuren, kehrte oft das Geſicht mit Extaſe nach uns und machte allerlei Grimaſſen, bei denen ich mich nicht aufhalten mag. Nachdem dieſes Thun etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, ging er in den Kreis d und hielt ſich da wieder eben ſo lange mit allerlei Geſängen und Gebeten auf; darauf drehte er ſich gegen uns, öffnete durch einen Stuhl die Schranken und kam in unſern Kreis. Er ließ uns niederknieen, mit dem Geſichte gegen das Fenſter, ergriff die Zauberkette mit einem ſtarken Zuge, gab ſie uns in die Hände, befahl, ſie feſt zu halten und hielt ſie auch ſelbſt mit. Nachdem er nun wieder eine zeitlang gebetet hatte, ſo legte er die Hände auf unſere Köpfe, kniete endlich ſelbſt nieder, mit dem Geſichte gegen unſere Geſichter, legte unter fortdauerndem Gebete ſeine beiden Hände, die Linke feſt an mein rechtes Ohr und die Rechte an meines Begleiters linkes Ohr und drückte unſere Köpfe feſt zuſammen, doch ſo, daß ich den Gebrauch des rechten Auges frei behielt und Thür und Fenſter beobachten konnte. Nach einer kurzen Pauſe nahm er die Kette aus unſeren Händen und befahl uns aufzuſtehen. Nun vernahmen wir deutlich ein ſanftes Geräuſche hinter uns, verſpurten einen angenehmen Geruch und hörten einige helle Glockenſchläge, wie von einer Repetieruhr. Ich geſtehe, daß ich mich in dieſem Augenblicke etwas entſetzte. Thür und Fenſter hatte ich immer genau beobachtet, keine andere Oeffnung ſchien mir möglich und die langwierigen Poſſen hatten in mir ſchon den entſchiedenen Gedanken erweckt, daß aus der ganzen Sache nichts werden, daß ſich der Zauberer damit helfen würde, der Geiſt ſei anderwärts beſchäftigt oder etwas dergleichen. Nun ſpürte ich auf einmal ein viertes lebendiges Weſen in der Kammer und ſtutzte. Der Theurg merkte das gar wohl und um mich nicht zur Erholung kommen zu laſſen, redete er aus unſerem Kreiſe den Geiſt an, noch ehe wir ihn ſehen konnten und der ant-

wortete. Dieſe Antwort heilte mich von meinem Schrecken, denn ich konnte ganz deutlich unterſcheiden, daß der Geiſt nicht hebräiſch, ſondern jüdiſch, das iſt in corrupten hebräiſchen Wörtern mit untermiſchten deutſchen Bindewörtern antwortete; die himmliſchen Geiſter werden doch wohl rein hebräiſch reden. Ich erholte mich geſchwind von meinem Schrecken und hätte den Geiſt beim Kragen erwiſcht, wenn mich nicht mein Verſprechen und die Neugierde auf das Weitere abgehalten hätte.

Wir durften uns nun umkehren. Der Beſchwörer ging in den Kreis d und der Geiſt ſtand vor ihm, zwiſchen dem Kreiſe d und dem Tiſche c. Die Figur war ganz ſo, wie ich ſie in dem Buche geſehen hatte, ein Knabe von etwa 13 Jahren, mit einem weißen, langen, wie ich glaube, parfümierten Hemde, an Geſicht, Händen und Füßen röthlich, vermuthlich trocken mit Bolus gefärbt. Das Geſpräch des Geiſtes und Theurgen war, ſo viel ich merken konnte, ein jüdiſches Gebet, von dem Einer um den Andern ein Gebet herſagte oder ſang; mitunter mochte wohl der Beſchwörer dem Andern Anweiſungen zuſingen, wie er ſich geberden ſollte, denn das Geſpräch wurde lebhaft und der Geiſt fing an, mit den Füßen zu trippeln, als ob er den Kreis überſchreiten wollte. Der Theurg kam ganz beſtürzt in unſern Kreis und bat, uns einen Augenblick zu entfernen, wir ſollten gleich wieder eingelaſſen werden und uns erlaubt ſein, dem Geiſte Fragen vorzulegen. Mein Herr Collega, ob er gleich ſchon mehreren Erſcheinungen beigewohnt hatte, ſchwitzte große Tropfen und zog mich zur Thür hinaus, die der Zauberer hinter uns zumachte. Ich beſann mich jedoch bald, riß mich von Dietrichſtein los und ging zurück in das Zimmer, fand aber Alles in der beſten Ordnung, nur der Geiſt war weg und der Theurg löſchte die Lichter aus. Er ſagte, der Geiſt ſei im Zorne über mich verſchwunden und wolle vor mir nie wieder erſcheinen, die Urſache ſei, weil ich ſowohl die ſieben Tage nicht mäßig gelebt, als auch während der Erſcheinung böſe Abſichten auf ihn gehabt hatte.

Mein Gönner Graf Dietrichſtein, der gewiß nicht mit dem Theurgen im Einverſtändniß war, wurde mir deswegen

Freund und ſelbſt noch dieſe Stunde kann ihn meine Erklärung von der ganzen Sache nicht überzeugen. Noch begegnet er mir kaltſinnig und will meinem Rathe nicht folgen, die Sache ſo zu unterſuchen, wie es die Pflicht eines vernünftigen Mannes gegen ſich ſelbſt erfordert. Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beſchwörer bei ſeinen Glaubensgenoſſen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als ſtillen Privatmann, der ſeine Religionspflichten genau erfülle, der aus England gekommen ſei und ohne Gewerbe von eigenen Mitteln lebe. Ich ſah ſelbſt einen Knaben am dritten Orte, der mir der nämliche ſchien, der den Geiſt vorgeſtellt hatte; ich konnte aber nicht allein mit ihm ſprechen und meine ferneren Nachforſchungen wurden durch meine Abreiſe von Wien unterbrochen.

* * *

Hier iſt meine Erklärung dieſer Geſchichte: Das Beſchwörungsbuch muß ſo gemacht ſein, wie das in der Simpliciſianiſchen Gaukeltaſche *), das man nur da aufſchlagen kann, wo der Beſitzer will. Es iſt nicht zu vermuthen, daß der Beſchwörer alle Geiſter im Vorrath hat, die in dem Buche gemalt ſind, doch läßt er es ganz gleichgiltig wo aufſchlagen. Seine Gleichgiltigkeit iſt Gewißheit, daß kein anderer Geiſt, als den er will, aufgeſchlagen werden kann, faſt ebenſo, wie man bei manchen Kartenkunſten nur die Blätter ziehen kann, die der Künſtler will. Man merke ſich den Tiſch e, auf dem das Buch liegt, hinter dem Tiſche iſt in der Wand ein Schieber oder eine Fallthür von Holz, auch nur vielleicht von Pappe, eben ſo bemalt und eben ſo hoch als der Lambris — hinter dem Schieber iſt ein Loch in der Mauer, wo ein Menſch durchkriechen kann, die zwei hintern Füße des Tiſches paſſen gerade auf die zwei Fugen, in denen der Schieber läuft; oben an dem Schieber ſind zwei kleine Ringe hinter dem Pulte, alſo nicht zu ſehen. Während der Beſchwörung nimmt der Zauberer die zwei Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche und hängt ſie in die Ringe, die am Schieber ſind, alſo hängt nunmehr der

*) Siehe den „Abentheuerlichen Simplicissimus" der Nürnberger Ausgabe in 8°, worinnen eine weitläufige Beſchreibung dieſes Buches ſteht.

Schieber nicht mehr an dem Buche, ſondern an der ſeidenen Schnur. Wenn der Beſchwörer mit den Zuſchauern zugleich in dem Kreiſe f ſteht und dieſe das Geſicht gegen das Fenſter b kehren müſſen, ſo faßt er zuerſt die Zauberkette heftig an und zieht alſo zugleich den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre; darauf läßt er die Zuſchauer niederknieen und die Kette, die er auch ſelbſt mithält, feſthalten; ſie müſſen aber auch das Ihrige dazu beitragen, daß der Geiſt durch das Loch herein kann. Wenn nun der Beſchwörer ſieht, daß die Gäſte die Kette recht gefaßt haben und feſt halten, daß das Loch offen und alles in Ordnung (und das kann er gut ſehen, weil er ſteht und über die zwei Knieenden hinwegſchaut) dann läßt er die Kette in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder und faßt die Ohren der Zuſchauer. Dieſes Andrücken der Ohren ſoll nebſt dem lauten Gebet, nicht nur verhindern, daß man das Geräuſch nicht hört, das der Geiſt beim hereinkriechen etwa machen könnte, ſondern es bewegt auch den Mißtrauiſchen, ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf die Thüre zu richten, weil es ſcheint, als ob der Beſchwörer durch das Anlegen der Hände dorthin zu ſehen verhindern will. Daß der Beſchwörer entfernt iſt von der Stelle, wo der Geiſt erſcheint, macht die Sache nicht nur wunderbarer, ſondern geſchieht auch darum, daß er das Umſchauen verhindern kann, wiewohl auch die Reihe Stühle die Knieenden ſchon dahin zu ſehen verhindert.

Man ſieht leicht, daß dieſer Theurg keiner von den feinſten war, daß er weder Kenntniß genug von den Myſterien und ihrem Rituel hatte, die ſonſt von Betrügern angewendet werden und die über Leichtgläubige ſo viele Wirkung haben, noch genug Ueberlegung und Behutſamkeit in Hinwegräumung alles deſſen, was Verdacht erweckt. — Mein Verdienſt bei dieſer Entdeckung iſt alſo nicht ſehr groß, ich ſchätze es aber doch für etwas, wenn von einigen Männern, die in unſern Zeiten ſolche Dinge ernſthaft nehmen, Einer oder der Andere zu dergleichen Auftritten mehr Mißtrauen mitnimmt und ſeine Sinne auch bei noch unbegreiflicheren Sachen nicht zu voreilig entſcheiden läßt.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Rückkehr von Wien nach Ofen im November 1782. — Brief an Nicolai. — Fortgeſetzte Verfolgung durch die Ex-Jeſuiten. — Abermalige Reiſe nach Wien im Dezember 1782. — Verluſt des Geldes und des Koffers durch Liebe. — Lange Audienz bei Kaiſer Joſef. — Van Swieten's Vorurtheile gegen Pretſchneider. — Rückkehr nach Ofen 1783.

Pretſchneider kam von Wien im Monate November 1782 wieder nach Ofen zurück. Am 24. November d. J. ſchrieb er an Nicolai, welcher ſein Werk: „Verſuch über die Beſchuldigungen der Templer" (Berlin 1782) herausgegeben hatte: „Die Tempelherrenſache, die doch das Hauptwerk iſt, wird keiner Aufmerkſamkeit werthgeſchätzt, weil der Troß von Menſchen nur das beobachtet, was mit ihrem gegenwärtigen Weſen oder Namen Aehnlichkeit oder Verbindung hat. Ich ſehe dieſes Werk als eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung an, und zwar als eine der beſten, die ich geleſen habe. Was aber Ihre Hypotheſen anbelangt, da mache ich es, wie mit allen Dingen, wo ich keine überzeugenden Beweiſe finde. Ich denke, es kann ſein und auch nicht. Ich glaube gewiß, daß die Tempelherren nicht alle ganz unſchuldig waren; daß ſie verſchiedene Grade und beſondere Geheimniſſe hatten; ich glaube auch, daß der Baphometskopf nicht des Mahomed's Kopf vorſtellen ſollte, aber ich bin nicht überzeugt, daß er die Weisheitstaufe bedeute und daß die Tempelherren Gnoſtiker waren, obgleich gewiſſe Umſtände dies wahrſcheinlich machen; aber, daß es möglich ſein könne, glaube ich ſelbſt."

„Ein gewiſſer Schönfeld, ein getaufter Jude, iſt ein Conſorte des Kabaliſten und ich, wenn man mich nur dazu läßt, möchte mir gern einen Namen unter den Geiſtern machen, denn obgleich dieſes Alles durch die Magia alba geſchieht und alſo lauter gute Geiſter kommen ſollen, wie Sie aus Wächter's Arbeiten und den lieblichen geiſtlichen Sprüchlein erſehen werden, ſo möchte ich doch auch gerne dem Teufel einmal einen Gefallen

thun und so einem Uzel oder Aziel, der so einen Schurken, wie der Rabbiner, welcher die Citation verrichten will, zu Gebote stehen muß, ein paar Ohrfeigen geben, sollte er auch einen Glanz um sich haben und in Gobelinstoff gekleidet sein."

„Wenn Sie auf österreichische Mundart kommen*), vergessen Sie doch die lächerliche Gewohnheit nicht, alles im Diminutiv zu benennen. Nicht genug, daß alle Namen von Männern und Weibern, wenn sie auch schon achtzig Jahre alt sind, noch immer so genannt werden, als: Regerl (Regina), die Frau Lenerl (Lene); die Dienstmädchen, wenn sie gleich 40 und mehr Jahre haben, Mariandel, Waberl (Barbara) u. s. w. So auch bei Männern. Wenn z. B. in einer Familie zwei Brüder sind und der Eine heißt Peter, der Andere Johann, so unterscheidet man sie im Reden, wären sie auch Generale oder Geheimräthe, durch der Peterl N., der Hanserl N. Fast alle Fleischspeisen werden so verkleinert, z. B. wenn ein Braten 20 Pfund wiegt, so ist es doch nur ein Bratel, eine Gans ein Gansel, eine Ente Antel. Was noch seltsamer ist, so sagen die wahren Wiener nicht: Der Schlag hat N. N. gerührt, sondern: „Das Schlagerl hat ihn troffen". Auch in zusammengesetzten Wörtern, als z. B. einen Lungenbraten, ein Lungenbratel."

Inzwischen hatten sein Bretschneider's Zurückkunft von Wien nach Ofen die Verfolgungen der Ex-Jesuiten, welche aber in ihrem Innern echte Jesuiten geblieben waren, fortgedauert. Noch hatte er dem Kaiser die schon früher erwähnte Deduction nicht übergeben, denn gerade damals, als er sie ausgearbeitet hatte, war der Baron von Gebler böhmischer Vicekanzler geworden und Bretschneider hoffte durch ihn eine andere Stelle zu erhalten, ohne gezwungen zu sein, sich den Folgen eines solchen Schrittes auszusetzen. Er ging deshalb im Dezember wieder nach Wien, hatte aber auf der Reise dahin das Mißgeschick, daß ihm sein Koffer gestohlen wurde und dadurch verlor er das Wenige,

*) Nämlich in dem Werke, welches Nicolai über seine Reise durch Deutschland im Jahre 1781 schrieb und 1783—1796 in 12 Bänden herausgab.

was er in den drei letzten Jahren erſpart hatte, ſo wie ſeine Schriften und Dokumente. Nicolai mußte glauben, daß ſein Freund dadurch in Verlegenheit geſetzt ſei und bat ihn, frei über ſeine Kaſſe zu disponieren*), was aber Bretſchneider nicht annahm. Den Koffer erhielt er zwar wieder, aber die Räuber hatten nur die Papiere darin gelaſſen.

Im December 1782 hatte Bretſchneider eine lange Audienz bei dem Kaiſer Joſef, welcher ſeine Bitte, ihn den Chikanen der Ex-Jeſuiten zu entreißen, gewährte und dem Baron van Swieten befahl, ihn bei der Studien-Commiſſion anzuſtellen. Dazu hatte aber van Swieten keine Luſt und ſeine Abneigung gegen Bretſchneider mochte wohl auch daher rühren, weil er gegen Nicolai, ſeiner Schriften halber, höchſt aufgebracht war**) und er wußte, daß Bretſchneider deſſen innigſter Freund war, auch Bretſchneider in Verdacht hatte, Nicolai viele Daten, Wien und die kaiſerlichen Erblande betreffend, mitgetheilt zu haben, wie es auch wirklich der Fall war, denn dieſer Gegenſtand macht den Hauptinhalt ſeiner Briefe an Nicolai bis zur Herausgabe der Reiſe aus. Dennoch übernahm Bretſchneider in Wien an allen Orten Nicolai's Vertheidigung und verhehlte ſeine Freundſchaft für denſelben bei keiner Gelegenheit. Im Jänner 1783 kehrte Bretſchneider mit ſchwerem Herzen, da er diesmal in Wien nichts ſeinen Wünſchen Entſprechendes erlangt hatte, wieder nach Gotha zurück.

*) Nicolai's Leben von Göcking. S. 87.

**) So wurde die allgemeine deutſche Bibliothek, welche Nicolai herausgab, in allen k. k. Erblanden verboten.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Zwei Reiſen nach Wien. — Kaiſer Joſef in Ofen. — Sein Gang in die Bibliothek und ſeine Frage nach Pretſchneider. — Brief an Nicolai. — Dritte Reiſe nach Wien. — Beraubung von Pretſchneider's Wohnung in Ofen. — Rückkehr nach Ofen und abermalige Reiſe nach Wien im October 1785. — Eine Unterredung des Kaiſers Joſef mit Pretſchneider. — Rückkehr nach Ofen. — Neuerliche Reiſe. — Baron Liebenberg. — Briefe an Nicolai. — Graf Czobor. — Ernennung Pretſchneider's zum Bibliothekar in Lemberg.

Die Verſammlung der Deputierten der Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten, behufs Regelung des proteſtantiſchen Schulweſens, tagte noch immer in Preßburg. Pretſchneider war der Meinung, daß wenigſtens die meiſten Mitglieder dieſer Verſammlung eben keinen ſonderlichen Gefallen an den jeſuitiſchen Proceduren hätten und ſo hoffte er bis dahin, daß er anders verſorgt ſein würde, ſich auf jene ſtützen zu können. „Die zwei ungariſchen Vikariaten", ſagte er, „das in Preßburg und das in Wien, waren einander immer entgegen. Vordem wollten ihn die Preßburger nicht und die Wiener beſchützten ihn; nun war es umgekehrt". Er vermuthete ſchon damals, daß man ihn nach Lemberg verſetzen werde, weil auf der einen Seite Herr van Swieten ihn nicht verlangte, auf der andern aber der Kaiſer ihn von dem Studienweſen nicht wegnehmen wollte. Herr von Gebler veranlaßte ihn, zwei Reiſen nach Wien zu machen, wovon die Koſten zu beſtreiten ihm in ſeiner damaligen Lage ſehr ſchwer fiel, wozu er ſich aber dennoch entſchließen mußte, weil ſein Gönner und Freund ſie ihm als durchaus nothwendig für ſein Glück empfahl. Indeſſen verhielt ſich Gebler ziemlich paſſiv dabei, etwas für ihn zu bewirken und die Reiſen hatten auch keinen entſcheidenden Erfolg. Dies machte Pretſchneider höchſt mißmuthig. Gerade als er die erſte dieſer Reiſen machte, kam Kaiſer Joſef unvermuthet nach Ofen, ging in die Bibliothek und fragte nach Pretſchneider. Dieſer konnte ſich nun leicht vorſtellen, daß die Exjeſuiten eine ſolche Gelegenheit nicht unbenützt gelaſſen hätten, dem Kaiſer keine gute Meinung von ihm beizubringen.

„Ich weiß wohl," ſchreibt er an Nicolai am 3. Mai 1783 von Cſen, „daß mir aller Kummer nichts hilft und daß friſche Thätigkeit endlich auch dieſe Zufälle überwinden könnte; aber der innerliche Widerwille meiner Seele, mich bei einer ganz offenen, von allen Privatabſichten entfernten, redlichen Art zu handeln, ſo in Labyrinten herumgeführt zu ſehen und bald frohlocken zu hören von Leuten, die ſich mir zu Feinden aufgedrungen haben, bald zu ſehen, daß meine Freunde mit dem größten Eifer, den ſie auf ein paar Minuten vorgaben, nichts thun, als meine Wege erſchweren, das macht mich verwirrt und unthätig und ſetzt mich faſt in die Stellung, wie Sebaldus bei dem Bette ſeiner Frau ſitzt *) oder wie der Hund bei Hogarth, der, weil er ſo viel Lärm hört, den Kopf auf die Vorderfüße legt und alles gehen läßt wie es will".

Im Juli 1783 mußte Bretſchneider auf Baron Gebler's Veranlaſſung eine dritte Reiſe nach Wien machen. Während ſeiner Abweſenheit erbrach man in Cſen ſein Zimmer, ſtahl ihm ſein Silber, eine Sammlung römiſcher Münzen und einige Briefe. Auch ſeine Petſchaften wurden ihm ſpäter entwendet. Dieſes veranlaßte ihn, daß er von nun an in ſeinen Briefen den bedeutendſten Perſonen, Oertern und Sachen andere Namen gab, die zuvor zum Theil in den Briefen ſelbſt mit Nicolai verabredet wurden. Seit dieſer Zeit unterzeichnete er ſeine Briefe bald gar nicht, bald mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, bald Auguſt Hundertmark.

Kaum von ſeiner Wiener Reiſe nach Cſen zurückgekehrt, erhielt Bretſchneider im Anfang des Monats Auguſt 1783 Befehl, nach Wien zu kommen. Der Kaiſer hatte befohlen, daß Bretſchneider den größten Theil der Garelliſchen Bücher **)

*) In dem Romane „Sebaldus Nothanker" von Nicolai.

**) Pius Nicolaus Garelli, Arzt und Präfect der kaiſ. Hofbibliothek, um welche er ſich große Verdienſte erworben hatte, beſaß ſelbſt eine werthvolle Bibliothek von 1932 Werken. Nach ſeinem Tode (1739) vermachte ſein Sohn Johann Baptiſt, welcher 1741 ſtarb, die ganze Sammlung der Hofbibliothek und ein Kapital von 10.000 fl. zu ihrer Erhaltung und Vermehrung.

übernehmen und damit nach Lemberg abgehen ſolle. Dies beſchäftigte ihn durch die Monate Auguſt und September und dann kehrte er wieder nach Ofen zurück. Im Monate Oktober 1783 war Bretſchneider jedoch ſchon wieder in Wien. Kaiſer Joſef gewährte ihm Audienz, war ſehr gnädig gegen ihn und verſprach ihm ſeinen Schutz auf alle Fälle. Der Kaiſer nahm ihn in ein beſonderes Zimmer und hörte ſeine Bitte an, ihn an einem anderen Orte anzuſtellen. Die erſte Frage des Kaiſers war: Warum Bretſchneider auf einmal und ſo ſehnlich wünſche, verſetzt zu werden? Nach mancherlei Ausflüchten und als der Kaiſer ihm ausdrücklich befahl, ohne Furcht zu reden, deckte Bretſchneider ſeine Lage auf, ſagte ihm ſeine ganze Meinung über die Jeſuiten und über die Macht, die ſie noch im Verborgenen ausübten.

Tags darauf benachrichtigte der Baron van Swieten Bretſchneider, daß es die Meinung Seiner Majeſtät ſei, ihn wo anders anzuſtellen. Bretſchneider mußte gehorchen und ſo wurde beſchloſſen, ihn nach Lemberg zu verſetzen, wenn die Errichtung einer Univerſität dort zu Stande kommen ſollte. Aber die Entſcheidung verzog ſich noch lange. Bei ſeiner Zurückkunft von Wien nach Ofen erfuhr Bretſchneider zufällig durch den General Benenke, einem Proteſtanten, von dem der Kaiſer etwas hielt, wie man in Wien über ihn denke. Dieſer ſagte ihm freimüthig, daß man an allen Orten in Wien ihm preußiſche Geſinnungen zur Laſt lege. „Wie?“ antwortete Bretſchneider, „ich weiß von dem letzteren Kriege nicht einen Marſch, denn ich leſe ſo etwas gar nicht einmal in den Zeitungen und ich würde von dem vorletzten eben ſo wenig etwas wiſſen, wenn ich nicht mit dabei geweſen wäre.“ — „Nicht das,“ ſagte der General, „ſondern Sie halten es mit den Berliner Gelehrten, und ſelbſt Gebler, Ihr Freund, verdenkt Ihnen das und Sie machen Ihre Sache damit nicht gut!“ — „Wie können denn die Leute wiſſen, mit welcher Partei ich es halte, wenn es wirklich eine Wiener und eine Berliner gibt? Ich ſchreibe ja nichts.“ — „Eben das iſt es, was man Ihnen nachſagt. Sie würden gewiß ſchreiben, wenn Sie

es nicht mit den Berlinern hielten, und Sie ſchweigen nur, weil Sie hier beſoldet werden.“ — „Gut, daß man mir die Ehre erzeigt, mein Stillſchweigen dieſer Urſache zuzuſchreiben; und weil ich nicht beſoldet werde, um zu ſchreiben, ſo will ich ſchweigen, um beſoldet zu werden.“

Am 20. Dezember 1783 ſchrieb Bretſchneider an Nicolai: „Der Kaiſer iſt, glauben Sie mir, ein vortrefflicher Herr, aber Wiſſenſchaften im eigentlichen Verſtande ſind ſeine Sache nicht. Herr Rautenſtrauch, der Vielſchreiber, hat ein Wiener Autoren Lexikon herausgegeben*), darin er den Freunden und Gönnern am Ende eines jeden Artikels mit einer Sentenz in fremder Sprache hofiert, ſich ſelbſt aber ſetzt er das Motto:

›Hated by fools and fools to hate
Both is my Motto and my fate.‹

Nach meiner Ueberſetzung:

„Da er die Narren haßt und ihn die Narren haſſen,
So bleibt der arme Narr ſich ſelber überlaſſen.“

In demſelben Schreiben an Nicolai gab Bretſchneider ſeinem Freunde eine umſtändliche Nachricht von dem Benehmen einiger Männer in Wien, die durch geheime Geſellſchaften für ihr eigenes Intereſſe zu ſorgen ſuchten, und ſchloß mit folgenden Worten: „Die Macht der ſtärkeren Geiſter muß ſchwächere unterdrücken oder am Narrenſeile führen; nur ſchade, daß dieſe ſtärkeren Geiſter meiſtens Geldſchneider und Betrüger ſind. Wäre ich überlegten Betruges fähig, ſo getraute ich mich, ſo wie es jetzt in Wien hergeht, mit Scharfſicht und Verſtellung Tonnen Goldes zu erwerben. Aber ich kann mich meiner Ueberlegenheit, wenn ich ſie auch fühle, zu nichts als ſatyriſchen Neckereien bedienen und dadurch erwirbt man kein Geld, ſondern bisweilen Schläge, vor denen mein breitſchulteriges Anſehen mich noch immer bewahrt hat.“

Am 9. Februar 1784 aus Ofen an Nicolai: „Ich glaube, die Romane haben mich in meiner Jugend ſo verderbt, daß ich jetzt immer ihren Helden gleichen will und zu ehrlich bin. Ein

*) Iſt ein Irrthum Bretſchneider's, der Verfaſſer war Beriſch.

wenig Spitzbüberei machte mich vielleicht glücklicher. Schon vor fünfzehn Jahren ſagte mir mein Reitknecht, der eine Halfter geſtohlen hatte, als er ſie auf meinen ſtrengen Befehl zurückgeben mußte: „Herr! Wenn Sie ſolche Sachen für Geld kaufen wollen, ſo werden Sie in Ihrem Leben zu nichts kommen.“ Wirklich hat der Menſch gut prophezeit. Ich habe es mit Schurken zu thun, denen Schandthaten Kleinigkeiten ſind. Um die Freimaurer bekümmere ich mich gar nicht, wer ſich will und kann narren laſſen, der thue es.“

„Baron Liebenſtein,*) der nun in Berlin iſt, wird Ihnen von meiner Sehnſucht nach Briefen erzählen. Wenn ich ihn als einen großen Freimaurer geſchildert habe, ſo habe ich es aus Zerſtreuung gethan. Er verſteht zwar die Kunſt, mitunter dafür zu paſſieren; aber er iſt ſich ſelbſt eine Geſellſchaft, die ihre Statuten willkürlich abändert. Cornifer (?) in Wien ſagte mir einmal: „Ich habe geheime Nachrichten von einem gewiſſen Baron von Liebenſtein; er hat erſtaunliche Kenntniſſe und Gemeinſchaft mit unſichtbaren Weſen, aber ſeine Sache iſt vom Teufel, denn ich habe ſichere Nachricht, daß er von J. C. (?) übel ſpricht.“ — Liebenſtein hat viele Abenteuer erlebt. Er war mit Quintus**) zugleich in holländiſchen Dienſten, hernach in preußiſchen; per varios casus kam er endlich auf die Chymie, erfand eine Medicin, die das philoſophiſche Goldſalz heißt und ihm jetzt ein reichliches Auskommen abwirft. Er iſt nicht ohne Kenntniſſe und, bei ſeinen jetzigen guten Umſtänden, ein eigenſinniger aber ehrlicher Mann.“

Ofen, am 16. März 1784. „Ich würde meine Streitigkeiten (mit den Jeſuiten) leicht enden und Alles, was man gegen mich vornimmt, mit Ruhe vereiteln, wenn ich nur ein anderes Temperament hätte. Ich bin etwas zu empfindlich, zu wenig rachgierig und werde gleich ſtumpf und unthätig, wenn ich einen Grad von Bosheit erfahren muß, der meine Vorſtellung übertrifft. Ich habe Wahrheit

*) Siehe 14. Capitel, worin Liebenſtein's ausführlicher Erwähnung geſchieht.

**) Quintus Icilius, eigentlich Guiſchard, General unter Friedrich dem Großen.

und gesunde Vernunft auf meiner Seite; ich durchdringe die listigen Streiche meiner Feinde; ich bin den meisten überlegen, aber bei den besten Materialien arbeite ich in meinen eigenen Angelegenheiten immer mit Ekel und Widerwillen und kann es nicht dahin bringen, mit Gelassenheit zu denken, daß es kein großes Unglück ist, seine Gegner eine kurze Zeit triumphieren zu lassen; nicht um ihretwillen, sondern nur darum, weil es mich kränkt, in manches rechtschaffenen Mannes Augen, wenn auch nur wenige Tage, zweideutig zu erscheinen."

Am 17. April theilte Bretschneider Nicolai die Nachricht mit, daß ihm vor einigen Tagen ein Franziskaner Provincial mit vieler anscheinender Aufrichtigkeit gesagt habe, daß man in Marseille in einer Kirche das Götzenhaupt der ehemaligen Tempelherren noch zeige und daß er es selbst gesehen habe.

Bretschneider hatte auch während seines Aufenthaltes in Wien die Bekanntschaft des Grafen Josef Czobor*), eines merkwürdigen Sonderlings gemacht und Nachfolgendes über ihn geschrieben: Graf Czobor und seine Geschichte ist in Ungarn und Oesterreich noch sehr bekannt, aber nur wenig in andern Ländern. Der Graf Maximilian von Lamberg gedenkt seiner in den Souvenirs (d'un Mondain) bei Gelegenheit des Abenteurers Saint Germain oder Marquis d'Armar, der sein Alter nach Jahrhunderten berechnete, seine Bekanntschaft mit Jesu Christo ganz ernsthaft erzählte und ihn noch etliche Tage vor seiner Gefangennehmung am Oelberg freundschaftlich wollte gewarnt haben. Dieser Saint Germain galt für einem Adepten und Lamberg erzählt, daß er einen großen Brillanten selbst gemacht und dem Grafen Czobor für echt verkauft habe, ohne daß der beste Juwelier etwas Unechtes entdeckt hätte. Ich fragte den Grafen Czobor, mit dem ich in seinen letzten Tagen oft zusammenkam, ob er noch im Besitze dieses Steines sei? Er wollte aber von der ganzen Sache nichts wissen, ob er gleich nicht läugnete, St. Germain gekannt und viel Umgang mit ihm gehabt zu haben. So geht es mit den

*) Bretschneider schreibt ihn unrichtig „Zobor".

meiſten Wundergeſchichten, wenn ſie auf friſcher That am rechten Ort unterſucht werden. Später wird ſo ein Tagebuch, wie das Lamberg'ſche, als ein giltiger Beweis citirt."

Der Graf Czobor, zu ſeiner Zeit einer der reichſten Cavaliere in Europa, verſpielte nach und nach ſeine Güter und Alles, was er beſaß, würde auch im Elende umgekommen ſein, wenn nicht Kaiſer Franz I.*), nachdem er ihm große Geldſummen und die Herrſchaft Halicz abgewonnen hatte, ſo väterlich für ſeine Zukunft geſorgt hätte, daß er ihm eine unverkaufbare Leibrente von jährlich 8000 Gulden anbrang, wovon er lebte, als ich ihn im Jahre 1780 in Peſt kennen lernte. Damals war er ſchon faſt 80 Jahre alt. Er war kein großer Geiſt, aber er hatte viel geſehen, ganz Europa durchreiſt und alle großen Menſchen des vorigen (18.) Jahrhunderts perſönlich gekannt. Er hatte bei ſeinem langen Aufenthalte in Italien Geſchmack an den Künſten gewonnen, beſonders an der Baukunſt und wünſchte oft ſein Vermögen zurück, um nur Paläſte aufführen zu können. Er wohnte bei einem Kürſchner zu Peſt in einer elenden Hütte. Vor dem Häuschen war ein kleiner Vorhof, in den man durch ein hölzernes Thor eintrat. Der Wirth wollte eine gemauerte Einfahrt machen laſſen. Die Ziegelſteine lagen da und Graf Czobor erblickte an einem ſchönen Morgen ein paar Maurergeſellen, die Anſtalten machten, etwas zu mauern. Sogleich ließ er den Hausherrn kommen und als er von ihm erfuhr, daß er eine neue Einfahrt wollte mauern laſſen, da ſagte er: „Das überlaſſe der Herr nur mir, ich werde den Bau auf meine Koſten übernehmen." Dagegen hatte nun zwar der Hauswirth nichts einzuwenden; er aber bildete ſich gewiß nicht ein, daß der Graf gleich einen Bauriß aufnehmen und ihm vor ſeiner ſchlechten Hütte, die kaum tauſend Thaler werth war, eine Triumphpforte würde ſetzen laſſen, die von maſſiven Steinen aufgeführt, einem förmlichen Portal von einem Pantheon gleicht und dem Erbauer wenigſtens 10,000 Gulden gekoſtet hat.

„Der hochgeborene Graf Czobor,
Der Hab und Gut im Spiel verlor,

*) Franz Stephan, Gemahl Maria Thereſia's.

Hat noch zum Denkmal dieſes Thor
Auf ſeine Koſten bauen laſſen.
Der Eigenthümer von dem Haus
Bedankte ſich, doch rief er aus:
„Sperrt zu die Thür, ſonſt läuft mein Haus
Durch's Thor in eine and're Gaſſen.“ —

Bretſchneider's Wunſch, von Ofen wegzukommen und anderwärts eine Anſtellung zu erhalten, wurde endlich erfüllt. Er wurde zum Bibliothekar an der im Jahre 1784 neuereirten Univerſität in Lemberg ernannt und erhielt den Befehl, dahin abzugehen und den größten Theil der Garelliſchen Bücher dahin mitzunehmen. Bevor wir jedoch Bretſchneider's Erlebniſſe in Lemberg ſchildern, wollen wir zum Schluſſe ſeines Aufenthaltes in Ungarn noch nachfolgende Erzählung Bretſchneider's anführen: „Dieſe Erzählung,“ ſchreibt er, „iſt kurz, aber nicht gut und kann von mir nicht eben ſehr fröhlicher Laune erzählt werden. Eine Frau, ebenſo ehrenwerth wegen ihrer Geburt und ihres Standes und ihrer anderen vortrefflichen Eigenſchaften, leidet durch dieſe Erzählung, ob ſie gleich nicht darum dargeſtellt wird, um ihr weh zu thun, mir thut es aber um ſo weher. In einem Lande, wo es Magnaten gibt, war ich mit einem dieſer Kaſte bekannt. Unſere Bekanntſchaft und die endlich daraus entſtandene Freundſchaft gründete ſich auf die Uebereinſtimmung unſerer Art zu denken und auf die Liebe zum Bücherleſen und zu den Wiſſenſchaften. Die Frau vom Hauſe, die ſelbſt beleſen und damals eine muntere Dame voll Witz und Laune war, nahm Antheil an unſeren wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen und es herrſchte Munterkeit, Vergnügen und guter Ton in unſerer Geſellſchaft, wenn wir alle Drei beiſammen waren. Wie mancher ſchöne Sonntag wurde im Wäldchen bei einer Quelle im eigentlichen Verſtande genoſſen und wie mancher Abend im Winter vor dem Kamine herrlich verlebt! Witz und Laune hatten freien Lauf. Es waren Tage, die unter diejenigen gehören, die ich mit Wehmuth vermiſſe. Ils sont passés ces jours de fête, ils sont passés, ils ne reviendrons plus!

Ich verließ jene Gegend in dem beſten Vernehmen mit dieſem würdigen Paar. Kurz nach meiner Abreiſe gebar die Frau einen Sohn. Drei oder vier Jahre vergingen, während wir noch immer einen freundſchaftlichen Briefwechſel unterhielten. Er ſtockte aber auf einmal unwiederbringlich. Dieſe ſchätzbare Frau, deren Andenken mir lebenslang ehrwürdig bleiben wird, die mir nie den geringſten Anlaß gegeben hat, nur zu denken, daß ſie ſich zu Schwachheiten herbeilaſſen würde — die ich jederzeit mit der Ehrerbietung behandelt habe, die ihren Tugenden gebührte, welche Tugenden keiner unerlaubten Vertraulichkeit fähig ſind — dieſe Frau mußte durch den witzloſen Einfall eines ihrer Verwandten in einen Verdacht kommen, der unſere Freundſchaft zerſtörte und Bitterkeit in die Ehe brachte. Ein Couſin von ihr, ein Bauernlümmel an Sitten und Geberden, ein Spaßmacher auf Kindertaufen und Hochzeiten, ſonſt aber ein Grundherr mit ſchönen Einkünften, kam einſt in das Haus, trat ins Zimmer, ſah das obgemeldete Knäblein und rief mit lauter Stimme: „Das iſt ja der leibhafte Bretſchneider!“ Von dieſem Augenblicke an wurde der Herr vom Hauſe mißtrauiſch. Vorher war es vier Jahre lang keinem Menſchen eingefallen, Aehnlichkeit mit mir bei dem Kinde zu finden, aber nun fand ſie Jeder frappant. Das Kind wurde gemeſſen und für ſein Alter ſehr groß gefunden. Vater und Mutter ſind nicht ſo groß wie ich, ergo ꝛc. Drei oder vier alte Weiber aus der Familie ſtimmten in die Meinung des Schalksnarren. Er lachte und die Furie der Zwietracht blies in die Poſaune. Man fand täglich mehr Aehnlichkeiten. Sind ſie wirklich da, ſo iſt es ein Spiel der Natur *), das ich bewundere. Ich wünſchte nur, daß die Natur nicht auf Unkoſten ehrlicher Leute ſpielen möchte. In den Augen vieler Menſchen gelte ich nun für den eigentlichen Vater eines edlen Jünglings, an deſſen körperlicher Exiſtenz ich ſo wenig Antheil habe, als der Mufti. Aber der Trieb zur Verleumdung und das Vergnügen, Jemandem, der beſſer iſt, Fehler aufbürden zu können,

*) Unwillkürlich wird man dabei an Goethe's „Wahlverwandtſchaften“ erinnert, welche aber damals noch nicht exiſtierten, da die erſte Ausgabe erſt 1809 erſchienen iſt.

macht dieſes Märchen zu der angenehmſten Unterhaltung für die Nachbarn einer tugendhaften Frau, einer Gerechten, die der Buße nicht bedarf, welche Jenen ſehr heilſam wäre.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Reiſe nach Lemberg und Ankunft allda 1784. — Schilderung des Lebens in Lemberg. — Der Fürſt Prinz Alexander Myrow, ein merkwürdiger Abenteurer. — Briefe an Nicolai. — Reiſe nach Wien 1785. — Oefters Audienzen bei dem Kaiſer Joſef. — Tod des Staatsrathes Baron Gebler. — Rückkehr nach Lemberg. — Die Tragödie „Sidney“ von Aehler. — Aehler's heimliche Entfernung aus Lemberg. — Brief an Nicolai über Stolk und die Tole, welche Karl Reinig an Wieland ſchenkte.

Bretſchneider trat nach ſeiner Ernennung zum Bibliothekar der in Lemberg neu errichteten Univerſität ſeine Reiſe dahin Ende Dezember 1784 an. Sie war ebenſo beſchwerlich, als der ausgetretenen Flüſſe wegen gefährlich. Lemberg machte einen üblen Eindruck auf ihn. Er ſchrieb darüber am 19. Februar 1785 an Nicolai: „Kein Ort der Schwelgerei und des Betruges, wie dieſer, iſt mir jemals vorgekommen. Für Kaufleute gewiſſer Gattung mag es hier gut ſein, denn jeder verkauft hier nach ſeinem Gutdünken, wie er kann. Oft trifft es ſich, daß Sie des Morgens eine Sache für einen Gulden haben können, für die Sie am Abend zwölf Gulden bezahlen müſſen. Der ſchändliche Luxus, der hier regiert, macht Wucherer und Kaufleute reich; Derjenige aber, welcher ordentlich lebt, wird mit dem Schwelger über einen Kamm geſchoren. Dirnen, zum Theil lieblich anzuſchauen, behängt mit Dachsfellen und röthlichen Widderfellen, ſcharlachener, roſinenrother und weißer Seide, gibt es hier in ſolchem Ueberfluß, daß Berlin ein Jeruſalem gegen dieſes Babel iſt. Juden ſind die Gelegenheitsmacher und ehrbare (!) H***n, die nicht durch die Gaſſen ſtreifen, laſſen durch ſolche Factoren (wie ſich die Hebräer nennen)

die Vorübergehenden, nach denen ihnen gelüstet, zu ſich rufen. Hinc illae lacrimae, daß die Feldſcherer, Pfuſcher und Aerzte guten Verdienſt haben."

Der Schriftſteller Franz Kratter, welcher 1784 in Lemberg war und auch den Feierlichkeiten bei Eröffnung der neuen Univerſität beigewohnt hatte, ſchreibt in ſeinen „Briefen über Galizien" (von welchen noch ſpäter die Rede ſein wird): Ein gewiſſer Kanzliſt M., ſonſt mit dem Prädicate Fürſt M. beehrt, hat jährlich 100 Gulden und hält darin Pferde, trägt ſich in allen Moden der Erſte, hat zwei Bediente und einen Kutſcher, findet ſich bei allen großen Spielen und theuren Unterhaltungen ein. Wie er das beſtreiten könne, fragſt Du? Ja, da frag' Du die polniſchen Damen. Ueberhaupt ſollen das räſonablere Damen ſein, als es irgend in Wien oder Berlin oder anderswo gibt. Fürſt M. wurde einmal gefragt, wie er, da er doch Kanzliſt ſei, die ſchöne Frühlings- und Sommerszeit ſo mitreiten, ſpielen und dergleichen zubringen könne? „Ja," ſagte er, „das iſt ein Leichtes, ich arbeite mich im Winter für den Frühling und Sommer vor." Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieſem Kanzliſten Fürſt M. dieſelbe Perſönlichkeit vermuthen, über welche Bretſchneider unter dem Titel: „Prinz Alexander Muruſi*), ein Aben-

*) Er hieß Prinz Alexander Muruſ, Fürſt Maurocordato und Fürſt der Wallachei. 1781 wurde er aus der Hermannſtädter Freimaurerloge ausgeſchloſſen und es war mit dem Fürſten Muruſi durch Schuldenmachen und liederliches Leben ſo weit gekommen, daß er, weil ihm die Mittel zur Abreiſe fehlten, zum Betteln ſeine Zuflucht nehmen und demüthig flehen mußte, daß im Kapitel eine Collecte für ihn veranſtaltet und ihm eine Unterſtützung aus der Armenkaſſe der Loge gewährt wurde. Auch in Peſt, wohin er ſich im Jahre 1782 begeben hatte, ſah er ſich bald der bitterſten Noth preisgegeben und ſchrieb von dort am 30. Dezember 1782 an Graf Bánffy, Subprior des Hermannſtädter Kapitels, worin er dieſen bei Gott und allen Heiligen beſchwört, ihm einen Dienſt als Poſtmeiſter oder in irgend einem Zollhauſe oder bei einem Cavalier als Güter-Inſpector oder irgend einen andern Poſten, der ihm nur das tägliche Brot bietet, zu verſchaffen. — Wie wir geſehen, war er im Jahre 1784 Kanzliſt in Lemberg. Bretſchneider hatte ihn wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1782, wo er (Bretſchneider) Bibliothekar in Ofen war, kennen gelernt und ihn dann ſpäter

teurer", den nachfolgenden Aufſatz ſchrieb: „Er war ein Bruder des ehemaligen Hoſpodars der Wallachei und Schwager des Hoſpodaren Ypſilanti. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, das Reich des Freimaurerordens in dieſer Welt zu ſuchen und 50,000 Mann zur Wiedereroberung der Güter, die ehedem dem Tempelherrenorden gehört hatten, ins Feld zu ſtellen. Von ihm und ſeinen Abenteuern könnte ich ein ganzes Buch ſchreiben, denn ich habe ihn ſehr gut gekannt, ſah ihn aber immer in ſehr armſeliger Geſtalt und er erwarb ſich mein Mitleiden, weil er ein gutes Herz hatte. Das war aber auch Alles; denn er war Poltron, kriechend oder übermüthig, wie es die Umſtände mit ſich brachten, ohne alle Kenntniſſe und Kultur. In Conſtantinopel ließ er ſich beſchneiden, glaubte dort an Muhamed und in Petersburg an den heiligen Nicolaus. Im Jahre 1790 ſah ich ihn zum letztenmal. Da ging er mit einem Paſſe vom ruſſiſchen Geſandten nach Petersburg, wo ſeine zwei Töchter als Hofdamen der Kaiſerin verſorgt waren. — Nun, dieſer Herr Prinz war von der Kaiſerin beſtimmt geweſen, unter dem Fürſten Orlow zur See zu dienen und kam auch nach Livorno — aber eine einzige Kanonade, die nur eines Sieges wegen abgebrannt wurde, erſchütterte ſeine Nerven ſo heftig, daß er alle Luſt zum Seedienſte verlor. Er machte ſich krank, bat um Urlaub, zu ſeiner Mutter nach Jaſſy zu reiſen, erhielt ihn und nahm ſeinen Weg durch Siebenbürgen, wo das Glück ſeiner wartete, in den uralten königlichen Orden der Freimaurer aufgenommen zu werden. Der Menſch bekam einigemale Geld von ſeiner Mutter geſchickt und alſo war es ihm ganz leicht, die oberen Grade zu erlangen, und da erfuhr er denn, daß er ein Tempelherr war. Er ſchwur, daß er das

1784 als Kanzliſten in Lemberg wiedergeſehen. Wer ſich noch ausführlicher über dieſen merkwürdigen Abenteurer unterrichten will, der leſe den Aufſatz: „Der Ritter vom gekrönten Raben" (Eques a corvo coronato), „Aus dem Leben eines freimaureriſchen Don Quixote", von dem ausgezeichneten freimaureriſchen Forſcher und Schriftſteller Herrn Guſtav Brabée, woraus wir die obigen Nachrichten entlehnt haben, in der illuſtrirten Monatsſchrift für die geſammte Freimaurerei „Der Freimaurer". Jahrgang I, Nr. 12, S. 147 und Jahrgang II, Nr. 1, S. 10.

Seinige beitragen wolle, den Orden wieder herzuſtellen. Wenn mir recht iſt, war ſein Ordensname: „Eques de tribus cappellis oder de Caprimulgo“. *)

Sobald er demnach das große Geheimniß erfahren hatte, wollte er ſeiner Pflicht genüge leiſten und offerierte dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig **) in einem längeren Schreiben 50,000 Mann Truppen, die er ganz leicht in der Wallachei zuſammenzubringen ſich getraute, um die verlorenen Güter mit Feuer und Schwert zu erobern. Der Herzog, der den Mann nicht kannte, kam dadurch in Verlegenheit und ſchrieb ihm eine ernſte Vermahnung, mit der Nachricht, daß alles das, was ihm geoffenbart worden wäre, nur ein Glaube ſei. Der Herzog hätte ganz ruhig bleiben können, denn dieſer Eques a Caprimulgo trug zwar einen fürchterlichen Rauſer an ſeiner Seite, er hatte aber die nämliche Krankheit, wie jener König von Schottland, der keinen bloßen Degen ſehen konnte. Was weiter aus dieſem Helden geworden ſei, wußte Bretſchneider nicht.

Bretſchneider war noch kein Jahr in Lemberg, als er auch hier von den Exjeſuiten und ihren Freunden, beſonders dem dortigen Gouverneur verfolgt wurde und ſeine Briefe ſind voll von Klagen über deren Ränke und Kabalen. Der Hauptinhalt aber betrifft Freimaurer, Roſenkreuzer, Adepten, Swedenborgianer, Illuminaten, Geiſterſeher u. ſ. w. Von allem dem fand Bretſchneider einen unerſchöpflichen Stoff. Da die Jeſuiten keine Gelegenheit fanden, ihm in wichtigen Dingen Verdruß zuzuziehen, ſo neckten ſie ihn unaufhörlich mit Kleinigkeiten. Bretſchneider hatte gefunden, daß es höchſt gefährlich war, ihnen im geringſten nachzugeben und ſo mußte er ganz gegen ſeine Natur ſich immer mit ihnen zanken.

Am 24. Februar 1785 ſchrieb er aus Lemberg an Nicolai:

*) Dies iſt ein Irrthum, ſein Ordensname war: »Eques a corvo coronato«. (Siehe die frühere Anmerkung.)

**) Seit 1772 Großmeiſter aller verbundenen Logen templeriſchen Syſtems in Deutſchland.

„Sie werden wiſſen, daß ein luſtiger Kopf in Wien ein Handbillet des Kaiſers erfunden und durch die Stadt verbreitet hat, worin Seine Majeſtät allergnädigſt äußern: „daß, nachdem Allerhöchſtdieſelben in Erfahrung gebracht hätten, daß ſich die ganze Freimaurerei auf mönchiſche Inſtitute gründe und im Grunde nichts anderes als ein verkappter Monarchismus ſei, Sie hiermit den ſämmtlichen Landesſtellen anbefohlen, alle Logen aufzuheben u. ſ. w.“ Baumſtark*) ſetzte ſich ſogleich hin und verfertigte eine Apologie, welche D . . .**) Seiner Majeſtät übergab, aber mit großem Befremden vernehmen mußte, daß es dem Kaiſer nie eingefallen ſei, ein dergleichen Billet zu ſchreiben. Inzwiſchen gab dieſer Fall Gelegenheit, ſich für das Künftige ſicher zu ſtellen und ſiehe, was erfand man? Künftig ſollen alle Chefs und Präſidenten der Landesſtellen, alle Gouverneure von Diſtrikten u. ſ. w. zugleich Großmeiſter ſein. Alſo muß nun ein zeitiger Präſident und dergleichen vi officii***) Bruder Freimaurer werden.“

Im Monat Februar 1786 ſchrieben die Gebrüder Bethmann aus Frankfurt a. M. an Bretſchneider, daß dort ein kaiſerlicher Poſten offen ſei. Bretſchneider erſuchte ſeine Freunde in Wien, ſich für ihn zu verwenden, allein der Staatsrath Freiherr von Gebler antwortete ihm: „Es würde nicht ſein Beſtes ſein.“ Weiter geſchah auch nichts. Bretſchneider wollte daher im April ſelbſt nach Wien reiſen und hoffte, wenn die Jeſuiten ſich nicht ins Spiel miſchten, die Stelle zu erhalten; er konnte dieſen Entſchluß aber erſt im September ausführen.

Während dieſer Zeit hatte er aus Lemberg an Nicolai noch folgende Briefe geſchrieben: Am 31. Mai 1786: „Die Broſchüre über Galizien, auf deren Titel ein Galgen ſteht, haben wir hier noch nicht geleſen. Von dem Verfaſſer, einem gewiſſen Kratter****)

*) recte Born.

**) Fürſt Johann Baptiſt Dietrichſtein.

***) Kraft ſeines Amtes.

****) Franz Kratter, Schriftſteller und dramatiſcher Dichter, geb. 1758, ſchrieb anonym das Werk: „Briefe über den jetzigen Zuſtand Galiziens,“ welches damals großes Aufſehen erregte.

aus Augsburg, muß ich Ihnen aber eine Anekdote erzählen. Er hatte ein Pasquil auf Tiez*) und Birkenstock**) geschrieben und Hertelu***) zum Verlag angeboten, der es aber zu Birkenstock****) trug. Nicht lange darauf ward in der Leopoldstadt ein großes Freimaurer Diner gegeben: dazu ward auch Kratter eingeladen und nachdem man ihm seine Schandthat vorgehalten und derselben überwiesen hatte, sowie Sebaldus *****, seines Kragens beraubt und vor die Thüre geführt."

7. Juni 1786. „Kratter's Briefe über Galizien haben hier viel Sensation gemacht und obgleich in dem Buche viele Wahrheiten sind, ist es doch mehr eine Chronique scandaleuse von Lemberg, über die manches Weiblein und Mädchen, dem zu viel geschehen ist, seufzt. Bei dem, was die Universität betrifft, ist der Verfasser offenbar parteiisch und verleumderisch spricht er von Denen, die sich mit ihm nicht abgeben wollten."

10. Juni 1786. „Ich habe eine Inschrift unter die marmorene Büste, die man hier in der Bibliothek dem Kaiser aufstellen wird, gemacht, und übersende sie hier, um mir Ihre Correcturen und Zurechtweisungen zu erbitten:

Optimo Principi
Josepho II Augusto
Imp. Regi
qui inter tanta pro omnium salute negotia
Musas quoque alere, tueri, ornare volens
instituta Leopoldi Academia
Bibliothecam Garellianam
ex Metropoli huc ferri jussit
multis voluminibus ex pulveribus
monachorum servatis

*) Tiez recte Dietrichstein.
**) Birkenstock recte Born.
***) Hertelu recte Hartel.
****) Born.
*****) In dem satirischen Romane: „Sebaldus Nothanker' von Nicolai

auxit publico usui dedicavit
et inde
reipublicae litterariae commoda
in hoc regno stabilivit
MDCCLXXXVI.

Im Monate September 1786 fand endlich Bretſchneider Gelegenheit, ſeinen Wunſch, nach Wien zu reiſen, realiſieren zu können. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt hatte er das Glück, oft und ſehr geneigtes Gehör bei Kaiſer Joſef zu finden; allein ſeine Lage änderte ſich doch nicht. Am 9. October (1786) ſtarb ſein Gönner, der Staatsrath Freiherr von Gebler, worüber Bretſchneider an Nicolai berichtet: „Ich habe den Schmerz gehabt, dem Tode des Baron Gebler faſt beizuwohnen, denn ich wurde gerufen, da er kaum verſchieden war. Er kam aus der Raths Seſſion, wollte noch vor dem Eſſen die Zeitung leſen, wurde durch einen Bedienten zur Tafel gerufen, winkte mit dem Kopfe, daß er gleich kommen würde und fiel, als er vom Ofen, an dem er ſich gewärmt hatte, zu Tiſche gehen wollte, todt nieder. Ich war bei der Inventur ſeiner Verlaſſenſchaft. Da fand es ſich, daß ſelbſt von dem Vermögen ſeiner Gemahlin nichts mehr da war."

Nach ſeiner Rückkehr von Wien nach Lemberg ſchrieb Bretſchneider von da am 25. Februar 1787 an Nicolai: „Der Profeſſor Feßler, der auf der Univerſität Lemberg die hebräiſche Hermeneutik docierte und der ſeines Zeichens ein Kapuziner iſt, hat gut gefunden, heimlich davon zu gehen. Er hat Schulden gemacht und zuletzt ein Monſtrum von einer Tragödie „Sidney". Dieſe iſt von der toskaniſchen Geſellſchaft, die hier ſpielt, aufgeführt worden und weil in dem Dinge unaufhörlich geflucht und verwünſcht wird und mehrere anſtößige Stellen darin vorkommen, hat man in der Cenſur Vieles geſtrichen, das aber der Autor durch Aushebung der Bogen wieder in das Manuſcript gebracht hat. Vielleicht geht er nach Berlin. Er wird ſich einen Roman erſinnen und über Verfolgung und dergleichen beklagen. Sie können mir aber auf

mein Wort glauben, daß nichts daran iſt. Durch ſeine „Anthologia hebraica“ will er ſeinem geſunkenen Rufe wieder aufhelfen. Was er nun da gemacht hat, verſtehe ich nicht, noch weniger, wozu er bei Verfertigung dieſes Werkes die „Mémoires de l'Academie française“, die er von mir borgte, hat brauchen können.“ *)

Bald nach den bei dem Kaiſer in Wien gehabten Audienzen ſtand in den Zeitungen, daß Bretſchneider Gubernialrath geworden ſei. Dem widerſprach er aber in einem Briefe aus Lemberg an Nicolai vom 4. April 1787 und ſetzte hinzu: „Ich wäre es geworden, wenn ich nicht gewohnt wäre, überall Mauern von Erz zu finden und Kräfte genug hätte, darüber zu ſpringen. Der, in deſſen Gewalt es iſt, gab mir ſelbſt Anlaß, es zu begehren. Nun aber bin ich in manchem Betracht froh, daß nichts daraus geworden iſt.“ In demſelben Briefe berichtet er auch noch an Nicolai: „Sie werden von den mancherlei Neckereien, die Stoll**) erfahren muß, gehört und geleſen haben. Er wurde krank und war dem Tode nahe. Der Kaiſer hat ihn beſucht. Er iſt nun wieder geſund und wird aufs neue verfolgt.“ Ferner ſchreibt Bretſchneider in Bezug auf den ungenügenden Dank des Fürſten Kaunitz für Wieland's Widmung ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Satiren an Nicolai: „Der Fürſt Kaunitz hat Wielanden für ſeine Zuſchrift der Satiren des Horaz eine Doſe geſchickt. Der Autor war voll Erwartung, weil er vorlaufig davon durch Alxinger, der ſie

*) Feßler beklagt ſich in ſeinem höchſt intereſſanten Buche: „Rückblicke auf meine ſiebzigjährige Pilgerſchaft,“ daß ihn die Chicanen des Univerſitäts-Bibliothekars Bretſchneider, in betreff der von ihm Feßler verlangten Bücher ſo tief und anhaltend gekränkt hätten, daß er von einer langwierigen Gelbſucht befallen wurde. (2. Auflage, herausgegeben von Profeſſor Bülow. Leipzig 1851, bei Carl Geibel. S. 120.)

**) Maximilian Stoll, ſeit 1776 Profeſſor der praktiſchen Arzneikunde in Wien, berühmter Arzt und mediciniſcher Schriftſteller, geboren 1742 in Erzingen in Schwaben, war früher Jeſuit geweſen und nachdem er ſich mit ſeinen Obern entzweit hatte, im Jahre 1767 aus dem Orden ausgetreten. Er ſtarb 1788.

aber nicht geſehen hatte, verſtändigt war." Die Doſe erfüllte die Erwartung nicht, weshalb Bretſchneider hinzufügt: „Wieland's Äußerungen darüber habe ich in Wien geleſen." *)

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Kaiſer Joſef II. in Lemberg 1787. — Der Jude Goldſchmidt. — Kaiſer Joſef und der polniſche Edelmann. — Joſef in der Bibliothek. — Seine Äußerung über das Werk: „Cornelii a Lapide Opera." — Eine Unterredung Joſef's mit Bretſchneider. — Abreiſe des Kaiſers von Lemberg.

Im Jahre 1787 reiſte Kaiſer Joſef II. zu der Zuſammenkunft mit Katharina II. nach Rußland und kam am 13. Mai 1787 nach Lemberg. Aus der Zeit des Aufenthaltes des Kaiſers erzählt Bretſchneider: „Es war damals ein jüdiſcher Abenteurer aus Schleſien in Lemberg, der den Monarchen ſo für ſich einzunehmen wußte, daß er ihm die Direktion des ſehr beträchtlichen Salzhandels in Galizien anvertraute. Ich meinerſeits hätte den Menſchen nicht zum Pferdekaufe angenommen, denn er hatte eine Galgenphyſiognomie, war ein unerträglicher Schwätzer und verrieth mit jeder Bewegung alle Unarten ſeiner Nation: Zudringlichkeit, Schelmengriffe, Trotz und Feigheit. Dieſer Menſch, der, im ganz eigentlichen Sinne, die Hälfte ſeiner Tage ein Bettelbube geweſen war und als ſolcher manchen jüdiſchen und chriſtlichen Rippenſtoß empfangen hatte, wollte nun auf einmal, da er im Beſitze von 4000 Gulden jährlicher Beſoldung war und die Tantième, die auf ſeinen Theil fiel, 2- bis 3000 Gulden betragen konnte, den petit-maitre machen. Er behängte ſich mit geſtickten Kleidern und mit Juwelen, ließ ſich in Geſellſchaften einführen und war ein großer Verehrer chriſtlicher Frauen und Jungfrauen, deren viele auch ſeinem Gelde hofierten. Goldſchmidt war ſein Name. Er war 1786 während der Faſchingszeit in Wien und

*) Siehe „Wiener Freunde" von Robert Reil. Wien 1883. S. 45.

wollte beſonders in einer Redoute recht glänzen, zu welcher er ſich mit einer prächtigen Maske vorbereitet hatte. Allein zwei Tage vorher überfiel ihn ein Rheumatismus an dem Ort, den ſeinem Vorfahren Jakob vor ſo vielen hundert Jahren ein Engel verrenkt hatte. Er konnte nicht gehen, viel weniger tanzen. Ein Barbiergeſelle verſprach, ihn ſo herzuſtellen, daß er auf den Ball gehen konnte und hielt Wort. Er zog mit Schropfköpfen die Materie an die Oberfläche. Goldſchmidt konnte auf die Redoute gehen, ſich in ſeiner Pracht zeigen, tanzte wacker u. ſ. w. und erwachte den andern Mittag mit neuen Schmerzen, denn an dem Orte, wo er den Rheumatismus hatte vertreiben laſſen, entſtand ein Gewächs, welches von Tag zu Tag größer wurde und ihn endlich ums Leben brachte. Er war mit dem Gewächs nach Lemberg gereiſt und fing an, ſich ſeiner Auflöſung zu nähern, als Kaiſer Joſef nach Lemberg kam, der ihn auch ſogleich beſuchte und ihn kräftig vermahnte, ſich vor ſeiner Abfahrt taufen zu laſſen. Darauf gab Goldſchmidt ganz ernſthaft und aufrichtig die bündigſte Verſicherung, daß er es thun wolle, wenn er wiederum auflämе; wenn er aber ſterben ſollte, wäre nichts dabei zu profitieren. Indeſſen wiederholte doch der Kaiſer ſehr oft den Wunſch, daß ſich doch jemand finden möge, der ihn zur Bekehrung bereden möchte, damit ſeine Seele gerettet wurde."

Ich ſtand nur einige Schritte auf der Gaſſe in Lemberg von Kaiſer Joſef entfernt, als er mit einem polniſchen Edelmanne ſprach, der Güter ſowohl in Galizien, als in dem von Preußen neu erworbenen Antheile von Polen beſaß und der ſoeben im Begriffe ſtand, die Erſteren zu verkaufen und ganz in das Preußiſche zu überſiedeln. Er ſprach gut deutſch. Der Kaiſer fragte ihn, warum er die preußiſche Regierung der öſterreichiſchen vorziehen und lieber ſein Eigenthum in Galizien als jenes in Preußen verlaſſen wollte? Der Mann ließ ſich drei oder viermal fragen, bis ihn der Kaiſer aufmunterte, nur frei zu reden. Da lauteten dann ſeine Worte alſo: „Der König in Preußen hat uns gleich nach der Uebernahme des Landes, ohne

viel Schreibereien das Fell über die Ohren gezogen und wir wiſſen, woran wir ſind, was wir zu zahlen haben und was uns übrig bleibt. Hiervon iſt keine Abänderung weder zu hoffen, noch zu befürchten und wir können ſicher darauf rechnen und unſere Einrichtung darnach machen. Hier in Galizien aber wird heute etwas befohlen und in acht Tagen widerrufen. Wenn wir Arbeit und Koſten gehabt haben, um die Verordnung zu befolgen, ſo kommt ein Gegenbefehl und ein neues Geſetz, das oft dem Erſten ganz widerſpricht. Ein entſchiedenes, unangenehmes Schickſal iſt nicht ſo peinlich, als eine fortdauernde Ungewißheit.“ Seine Majeſtät geruhten nichts hierauf zu antworten.

Kaiſer Joſef kam einmal in die ehemalige Garelliſche Bibliothek, die auf ſeinen Befehl die Lembergiſche Univerſitätsbibliothek geworden war und erblickte da ein Werk in Folio von neun oder zehn Bänden mit dem auswärtigen Titel: „Cornelii a Lapide Opera“. „Hat der Patron ſo viel geſchrieben? Das hab' ich nicht gewußt. Er gehört unter die Prohibita und muß hier weggeſtellt werden, auch ſoll man das Buch niemanden zu leſen erlauben.“ Hieraus ſieht man, daß er den Cornelius a Lapide mit dem Hypolitus a Lapide verwechſelte, welcher Letztere ein Buch gegen das Haus Oeſterreich geſchrieben hat. *)

* * *

Am 18. Mai reiſte Joſef mit einem Gefolge von 27 Perſonen in ſieben Wagen von Lemberg ab und ſetzte ſeine Reiſe nach Cherſon fort.

*) Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico etc. 1640. Der wahre Verfaſſer, ſagt Profeſſor Meuſel, blieb lange unbekannt; aber es iſt längſt bekannt, daß er Boguslaus Philipp von Chemnitz hieß. Der Wiener Hof ließ das Buch ſogleich verbieten und verbrennen, wodurch aber nur, wie es gewöhnlich geſchieht, deſſen Verbreitung nur noch mehr befördert wurde. Unter Andern ſehe man Püttner's Literatur des deutſchen Staatsrechtes. Theil I, Seite 207—213, wo es heißt: „Es that in der Folge dem kaiſerlichen Hofe vielleicht größeren Schaden, als manche verlorene Schlacht.“

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Busk. — Reiſe nach Karlsbad und Teplitz. — Wiederfinden ſeiner Jugendgeliebten und ihrer Tochter. — Rückkehr nach Lemberg. — Briefe an Nicolai und Mendel, literariſchen Inhaltes. — Reiſe nach Wien 1780. — Rückkehr nach Lemberg. — Tod des Kaiſers Joſef zu Wien 1790.

In demſelben Jahre 1787 litt Bretſchneider an einer lange andauernden Krankheit. Er verlor allen Appetit und genoß blos Suppen. Die Leute glaubten, es ſei eine durch fehlgeſchlagene Hoffnungen entſtandene Gemüthskrankheit, allein blos ſein Körper litt an Hämorrhoidalbeſchwerden und er war dabei heiterer als ſeit langer Zeit. Dieſer Zuſtand hatte ſchon drei Monate gedauert, als er Nicolai erſuchte, den Leibarzt Zelle in Berlin um Rath zu fragen. Er wurde ſo ſchwach, daß er acht Wochen lang ſeinem Freunde nicht einmal Nachricht von ſich geben konnte. Im Auguſt ging er auf das Land nach Busk, trank Pilmer Sauerwaſſer und befand ſich darnach beſſer.

Aus Busk ſchrieb er am 22. Auguſt an Nicolai: „In dem Magazine zur Geſchichte der Jeſuiten ſollte man einen gewiſſen P. Monsperger*), der in Wien Profeſſor des Hebräiſchen und überhaupt orientaliſcher Sprachen iſt, auffordern zu reden. Dieſer Mann, der nun ſchon über 60 Jahre, aber noch ſehr munter iſt, ging etwa zehn Jahre vor der Aufhebung aus dem Orden. Er war Vice-Rector in einem ungariſchen Kloſter, mußte, weil der Rector verreiſt war, ſeine Stelle erſetzen und fand bei der

*) Joſef Julian Monsperger, geb. 1721 zu Wiener-Neuſtadt, trat mit 16 Jahren in den Orden der Geſellſchaft Jeſu, in welchem er ſeine Studien beendete. Nachdem er 24 Jahre Mitglied des Jeſuitenordens geweſen, trat er im Jahre 1764 aus eigenem Antriebe wieder aus demſelben und ging auf Reiſen. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er, da er in den orientaliſchen Sprachen beſonders bewandert war, im Jahre 1774 die Lehrkanzel des Hebräiſchen und der damit verwandten morgenländiſchen Sprachen an der Univerſität zu Wien. Er ſtarb 1788.

Gelegenheit Schriften und Briefchaften, die ihn bewogen, geradezu nach Rom zu gehen und den Inhalt dem Papſte zu eröffnen, zugleich aber um Dispenſation anzuhalten, aus dem Orden treten zu dürfen. Man dürfte dieſes nur hiſtoriſch, als etwas, das man gehört habe, anführen und ſagen: Der P. Monsperger könne, wenn dieſes wahr ſei, der Welt einen heilſamen Dienſt leiſten, jetzt, wo doch die Meiſten nicht mehr leben und der Orden aufgehoben iſt, Erläuterung darüber zu geben. Ich habe Urſache zu glauben, daß er es thun würde."

Im Oktober 1787 kehrte Bretſchneider faſt gänzlich hergeſtellt wieder nach Lemberg zurück. Im Dezember jedoch bekam er einen Rückfall und empfand einen beſtändigen, dumpfen Schmerz. Erſt im Juni des folgenden Jahres 1788 hatte er ſeine Geſundheit ſo ziemlich wieder erlangt und um ſie zu ſtärken, machte er im Auguſt 1788 eine Reiſe nach Warſchau.

Von dieſer Reiſe erzählt Bretſchneider: „Einer meiner vorzüglichſten Wünſche war, das Städtchen Piaſeczno, in dem ich einen Theil meiner Jugend zugebracht hatte*), wiederzuſehen. Ein Freund aus Warſchau bot ſich an, mich zu begleiten und ich ſah dieſen Ort mit den wehmuthigſten Kindererinnerungen. Mein Begleiter K. diente mir zum Dolmetſcher. Wir fanden noch einen der Wirthe am Leben, bei dem ich 1756 im Quartier geſtanden hatte, der mich erkannte und mir mancherlei Begebenheiten, die das Städtchen inzwiſchen erlebt hatte, erzählte.

Meine Sophie**) hatte ich ganz vergeſſen. Aber auf einmal präſentierte ſich meinen Augen das Häuschen, worin ſie gewohnt hatte und ſomit die ganze Geſchichte. Ich fragte den Mann, ob er ſich nicht einer Frau erinnere, die mit ihrer Tochter einſt hier in dem Häuschen gewohnt habe? „Sehr gut," antwortete der alte Polak, „ſie iſt hier in Piaſeczno geſtorben und begraben, aber ihre Tochter lebt noch als Witwe und auch dieſe hat wieder

*) Bei dem ſächſiſchen Chevaurlegers-Regimente Graf Brühl.
**) Siehe Kapitel 6.

eine Tochter, welche an den reichen Weinhändler T... verheiratet ist. Hier in diesem großen Hause, das am Ende der Gasse steht, können Sie Mutter und Tochter finden".

Ein wohlgebautes, schlankes Weib kam uns entgegen und fragte in gutem Deutsch, was wir begehrten? Mein Begleiter ließ mir nicht Zeit zur Antwort. Er stieß mich in die Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Herr! das muß Ihre Schwester sein, es ist ja Ihr leibhaftes Ebenbild?" Nun brachte ich meine Anfrage vor, wegen einer gewissen Sophie R*** und durfte nicht lange fragen, denn die Frau fiel mir ins Wort: „Ei! das ist ja meine Mutter; Sie müssen sich aber doch in der Person irren, denn sie kann kein Wort deutsch." Man rief sie. Sie kam — erstaunte — und hörte von ihrer Tochter, daß ich es sei, der sich nach ihr erkundigte und sagte kein Wort, sondern lief zurück, holte das Gebetbuch, worin unsere Namen, noch wohl conserviert, von meiner Hand geschrieben standen, und so waren wir Beide ganz geschwind im Klaren, worüber mein Begleiter und die junge Frau nicht wenig erstaunten, denn es war durchaus eine stumme Scene, zu welcher nur wir Beide den Schlüssel hatten. Leider hatte die gute Sophie auch nicht einen Zug von ihren vorigen Reizen behalten und es wurde mir gar nicht sauer, mich des Umarmens zu enthalten, welches sonst bei dergleichen Zusammenkünften in Romanen und wahren Geschichten üblich zu sein pflegt. In Gegenwart der Tochter zu weiteren Explicationen zu schreiten, das war nicht rathsam. Wir nahmen die ehemalige schöne Sophie in unsern Wagen mit nach Warschau und ließen uns da bei einem Glase Wein die Begebenheiten erzählen, welche sich nach unserer Trennung mit ihr zugetragen hatten.

Nicht lange nach dem Tage Portiuncula's, stellten sich bei dem armen Mädchen allerlei Zustände ein, welche ihre Mutter aufmerksam machten und dieser erfahrenen Matrone zu weiteren Untersuchungen Anlaß gaben, wobei sie gar bald die Wahrheit entdeckte. Auch sie hatte ihr Töchterlein einem Portiuncula-Tage zu verdanken, und zwar von einem Herrn, der Vermögen genug hatte, aber nicht eben so viel guten Willen, für sein Kind zu sorgen. Sie schlug

den vernünftigſten Weg ein, den eine Mutter in dergleichen Fällen ergreifen kann und bereitete die Tochter vor zu dem Mittel, wobei ihre Ehre am wenigſten in Verdacht gezogen werden konnte. Sie reiſten Beide noch im härteſten Winter in eine entlegene Gegend Polens, wo die Frau einen Anverwandten in Dienſten eines Fürſten hatte. Dieſen wußte ſie zu überreden, daß er ſie noch 16 Meilen weiter begleitete in einen Ort, wo die Mutter ſchon ehedem gewohnt und viel Bekanntſchaften hatte. Hier wurde der Herr Vetter als ein neuer Ehemann ausgegeben, der nach dem Kindbett ſeiner Frau alle zuſammen wieder abholen und zu ſich nehmen würde. Er hielt auch Wort, kam zu der feſtgeſetzten Zeit, holte die Familie wieder ab und führte ſie noch einige Meilen, um ſie von dieſer Zeit an ihren Schickſalen zu überlaſſen.

Hier iſt nun, was mir um des Leſers willen ſehr leid thut, ein hiatus in manuscripto, und zwar erſtreckt ſich derſelbe auf ſechs Jahre, von denen ich ſo wenig Rechenſchaft geben kann, als ich ſie erhalten habe; genug, die, wie ich vermuthe, damals noch ſchöne Sophie galt nun für eine Witwe und eroberte endlich noch einen Mann, von dem mir eben auch nicht viel Rühmliches mitgetheilt wurde.

Endlich beſchloß dieſe honette Familie, ihre Reſidenz wieder in Piaſeczno aufzuſchlagen. Das Früchtchen vom Tage Portiuncula, Antonia oder Antuszа genannt, wuchs indeß heran und wurde ſo reizend, daß ſie das Herz eines reichen Mehlhändlers rührte, und ihm in ihrem 16. Jahre angetraut und wohl verſorgt wurde. Ihr Stiefvater ſtarb, woran er ſehr wohl that. Antuszа hatte ſchon wieder 5 oder 6 Kinder, denen nichts davon träumte, daß ſie noch einen Großvater hatten. Von der ganzen Geſchichte ſollte nun, nach unſerer Verabredung, kein Menſch, außer Freund M. etwas erfahren, aber doch kam nach einigen Tagen das liebe Weib Antonia, begehrte Privat-Audienz, fiel mir zu Füßen und nannte mich Vater.

Von ſeiner Reiſe nach Warſchau wieder zurückgekehrt, beſchäftigte ſich Bretſchneider abermals mit Ideen zur Verfaſſung eines Werkes. Er theilte darüber Nicolai Nachfolgendes mit:

„Ich muß Ihnen — ſchreibt er — eine Sache melden, die mich jetzt ſehr beſchäftigt. Ich ſchreibe ein Buch und denke, daß ich etwas nicht Gemeines liefern werde. Der Kopf iſt mir von den vielen Streitigkeiten Stark's, Lavater's und anderer Schwärmer ꝛc. ſo warm geworden, daß ich meine ſchon lange über verſchiedene Männer, z. B. Hinzendorf, Schwedenborg, Meſſer ſchmidt und Andere, die ich gekannt habe, geſammelte Erfahrungen in Ordnung bringen und damit vor der Welt erſcheinen will. Mein Werk wird etwa ein Alphabet ſtark werden und den Titel verdienen: „Ueber Glauben und Prüfung des Seltſamen und Abenteuerlichen.“ Es wird mehr aus Beiſpielen und meinen daraus gezogenen Reſultaten, als aus Raiſonnements beſtehen, und über einiges Räthſelhafte in dem Charakter und Betragen der Männer, die ich genannt habe, Licht geben. Ich habe einen Abſchnitt, der etwa ſechs gedruckte Bogen beträgt, fertig.“

Bretſchneider trug Nicolai den Verlag davon an, der ihn aber in der damaligen Periode, wo der Miniſter von Wöllner nicht ſein Freund war, ablehnen mußte. Vielleicht wäre in ganz Deutſchland niemand beſſer imſtande geweſen, über dieſe Materie ſo zu ſchreiben, als Bretſchneider, weil ſein Briefwechſel beweiſt, daß er vierzig Jahre lang unermüdlich geweſen war, Thatſachen zu ſammeln. Es ergibt ſich aus einem ſpätern Briefe, daß er von dem, was er fertig hatte, hernach bei der vortrefflichen Recenſion der Swedenborg'ſchen Schriften Gebrauch gemacht hat. Die vielen Anekdoten, die Bretſchneider von einer Menge der bekannteſten Leute darin zu erzählen Willens geweſen, würden ihn als Verfaſſer unverkennlich gemacht haben. Er konnte mit ſich ſelbſt nicht einig werden, ob er gerade ſo ſchreiben ſolle, wie er dachte.

„Thue ich das“ ſagt er im Briefe vom 10. November 1788), „ſo bin ich in vier Wochen von allen Schwärmern, Sectierern und Betrügern aus Oſten und Süden, aus Weſten und Norden verfolgt, von allen Orthodoxen verketzert und von Heterodoxen geſchunden. Thue ich es nicht, ſo iſt für die Wahrheit nichts gewonnen, weil jeder die Thatſachen nach ſeinem Vortheile auslegt.

Ich bin zwar kaltblütig genug, alles zu verachten, was man Böſes von meinem Buche ſagen würde, gern auch das anzunehmen, was man daran mit Grund auszuſetzen fände: aber ich ſehe an den Streitigkeiten Anderer, wie ſelten die Herren bei dem Schriftſteller allein ſtehen bleiben und wie bald ſie perſönliche Umſtände hinein zu miſchen ſuchen. Das würde mich nöthigen zu antworten, und dadurch würde ich mir die Ruhe meiner alten Tage verbittern."

In demſelben Briefe ſchrieb er noch an Nicolai:

„Herr von H—g, aus der Geſellſchaft von der Kette, wurde von dem Kronprinzen in Dänemark nach Polen geſchickt, um von dem Fürſten Czartoryski polniſche Hengſten für die däniſchen Geſtüte zu holen. Die „Kette" iſt eine auf die Freimaurerei verpfropfte Geſellſchaft, die nicht nur in Dänemark, ſondern im ganzen Norden ſich ausbreitet. Das Ritual iſt das nämliche wie jenes, nur ohne die Decoration und Kleidung. H—g ſagte mir, daß faſt ſein ganzer Hof dazu gehört."

Zu Ende des Jahres 1788 wurde Bretſchneider von dem Profeſſor Wenzel in Erlangen aufgefordert, ihm Beiträge zu dem von Wenzel angelegten „Hiſtoriſch-literariſch bibliographiſchen Magazin" mitzutheilen. Bretſchneider antwortete darauf demſelben aus Lemberg am 17. Mai 1789:

„Ich ſchicke Ihnen hier etwas für das Magazin, weil ich Sie, da Sie mir die Ehre erwieſen haben, meinen Namen vorzudrucken, nicht gerne zum Lügner machen möchte. Wenn die Zeit kommt, wo ich weniger Geſchäfte habe, ſo will ich beſſere und wichtigere Sachen liefern: an Stoff fehlt es mir gar nicht. Ich habe im vergangenen Jahre das halbe Königreich Galizien durchreiſt und die Kloſterbibliotheken viſitiert, wo ſich manches noch ſehr unbekannte Stück gefunden hat. Unter Andern fand ich ein altes Copialbuch des Kaiſers Wenzel, worin ein paar hundert ſeiner Urkunden copiert ſind. Pelzel*), an den ich darüber ſchrieb,

*) Der bekanntlich die Lebens- und Regierungsgeſchichte dieſes Kaiſers ſchrieb. Prag, 1788—1790, 2 Bände in gr. 8°.

und es benutzen. Im ganzen Lande findet sich kein gedrucktes Buch vor 1470. Von diesem Jahre an gibt es eine Menge von Schotter*) und die meisten sehr gut erhalten, weil sie die Pfaffen wenig gebraucht haben. Die vielen Krakauer Ausgaben machen auch einen wichtigen Beitrag für die Bibliographie, denn es sind viele kleine Sachen darunter, viel Nachdrücke, die noch wenig bekannt sind. Ob ich nun gleich alles Seltene für die Marelli'sche Bibliothek behalte, so sind doch auch so viele Doubletten von manchen da, daß der Auktions-Katalog, den ich jetzt in die Presse gebe, eine ziemliche Anzahl rarer Sachen ergeben wird."

Am 17. Juni 1789 an Denselben: „Es ist hier ein gar braver Mann, der Nämliche, nach dem Sie einst, auf Gr. oder eines Anderen Verlangen, bei mir anfragten. Dieser Mann ist bei tausend anderen guten Eigenschaften ein Mystiker und was dazu gehört. Der kauft nun alle alchymistischen und magischen Sachen zusammen, deren er habhaft werden kann, war auch begierig, das Harlem'sche Manuscript zu sehen. Durch diesen Mann habe ich einsehen gelernt, warum sich die Swedenborg'sche Secte jetzt so ausbreitet. Wie ich mit ihm bekannt wurde, hatte er alle möglichen alten Schwärmer gelesen, aber Swedenborg noch nicht. Ich brachte ihn auf seine Werke und er wurde gleich ein Swedenborgianer; gewiß nur darum, weil in Swedenborg's Schriften Zusammenhang ist. Swedenborg war ein Mann, der studirt und zu Wolf's Zeiten studirt hatte. Er verstand also die Kunst, seinen Hypothesen eine systematische Gestalt zu geben. Wer nun gern das Wunderbare glaubt, der fragt nicht die Hauptfrage, sondern ist zufrieden, wenn ihm in der einzelnen Ausframung nicht Widersprechendes vorkommt und das macht jetzt viele Swedenborgianer."

„Jacob Böhme und die alten Schwärmer alle gaben sich durch ihre Widersprüche und Dunkelheit zu viele Blöße. Wenn aber ein Mensch einmal gewiß glaubt, daß Swedenborg die Erlaubniß gehabt hat, in den Himmel zu steigen und mit den Geistern zu reden, so kann er hernach mit seinen Gegnern leicht fertig

*) Peter Schoffer oder Schoffer.

werden, weil ſein Meiſter gerade herausgeredet und geſagt hat: „Das habe ich ſo und nicht anders geſehen und gehört,“ dabei aber ſeiner Erzählung einen Zuſammenhang gegeben, der ein ordentliches Syſtem zu verrathen ſcheint.“

„Sie ſchreiben mir etwas von Herrnhutern, die vielleicht mit Jeſuiten in Verbindung ſtünden, das iſt aber nicht der Fall. Ich glaube, daß jetzt ſchwerlich noch zehn Menſchen leben, die außer der Gemeinde ſo viel Kenntniß von dem ganzen Herrnhutiſchen Weſen haben, als ich. In meiner zarteſten Kindheit bin ich bei ihnen erzogen worden. Das hat mich bewogen, ihnen genau nachzugehen, ſo lange ich gelebt habe, und wo ich bei meiner Wallfahrt durch die Welt nur hinkam. Ich habe alſo ſeit dem Jahre 1745 geſehen, gehört, gekannt, geprüft, nachgeforſcht und einzelne Entdeckungen gemacht, die mich in den Stand ſetzen, Ihnen als gewiß ſagen zu können: daß dieſe beiden Geſellſchaften, eben darum, weil ſie in zwei verſchiedenen Verhältniſſen in einigen Dingen einerlei Abſichten haben, auf keine Weiſe in Verbindung ſtehen können, die auf einen Hauptplan abzwecken.“

Im Auguſt 1789 reiſte Bretſchneider abermals nach Wien. Die Veranlaſſung dazu war dieſe: Sein zweiter Sohn, damals 16 Jahre alt, ſollte zur Vollendung ſeiner Erziehung nach Brüſſel reiſen, wurde aber in Wien krank und bekam epileptiſche Anfälle. Im September d. J. war er wieder in Lemberg, von wo er am 29. d. M. an Nicolai ſchrieb: „Etwas, das Ihre ganze Aufmerkſamkeit verdient, iſt ein Katalog, der in Wien bei einem obſcuren Buchhändler J. G. Binz*), neben dem Zwettelhofe, um 36 Kreuzer zu haben iſt. Er führt den Titel: „Catalogus Manuscriptorum chemico-alchemico-magico-cabalistico-medico-physico-curiosorum. 1788. 8°.“ Wenn Sie jemals etwas dergleichen geſehen haben, ſo kaufe ich Ihnen: „Die Kunſt, türkiſches Garn zu färben,“ das darin um tauſend Dukaten angeboten wird. Den Katalog hat ein gewiſſer Baron Linden gemacht, den ich gut kenne. Er beſitzt alle die Bücher und Manu-

*) Bretſchneider nennt ihn Binzo, was unrichtig iſt; er hieß Binz.

ſcripte, die darin angeführt ſind, verkauft ſie aber nicht, ſondern läßt ſie nur gegen Bezahlung abſchreiben. Hier findet man Alles, was in dieſen Fächern exiſtiert, von Dr. Fauſt's Höllenzwang an, bis zu des de Toux Manuſcripte und dabei iſt dies nur ein Katalog raisonné, der ſehr vielen Aufſchluß über die Geſchichte der Goldmacherei und Teufelsbannerei, beſonders in den öſterreichiſchen Landen, gibt."

Am 5. Jänner 1790 gab Bretſchneider Nicolai Nachricht, daß er einem gewiſſen Ertel vor drei Jahren Swedenborg's „Traktat von den Planeten und Erdkörpern" gegeben habe, ohne daß er irgend eine Abſicht dabei gehabt hätte. „Dieſer Ertel las das Buch," fährt Bretſchneider fort, „bekam Geſchmack an Swedenborg, kaufte ſich nach und nach alle ſeine Werke, las ſie und nunmehr ſieht er Geiſter, predigt ein neues Jeruſalem, ſchreibt Epiſteln an die Gläubigen zu Epheſus und iſt ſo weit, daß man ihm einen Vormund ſetzen ſollte. Dieſes ehrenvolle Amt war mir zugedacht; ich habe es aber abgelehnt."

Am 20. Februar 1790 ſtarb in Wien Kaiſer Joſef II. Es war dies ein harter Schlag für Bretſchneider, denn der verſtorbene Kaiſer war ſein allergnädigſter Gönner und Beſchützer geweſen. Da Bretſchneider in vielfachem und vertrautem Verkehr mit dem Kaiſer Joſef II. geſtanden war, ſo dürften die nachfolgenden Berichte Bretſchneider's über den edlen Kaiſer, welche wir in den folgenden Kapiteln mittheilen, den Leſern von großem Intereſſe ſein.

Fünfzigstes Kapitel.

Kaiser Josef II. Seine Liebe zur Musik und zum Theater. — Die Oper „Il Rè Teodoro“ von Da Ponte. — Wie es bei Josef mit der Gelehrsamkeit und den wissenschaftlichen Kenntnissen stand. — Die „Rêveries du Comte de Saxe“. — Josef's Gunst für die deutsche Sprache. — Seine Neigung zum Zorne. — Sein unglücklicher Schuß im Augarten. — Er war weder Tyrann noch grausam. — Die Geschichte des Obersten Szekely. — Die Rosenkreuzer. — Der Reichshofrath Agent Matolai. — Baron Liebenstein und sein Goldsalz. — Der Mauthvisitator Bacciochi. — Der Denunciant Göz.

Weil ich das Glück gehabt habe, diesen Monarchen in der Nähe beobachten zu können, indem er mich stundenlang bei sich geduldet und viel mit mir gesprochen hat, so kann ich einzelne Züge von ihm mittheilen, die vielleicht manchem Leser nicht unbedeutend vorkommen werden. Josef liebte Musik, spielte selbst den Flügel und die Baßgeige, war ein Freund vom Theater und beförderte gerne öffentliche Lustbarkeiten aller Art; war gerne da, wo sich viele Menschen versammelten, um sich zu ergötzen und eröffnete aus dem Grunde Prater und Augarten allen Ständen. Die Oper „Il Rè Teodoro“ mußte der Hofpoet Abate Del Ponte*) auf seinen Befehl verfertigen, aber sie fiel nicht ganz so aus, wie der Kaiser wünschte. Er wollte eine Satyre auf den König von Schweden haben, der damals in den europäischen Ländern herumreiste; aber der Geist der Satyre ruhte nicht auf dem Abate und Seine Majestät waren endlich auch mit dem zufrieden, was der Dichter geliefert hatte.

Die vortreffliche Musik des Hofkapellenmeisters Salieri wird das Ohr des Kenners immer schätzen, wenn auch kein Mensch mehr weiß, daß sie auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Josef geschrieben wurde, und was den Text anbelangt, so würde er durch einige kleine Veränderungen, die weder Zeit noch Kunst erfordern, sehr viel gewinnen. Es kommt mir sehr anstößig

*) Daponte.

vor, daß der arme Theodor, der ſich durch das ganze Stück als ein ehrlicher Mann aufführt, der mit ſeinem unglücklichen Schickſal das Mitleid des Zuſchauers erregt, am Ende von einem eiferſüchtigen Kaufmannsburſchen verſpottet und gemißhandelt wird. Mich dünkt, der Dichter erwecke dann mehr Abſcheu als Vergnügen. Wenn er ſeinen Helden, wie den Schelm Baſſorio, als einen Windbeutel oder als einen Betrüger oder Böſewicht wie Don Juan aufgeführt hätte, dann könnte ſo ein Ausgang ſeinen moraliſchen Werth geben, aber er zeigt durchaus eben keinen böſen Charakter und der Knoten des Dramas löſt ſich am Ende mit ſeinen Schulden, die ihm wie eine Litanei vorgeſungen werden. Dieſe Schulden und die Liebe zu der ſchönen Wirthstochter ſind alſo die Verbrechen, die ihn ins Gefängniß bringen, und ich fände darin eben die Eigenſchaften, die ihn zum Könige qualificieren. Ludwig, dieſes Namens der Fünfzehnte, mit dem Zunamen der „Vielgeliebte", hat fünfzig Jahre regiert. Liebe und Schulden begleiteten ihn bis zum Grabe.

Gelehrſamkeit oder auch nur oberflächliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe waren Joſef's Sache nicht, ob er gleich nicht ganz leer war und von den italieniſchen Dichtern viele Stellen auswendig herſagen konnte. Er hatte ſeinen Taſſo und Arioſt geleſen, und dazu iſt er vermutlich in ſeiner Jugend angehalten worden, denn er recitierte die Verſe ſo ziemlich im Schultone. Der König in Preußen hatte ihm bei der Zuſammenkunft in Schleſien die „Rêveries du Comte de Saxe" empfohlen und ihm ein elegant gebundenes Exemplar geſchenkt. Mich hat einer von ſeinen Leuten, der bis an ſein Ende bei ihm war, verſichert, daß zwar dieſes Buch in der ganzen langen Zeit, ſeit der ſchleſiſchen Zuſammenkunft, nicht von des Kaiſers Nachttiſche gekommen ſei, daß aber alle Blätter noch am goldenen Schnitt feſt zuſammenklebten, als er ſtarb*).

*) Hier erwähnt Bretſchneider auch den Fall, der ſchon weiter oben (ſiehe Kapitel 48) erzählt wurde, daß Joſef den Cornelius a Lapide mit dem Hyppolitus a Lapide verwechſelte.

Der deutſchen Sprache war Joſef günſtig und wollte ſie durchaus in ſeinen Ländern, wo mancherlei Zungen geſprochen werden, als die allgemeine Staatsſprache einführen, was eben nicht ſo geſchwind einzuführen war, als er ſich einbildete. Joſef war geneigt zum Zorn und zum Verdruß, wenn er ſeine Hoffnungen verfehlt ſah. Es dauerte aber nicht lange Zeit, und zu Gemüthe zog er ſich nicht leicht etwas. Ich weiß nur einen Fall, der ihn ſehr betrübte. Er erſchoß im Augarten einen Menſchen, den er durch das Gebüſch für ein Wild angeſehen hatte. Er kränkte ſich darüber ſehr und war nicht eher getröſtet, als bis der Vater des Erſchoſſenen mit einem reichlichen Sühnopfer verſichert war.

Die ihn der Tyrannei oder Grauſamkeit beſchuldigen, bedenken nicht, wie nothwendig es beim Anfange ſeiner Regierung war, Beiſpiele ſtrenger Gerechtigkeit zu zeigen. Er war jedoch nicht hartherzig, aber das hab' ich an ihm bemerkt, daß er es gerne ſah, wenn man ſich vor ihm fürchtete. Man konnte ihn durch nichts in beſſere Laune verſetzen, als durch eine Erzählung von Schrecken und Furcht vor ſeiner Perſon. Nichts hat indeſſen mehr Aufſehen gemacht und auf ſeinen Ruf einen ſchlimmeren Einfluß gehabt, als die Geſchichte des Oberſten Székély. Dem Kaiſer wird dabei hauptſächlich zur Laſt gelegt, daß dieſer Mann ſich ihm anvertraut und gleichſam in ſeine Arme geworfen hatte und doch ſo eine entehrende Strafe ausſtehen mußte. Man hat Beiſpiele von Potentaten, welche groß genug dachten, denen, die ſich ihnen anvertrauten, zu verzeihen. Ludwig der Vierzehnte ſchickte einem General, dem befohlen war, nach Paris zu kommen, einen Eilboten entgegen, mit dem Befehl, ſogleich wieder zurück zu der Armee zu gehen, weil die Frau des Generals dem Könige zu Füßen gefallen war und ihm das Bekenntniß abgelegt hatte, daß ſie ſich in Abweſenheit ihres Mannes habe ſchwängern laſſen. Das war freilich galant von einem Monarchen, den die Hugenotten einen Tyrannen hießen, weil er ſie mit Feuer und Schwert bekehrte und die Pfalz verbrennen ließ; aber es war hier nicht die Rede von Eingriffen in die Staatskaſſe, wobei das Beiſpiel einer

solchen Großmuth und Willfährigkeit zum Verzeihen, um der Folgen willen, nicht eben sehr rathsam wäre. Inzwischen verdient der gute Székély, der ein Opfer ausgelernter Spitzbuben ward, daß man seine Geschichte in der wahren Gestalt darstelle. Denn sie ist aus Gründen, die jedem einleuchten müssen, der Welt noch immer ein Geheimniß geblieben.

So wie Maria Theresia die Augen geschlossen hatte, kroch ein Völkchen aus Winkeln und Nebenwegen hervor, das sich zeither gar nicht hatte blicken lassen. Es nennt sich „Rosenkreuzer", und war bekannt genug. Diese Leute hoben nun ihre Häupter empor, wagten, in guter Hoffnung auf die bekannte Toleranz des neuen Regenten, daß er selbst bald mitarbeiten werde, ohne Scheu öffentlich ihr Wesen zu treiben, warben viele Rekruten und hatten starken Zulauf. Auf ihren Meisterstühlen saßen ein paar feine Hypokriten, ein jeder nach seiner Weise; wovon ich jetzt nur den Reichshofraths-Agenten Matolai*) zu nennen brauche, weil er Meister vom Stuhl der nämlichen Loge war, in welche sich Székély zu seinem Unglücke hatte aufnehmen lassen. Allen den armen Schafen, die sich in den Orden locken ließen und den Worten der Apostel desselben glaubten, spiegelte man außerordentliche Glückseligkeiten vor, die ihrer warteten. Der glattzüngige Matolai wußte ihnen insbesondere das System der Goldmacherei und den Umgang mit den Geistern mit sehr geheimnißvollen Mienen ganz süß und lieblich beizubringen und der arme Székély war auch Einer von den Fischen, die an dieser Angel anbissen. Er dünkte sich unendlich glücklich, in eine Gesellschaft gekommen zu sein, die ihm goldene Berge versprach, und arbeitete fleißig. Unter Arbeiten wird hier nichts anderes verstanden, als fleißig alle Logen zu besuchen, seinen Beitrag richtig zu bezahlen, die Obern als außerordentlich große Männer zu verehren und in den Hieroglyphen große und sehr nutzbare Geheimnisse zu suchen. Zum Glauben an solche Possen sind die Menschen sehr geneigt, denn die Mittel reich zu werden, die weder Zeit noch Mühe

*) Matolai war 1783 (vielleicht auch 1784) Meister vom Stuhl der Wiener Loge zur „gekrönten Hoffnung".

brauchen, ſind doch wahrhaftig geſcheiter, als wenn Einer mit Krämereien anfangen muß und ſtufenweiſe nach 20 oder 30 Jahren mit vieler Mühe und Anſtrengung zum Glück gelangen kann, ein Bankier zu werden.

Matolai war zugleich Roſenkreuzer, welche letzte Stufe der Dummheit von der einen und der Betrügerei von der anderen Seite auch Székély betrat; überdies wurde er mit der Hoffnung gelabt, gar nicht mehr weit von dem Lapide (Stein der Weiſen) entfernt zu ſein, einſtweilen aber könne er vorher zu andern wichtigen Geheimniſſen und Kunſtſtücken gelangen, zu Univerſal-Arzneien, womit herrliche Wunderkuren zu verrichten wären, durch die man ſoviel gewinnen könne, als die Koſten des Hauptproceſſes betragen würden. Kurz, Székély erträumte ſich ein Himmelreich aus allen den Hoffnungen, die er ſich ſelbſt und Matolai ihm machten.

Um dieſe Zeit kam ein gewiſſer Baron Liebenſtein nach Wien und brachte einen Laboranten mit, der Götz hieß und dieſer hatte ein Weib, das viel ſchwatzte. Liebenſtein*) iſt der Erfinder des ſogenannten philoſophiſchen Goldſalzes, eines guten Arzneimittels gegen Fäulniß und Schärfe im Blut. Es beſteht aus ſtarkem, mit Vitriolöl geſättigtem Weinſtein. Liebenſtein kam nach Wien, um ſich da Abgang ſeines Goldſalzes zu verſchaffen und hatte den Laboranten Götz mitgenommen, um ihn bei Verfertigung desſelben zu verwenden. Außerdem waren Götz und ſeine Frau, er Bedienter und ſie Köchin des Barons. Nun traf es ſich, daß der Viſitator auf der Hauptmauth in Wien, der die Koffer des Baron Liebenſtein zu unterſuchen hatte, ein der Kunſt ſehr ergebener Roſenkreuzer war. Er hieß Bacciochi. Als dieſer Mann ſo viel chemiſches Geſchirr und anderes Werkzeug, das zu dem Goldſalze gebraucht wurde, unter den Geräthen des Barons fand, ſo kam er gleich auf die Gedanken, der Eigenthümer dieſer Dinge müſſe ohne Zweifel Einer von den geheimen Obern der Roſenkreuzer ſein. Er begegnete ihm daher mit der größten Ehrfurcht, begleitete ihn in ſein Quartier und fand, weil

*) Siehe das 11. Kapitel.

Liebenſtein ſich nicht mit ihm einlaſſen wollte, alle Kennzeichen eines ſolchen geheimen Obern, die ſich nicht zu erkennen geben. Er ermangelte alſo nicht, ſeinem bekannten Obern Matolai Rapport zu erſtatten und verbrämte ſeine Erzählung mit ſo vielen wunderbaren Eigenſchaften, die er jenem beilegte, daß die ganze Societas Rosaecrucianorum, die damals in Wien ſchwärmte, in Bewegung über den Gait gerieth. Die Herren wollten ſein Incognito nicht gelten laſſen und ſendeten eine Deputation an ihn, die ihn mit aller, einem unbekannten Obern gebührenden Reverenz und Unterwerfung einladen ſollte, ſie mit ſeinem Beſuche zu beehren, ihre Arbeiten zu prüfen und ihnen aus der Schatzkammer ſeiner Geheimniſſe etliche Kleinodien mitzutheilen.

Liebenſtein, der noch jetzt, im 83. Jahre ſeines Alters, geſund und friſch herumwandert,*) aber wie man hören wird, durch dieſe Leute blutarm geworden iſt, war im ſiebenjährigen Kriege Hauptmann in preußiſchen Dienſten und Adjutant des Generals Salomon. Er iſt ein Mann ohne Komplimente, geradſinnig, ehrlich und aufrichtig. Da kamen nun freilich die Herren Deputati an den unrechten Mann. Er fertigte ſie kurz ab, nannte ihre Roſenkreuzerei Narrenpoſſen und ihr ganzes Weſen Betrügerei, ſagte ihnen, daß ihre unbekannten Obern ſie bei der Naſe herumführten, und wollte ſich auf kein Goldſalz auf keine Art mit ihnen einlaſſen. Inzwiſchen hatte doch dieſe Arznei ſchon unter den Brüdern einen gewiſſen Ruf erlangt. Matolai und Bacciochi hatten es als ein zuverläſſiges roſenkreuzeriſches Product ausgegeben. Es war auch endlich nothwendig, nach ſo vielen Worten einmal etwas Reelles vorzubringen und die Obern beſchloſſen, mit Liſt und Schlichen hinter das Geheimniß zu kommen. Ein jüngerer Bruder und Herr Bacciochi ließen ſich dazu gebrauchen. Liebenſtein war auf kurze Zeit nach Ungarn gereiſt, was man benutzte, um Bekanntſchaft mit dem Laboranten Göz und ſeinem Weibe zu machen. Die Herren wußten freilich nicht, daß ſich Liebenſtein einen Zuſatz vorbehalten und bei Verfertigung des Salzes

*) Er ſtarb am 26. December 1806 in Nürnberg.

dem Laboranten verborgen hatte. Aber er und ſein Weib gaben vor, das Geheimniß ganz zu beſitzen und es wird noch bis auf den heutigen Tag ſo unvollſtändig nachgemacht. Götz und ſeine Ehegeſponſin waren ſchlau genug, die hohe Meinung, die die Herren von dem Salze hatten, zu beſtärken und den Preis für die Entdeckung darnach zu beſtimmen. Dazu kam noch das perſönliche Intereſſe eines von den zwei Unterhändlern, der dem Weibe gern etwas zuwenden wollte.

Die Forderung war ſtark, und man fand Keinen unter der Geſellſchaft, der leichter zu bereden war, als den armen Székély, der, geblendet von den ſchmeichelhaften Ausſichten, in kurzer Zeit ſo große Kuren zu machen hoffte, deren Eine ſo viel als die ganze ausgelegte Kaufſumme betrug, hereinbringen würde, daß er ganz ohne alle Bedenken in die ihm anvertraute Kaſſe griff, und in der Hoffnung, das Geborgte bald wieder erſetzen zu können, welche fehlſchlug, ſo unglücklich wurde, wie Jedermann weiß. Nun aber fürchteten Götz und ſein Weib die Zurückkunft des Barons Liebenſtein, ihres Herrn, der nicht mit ſich ſpaßen ließ. Matolai hatte es übernommen, ſie davon zu befreien. Er examinierte das löbliche Ehepaar genau über alles Thun und Laſſen und alle Worte und Werke des Barons, und fand in der Entdeckung, daß er ein Freigeiſt ſei, das Mittel, ſeiner los zu werden. Götz mußte ſich auf den Controlorgang ſtellen, und als der vorbeigehende Kaiſer fragte, was er wolle, antwortete er: Sein Gewiſſen treibe ihn anzuzeigen, ob ſein Herr der Baron Liebenſtein ein Chriſt ſei, weil er oft von Jeſu Chriſto und der heiligen Maria nicht mit geziemender Ehrerbietung ſpreche. Darauf antwortete der Kaiſer kurz: „Wenn ſein Herr kein Chriſt ſei, ſo könne er ihn dafür nicht ſtrafen, ſo lange er nicht Proſelyten mache, und ihm (Götz) ſtünde es frei, ſeinem Herrn den Dienſt aufzulagen und ſich bei einem Chriſten zu verdingen. Das war dem Meiſter Matolai ſehr unerwartet. Ein zweiter Kunſtgriff gelang beſſer. Götz reiſte dem Baron, der von Ofen aus geſchrieben hatte, wann er zurückkommen würde, bis Wieſelburg entgegen und log ihm vor, daß er zu Wien in Verdacht ſtehe,

ein heimlicher preußischer Werber zu sein, daß er von der Polizei überall gesucht werde u. s. w. Diese Lüge konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und Liebenstein mußte, mit aller seiner Unschuld, viele Unannehmlichkeiten befürchten, denen er damit auszuweichen glaubte, daß er, ohne Wien zu berühren, durch einen Umweg aus österreichischen Landen ging. Seine in Wien zurückgelassenen Kleider und andere Sachen schenkte er seinem Verräther, dankte ihm für seine Treue und gab ihm ein Rendez-vous in Regensburg, nebst Reisegeld, wovon aber Götz keinen Gebrauch machte.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Kabinets-Secretär Günther und die schöne Jüdin Eskeles. — Ungnade Günther's und deren Ursachen.

Der einzige Mensch, von dem man sagen kann, daß er eine Zeit lang Kaiser Josef's Gewogenheit vorzüglich genoß, war der bekannte Kabinets-Secretär Günther, der aber, zu seinem Unglück, nicht Kopf genug hatte, ein solches Glück zu ertragen. Sein natürliches Talent war gering und in Wissenschaften hatte er, so wie alle Dummköpfe, gerade so viel gethan, als die Schulstudien mit sich bringen, praetereaque nihil. Er machte einen schönen Buchstaben und konnte rechnen. Hiermit und mit seiner Stupidität erwarb er sich die Gunst des Monarchen — ein Glück, das er verdiente, wenn es genug ist, für seinen Herrn die tiefste Verehrung und Treue zu hegen. Diese Eigenschaften besaß er und hatte also nicht so fallen sollen, wie ein Anderer voll Ränke, List und Schelmerei gemeiniglich zu fallen pflegt. Diesem Günstling widerfuhr eine solche Ehre wegen seiner kurzen Einsichten und wegen dessen, was ihm fehlte — das war Welt- und Menschenkenntniß. Die gute Portion Stolz, die sich bei erklärter Herrengunst nach und nach in ihm bildete, und die eben zur Zeit seines Falles erst zu brausen anfing, muß man einem Menschen seiner Art gar nicht übel nehmen,

ſondern als eine natürliche Folge ſeiner Muſe und ſeines Glückes anſehen, auf der auch große Geiſter nicht ſtark genug ſind, dieſe Empfindung zu verleugnen; nur daß dieſe ihren Hochmuth auf Ueberlegenheiten ſteifen können, woran Günther keinen Anſpruch hatte. Von ſeinem Herrn hatte er die Idee der höchſten Vollkommenheit. Was aus ſeinem Munde floß, war bei Günther Kraft und Geiſt, und was ſeine Feder entwarf, Kern aller Sentenzen — laudamus, ut laudemur.

Auch der Kaiſer fand an Günther's Aufſätzen Gefallen. Das hätte nun alles ſo in ſeiner Ordnung fortgehen können, wenn ſich ein junger Mann, wie Günther damals war, mit dem Umgange ſeines Herrn, der ſchon ziemlich familiär zu werden anfing, hätte begnügen können. Aber er ſuchte ſich bei Weibern zu erholen und ging nicht regis ad exemplum von einer zur andern, ſondern blieb bei Madame Eskeles, einer hübſchen Jüdin von Amſterdam*), verheiratet und geſchieden in Berlin, ſtehen und brachte ſeine Ruheſtunden bei ihr zu. Dieſe Jüdin wurde in Wien als eine Berlinerin angeſehen, und da hieß es, wie dort von Nazareth: „Was kann von Berlin Gutes kommen?“ Dazu kam, daß ſie das Bücherleſen liebte und nun eine „Gelehrte“ genannt wurde, welcher Beiname in Wien ſehr zweideutige Auslegungen erdulden muß. Man glaubte, ſie ſchreibe alles nach Berlin, was ihr Günther zutrage, und ſo verleitete die Gewinnſucht einen Lumpenhund ihrer Nation**) ſie zu denuncieren, daß Günther und dieſe Frau den Staat verriethen. Wahrhaftig, der arme Menſch erfuhr ſo wenig, daß er nichts verrathen konnte. Beide Perſonen hatten, wenn ſie allein waren, ganz andere Dinge zu verhandeln als Staatsgeheimniſſe. Indeſſen der Denunciant handelte auch nach Ueberzeugung. Er hatte keine andern Begriffe vom Umgange mit den Menſchen miteinander, als ſolche, die ſich auf Geheimniſſe gründen. Herzensangelegenheiten kamen bei ihm gar nicht in Anſchlag, denn das Ding kannte er nicht einmal dem Namen nach. Was konnten die zwei Perſonen anderes machen,

*) Das iſt unrichtig, ſie war in Wien geboren.

**) Joras hieß er nach einer Anmerkung des Profeſſors Meuſel.

als Geld gewinnen, und wie konnten sie es anders gewinnen, als durch Verätherei? Ein kluger Kopf will auch für seine Entdeckungen gewinnen. Er zeigte also seine Muthmaßungen als entschiedene Wahrheiten an und glaubte, ein einziger Brief, den man auf der Post öffnen solle, würde ihm zum Beweise hinlänglich sein. Anstatt aller seiner Hoffnungen wurden ihm vierzig Stockschläge auf öffentlichem Markte zugezählt. Denn Günther und Madame Eskeles, nachdem sie lange separiert vernommen und untersucht worden waren, wurden unschuldig befunden, aber doch sie exiliert und er als Concipist beim Gubernium in Siebenbürgen angestellt.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Josef's Ansicht von seinen Pflichten gegen seine Unterthanen. — Seine Religion. — Seine Härte gegen die Abrahamiten. — General Alvinzi. — Josef's Geneigtheit, Vorschläge zu Neuerungen anzunehmen. — Baron Calisius und die Pyramiden von Komorn. — Ein Project zur Unterminierung der Grenzen des Reiches.

Die herrlichste von Josef's Eigenschaften war, daß er seine Pflichten gegen seine Unterthanen kannte und sie zu erfüllen strebte. Ueber die Art und Weise, diese zu erfüllen, haben die Potentaten keine ausschließende Vorschriften und Derjenige, der wie der Kaiser Josef diese Pflicht zu seinem Hauptaugenmerke macht, handelt nach seinen Einsichten oder folgt dem Rathe, den er für den besten hält. Josef glaubte nicht, daß er auf den Thron gesetzt sei, um andere für sich arbeiten zu laßen; er arbeitete selbst, ließ Jedermann vor, duldete kein Ansehen der Person, sondern schätzte die Menschen nach ihren Eigenschaften und ihrem innern Werth, nannte sich den ersten Beamten des Staates und handelte auch als solcher, soweit seine Kräfte reichten.

Was seine Religion anbelangt, so war er ein guter katholischer Christ, der die Lehrsätze der Kirche von Herzen glaubte, nur bisweilen die Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel zog und sich eingeschlichenen Mißbräuchen widersetzte.

Als die sogenannten Abrahamiten *), die sich zu keiner der drei anerkannten christlichen Confessionen bekennen wollten, aus Böhmen weggeschafft und in das Banat transportiert wurden, war Josef eben in Ofen, als man diese Leute durchführte. Er ließ sie insgesammt vor die Festung bringen und behandelte sie sehr hart mit Drohungen. General Alvinzi, der zugegen war, wagte es, ein Wort für sie einzulegen und sagte: „Aber diese Menschen glauben doch an Gott." „Eben das," antwortete Josef, „zeugt von ihrer unvernünftigen Hartnäckigkeit, denn wenn sie an einen Gott glauben können, so müssen sie auch an eine Kirche glauben; Eines folgt aus dem Anderen. Ich weiß gar nicht, was das für Dummköpfe sind, die da viel von ihrem Glauben an Gott schwatzen und das Uebrige der christlichen Religion nicht glauben wollen, was doch eine ganz entschiedene Folge von dem Glauben an Gott ist."

Kaiser Josef war sehr geneigt, Vorschläge und Entwürfe zu Verbesserungen und überhaupt viel versprechende Neuerungen anzunehmen und anzuhören. Er faßte aber dergleichen Dinge meistens nur von der Seite der guten Folgen, die sie versprachen, überlegte aber nicht allezeit gründlich die Schwierigkeiten der Ausführung und dachte oft nicht daran, daß die Nationen, die er beherrschte, in Denkungsart, Sitten, in der Kultur und sogar nach ihrer physischen Beschaffenheit gar sehr von einander unterschieden sind. Er wollte z. B. ohne Rücksicht auf die große Verschiedenheit in der Landesverfassung das nämliche Urbarium in Galizien einführen, wie in Oesterreich, Steiermark u. s. w., warf damit die Grundherren aus dem Besitz ihrer angeerbten Gerechtsame und Einkünfte oder wenigstens eines Theils der Letzteren und war genöthigt, bei den vielen Anstößen, die sich im Laufe seiner neuen Einrichtungen täglich entgegenstellten, immer Vieles zu

*) Die Abrahamiten, eine deistische Secte, die 1782 bei Pardubitz in Böhmen auftrat und den Glauben zu haben meinte, den Abraham schon vor seiner Beschneidung gehabt habe. Außer der Lehre von Gott und dem Vaterunser nahmen sie keinen Lehrsatz aus der heiligen Schrift an. Sie wurden bald unterdrückt.

widerrufen und auf's Neue abzuändern, wodurch die Güterbeſitzer und Unterthanen ihre Einkünfte niemals berechnen konnten.“*

In dieſer Epoche hatte ein Schmierer den Einfall, ein Buch über Galizien zu ſchreiben, welches er „Briefe über Galizien“ betitelte. Im 79. Bande der „Allgemeinen Teutſchen Bibliothek“ (S. 529 u. ff.) findet man eine Recenſion dieſes Buches, die von mir geſchrieben iſt und ganz unparteiiſche Bemerkungen über das neue Syſtem, das damals in Galizien eingeführt werden ſollte, liefert.**

Bei der Bereitwilligkeit des Kaiſers, Jeden anzuhören, der ihm etwas Nutzbares zu entdecken vorgab, mußte er ſeine Zeit oft ganz unbedeutenden und ſogar abenteuerlichen Dingen aufopfern. Ein gewiſſer Baron Calliſius bat ſich eine Audienz aus, um Sr. Majeſtät eine Sache von äußerſter Wichtigkeit vorzutragen, die er denn auch mit folgenden Worten anbrachte: „Die Stadt Komorn in Ungarn hat faſt alle fünf Jahre das Unglück, Erdbeben bei ſich zu verſpüren, die ihr ſchon oft großen Schaden zugefügt haben und ſie noch immer der größten Gefahr ausſetzen und den gänzlichen Untergang drohen. Nun habe ich bemerkt, daß in Egypten niemals Erdbeben waren, noch ſind. Da ſich nun Egypten von andern Ländern in nichts unterſcheidet, als daß es Pyramiden hat, ſo müſſen Pyramiden ein ſicheres Mittel gegen Erdbeben ſein.“ — K. J. „Alſo wäre es gut, dort ein Paar oder mehrere der Dinge aufzubauen?“ — C. „Das iſt eben mein allerunterthänigſter Vorſchlag und ich überreiche hiemit Eurer Majeſtät einen Riß, wie gebaut werden könnte.“ — K. J. „Haben Sie auch die Koſten berechnet?“ — C. „Nein, aber ich glaube, mit drei- bis

* Siehe auch Kapitel 12.

** Profeſſor Meuſel ſchreibt hierüber: Der Titel des Buches lautet ſo: ‚Briefe über den jetzigen Zuſtand von Galizien‘, ein Beitrag zur Statiſtik und Menſchenkenntniß, 2 Theile, Leipzig (eigentlich Wien) 1786, 8. Wit Kupfern. Der Name des Verfaſſers wurde bald bekannt, nämlich Franz Kratter, Kaſſier zu Lemberg. Breitkopf hat zugleich ein paar andere Gegenſchriften gegen Kratter und eine Vertheidigung von Dieſem mitrecenſirt. (Vergl. auch Schlözer's Staatsanzeigen. Band 9, Heft 34, S. 244 u. ff.

viermalhunderttausend Gulden könnte man zwei recht artige Pyramiden aufführen; etwas kleiner freilich als die egyptischen." — K. J. „Hat die Stadt Komorn so viel Geld?" — C. „Nein, aber sie darf hoffen, daß Eure Majestät etwas beitragen und der Rest wäre wohl durch eine Collecte im Lande zusammenzubringen." — K. J. „Nun, ich habe nichts dagegen, wenn ein schicklicher Platz vorhanden ist, der zu sonst nichts gebraucht werden kann und Sie wollen das Werk auf Subscription unternehmen, so bauen Sie nur frisch darauf los. Ich kann mich aber über meinen Beitrag nicht eher erklären, als bis ich wenigstens Eine Pyramide völlig aufgebaut mit eigenen Augen gesehen habe. Servus!" — Alles das hab' ich mit meinen Ohren auf dem Controlorgang in Wien mit angehört.

Ein anderer Projectant vom Ingenieurcorps überreichte dem Kaiser einen Plan, wie er die Grenzen seiner Länder durchaus unterminieren könnte, um sich damit gegen alle feindlichen Einfälle sicher zu stellen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Josef's Mißtrauen gegen Jedermann. — Der Reichshofraths-Präsident Baron Hagen. — Seine Unterredung mit Josef. — Josef's geringe Meinung von der bürgerlichen Ehre. — Seine Verachtung gegen geheime Gesellschaften. — Gescheiterter Versuch des Hofrathes Born, den Kaiser in den Freimaurer-Orden aufzunehmen. — Ein Abgesandter des Herzogs von Braunschweig, um die Aufnahme Josef's in den Freimaurer-Orden zu bewirken. — Zorn des Kaisers darüber. — Kaiser Josef und Hagen. — [illegible] Brief Bretschneider's an Nicolai über Kaiser Josef. — Fürst Kaunitz.

Josef war mißtrauisch, besonders weil er aus täglicher Erfahrung einzusehen glaubte, daß seine Mutter durch ihr Zutrauen täglich betrogen wurde. Der Reichshofraths-Präsident von Hagen war ein bei aller Welt anerkannt grundehrlicher Mann. Der Kaiser sprach einst mit ihm über eine Sache, die ihm Baron Hagen wahrheitsgemäß entwickelte, wovon aber Josef nichts eher glauben wollte, als bis er die zum Beweise dienenden Papiere gesehen habe, welche auch herbeigeschafft wurden. Da sagte Josef: „Mein

lieber Baron Hagen! Ich habe zwar nicht an Ihrer Ehrlichkeit gezweifelt, aber ich bin ſo ſehr daran gewöhnt, alles Gute zu bezweifeln, daß ich auch meinen eigenen Bruder bei ähnlicher Gelegenheit ſo behandelt haben würde wie Sie, die Erfahrung hat mich mißtrauiſch gemacht."

Auch hatte Joſef eine ſehr geringe Meinung von der bürgerlichen Ehre, von der man aber wohl überhaupt die richtigſten Begriffe nicht auf dem Throne ſuchen muß. Ein gewiſſer Präſident wurde von einem Subaltern-Beamten denunciert und mußte, länger als ein halbes Jahr ſuspendiert von ſeinem Amte, die ſchärfſte Unterſuchung und ſehr ehrenkränkende Beſchuldigungen erdulden. Seine Sache wurde von einer beſonders dazu eingeſetzten Commiſſion unterſucht, die den Beklagten unſchuldig erklärte und dem Verleumder eine Strafe anſetzte, die ihm aber der Kaiſer erließ. Als nun der gerechtfertigte Präſident auf Beſtrafung des falſchen Denuncianten zu ſeiner Genugthuung drang und den Kaiſer mündlich darum bat, antwortete er: „Das kann ich nicht thun: damit würde ich Andere, die mir Wahrheiten entdecken können, abſchrecken, und ich muß beim Antritt der Regierung Alles anwenden, um die Schleichwege der Frevler zu entdecken. Oft iſt aber der Angeber nicht boshaft, ſondern ſelbſt hintergangen". — Präſ. „Aber Ew. Majeſtät werden es dadurch dahin bringen, daß kein ehrlicher Mann mehr vor Anklagen ſicher iſt." — K. J. „Der ehrliche Mann wird ſich rechtfertigen und losgeſprochen werden, wie Ihr eigenes Exempel beweiſt." — Präſ. „Es iſt wahr, aber das iſt doch auch keine Kleinigkeit, wenn ein ehrlicher Mann, ſo wie es mir ergangen iſt, ſechs Monate lang bei aller Welt in Verdacht ſtehen muß, ein Schelm zu ſein." — K. J. „Sie ſind doch nicht daran geſtorben. Wer ſich nichts vorzuwerfen hat, kann dazu lachen und zufrieden ſein, daß ſich ſeine Unſchuld am Ende zeigen wird." — Präſ. „Ich kann ſchwören, daß ich bei aller meiner Unſchuld und der Gerechtigkeit meiner Sache, in dieſem halben Jahre Höllenangſt ausgeſtanden habe. Nur der Gedanke, zweideutig vor der Welt zu erſcheinen, hat mir manche ſchlafloſe Nacht verurſacht."

— K. J. „Je nun, da müſſen Sie eine verzagte Seele haben. Ich würde das ganz wohl ertragen können und meine Gegner im Voraus auslachen, daß ſie ſich am Ende betrogen ſehen müſſen.“

Kaiſer Joſef verachtete die geheimen Geſellſchaften. Das wußten aber die Herren anfänglich nicht, ſondern ſchmeichelten ſich, er werde zu ihnen treten. Meiſter Born, ein Meiſter vom Stuhl, hatte große Dinge im Kopfe, die er mit ſeinem Bruder Joſef ausrichten wollte, wenn er aufgenommen ſein würde. Die Verſuche, die er durch Brüder Cavaliere anſtellen ließ, ſchlugen alle fehl und Born kam endlich auf den Gedanken, der Kaiſer finde bloß Anſtoß, ſich von ſeinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu laſſen, und ſchrieb dieſe ſeine Privatmeinung an den Herzog Ferdinand von Braunſchweig als eine poſitive Wahrheit, worauf erfolgte, was ich ſogleich erzählen werde, ſo wie ich es aus dem Munde Seiner Majeſtät ſelbſt gehört habe.

Wer jemals den großen Born in jenen Tagen ſeiner Herrlichkeit, da Fürſten, Grafen und Herren und Leute aus allen Ständen zu ſeinen podagriſchen Füßen ſaßen und ihm Weihrauch ſtreuten, geſehen hat und nicht noch jetzt darüber lacht, der muß keine geſunde Lunge haben. Von 11 bis 1 Uhr Mittags war Audienz bei dieſem erlauchten Meiſter der Kunſt. Er theilte mit freundlichen Mienen Hoffnungen aus, und keiner der verſammelten Brüder mit Sternen, Ordenskreuzen oder im gewöhnlichen Anzuge, deren oft fünfzig und mehrere waren, konnte die Begierde nach Geheimniſſen verleugnen, die Born ganz wohl zu unterhalten verſtand. Einer hoffte nun bald zur Tinktur zu gelangen, ein Anderer bald den Geiſt Sadiel oder Uriel perſönlich zu betrachten; ein Dritter freute ſich auf eine Tempelherren-Commanderie; Andere ſuchten nur durch ihre großen Brüder beſſere Profan-Anſtellungen zu erhalten, deren ſich auch Meiſter Born mit allem Eifer annahm.

Kaiſer Joſef erzählte mir, und zwar im völligem Affect folgenden Auftritt Wort für Wort, wie ich ihn hier mittheile: Der Kammerherr vom Dienſt meldete einen hannoveriſchen

Major. Der Kaiſer glaubte, der Mann habe vielleicht einen Proceß am Reichshofrath und ließ ihn eintreten. Der Major übergab ſtillſchweigend einen Brief vom Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Er habe, hieß es darin, in Erfahrung gebracht, daß Seine Majeſtät wünſchten, in den Freimaurer-Orden aufgenommen zu werden. Da es nun nicht ſchicklam ſei, ſich von ſeinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu laſſen, ſo ſei der Ueberbringer dieſes Briefes, nebſt noch zwei verdienſtvollen Mitgliedern des Ordens, bevollmächtigt mit Dispenſation von dem weitläufigen Ceremoniel und anderen Formalitäten, Seine Majeſtät aufzunehmen. Hier gerieth der Kaiſer in höchſten Affect: „Stellen ſie ſich vor! Ich war fertig mit dem Brief und ſtudierte in meinem Sinn, mit welcher Ausflucht ich den Major abweiſen ſollte, da machte der Menſch, ohne mich zu fragen, die Thür auf und rief ſchon ſeine Gehilfen. Herr, ſagte ich, das heißt Leute überfallen. Marſchieren Sie ſogleich!“ Auch ich mußte die Bévue des Kaiſers entgelten. Denn der Kaiſer ſchlug mich in ſeinem Eifer auf den Bauch und endigte ſeine Erzählung damit, daß er dem Herzog Ferdinand mit der Poſt eine Antwort auf ſeinen Brief geſchrieben und die ganze Sache ins Lächerliche tourniert habe.

Ich ſah einmal den Kaiſer Joſef bei Minkendorf im Lustlager auf einer Anhöhe, wo ihm Lascy eine Stellung zweier Armeen gegeneinander zeigte und mit vielem Eifer demonſtrierte, was zu thun ſei, wenn z. B. der Feind dieſe oder jene Stellung ergreift. Mitten in der Vorleſung, bei welcher Lascy die andächtigſte Aufmerkſamkeit erwartete, lief der Kaiſer zu ſeinen Pferden: „Hanſel! haſt du geſehen, der Braune geht lahm“. Und damit endigte dieſe militäriſche Vorleſung.

Hieher gehört auch noch der folgende intereſſante Brief Bretſchneider's an Nicolai*): „Meine Unterredungen mit Kaiſer Joſef ſchone ich mich jemanden ſchriftlich mitzutheilen; denn das Intereſſanteſte wird mir niemand glauben, und wahrlich, ich glaubte es ſelbſt einem Andern nicht. Es ging die Rede, der König von Schweden ſei wegen der Freimaurerei

*) Lemberg, am 13. December 1792. Bei Göcking. S. 315.

römiſch geworden; das war gerade damals, als man vom Prinzen von Preußen das Nämliche ausgeſprengt hatte. Ich ſagte dem Kaiſer das; er ſtand eben mit dem Geſichte nach dem Fenſter gewendet und hatte mir den Rücken zugekehrt. Auf einmal drehte er ſich lebhaft um, ging gerade auf mich los, ſchlug mich mit der Hand auf den Bauch und ſagte hitzig: „Wenn der Prinz von Preußen katholiſch worden iſt, ſo iſt es darum, um römiſcher König zu werden!“ Ich glaubte aus den Wolken zu fallen, da er ſo etwas mir ſagte, mit dem er weder vorher von Staatsſachen geredet hatte, noch jetzt Anlaß dazu bekam. Ich machte Einwürfe dagegen und zeigte deutlich, daß daran gar kein Gedanke ſein könne, aber er blieb dabei und ſagte, er wiſſe es beſſer u. ſ. w. Es hauſten bei dem Herrn ſeltſame Dinge. Ich habe oft und über mancherlei mit ihm geredet, denn ich war ſehr gut mit ſeinem Lieblings-Kammerdiener bekannt, auf deſſen Zimmer er zuweilen kam, wenn ich da war. Es ließ ſich auch im Jahre 1786 an, als ob er mein Glück machen wolle, aber auf welche Art dies vereitelt wurde, das erfordert eine ganze Geſchichtserzählung, wozu hier der Raum nicht iſt.“

Der Staatskanzler Fürſt Kaunitz war immer mein ſehr gnädiger Patron und Gönner. Ich hatte ein Gedicht ihm zu Ehren verfertigt, das ihm gefiel, ob ich gleich das Horaziſche Nihil admirari zum Motto auf das Titelblatt geſetzt hatte. Ich wurde bisweilen zu ſeiner Tafel eingeladen und da ſein Vorleſer Riedel in Wahnſinn verfiel, ließ er mich durch ſeinen Leibarzt, den Profeſſor Stoll, einem der gelehrteſten Männer, der geſchickteſten Aerzte und der beſten Menſchen, die ich gekannt habe, erſuchen, ihm bisweilen vorzuleſen. Das habe ich gethan und hatte da Gelegenheit genug, die Beſtätigung des Sprichwortes wahrzunehmen: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit.“

Viele ſeiner Thorheiten, die meiſt in ſeltſamen Abweichungen von den einmal durchaus angenommenen gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen beſtanden, ſchreibe ich dem Beweggrunde zu, der Welt zu zeigen, daß er ihr Urtheil verachte, daß er ein Philoſoph

ier, der es nicht der Mühe werth ſchätze, ſich nach jemand Anderen zu richten. Daher kam es, daß er oft zu der Kaiſerin, ſelbſt in ihre Geſellſchaften, in Stiefeln und im Ueberrock ging, was damals der Hof-Etiquette ganz entgegen war, daß er zu Mittag ſpeiſte, wenn andere Leute Abendmahlzeit hielten und daß er bei der Tafel, mitten unter ſeinen Gäſten, die Zähne auf ſeltſame Art mit vielem Geräuſche putzte.

Ich wünſchte zu ſeiner Ehre, daß er den Titel eines Philoſophen lieber mit der Verachtung des Todes oder wenigſtens mit weniger Furcht vor dieſem allgemeinen Schickſale zu verdienen geſucht haben möchte. Denn dieſer Punkt durfte bei ihm gar nicht berührt werden. Nicht nur verlor er alle Beſinnung, wenn man das ſchreckliche Wort ausſprach, ſondern auch der, der ihm vom Tode geredet hatte, wurde unfreundlich angefahren und allein gelaſſen. War jemand von ſeiner Familie oder ſonſt ein Bekannter, der bei ihm etwas galt, geſtorben, ſo mußte man es ihm mit vieler Vorſicht, und zwar ſtufenweiſe ſo vorbringen, daß er am Ende ſelbſt fragen mußte, und dann ging es an ein Lamentieren u. ſ. w. Von der Möglichkeit ſeiner eigenen Auflöſung hat ſich wohl kein Menſch unterſtanden, mit ihm zu reden, und er ſelbſt mag vielleicht für ſeine Perſon eine Ausnahme von der Regel gehofft haben. Es war wohl nur eine Bravade, womit er dem Furchtgerippe, ſeinem Feinde, dem Tode, Trotz bieten wollte, daß er noch in ſeinem ſpäten Alter faſt täglich ein Pferd auf der Rennbahn beſtieg und ſich ſehr zufrieden zeigte, wenn er ſeine Figur in den Spiegeln erblickte, oder wenn er hörte, daß man ſeine gerade Stellung und ſeine Behendigkeit lobte und der Anzahl ſeiner Jahre nicht gedachte.

Von der Staatskunſt oder diplomatiſchen Materien hat er niemals mit mir geſprochen, woran er ſehr wohl that, weil der Same ſeiner Weisheit auf ein ſteiniges Erdreich gefallen wäre. Was ich aber vorzüglich an dem alten Herrn bemerkt habe, war ſein gutes Herz. Wenn ich ihm vorlas und auf Stellen kam, die Mitleid erwecken konnten, oder an ſchöne Handlungen, wo Nothleidenden durch großmüthige Menſchen geholfen worden war, da

konnte man die wärmſte Theilnahme auf ſeinem Geſichte leſen, und wenn man ihm ſo etwas erzählte, ließ er ſich auf die geringſten Umſtände ein, wozu er bei andern Umſtänden nicht leicht zu bringen war.

Kaunitz und Choiſeul haben ſich auf ihren Plätzen in der Geſchichte des letzten Jahrhunderts beſonders ausgezeichnet und miteinander gemeinſchaftlich an einem Werke gearbeitet, das ſie gut einfädelten oder zu Stande brachten. Papſt Benedict XIV. ſagte vom Duc de Choiseul, er ſei: „un fou qui a bien d'esprit“.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Antwort auf ein von Nicolai erhaltenes Schreiben, den Tod von deſſen älterem Sohne betreffend. — Briefe an Nicolai über die damaligen Erſcheinungen in der Literatur. — Zehler's „Marc Aurel“. — Pezzl's „Faustin“. — Benjowsky's Reiſen. — Perſönliche Bekanntſchaft mit dem Grafen Benjowsky.

Wir nehmen nun den Faden von Bretſchneider's Erlebniſſen wieder auf. Nicolai hatte Bretſchneider aus Berlin den Tod ſeines älteſten Sohnes gemeldet. In der Antwort an Nicolai's Brief (Lemberg vom 30. April 1790) ſagt Bretſchneider unter Anderm: „Mein Grundſatz oder eine mir von der Natur eingeprägte Einſchränkung des Gefühls iſt: nach der völligen Entſcheidung einer Sache nichts Aengſtliches mehr zu empfinden. Wenn eines meiner Kinder oder ſonſt eine mir liebe Perſon krank iſt, ſo kann ich mich entſetzlich quälen und habe weder Ruhe noch Schlaf; wenn aber der Tod einmal unabänderlich entſchieden hat, ſo werde ich ruhig und nicht lange nachher wieder heiter. Ich bin ſchon oft in der Lage geweſen, mir ohne Kleinmuth oder Affectation den Tod zu wünſchen, damit ich einmal der Hudelei in der Welt überhoben ſein möchte; und welcher Menſch kann nicht in die nämliche Gemüthsverfaſſung kommen? Geſtorben muß ja ſein; beſſer bald als ſpät. Wenn es

mir bisweilen ſo ganz widrig in der Welt gegangen iſt, ſo fiel mir Patkul ein, den man bei ſeiner Hinrichtung ſo lange quälte, bis er zum Block kroch und rief: „Kopf weg!“ — Glauben Sie mir, ich habe ihm ſchon oft vom ganzen Herzen das „Kopf weg“ nachgebetet, ob ich gleich geſtehen muß, daß auch die geringſte gute Ausſicht, ja bisweilen nur ein kleiner angenehmer Zufall mich wieder ganz heiter macht. Das iſt nicht Hypochonderie, denn ich habe mich darüber geprüft; aber ich habe auch für das bischen Verſtand, das vermuthlich meine Leiden erſetzen ſoll, genug Plackereien in dieſem Leben und fange an, mit zunehmenden Jahren immer weniger Wahrſcheinlichkeit beſſerer Umſtände zu finden. Sie können es als ein Zeichen des höchſten Grades der Freundſchaft anſehen, daß ich Ihnen etwas klage, denn es iſt meine Gewohnheit gar nicht, und in einzelne Umſtände laſſe ich mich niemals ein. Ich habe Ihnen nur zeigen wollen, daß wir Alle hier unſer Theil haben. Gott helfe uns Allen! Amen.“

Die folgenden Briefe an Nicolai betreffen wieder Erſcheinungen in der Literatur; ſo ſchreibt Bretſchneider (Lemberg, 29. November 1790 an Nicolai:) „Was Sie mir von Feßler ſchreiben, ſtimmt mit ſeinem, mir wohlbekannten Charakter überein. Korn in Breslau ſchrieb mir von dem „Marc Aurel“ als von einem der erſten Produkte unſeres Jahrhunderts. Ich kann aber das Buch nicht leſen, weil ich einen natürlichen Abſcheu vor allem weitläufigen, philoſophiſchen Geſchwätze habe, wenn es auch noch ſo gut geſchwatzt wäre, denn ich finde darin nichts Neues. Weit mehr intereſſiert mich dagegen ein Buch, wie die Entdeckung der Pelew-Inſeln, wo ich neue Menſchen kennen lerne, meinetwegen ſelbſt eine Diebsgeſchichte, worin ich die moraliſche Abweichung des menſchlichen Herzens bisweilen auf eine unerwartete Art kennen lerne.“

Lemberg, am 3. Februar 1791: — „Mit gerechtem Unwillen las ich dieſer Tage Pezzl's ſogenannte „Biographie Laudon's.“ Auch ſolcher Leute bemächtigt ſich der Parteigeiſt auf eine unedle Art und ein ſolches Geſchmier nennt man Biographie. Ich ſelbſt hätte mehr von Laudon ſagen können, trotzdem ich mich

doch in meinem Leben nicht um den Helden bekümmert habe. Aber Pezzl hat ſelbſt die gewöhnlichſten Quellen nicht gekannt. In allen Geſchichten des ſiebenjährigen Krieges, die nur irgend ein wenig umſtändlich geſchrieben ſind, erſcheint Laudon zuerſt bei der Correſpondenz des Generals Brown mit der Königin von Polen, zu der Zeit, wo der König und Brühl im Lager vor Pirna ſtanden. Da war Laudon Kroaten-Oberſtlieutenant und wurde zu der Königin mit Briefen geſchickt; davon meldet Pezzl kein Wort, und das war doch der eigentliche Anfang von Laudon's Glück und Avancement. Ein anderes Buch, das ich mit mehr Vergnügen geleſen habe, iſt das von Benjowsky's Reiſe. Den Mann habe ich gekannt und verſchiedene Male geſprochen. Ich war im Jahre 1780 beim Herzog von Sachſen-Teſchen, und der Herzog ſprach unter anderm mit mir von der polniſchen und ruſſiſchen Sprache. Ein Mann in Generalsuniform miſchte ſich in das Geſpräch: „Daß die in Ungarn gewöhnliche Sprache ganz Ein Ding mit der ruſſiſchen ſei.“ Ich widerſprach ihm. Wir ſtritten uns ein wenig, und endlich ſagte der Herzog zu mir: „Wiſſen Sie, daß dieſer Mann ein Juge compétent in dieſer Materie iſt? Sie kennen ihn nicht, es iſt der Graf Benjowsky. Seit dieſer Zeit habe ich oft mit ihm geſprochen und mich dünkt, einige Verzierungen ausgenommen, mag wohl ſeine Erzählung in der Hauptſache richtig ſein.“

Später änderte jedoch Bretſchneider ſeine Meinung über Benjowsky's Reiſebegebenheiten. Er ſagt in einem Aufſatze, betitelt: „Graf Benjowsky“, Folgendes: „Ich habe das Glück gehabt, auch den Herrn soi-disant Grafen Auguſt Moriz von Benjowsky perſönlich zu kennen. Dieſer merkwürdige Abenteurer hat ſich einen Namen erworben bei der Welt und ſie dafür in ſeiner Reiſebeſchreibung mit ſo derben Lügen beſchenkt, daß ich die Nachſicht der Kritiker bewundere, die ſich noch dabei aufhalten können, geographiſche Unterſuchungen über einige ſeiner entdeckten Inſeln anzuſtellen, die er nicht entdeckt, ſondern erfunden hat. Er hat das beſondere Glück, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſeine Rodomontaden zu berichtigen, denn ſonſt würden ſich z. B. wohl

noch Leute finden, die mit ihm zugleich bei der polniſchen Conföderations-Armee in den Jahren 1767 bis 1770 gedient haben. Mir ſind die Erzählungen ſeiner Heldenthaten verdächtig, denn ich finde Widerſprüche; z. B. wenn er vorgibt, daß er mit dem Biſchof Soltik von Krakau, dem Hetman Rzewuski, dem Prinzen Sanguſko und dem Biſchof von Kiow zugleich aufgehoben und nach Sibirien gebracht worden ſei. Er ſetzt ſich alſo mit dieſen Leuten, die in Polen von ganz anderer Bedeutung waren, als ſo ein Abenteurer, der in ihrem Dienſte ſtand, in eine Kategorie. Sein Tagebuch in Kamtſchatka führt die deutlichſten Spuren ſeiner ſpätern Geburt und kann bei aller Vorſicht nicht genug zudecken, was er verbergen will. Daß der dortige Herr Gouverneur Nilow ein leichtgläubiger, ſchwacher Mann muß geweſen ſein, der ſich von ſeiner Frau regieren ließ, das ſieht man aus dem glücklichen Erfolg der Benjowsky'ſchen Unternehmungen. Es leuchten aber auch zwei Umſtände aus der Erzählung der Begebenheit in Kamtſchatka hervor, die den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit gegen den Erzähler haben. Erſtlich, daß Benjowsky ohne allen Zweifel die Tochter des Gouverneurs, Aſanaſia, förmlich geheiratet hat, ob er gleich ſchon eine Frau hatte, und das mußte er, ſollte anders ſein Plan gelingen. Denn dadurch allein gewann er das Vertrauen, das in der Folge die arme Familie unglücklich machte. Zweitens, daß er ſeinen Mitverſchworenen ſo große Dinge vorgeſchwatzt und ihnen goldene Berge muß verſprochen haben, was durch die Auftritte gegen ihn, nach der Ankunft in Makao, beſtätigt wird. Am 16. Juli 1771 fand er unter dem 32. Grade, 47 Minuten Länge und 355. Grade, 8 Minuten Breite eine unbewohnte Inſel, auf der ſich ein Ueberfluß an Cocos, Pomeranzen, Ananas und andern Früchten, an Wildpret, Schweinen, Waſſer, Holz und Mineralien befinden ſoll. Alles im Ueberfluß. Die Inſel mag wohl da ſein, aber den Ueberfluß möchten wohl die Nachbarn lange vor ihm entdeckt haben und Stefanow gedenkt in ſeiner Beſchreibung dieſer Herrlichkeiten mit keinem Worte.

Die zweite von ihm erfundene Inſel „Uſmá Ligon“ liefert noch mehr Abenteuer. Hier wurde ihm ein lateiniſcher Zettel eingehändigt, demzufolge der Jeſuit Ignatius Salis die Einwohner ſchon im Jahre 1750 bekehrt hatte. Die Leute freuten ſich ganz natürlich des ſeltenen Beſuches von ihren Glaubensgenoſſen. Sie traktierten und beſchenkten ſie reichlich und brachten ihre Reliquien, ein altes Brevier von P. Ignatius Salis, welches Benjowsky und ſeine Kameraden mit aller Ehrfurcht küßten, ſowie auch ein noch von demſelben Miſſionär, der im Jahre 1750 geſtorben war, zurückgelaſſenes Kruzifix. Da mußte ſich denn auch ein Freund Niklas finden, mit dem Benjowsky reden konnte. Die Chriſten in Uſmá Ligon ſetzen ſich über den Zwang des ſechſten Gebotes hinaus, ſie lieben die Vielweiberei. P. Ignatius Salis hat ſie ihnen wegen ihrer übrigen guten Eigenſchaften zugeſtanden und auch ſich ſelbſt, sub spe rata ſeines Generals verheiratet, auch eine Tochter hinterlaſſen, die dem Herrn Schiffskommandanten, nebſt noch andern ſechs Mädchen, ſchön wie die Engel, zugeführt wurden. Zuletzt wurde mit dieſen guten Leuten ein Kontrakt abgeſchloſſen, demzufolge Benjowsky mit einer Anzahl rechtſchaffener Leute zurückkommen und bei ihnen wohnen ſollte. Zu dem Ende wollten ſie inzwiſchen 200 Häuſer bauen, die wohl leer ſtehen mögen.

Die Landung auf der Inſel Formoſa war faſt noch abenteuerlicher. Da war gleich ein Spanier mit einem Treſſenhute bei der Hecke, der Einzige in ganz Formoſa, der zum Dolmetſcher dienen konnte. Don Hieronimo Pacheco, ehedem Hafenkapitän zu Kavitta bei Manila, war der Ehrenmann, der ſich bei Gelegenheit dieſer Landung große Verdienſte um das Land erwarb, denn er beredete Benjowsky, dem Könige dieſes Theils von Formoſa gegen ſeine Feinde beizuſtehen. Dieſe wurden dann ganz in der Ordnung aufs Haupt geſchlagen und am Ende der ganzen Erzählung folgt ein Plan, der ſich alſo anfängt: „Würde eine europäiſche Macht zur Anlegung einer Pflanzſtadt auf Formoſa behilflich ſein u. ſ. w.“ Und dies war der ganze Zweck dieſer ſchönen Beſchreibung glück-

licher Inſeln: er ſuchte irgend eine Macht anzulocken, die ihm ein Schiff mit Kolonisten in jene Länder ausrüsten ſollte.

Als er mir im Jahre 1780 ſeine Papiere zeigte und mich zu Rate zog, ſie in Ordnung zu bringen, da fand ich nichts von dieſen ſchönen Beſchreibungen, aber wohl andere Dinge und Erzählungen, die in ſeinem gedruckten Tagebuche nicht vorkommen. Er muß alſo Alles abgeändert und umgegoſſen haben. Es war in jenen Papieren auch ſchon viel Unwahrſcheinliches, zum Theil noch unbedachtſamer erzählt, aber von andern Begebenheiten als dieſe. Er geſtand ſelbſt, daß er in Verlegenheit ſei, die Data zu berichtigen und ſeine Erzählungen dem, was er hier und da von ſeinen Begebenheiten ſchon erwähnt habe, gleichförmig zu machen. Der ſtärkſte Beweis gegen die Wahrheit deſſen, was uns Benjowsky aufheften will, iſt die dem zweiten Bande der Ebeling'ſchen Ueberſetzung angehängte Relation des Hippolitus Stefanow, der zwar der Inſeln, wo ſie gelandet haben, gedenkt, aber nichts von allen den Robinſonaden anführt, die er gewiß nicht übergangen hätte, wenn ſie wahr wären. Benjowsky, der vermuthlich am Ende mit Stefanow zerfiel, zu dem ſich der Major Wynblatt ſchlug, der doch immer der wärmſte Freund des Benjowsky geweſen war, mußte, um Stefanow alle Glaubwürdigkeit zu benehmen, in ſeine Reiſebeſchreibung alles Mögliche einweben, was dieſen Mann in einem ſchlechten Lichte zeigen konnte. Vermuthlich entſtand ihr Streit über die Theilung der in Kamtſchatka geraubten Waaren, an die ein Jeder von der ganzen Geſellſchaft Anſpruch hatte. Die Sanftmuth, mit der Benjowsky den Stefanow bei ſo öfteren Meutereien will behandelt haben, ſieht ihm gar nicht ähnlich. Seiner Afanaſia oder Mamſell Nilow, deren Schickſal jeder empfindſame Menſch bedauern muß, gedenkt er durch die ganze Reiſe mit keinem Worte und ihres Todes, der ihm ſehr zur gelegenen Zeit kam, wird nur im Vorbeigehen erwähnt. Auch weiß kein Menſch, was aus den übrigen Reiſegefährten geworden iſt. Alles dies macht dem Charakter Benjowsky's keine große Ehre. Hingegen können ihm andere vorzügliche Eigenſchaften nicht abgeſprochen werden: Bravour, Unternehmungsgeiſt, Feſtigkeit, Menſchen-

kenntniß, Thätigkeit und Anſtrengung in ſeinen Entwürfen, endlich auch Ueberredungs- und Verſtellungskunſt, welche man auch bisweilen Tugenden nennen darf, wenn ſie am rechten Orte angewendet werden.

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Tod von Bretſchneider's zweitem Sohn. — Brief darüber an Nicolai. — Reiſe nach Wien mit dem Grafen Wrbna. — Rückkehr nach Lemberg. — Tod des Kaiſers Leopold II. 1792. — Ueber Kaiſer Leopold II. — Zehler. — Pez. — Martinowicz. — Eine Aeußerung Kaiſer Joſef's II. in Bezug auf eine Druckmaſchine. — Der Roman: „Georg Wallers Leben und Sitten". — Briefe an Nicolai literariſchen Inhalts.

Im Juli 1791 ſtarb Bretſchneider's zweiter Sohn an Bandwurm. Dieſer Verluſt ſchmerzte ihn um ſo mehr, da dieſer Sohn zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Vierzehn Tage nach deſſen Tode ſchrieb Bretſchneider an Nicolai: „Unſere Freundſchaft war doch eine redliche, gute, uneigennützige Freundſchaft. Ich liebte Sie als einen rechtſchaffenen Mann, und weil wir einander verſtanden. Der Tod meines Sohnes, der mir das Herz gebrochen hat, wird nach und nach meine Kraft verzehren, denn anſtatt durch die Zeit Troſt und Linderung zu ſpüren, fühlte ich, daß mein geheimer Kummer innerlich ſteigt und mir das Herz abfrißt. O, könnte ich nur eine Stunde bei Ihnen ſein und mich Ihnen ganz entdecken! Glauben Sie mir, in dem gedemüthigten Zuſtande, worin ich jetzt bin, iſt aller Stolz und Selbſtbetrug bei mir erloſchen. Aber ich finde nach der ſchärfſten und unparteiiſchſten Prüfung, daß ich ein guter Menſch war, und daß im Vergleiche mit ſo vielen Tauſenden, die ich gründlich habe kennen gelernt, mehr Redlichkeit, Menſchenliebe und Edelmuth in mir wohnt, als ich auf meiner Bahn angetroffen habe. Es mögen freilich viele beſſere Menſchen auf der Welt ſein als ich bin, mir aber ſind nur ſehr Wenige aufgeſtoßen und ich hatte nie Macht oder Vermögen, mich zu zeigen wie ich wirklich war.

Zu der Gleichgiltigkeit bin ich endlich gelangt, daß es mir sehr einerlei ist, verkannt oder verleumdet zu sterben, denn mit Ekel an der Welt und mit gebeugtem Herzen zu leben, ist ein harter Zustand und ich gehe mit meinem böhmischen Grafen Wrtby*), der mich aus Freundschaft mitnimmt, nach Wien."

Bretschneider's Aufenthalt in Wien dauerte aber nicht lange, weil er nirgends Ruhe fand. Er ging daher wieder nach Lemberg zurück. Sein inneres Leiden hatte indessen auf seine Gesundheit keinen Einfluß. „Ein kleiner Aerger," sagt er in einem Schreiben aus Lemberg vom 26. August 1791 an Nicolai, „kann mich werfen, aber es scheint, Traurigkeit und Seelenleiden wirken nicht so viel auf meinen Körper." Er dachte nun daran, sich zurückzuziehen, und hoffte in diesem Falle, Freund Nicolai noch einmal zu sehen, „denn außerdem," schreibt er demselben aus Lemberg am 10. November 1791, „ist es unmöglich, Ihnen mein Herz so auszuschütten, wie ich es wünsche und wie ich es unter allen Sterblichen nur gegen Sie thun kann. Von dem, was in meiner Seele vorgeht, weiß hier in Lemberg niemand; ich vermeide es, davon zu reden und jedermann ist so discret, mich nicht an das zu erinnern, was mir Gelegenheit geben könnte, mich aufzuschließen. Ich fühle aber doch eine gewisse Ruhe, die mich weniger leiden macht, als ich selbst bei meinen jetzigen Umständen vermuthen konnte. Indessen schweige ich und will auch unsern Briefwechsel künftig nicht mehr mit meinen Angelegenheiten vermischen, sondern Alles aufs Mündliche sparen."

Am 1. März des folgenden Jahres 1792 war Kaiser Leopold II. gestorben. Wir geben hier den Aufsatz, welchen Bretschneider unter der Ueberschrift: Kaiser Leopold der Zweite

*) Wrtby, ein altes Geschlecht aus Böhmen, welches im 13. Jahrhundert von den Grafen von Guttenstein abstammen soll; bis nach Anfang des 17. Jahrhunderts führte es nur den Herrenstand, bis Secyma Wrtby den gräflichen Titel wieder annahm, der auch zugleich (nach Hübner) Oberster Kämmerer in Böhmen war. Nach Zedler soll dieses Geschlecht seit dem Jahre 1723 das Obrist-Erbschatzmeisteramt in Böhmen besitzen. (Siehe Hellbach's Adels-Lexikon, 2. B., S. 790.)

geſchrieben hat: „Leopold den Zweiten hab' ich nicht gekannt. Er hat ſich zwar bei einer gewiſſen Gelegenheit in der Entfernung von hundert Meilen meiner Feder bedient*), aber ſelbſt hab' ich ihn von Perſon nicht geſehen. Ein Menſch, dem er ſein Zutrauen ſchenken konnte, läßt mich keine große Idee von dieſem Herrſcher als Menſchenkenner faſſen. Denn den nämlichen Menſchen erkannte ich ſchon acht Jahre vorher beim erſten Anblick für einen Windbeutel und Schurken. Seine Handlungen haben meine Meinung von ihm beſtätigt und ihn endlich zum Schaffot gebracht.

Kaiſer Joſef hatte unter anderen Profeſſoren auf der neu errichteten Univerſität zu Lemberg auch zwei Ordensgeiſtliche angeſtellt. Feßler, ein Kapuziner, ging heimlich davon, ſchrieb erſt in Schleſien, hernach in Berlin auf hiſtoriſchen Stamm gepfropfte Romane, hat nun Weib und Kinder und heißt Doktor Feßler, weil er als Kapuziner Doktor theologiae geworden war. Pez, ein Benediktiner, ſitzt nun ſchon zwanzig Jahre im Narrenhauſe zu Wien. Der Dritte war Martinowicz, ein Ex-Franziskaner, der in Ofen enthauptet wurde, weil er ſich Anhang erworben hatte, die Monarchie zerſtören und allen Menſchen ihre natürliche Freiheit wieder verſchaffen wollte, die ſie, wie er glaubte, verloren hätten. Dieſes Projekt iſt zwar mehr närriſch als boshaft, es ſtak auch mehr Herrſchſucht und Begierde, als Haupt einer Faction zu glänzen, in ſeinem Plane, als Hoffnung etwas auszurichten; auch Rache und Verdruß, daß er nach dem Abſterben des Kaiſers Leopold nichts mehr galt.

Es iſt mir unbegreiflich, wie ſo ein Menſch ohne alle Erziehung und Lebensart, ohne ſeine Sitten und politiſche Kenntniſſe, einen Monarchen wie Leopold gewinnen konnte. Denn er war ein ganz gemeiner, grober Betrüger, der gar nicht etwa ſchlaue Ränke einfädeln und ausführen konnte. Seine Stärke beſtand nur darin, daß er viel Fertigkeit beſaß, ſtandhaft bei ſeinen Lügen zu beharren und ſchwachen Köpfen durch ſeinen entſcheidenden Ton zu imponieren. Denn obgleich er kein großer Geiſt

*) Siehe des Ausführlicheren darüber am Schluſſe des Kapitels.

war, ſo war er doch ein großer Lügner, der ſich ſelbſt alle möglichen Vorzüge anzudichten, ſich wichtig zu machen und in Anſehen zu ſetzen verſtand, da, wo man ihm glaubte, und das war doch oft der Fall, auch bei Leuten, die Verſtand hatten, wenn er ſich mit Dingen brüſtete, die außer ihrer Sphäre lagen. Er rühmte ſich einmal in einer großen Geſellſchaft, er ſei Verfaſſer des „Febronius“; der Weihbiſchof Hontheim habe das Manuſcript von ihm erhalten und er würde ſeinen Namen darauf geſetzt haben, wenn er nicht im öſterreichiſchen Gebiete zu leben gezwungen wäre. Er gab ſich ganz ohne Scheu, ſelbſt mir ins Geſicht, für den Verfaſſer der „Philosophie du bon sens“ vom Marquis d'Argens aus und da er mir nicht weiß machen konnte, franzöſiſch zu können, ſo ſagte er ganz unverſchämt, er habe den deutſchen Text nach Straßburg geſchickt und dort überſetzen laſſen. Er rühmte ſich, den Preis über aufgegebene Fragen in verſchiedenen Akademien gewonnen zu haben und trieb es ſo weit, daß er anderer Autoren Abhandlungen unter ſeinem Namen nachdrucken ließ. Er verſtand außer ſeiner ſlavoniſchen Mutterſprache nur das ungariſche Latein, das ſeine Brüder Franziskaner herplappern, wenn ſie Terminieren gehen. Von Phyſik und Mechanik wußte er ſo viel, als ein Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften in Lemberg brauchte. Sein erſter Verſuch, Eingang bei dem Kaiſer Joſef zu gewinnen, war das Modell einer Dreſchmaſchine, mit der ein einziger Mann ſo viel ausdreſchen konnte, als gewöhnlich ſonſt vier. Kaiſer Joſef beſah das Modell und ſagte nur dieſe Worte: „Wer wird aber den andern drei Dreſchern, die damit erſpart werden ſollen, Brot und Nahrung für ſie und ihre Weiber und Kinder geben?“ Von anderen Wiſſenſchaften, Geſchichte, Politik, Literatur, Kritik, Philologie u. ſ. w. wußte Martinowicz gar nichts und doch unterſteht ſich ein Schmierer in Ungarn, der ihn nach ſeiner Hinrichtung vertheidigen will, von ihm zu behaupten: Er ſei ein großes Genie geweſen, daß er in jedem Zeitpunkte den Platz des erſten Miniſters der größten Monarchie hätte ausfüllen können. Phyſiſch geb' ich es zu, denn wir haben mehr Beiſpiele, aber moraliſch und phyſiſch war die Franziskaner-

zelle der Raum, den er zu ſeinem eigenen und anderer Beſten hätte ausfüllen können und ſollen.

Kaiſer Leopold fand beim Antritt ſeiner Regierung für unnöthig, ſich geheimer Kundſchafter in ſeinen Ländern zu bedienen. Martinowicz wurde ihm als ein taugliches Subjekt empfohlen. Dieſes Geſchäft war aber für den Ehrgeiz eines ſolchen Menſchen nicht wichtig genug. Er machte den Kaiſer mit ſeinen übrigen Eigenſchaften bekannt. Er verſtand zu vermitteln, wußte von Alchemie und geheimen Künſten etwas zu ſchwatzen und ſich ſo einzuſchmeicheln, daß ihm der Kaiſer in der Vorſtadt ein Haus mieten und darin ein Laboratorium anlegen ließ, nebſt andern Bequemlichkeiten, wovon er öfters Gebrauch machte. Martinowicz hat das Glück gehabt, eine Abtei in Ungarn zu erwiſchen. Damit hätte er ſich begnügen und ruhig ſitzen bleiben ſollen, wenn er Verſtand gehabt und Genügſamkeit gekannt hätte.

Am 3. November 1792 ſchrieb Bretſchneider aus Lemberg an Nicolai: „Ich war willens, eine kleine Schrift über Joſef II. zu ſchreiben. Außer vielen Anekdoten, die ich weiß und die noch niemand berührt hat, habe ich auch mit ihm wenigſtens zwölf Unterredungen gehabt, um die es ſchade wäre, wenn ſie unter dem Schutt begraben blieben. Wenn ich aber auf der andern Seite überlege, daß einige davon ſo abenteuerlich ſind, daß ich ſie ſelbſt nicht glauben würde, wenn ſie ein Anderer erzählte, ſo halte ich für beſſer zu ſchweigen; aber Sie möchte ich wohl einmal davon mündlich unterrichten."

In demſelben Jahre 1792 ſchrieb Bretſchneider den vom Hofrathe und Profeſſor Meuſel nach Verdienſt gelobten Roman: „Georg Waller's Leben und Sitten." Ehe Bretſchneider ſeinem Freunde Nicolai die Handſchrift überſchickte, erklärte er gleich im Voraus: „In Einem Stücke werde er unfolgſam ſein; nämlich, wenn Nicolai verlangen ſollte, daß er mit den Herren, die er entlarve, ſäuberlich verfahren ſolle; denn er greife nicht einzelne Perſonen an und wiſſe nicht, warum

er nicht gewiſſe Dinge ſchon jetzt ſelbſt ſagen, ſondern dies erſt den Nachkommen überlaſſen ſolle.“ Deſſen ungeachtet ließ Nicolai aus der Rede, die in einer Wiener Freimaurerloge gehalten wird, manches weg und änderte mehrere Stellen. Bretſchneider bedauerte es, daß Umſtände Nicolai gezwungen hatten, die Rede mit Bemäntelungen einzurücken, die dem Betrüger noch immer Schlupfwinkel übrig laſſen. Ueber den Inhalt des Romans ſagt Bretſchneider: „Was ich von den Herrnhutern erzählte, iſt nicht nur wahr, ſondern auch in dem Geſichtspunkte, in welchem ich es darſtelle, ſo wenig bekannt, daß ich wenigſtens noch nichts geleſen habe, das ihr Syſtem ſo treffend ſchildert. Es kamen darin viele wirkliche, oder nur wenig veränderte Begebenheiten vor. Laſſen Sie einem Herrnhuter die, ſeine Gemeinde betreffenden Kapitel leſen; wenn er da vom Bruder Konrad Eichhorn und ſeiner Barbel und dergleichen lieſt, ſo muß er erſtaunen und kann nicht anders glauben, als daß alle die Umſtände dieſes Abſchnittes wahr ſein müſſen, denn die Leute haben alle exiſtiert, und zwar ſo, wie ich ſie ſchildere. Alle aber, die im Buche mit rechten Namen genannt ſind, leben entweder nicht mehr oder es iſt ihrer rühmlich gedacht. Die Geſchichte von dem preußiſchen Reſidenten Freytag iſt buchſtablich wahr; ſeine Familie iſt aber ausgeſtorben.“

In Betreff der Abänderungen, welche Nicolai an der Handſchrift des Romans vorgenommen hatte, ſchrieb ihm Bretſchneider unter anderem Nachfolgendes, was zugleich Zeugniß gibt von der offenherzigen Art, wie beide Freunde wechſelſeitig ihre Schriften kritiſierten: „Ich danke nur die guten Lehren, die Sie mir geben, deren Werth und Wahrheit ich einleuchtend erkenne. Gleich wie uns aber die tägliche Erfahrung in der Welt zeigt, daß Autoren, die recenſirt werden, immer glauben, der Recenſent thue ihnen zu viel, ſo muß auch ich, bei aller Unterwerfung, die mich bei Ihnen gar nichts koſtet, da ich von Ihrer Ueberlegenheit ganz unbedingt überzeugt bin, doch auch zeigen, daß ich von dieſem erbſündlichen Sträuben nicht ganz frei ſei. Aber da ich meine Fehler eingeſtehe, ſo will ich auch das ſagen,

was mir an den Veränderungen im ersten Bogen aufgefallen ist. — Zweitens rügen Sie mit vollkommenem Rechte meine Nachlässigkeit im Styl. Der Fehler ist bei mir nicht zu entschuldigen, aber ich glaube noch weniger bei dem, der verbessert. Sie wissen, wie sehr die Wiederholung eines und des nämlichen Wortes in einer Periode den Styl schleppend macht. Da finde ich nun gleich auf dem ersten Blatte — „bis mich die Ordnung der historischen Zeitfolge auf die Geschichte meiner Geburt bringen möchte; ob dies bald nach dem Anfange, in der Mitte oder am Ende dieses Buches geschehen möchte ꝛc. — Wozu das „möchte" gleich zweimal hintereinander ohne Noth? So kommt mir auch die Stelle S. 13 äußerst schleppend vor: „Kam ein barmherziger Samariter, der mich aufmerksam betrachtete, alsdann mich nach meinem Zustande fragte, darauf mich auf sein Thier lud." Und in dieser Art fährt Bretschneider fort, gegen mehrere, von Nicolai veränderte Stellen Ausstellungen zu machen.

„Sie haben," sagt er ferner, „die Namen Walter, Herrmann und dergleichen verändert, weil viele Leute diesen Namen führen; aber gerade deshalb, weil sie so allgemein sind, habe ich sie gewählt, denn nun kann sie niemand insbesondere auf sich ziehen. Ich folgte darin den Ausländern, bei denen die gewöhnlichsten Namen, als: Guoman, Jones, Thomson, du Bois ꝛc. eben deßhalb, weil sie so gewöhnlich sind, in Romanen gebraucht werden. Sie hingegen ꝛc. — Ueber den Punkt der Wahrscheinlichkeit würden wir uns, wenn wir einmal wieder zusammenkamen, tüchtig streiten, im Falle wir nichts Besseres zu reden hätten. Ich habe andere Begriffe darüber. Ich unterscheide einen bürgerlichen Roman von einem epischen Gedichte und vergleiche jenen mit einem Familien- und dieses mit einem allegorischen Gemälde. Ich glaube, das Erste muß getreu nach Originalen gezeichnet sein und wenn diese auch gleich bisweilen ganz ungewöhnliche Naturspiele zeigen, die dem, der sie nicht gesehen hat, unglaublich scheinen, so müssen sie doch nachgezeichnet werden. In allegorischen Gemälden ist alles Erfindung und diese muß so schön, so ausgezeichnet erscheinen und in allen Verhältnissen so zusammenpassen als nur möglich."

Bei der Gelegenheit, als ihm Nicolai den Band seiner Reisebeschreibung, der von Wien handelte, übersandte, tadelte Bretschneider seines Freundes Bemerkungen über den österreichischen Dialekt: „Ich weiß nicht, wie Sie, der Sie nur durch das Land gestrichen sind, einem Manne, der nach zwanzigjährigem Aufenthalt ganz naturalisiert und nationalisiert ist, weniger als Ihrer kurzen Erfahrung zutrauen können. Es ist dem Ohr eines jeden honetten Oesterreichers ein Gräuel, wenn er seine Sprache so verstümmelt sehen muß, wer Hanserl statt Hansel ließt und wenn er das von einem Berliner hört, so freut es ihn, daß das feine Ohr des Brandenburgers doch nicht fein genug ist, in die Feinheiten seiner Sprache zu dringen. Ja! Hanserl, das ist ganz etwas anderes. Hätten Sie Wunderl statt Nepomuk, hätten Sie Regerl statt Regina oder Franzerl statt Franziska gesagt, philosophus mansisses! Aber Hanserl ist platt gar nichts; und die Kleidermacher — vielleicht weil sich ein Ausländer von Magdeburg, Herr Philipp Otto, in der Wiener Zeitung als einen Kleidermacher ankündigt, den alle Wiener und besonders seine Handwerksgenossen deshalb auslachen, darum, meinen Sie, wäre das so Mode in Wien? Nein, da müssen Sie in Niedersachsen oder Holland nachfragen; dort gibt es Kleermaker, aber in Wien können Sie gleich Handel bekommen, wenn Sie einen ehrbaren Schneider anders als „bürgerlichen Schneidermeister" betiteln."

Im Jahre 1792 schrieb Bretschneider auch eine interessante, lehrreiche Recension in der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" über Swedenborg's theologische Werke.*)

*) Band 107, St. 1, Nr. 15—37.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Ernennung zum Gubernialrath 1793. — Reiſe nach Wien und Frankfurt. — Hofrath von Birkenſtock. — Warum der Roman „Georg Waller“ von der Cenſur nicht erlaubt werden ſoll. — Der ungariſche Hofagent Pujanowics. — Rückkehr nach Lemberg. — Trübe Gemüthsſtimmung. — Briefe an Nicolai 1794. — Das Bergſtein Leſſing's von Jungfer Lieschen.

Bretſchneider hatte, wie ſchon früher erwähnt wurde, an Nicolai geſchrieben, daß er ſeinen Briefwechſel künftig nicht mehr mit ſeinen innern Angelegenheiten vermiſchen wollte und er hielt auch Wort, denn in ſeinen vielen Briefen der folgenden zwei Jahre findet ſich von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen nicht das Geringſte erwähnt, den einzigen Umſtand ausgenommen, daß er im Jahre 1793 zum Gubernialrath ernannt wurde und daß er abermals eine Reiſe nach Wien und von da nach Frankfurt am Main machte. In Wien war Bretſchneider bei dem Hofrath von Birkenſtock, als dieſem „Waller's Leben“ zur Cenſur zugeſchickt wurde. Er fragte ihn, ob es würde erlaubt werden? Herr von Birkenſtock verneinte dies und führte unter andern den Grund an, daß der ungariſche Hofagent Pujanowics darin angezapft ſei. Bretſchneider verſichert aber in einem Briefe (vom 10. Februar), daß dieſer Agent mit dem fingierten im Romane außer zwei ähnlichen Silben im Namen nichts gemein habe. *)

In einem Briefe aus Frankfurt a. M. vom 13. Juli 1793 erzählt Bretſchneider die Anekdote, daß er bei Profeſſor Meuſel in Erlangen, dieſen ſeinen Roman (Waller's Leben) auf dem Tiſche liegen gefunden habe. „Das Buch,“ ſagte Meuſel, „müſſen Sie leſen! Das iſt ein verdammter Kerl, der das geſchrieben hat!“ Dieſes Schimpfwort ließ ich mir gefallen, denn nach weiterer Erklärung war es eben das, als wenn man ein hübſches Mädchen eine Hexe heißt.

*) Der Agent im Romane Bretſchneiders führt nämlich den Namen „Bucefalowics“.

Bretſchneider wollte von Frankfurt aus Nicolai in Pyrmont beſuchen, allein ſeine Angelegenheiten nöthigten ihn, früher nach Wien zurückzukehren, ſo daß er ſein Vorhaben nicht ausführen konnte. Indeſſen hatte dieſe Reiſe ihn zerſtreut und erheitert, ihm auch manche neue intereſſante Bekanntſchaft verſchafft. Als er aber wieder nach Lemberg zurückgekehrt war, fand ſich auch der Trübſinn von neuem ein, wie aus einem Brief an Nicolai (vom 11. April 1794) hervorgeht: Er hatte mit ſo viel Verdruß zu kämpfen, daß ihm die Welt hätte zuwider werden müſſen, wenn ſie es nicht ſchon ohnehin geweſen wäre. Es war über allen Begriff, wie ſeltſam es dort zuging: Friede und Ruhe, nach der er ſich ſo ſehnte, ward ihm nicht zu Theil und es half weder Klugheit noch Geduld, ſie zu erlangen. Der Tod kommt nicht, wenn wir ihn verlangen und das Leiden ſtumpft unſeren Körper ab, daß die Seele nicht mehr nach Grundſätzen handeln kann. Muth und Standhaftigkeit verlieren ſich und kein anderer Troſt bleibt, als daß des Menſchen Leben keine Ewigkeit iſt. — Dieſe Stimmung dauerte fort, denn in einem Briefe an Nicolai (19. Juli 1794) ſagt Bretſchneider: „Was iſt zu thun? Wird es beſſer, ſo iſt's gut! Wird es nicht beſſer, ſo haben wir alten Leute nicht lange mehr zu dulden. In philoſophiſchen Augenblicken, die bisweilen bei mir einkehren, lache ich über die Narrheit, mich hier zu grämen und mache mich im Herzen über die Großen und Kleinen, die ſich Mühe geben, meine Tage zu verbittern, recht luſtig. Hätte ich nur keine Nerven und kein Blut, die mich zuweilen wider meinen Willen zur Schwermuth zwingen, ich wollte ſie noch mehr ausladen."

Zwei Monate ſpäter wurde er noch trübſinniger. Er ſchrieb am 4. September 1794 an Nicolai: „So melancholiſch, ungeduldig und unzufrieden mit der Welt und mit mir war ich noch nie. Es geht zwar jetzt überall in der Welt ſehr unruhig und widerſinnig zu, aber das kann mich nicht tröſten. Die Menſchen theilen ſich in Faktionen; nimmt man keinen Theil daran, ſo wird man von Allen verfolgt und hat man Freunde, deren Feinde man nach Pflicht und Neigung nicht werden kann, ſo wird man,

wenn man gleich an ihren Händeln keinen Theil nimmt, vom Gegentheil als erklärter Feind angesehen und verfolgt. Ich bin Miſantrop, und weil ich weiß, daß Miſantropie Narrheit iſt und ich mich ihrer dennoch nicht erwehren kann, ſo fällt mir bisweilen ein, daß ich, wenn das Ding ſo fortgeht, endlich ein völliger Narr werden könnte und dann wäre es möglich, daß ich Philantrop würde. Die Mittelſtraßen ſind zu Ende dieſes Jahrhunderts ganz verſchüttet, alles iſt Himmel oder Hölle. — Es iſt kein Wunder, wenn dieſer Brief Klagen und Nachtgedanken enthält, denn ich ſchreibe ihn in der traurigen Mitternacht, unter dem Geheul der Katzen, die vielleicht ſchöne Elegien ſingen, wenn man ihre Sprache nur verſtände." — Dieſelbe trübe Stimmung zeigt auch noch der folgende Brief an Nicolai vom 4. October 1794: „Ich ſchätze Sie doch noch glücklicher in dieſem Punkte, weil Sie in ſich ſelbſt nichts mehr finden, ſondern Ihren Anlaß erſt außer ſich und Ihrem Zirkel gar in einer ſo allgemeinen Sache als die Aufklärung ſuchen müſſen. Die Unterdrückung der Aufklärung muß zwar einem Manne, der lebenslang dagegen gearbeitet hat, ſehr unangenehm ſein, aber nach meiner Meinung iſt eine allgemeine Aufklärung ſchädlich und für die einzelne, auf die jeder gute Kopf von ſelbſt kommt, iſt ſo gut vorgearbeitet, daß alle Unterdrückungen nichts helfen. Nach der einmal in der Welt eingerichteten Verfaſſung der Dinge und Handlungen, die mit Weisheit und Thorheit untereinander zuſammenhängen, kann keine allgemeine Aufklärung ſtattfinden; ſie iſt phyſiſch unmöglich und würde ſchreckliche Folgen gebären. Der Verſtand läßt ſich wohl aufklären, aber der Wille nicht eben ſo leicht beſſern. Ich habe Kant's Hypotheſe, nach der er glaubt, daß ſich das ganze Menſchengeſchlecht nach und nach ausbilden werde, geleſen und geprüft, ich kann ſie aber mit der hiſtoriſchen Erfahrung nicht zuſammen reimen. Alle Völker, die zu einem hohen Grade der Aufklärung gelangt waren, fielen immer zu der Zeit, wo man glauben konnte, durch ſie würde der ganze Erdkreis klüger gemacht werden, in Revolutionen und ſo geht es noch jetzt. Der Menſch, der ſeine Vernunft recht zu brauchen weiß, iſt aufgeklärt; dies iſt

eine individuelle Sache, die niemals allgemein werden kann, beſonders auch aus dem Grunde, weil der wahre Gebrauch der Vernunft eine vollkommene Unparteilichkeit vorausſetzt, und dieſer ſind die wenigſten Menſchen fähig. Ich ſchreibe Ihnen dieſes, wenn Sie es gleich beſſer wiſſen und mehr darüber nachgedacht haben, aber ich ſitze nun einmal auf meinem philoſophiſchen Steckenpferde und möchte gerne in Geſellſchaft reiten."

„Schon ſeit 14 Tagen arbeite ich an einem philoſophiſchen Aufſatze für eine ſchöne Frau, die atheiſtiſchen Meinungen nachhängt und die ich gern bekehren möchte. Indeſſen glaube ich wohl, daß Ihnen der Schaden Joſefs, der aus der unterdrückten Aufklärung entſpringt, ſehr zu Herzen geht. Wenn man zu gewiſſen Jahren gelangt iſt, ſo nimmt man mehr Theil an dem allgemeinen Wohl und Wehe der Menſchen. Ich habe im ſiebenjährigen Kriege einen Mann gekannt, der, wenn die Oeſterreicher eine Schlacht gewonnen, ganze Nächte ſchlaflos unter Winſeln und Gebet zubrachte, weil er glaubte, es ſei nun um die proteſtantiſche Religion geſchehen. Er meinte es gut, Ziehen *) meinte es auch gut und alle Menſchen verdienen Achtung, wenigſtens Schonung, die durch den warmen Antheil, den ſie an einer allgemeinen guten Sache nehmen, zeigen, daß ſie nicht für ſich ſelbſt allein leben. Was iſt herrlicher, als die gedrückte Unſchuld beſchützen, Witwen und Waiſen vertheidigen? So lange man dieſe Tugenden in ſeinen vier Pfählen auszuüben Gelegenheit hat und mit der Obrigkeit nicht in Colliſion kommt, die manchmal über dieſe Dinge anders denkt, thut man das Seinige. Wenn man ſich aber darüber grämt, daß man nicht

*) Konrad Sigismund Ziehen, geboren 1727, war anfangs Lehrer an der Schule von Hannover, wurde dann 1756 Feldprediger bei dem Garderegiment der hannoverſchen Truppen, 1759 Capellan bei der Neuſtädter Kirche zu Hannover, 1761 Superintendent zu Minden und 1769 zu Zellerfeld, wo er 1780 ſtarb. Seine Weiſſagung von einer bevorſtehenden Erdrevolution, die er 1779 von ſich gab und kurz vor ſeinem Tode wetter ausführte, ging nach demſelben nur theilweiſe in Erfüllung, am ſchrecklichſten durch das Erdbeben von Calabrien 1783. Er ſchrieb: „Nachricht von einer bevorſtehenden großen Revolution der Erde ꝛc." 2. Auflage. Frankfurt 1783, Schriften 1786.

mit Roß, Speer und Schild gegen die Sansculotten zu Felde ziehen kann und ſie hundertweiſe zu Boden ſchlagen, ſo grämt man ſich wie weiland der Ritter von Mancha um ſeine Dulcinea."

„Erſt vor acht Tagen bekam ich Ihren Leſſing'ſchen Briefwechſel, der mich ſehr vergnügt hat. Ich freute mich, das Verslein von Jungfer Lieschen darin wieder zu finden. Ich hatte es ehemals ſelbſt auf die beliebte ſchöne Art in etliche Sprachen überſetzt. Vom Italieniſchen weiß ich den Anfang nicht mehr:

— — — ochio	N'as tu vu jamais
D'Elisa il ginocchio	De Line le genou?
D'Elisa il ditale	De Line le dé
Rimedio è universale.	Est bon pour tout."

Leſſing hat auch, dem Verſe zu Gefallen, das Jungfer Lieschen zur Frau gemacht. Er hätte lieber ſagen ſollen: „Fair Betty's Knee."

Wir machen hier eine kleine Abſchweifung in Betracht des Verſleins von Jungfer Lieschen, welche uns hoffentlich der Leſer verzeihen wird.

Nicolai ſchrieb am 21. April 1777 von Leipzig an Leſſing: — — „Meinen Almanach*) haben Sie denn doch geſehen, ob Sie mir gleich nichts darüber ſchreiben; denn ich habe ihn Ihnen in der letzten Michaelismeſſe geſendet. Ich will noch einen Theil liefern und dann genug, damit der Spaß nicht allzulange werde. Um dieſe Sammlung der Abſicht nach würdig zu ſchließen, ſoll das letzte ſein: Ein Volkslied für gelehrtes Volk, und dies Lied in ſechs Sprachen:

„Haſt Du nicht geſeh'n,
Jungfer Lieschens Been?"

Ich habe davon die griechiſche, lateiniſche und engliſche Ueberſetzung im Sinne behalten; aber die italieniſche und franzöſiſche Strophe habe ich vergeſſen. Nun ſollen Sie beſtens erſucht ſein, aussitôt lettre vue, dieſe beiden Strophen auf ein Blatt zu ſchreiben und mir mit der erſten Poſt zu überſenden. Wollen

*) Ein kleiner Almanach von Volksliedern von Daniel Sänderling 1777

Sie ganz Ihren Vorſatz halten, an Ihre Freunde gar nicht zu ſchreiben, ſo ſenden Sie mir nur das Blatt und weiter kein Wort. *).

Leſſing antwortete darauf von Wolfenbüttel am 25. Mai 1777 — — — — „Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen groſſen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bei jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handſchrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dies nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beigeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italieniſche Strophe von Jungfer Lieschens Knie iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich:

Schauteſt Du denn nie
Jungfer Lieschen's Knie? ꝛc.

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht, damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben! — — — — Das deutſche Original lautet alſo:

Schauteſt Du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Die engliſche Ueberſetzung Leſſing's lautet:

Did you never see
Mistris Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all. **)

Wir kehren nach dieſer kurzen Unterbrechung im folgenden Kapitel wieder zu Bretſchneider zurück.

*) Briefe an Leſſing. Supplementband von Leſſing's Werken. Berlin 1840. S. 583.

**) Siehe Leſſing's geſammelte Werke, Leipzig 1857, bei Göſchen, 10 B., S. 247 u. 248, wo man auch die griechiſche und lateiniſche Ueberſetzung dieſer Strophe findet.

Siebenundfünfzigstes Kapitel

Gesteigerte Melancholie. — Lücke im Briefwechsel mit Nicolai. — Krankheit und Tod von Bretschneider's Frau. — Reise nach Krakau zur Tochter. — Rückkehr nach Lemberg. — Fürst Adam Czartoryski. — Visitierung der Bibliothek in Lemberg durch eine Untersuchungs-Commission. Veranlassung dazu. — Reise nach Wien 1801. — Aufenthalt im Trentschiner Bad. — Pensionierung mit Hofraths-Charakter.

Die Melancholie Bretschneider's, welche er in den Briefen an Nicolai vom 11. April, 19. Juli und 14. September des Jahres 1794 geäußert hatte, nahm dermaßen zu, daß er durch die Dauer eines ganzen Jahres selbst an den geliebtesten seiner Freunde (denn dafür erklärte er Nicolai mehr als einmal), keine Zeile geschrieben und im Briefe vom 11. September 1795 mit der Krankheit seines Geistes entschuldigte. „Es sieht in meinem Gemüth und Kopf," sagt er in diesem Briefe, „finster und verwirrt aus. Ich fühle zwar noch Kraft zur Thätigkeit in mir, aber der gänzliche Mangel an Aufmunterung und die finstere Vorstellung, die ich mir von allen Dingen mache, beherrschen meine Vernunft und lassen sie nicht über die Theorie hinaus, sondern verbieten ihr die Praxis, so wie die Facultät den Marktschreiern. Non sum qualis eram! Das läßt sich leicht begreifen: aber talis lange zu bleiben, qualis nunc sum, das möchte wohl nicht möglich sein. Entweder muß ich durch irgend eine kräftige Veranlassung in Thätigkeit gebracht werden, oder es wird übel aussehen. Sie werden mir rathen, eine Reise zu machen oder ein Buch zu schreiben. Das Erste läßt sich aber aus ökonomischen Gründen nicht so oft thun, als man Lust dazu hat, und das zweite Mittel habe ich versucht, doch der Ekel vor meinem Schreibtische macht, daß ich nichts auszuführen vermag."

„Ich fing schon im vorigen Jahre an, meine so lange in mir nagende Lebensbeschreibung aufzusetzen und kam bis an den zwölften Bogen und an einen Zeitpunkt, der mir reichen Stoff darbot, aber

alle Luſt, etwas zu arbeiten, verließ mich in dieſer Epoche. Viele Dinge außer mir machen mich gewaltſam zum Menſchenfeinde. Darunter gehört, daß mich Freunde oder wenigſtens Menſchen, die ich für gut hielt, hintergingen und daß ich die Thorheit begehe, mich darüber bis zu ſchlafloſen Nächten zu grämen, wenn ich Menſchen anders finde, als ich ſie mir eingebildet hatte. Aber im Grunde iſt es doch auch ſchlimm, gar keinen Freund, ja nicht einmal einen Menſchen, den man auch nur zur Unterhaltung brauchen könnte, um ſich zu haben. Einen ſo ganz in ſich verſchloſſenen Menſchen, wie ich hier ſein muß, wird man ſchwerlich in Europa finden. Das iſt nun freilich die Sprache des Milzſüchtigen — aber das weiß ich doch auch als gewiß, daß meine Milzſucht nicht ganz, und zwar nur dem kleinſten Theile nach, phyſiſch iſt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich darüber ſehr überzeugend zu prüfen. Gott gebe, daß Ihnen wohler ſei als mir! Sie haben doch Kinder um ſich, die in ſolchen Umſtänden eine Art von Troſt gewähren, aber ich bin mit meiner Frau ganz allein und ſie iſt faſt immer krank."

Endlich bekam ſein Geiſt, drei Monate ſpäter, wieder etwas Spannkraft, wie man aus dem folgenden Briefe vom 25. December 1795 erſieht: „Ihr ſo herzlich theilnehmender und troſtvoller Brief hätte billig eine promptere Antwort verdient, jetzt kann ich mich aber nicht ſehr zu meinem Vortheile entſchuldigen. Ich habe Zerſtreuung geſucht und gefunden; noch jetzt befinde ich mich ganz wohl dabei. Was das für eine Art von Zerſtreuung iſt und ob ſie meinem Alter anpaßt? davon müßte ſo viel geſprochen werden, daß ein ganzer Theil des Romanes meines Lebens daraus erwachſen würde, an welcher Arbeit mich eben dieſe Zerſtreuung hindert. Wenn ſolche neue Auftritte in meinem Leben vorkommen, ſo ziehe ich immer die Lehre daraus, daß der Menſch, ſich ſelbſt auszulernen, ſehr viele und verſchiedene Zufälle erleben muß und daß er bei ſo großer Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüther und der zufälligen Leitung, die ſie ſtimmt, aus dem Gewöhnlichen, das alle Tage vorkommt und wonach wir die Menſchen beurtheilen, keine Generalregeln ziehen, ſondern nur ſagen kann, nach dem

ordentlichen Laufe und der Erfahrung iſt das ſo, aber es kann doch auch anders ſein. Es wird eine Zeit kommen, wo ich nicht mehr in Gleichniſſen ſprechen werde. Alles was ich Ihnen jetzt noch ſagen kann, iſt: daß mein vorher bis zum Mißmuth und Kleinmuth herabgeſunkenes Herz wieder Muth und Thatkraft fühlt und daß meine Zerſtreuung zwar Thorheit iſt, aber weder auf meine Geſundheit noch meinen Beutel üblen Einfluß hat."

Am 25. December 1796 berichtet er aus Lemberg an Nicolai: „Ein Franziskaner-Mönch aus Böhmen wurde mit Geld verſehen und als Miſſionär in die Türkei geſchickt. Er ging bis Danzig, kleidete ſich dort weltlich, durchkreuzte Polen, kam nach Lemberg, heiratete hier, wurde Traiteur, zeugte vier oder fünf Kinder und erwarb 5—6000 Gulden. Gewiſſensbiſſe oder was ſonſt die Urſache war, bewirkten, daß er eine gute Gelegenheit ergriff, Weib und Kinder ſitzen zu laſſen und in ſein Kloſter zurück zu gehen. Er theilte das Geld mit der Frau, gab eine Reiſe vor und ließ ſchreiben, daß er in Zehlendorf geſtorben ſei. Er ſelbſt zerfetzte ſich und band Stricke um ſeine Hände und Füße, ſo lange bis die Spuren davon nicht mehr vergehen konnten. Als er in ſein Kloſter zurückkam, gab er vor, ſo lange Zeit in türkiſcher Gefangenſchaft geſchmachtet zu haben. Noch predigt er mit durchdringender Stimme von der Kanzel und zeigt ſeine von Feſſeln narbigen Arme, um die Grauſamkeit der Ungläubigen gegen die Chriſten zu ſchildern. Ein Freund von mir kam zufällig in eine ſolche Predigt, erkannte unſeren alten Traiteur und beſuchte ihn nach der Predigt in ſeiner Zelle. Anfänglich wollte er zwar ſeine Geſchichte läugnen am Ende aber geſtand er alles und wir werden ihn auch nicht verrathen."

Vom März 1797 bis 1798 entſtand wieder eine Lücke in Bretſchneider's Briefwechſel mit Nicolai, wovon er in einem Briefe vom 18. März 1798 die Urſache wie folgt meldet: „Nichts würde mich gehindert haben, Ihnen zu ſchreiben, wenn mich nicht meine häuslichen Umſtände zur freundſchaftlichen Correſpondenz unfähig gemacht hätten. Meine Frau liegt ſeit Jahr und Tag

an der Auszehrung krank; ſchwerlich wird ſie dieſes Frühjahr überleben und ich will froh ſein, wenn ſie ſich ſo lange erhält, daß ſie noch unſeren Sohn, welcher als Rittmeiſter aus dem Felde zurückkommt, vor ihrem Ende ſieht. Die beſondern Umſtände, welche dieſe langwierige Krankheit für mich doppelt drückend und kummervoll machten, ſind ſo weitläufig und unangenehm, daß ich Sie damit nicht beſchweren will. Ich ſelbſt habe auch den ganzen Winter an Hämorrhoidal-Beſchwerden viel gelitten."

Einen Monat ſpäter ſchrieb er: „Wenn meine Frau, welche ſchon im höchſten Grade hektiſch iſt, ſterben ſollte, ſo werde ich eine Reiſe über Breslau, Berlin, Leipzig und zurück über Nürnberg und Wien machen, denn ſonſt müßte ich meiner Frau gleich nachfolgen, wenn ich einſam, ohne Freund, wie ich hier bin und ohne Zerſtreuung hier bleiben würde."

Aus Krakau gab er ſeinem Freunde Nicolai am 22. Auguſt deſſelben Jahres die letzte Nachricht von ihr: „Sie wiſſen mein Stillſchweigen ſchon zu beurtheilen, wenn ich Ihnen melde, daß mir meine Frau geſtorben iſt, nachdem ſie faſt drei Jahre krank, ſeit ſechs Monaten aber ganz bettlägerig war. Ich habe dreiunddreißig Jahre mit ihr gelebt und war auf ihren Tod zwar vorbereitet, aber da der Fall vorüber war, fühlte ich ihren Verluſt ſehr ſchwer. Ich habe keines meiner Kinder bei mir. Da ſie ihr Ende vermuthete, ließ ich meinen Sohn, welcher damals an der böhmiſchen Grenze ſtand (er iſt Rittmeiſter bei dem 2. Uhlanen-Regiment) nach Lemberg kommen. Sie genoß ſeinen Aufenthalt einen Monat und ſtarb vier Wochen nach ſeiner Abreiſe. Meine Tochter, welche hier in Krakau an den Mauthadminiſtrator Meßler verheiratet iſt, lag gerade damals im Kindbette und ich bin jetzt hier, um ſie auf kurze Zeit mit mir nach Lemberg zu nehmen, damit ſie mir mein neues Hausweſen einrichte. Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß mir mein Weniges im Jahre 1780 zu Gera verbrannt iſt, doch habe ich da noch Anſpruch auf Grund und Boden und will nun ſehen, ob jetzt, bald zwanzig Jahre nach dem Brande, nicht noch etwas für mich zu löſen ſei. Gera iſt nur ſieben Meilen von Leipzig, da wird ſich ſchon eine Zuſammenkunft einleiten laſſen."

Nach Bretſchneider's Rückkehr nach Lemberg kam der Fürſt Adam Czartoryski, der ihm ſehr freundlich geſinnt war, ebenfalls dahin und brachte dort den ganzen Winter von 1799 bis 1800 zum Troſte Bretſchneider's zu.

Am 23. April 1800 ſchrieb Bretſchneider an Nicolai: „Ich ſchreibe Ihnen diesmal vornehmlich auf Veranlaſſung des Fürſten Adam Czartoryski, der Sie grüßen läßt in Apolline. Er möchte gerne wiſſen, wie die Umſtände des S. Maimon, deſſen Lebensbeſchreibung der ſelige Moritz herausgegeben hat, dermalen beſchaffen ſind u. ſ. w. Ich glaube, daß der Fürſt wohlthätige Abſichten für den Mann haben mag. Wollten Sie mit Beziehung auf mich ſelbſt an den Fürſten ſchreiben, ſo würde es ihn ſehr freuen, dadurch mit Ihnen in Correſpondenz zu kommen."

Das Verhältniß Bretſchneider's mit dem Fürſten Adam Czartoryski war ſehr intim. Bretſchneider aß täglich bei ihm und in der heiteren Geſellſchaft des Fürſten, welcher Literatur und Gelehrte ſchätzte, verlor ſich ſein Trübſinn wieder. Der Fürſt ging nachher in das Bad nach Bartfeld und Bretſchneider blieb allein in Lemberg zurück. Dies machte ihn wieder krank, ſo daß er im Herbſte (1800) von da zu ſeiner Tochter reiſte, um hier den Winter unter ihrer Wartung und Pflege zuzubringen. In einem Briefe von Krakau an Nicolai vom 29. December 1800 ſchildert er ſeinen Zuſtand folgendermaßen: „Ich bin wieder zu Verſtande gekommen, ich kann nämlich wieder ſchreiben, ohne verdrießlich dabei zu werden, und bin ein ganz anderer Menſch, ſeit ich hier im Hauſe meiner Tochter wohne und in einer Art Einſamkeit lebe, wie ſie mir behagt, auch nicht den Anblick böſer Menſchen zu ertragen habe, dem ich in Lemberg täglich ausgeſetzt war. Ich arbeite jetzt an meinem Lebenslauf in Bruchſtücken, weil ich einige Hauptepochen meines Lebens, wegen der Briefſchaften und der Schreibtafeln, die ich beſchrieben habe, und die ſchon anfangen zu verbleichen, zuerſt wegarbeiten muß."

Aus einer Stelle dieſes Briefes läßt ſich ſchon muthmaßen, daß Bretſchneider zu jener Zeit angefangen habe, ſeine Reiſe

nach London und Paris zu ſchreiben, und dies beſtätigt der folgende Brief aus Krakau an Nicolai vom 31. Jänner 1801. Er ſagt darin: „Weil Sie mich ſchon einige Male erinnert haben, daß Sie ſich nicht beſinnen könnten, durch welchen Zufall ich im Jahre 1772 nach Berlin kam, und ich ohnehin im Begriffe war, meine Lebensgeſchichte in Bruchſtücken zu beſchreiben, ſo habe ich wahrlich blos aus Liebe zu Ihnen den Anfang mit meinen Begebenheiten im Jahre 1772 gemacht, welches freilich das wichtigſte Jahr meines Lebens iſt, womit ich aber außerdem nicht angefangen hätte, weil noch viele Leute leben, die compromittiert werden müſſen. Von dieſem Werke, welches eigentlich eine Reiſebeſchreibung durch Holland, England und Frankreich, bis zurück nach Berlin enthält, habe ich jetzt, da ich bei meiner Tochter ruhig ſitze, ſchon 36 halbe Bogen, wie dieſer Brief, fertig und werde nur noch zwölf brauchen, um ſie zu endigen. Wenn Ihr Rath oder andere Umſtände auch den Druck noch nicht zulaſſen ſollten, ſo werden Sie doch daraus ordentlicher und ausführlicher meine Geſchichte dieſes Jahr erſehen können, als aus einer mündlichen Erzählung. Auch auf den Fall, wenn ich vor Ihnen ſterben ſollte, iſt Ihnen dieſes Manuſcript vermacht."

Am 28. Februar 1801 ſchrieb er: „Ich habe mein Werk vollendet und Ihnen eine aufrichtige und getreue Beſchreibung meiner Lebens- und Reiſegeſchichte aufgeſetzt, die, wie ſie vorliegt, blos für Sie geſchrieben iſt, obgleich mit einer Art Autorton, weil ich ſonſt im Briefſtyl hätte ſchreiben müſſen, den ich bei Erzählungen nicht leiden kann. Es iſt wohl noch nicht an der Zeit, ein ſolches Buch drucken zu laſſen; denn wenn ich auch die Bedenklichkeiten wegen einiger noch lebenden Menſchen nicht achten wollte, weil ich mich durchaus an die ſtrengſte Wahrheit gebunden habe, ſo würde doch aus mancherlei Umſtänden der Verfaſſer bald kenntlich werden und man würde ſich über mich luſtig machen. Von Ihnen, mein Freund, befürchte ich nichts; nicht daß ich Ihre Achtung verlieren werde, wenn ich ganz aufrichtig meine Schwäche und Stärke, meine Abenteuer und Armſeligkeit erzähle. Aber andere Leute könnten dieſe Dinge von einer andern Seite anſehen,

Das werden Sie nun am beſten beurtheilen, denn eigentlich iſt es nur für Sie geſchrieben."

Im Briefe vom 20. October 1801 erklärt Bretſchneider ſelbſt, daß die Handſchrift zwar noch nicht zum Drucke beſtimmt ſei, er habe aber ſeine Urſachen, warum er ſie ſchon jetzt Nicolai über Warſchau mit der fahrenden Poſt zuſchicken werde. Sie hatte aber den Weg nicht machen können und kam nach Lemberg zurück. Dies meldete Bretſchneider ſeinem Freunde und verſprach ſie ihm nun ſelbſt zu überbringen*).

Bretſchneider wünſchte, das, was von dieſer Selbſtbiographie fertig war, Nicolai vorzuleſen und entwarf hiezu den Plan (da er auf Berathen der Aerzte ein Bad beſuchen ſollte), von Krakau über Wien nach Berlin und von da mit Nicolai nach Leipzig, dann über Gera nach Karlsbad zu reiſen. Gera war ſein Geburtsort, den er nach dem Brande nicht wieder geſehen hatte, denn im Winter 1770 war er zum letzten Male dort geweſen. Dieſer Plan wurde aber auf unerwartete Weiſe durch den nachfolgenden Vorfall vereitelt. Bretſchneider hatte kaum ſeine Reiſe angetreten und ſich kurze Zeit in Wien aufgehalten, als er daſelbſt durch Privatbriefe die Nachricht erhielt, daß in Lemberg auf Befehl des Gouverneurs Grafen von Geisruck eine Commiſſion, die aus einem Gubernialrathe und drei Profeſſoren beſtand, eingeſetzt worden ſei, um in Bretſchneider's Abweſenheit die ihm anvertraute Bibliothek zu viſitieren. Die Veranlaſſung dazu war, daß man bei dem Gouverneur angebracht hatte, aus der Bibliothek wären Bücher entwendet, andere ausgetauſcht worden und es herrſche eine völlige Unordnung darin. Dies nöthigte Bretſchneider, von Wien nach Lemberg zurückzukehren; er kam aber dort erſt an, als die Unterſuchung, die volle ſechs Wochen gedauert hatte, völlig beendigt war. Das Reſultat, wie das aufgenommene Protokoll beſagt, ergab, daß keine einzige der Anklagen gegründet befunden wurde, daß man vielmehr

*) Dies muß auch geſchehen ſein, denn nach Nicolai's Tode wurde die Handſchrift von der im Briefwechſel nicht weiter die Rede iſt, im Nachlaſſe Nicolai's gefunden.

nicht leicht eine regelmäßiger eingerichtete und in beſſerer Ordnung gehaltene Bibliothek finden könne und daß auch kein einziges Buch fehle. Ueber dieſes auffallende Verfahren gibt Bretſchneider folgenden Aufſchluß: Der vorige Gouverneur in Oſtgalizien, Graf Brigido, war ſein Freund. Als dieſer mit 8000 Gulden Penſion in den Ruheſtand verſetzt war, wurden ſeine Feinde des neuen Gouverneurs Freunde. Bretſchneider blieb aber ſeinem alten Freunde getreu, ohne indeſſen irgend etwas zu thun, was ihm die Freundſchaft der herrſchenden Partei hatte zuziehen können. Profeſſor Haanot (der ſich von dem Hof- und Pfalzgrafen J. J. Beuer in Nürnberg hatte zum Doctor creiren laſſen), dem Bretſchneider viel Gutes erwieſen, bei ſeiner Hinkunft nach Lemberg mit den vornehmſten Familien bekannt gemacht und durch ſeinen Einfluß bei dem Grafen Brigido zum Titel eines Hofrathes verholfen hatte, ſchmeichelte ſich bei dem neuen Gouverneur ein und ward Bretſchneider's Denunciant. Da die Unterſuchung indeſſen ganz den entgegengeſetzten Erfolg von dem hatte, was Graf Geisrud erwartete, ſo verlor Haanot deſſen Gunſt. Weil gar nichts gegen Bretſchneider erwieſen worden war, ſchämte er ſich und ſuchte die ganze Sache zu unterdrücken. Jetzt beſchloß Bretſchneider, ſich von Lemberg ganz los zu machen. Er fühlte eine unbeſchreibliche Begierde nach Ruhe und Friede; denn die geringſte Störung machte ihn ſeelenkrank und unthätig zu allen Geſchäften, ſo daß er nicht einmal imſtande war, einen Brief zu ſchreiben.

Im Juni 1801 reiſte er nach Wien und von da in das Trentſchiner Bad. Er hatte nun (im Juli) funfundzwanzig Jahre in kaiſerlichen Dienſten geſtanden und konnte alſo um ſeine Entlaſſung mit der Hälfte ſeines Gehaltes als Penſion nachſuchen. Das that er denn auch, ward aber bei dieſer Gelegenheit zu ſeinem Erſtaunen überzeugt, daß die Jeſuiten und ihre weltlichen Anhänger ſeit ſeinem Abgange aus Oſen immer geheim daran gearbeitet hatten, ihn in eine Falle zu locken, oder auf andere Art zu ſtürzen. „Wie ich glücklich bin," ſagt Bretſchneider, „daß ich nichts

davon gewußt habe. Denn ich würde furchtſam geworden ſein, und da ich offen und ehrlich zu Werke gegangen bin, ſo hat mich dieſes ohne mein Wiſſen vertheidigt. Es kränkt dieſe Leute, daß ich ſo ganz unverſehrt ihren Händen entwiſchen ſoll und ſie ſuchen mich für die Zukunft in Dürftigkeit zu verſetzen." Dies gelang ihnen aber nicht, ſondern der Kaiſer bewilligte Bretſchneider's Geſuch und verſetzte ihn im October 1801 als Hofrath mit 700 Gulden Penſion in den Ruheſtand, jedoch mit dem Beifügen, daß er, wenn ſeine Geſundheit ſich beſſern ſollte, wieder in Dienſte treten könne.

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Ueberſiedlung von Lemberg nach Wien im Jahre 1802. — Reiſe nach Leipzig und Zuſammenkunft mit Nicolai. — Beſuch der Verwandten in Schleiz, Gera ꝛc. — Rückkehr nach Wien. — Bilder-Sammlung. — Zwei Originalporträts von Luther und ſeiner Frau. — Ein Gedicht des Superintendenten Langius. — Reiſe nach Zamoſcow in Galizien. — Rückkehr nach Wien. — Die Kupferſtichſammlung von 12,000 Blättern. — Bretſchneider als Kochkünſtler. — Graf Cobenzl. — Ein Anfall Bretſchneider's.

Bretſchneider war, nachdem er den ganzen Sommer 1801 in Bädern zugebracht hatte, im Herbſte nach Lemberg zurückgereiſt. Dort hielt er ſich aber nicht länger auf, als erforderlich war, ſeine Sachen einzupacken und ließ ſich im Dezember zu Wien häuslich nieder. Im April trat er die Reiſe nach Leipzig an, wo dann endlich die gewünſchte Zuſammenkunft mit ſeinem Freunde Nicolai ſtattfand. Dieſe war eine Erfriſchung für ſeine Seele. Er fand ſich ſeitdem thätiger und in ſeiner Sympathie mit Nicolai's Art zu denken und zu handeln und in ſeiner Hochachtung und Liebe für deſſen Perſon geſtärkt.

Auf ſeiner Rückreiſe beſuchte er ſeine Verwandten in Schleiz, Gera ꝛc. und kam den 4. Juli 1802 in Wien wieder an. Er fand aber dieſen Aufenthalt aus phyſiſchen und moraliſchen Gründen

für ſich nicht gut. Er geſteht, daß er nicht Herr genug über ſeinen Gaumen war und nicht Macht genug hatte, den beſtändigen Einladungen ſeiner Freunde zu widerſtehen, unter denen ſich mehrere ordentlich bemühten, ſeine Lieblingsgerichte ausfindig zu machen. Die damalige Lage der Dinge, die Arroganz mehrerer Menſchen von vielem Einfluſſe und wenigem Verſtande und ihr Mißtrauen gegen Menſchen, von denen ſie glaubten, daß ſie weiter ſehen, als man es haben wollte u. ſ. w., alles dieſes brachte ihn auf den Entſchluß, dieſen Leuten aus dem Wege zu gehen und mit ſeinem einzigen noch übrigen Bruder gemeinſchaftlich ein Gut zu pachten.

Von dieſem Bruder, der wegen einer in der Schlacht bei Torgau (1760) erhaltenen Wunde als Hauptmann bei dem Cordon in Böhmen angeſtellt war, ſagt Bretſchneider, daß er in Anſehung der Philoſophie in eben dem Verhältniſſe ſtehe, wie der Onkel Tobias mit dem Herrn Walther Schandy.

Das Gut, welches er mit ſeinem Bruder pachten wollte, hieß „Katzengrün". Der Pacht kam aber nicht zu Stande. Das hierzu beſtimmt geweſene Kapital verwendete nun Bretſchneider in Geſellſchaft eines Andern auf den Ankauf einer Bildersammlung und ſie hofften, daß zwei oder drei Stücke daraus die ganze Auslage erſetzen ſollten. Er beſaß auch zwei Original-Porträts von Lukas Cranach: „Dr. Luther und ſeine Frau". Dieſe ſtanden lange in Leipzig und ſollten für hundert Friedrichsd'or verkauft werden; zuletzt erſuchte er Nicolai, ihm zum Preiſe von ſechszig Friedrichsd'or einen Käufer zu verſchaffen. Allein auch dieſes ſchlug fehl und Bretſchneider mußte ſie zurückkommen laſſen. Endlich wurden ſie von dem Grafen Wrtby angekauft.

Am 15. Februar 1804 ſchrieb Bretſchneider aus Wien an Nicolai: „Vielleicht iſt es Ihnen nicht bekannt, daß der ſelige Superintendent Stanzius in ſeiner Jugend Verſe gemacht hat. Als Dorfpfarrer hat man von ihm folgende Bannverkündigung:

„Geliebteſte Zuhörer!
Wer Prediger und Lehrer
Beraubt, der iſt verdammt!
Mir ſtahlen Dathan's *) Rotten
Vom Felde die Karotten,
Ohn' alle Achtung für mein Amt.

So dringt Ihr in die Hütten
Der Prieſter und Leviten,
Schont Eigenthum nicht mehr;
Ja! ſelbſt dem großen Luther
Stehlt Ihr vom Brot die Butter,
Wenn er noch hier im Fleiſche wär.

Nur David durft' es wagen,
Das Schaubrot wegzutragen;
Das war ein andrer Mann!
Euch aber, Bauernlümmel,
Verſchließ' ich ſtraks den Himmel,
Und thu' Euch alle in den Bann!

Euch aus des Satans Ketten
Durch mein Gebet zu retten,
Hab' ich mir viele Müh';
Nun waſch' ich meine Hände
In Unſchuld, Höllenbrände!
Ihr ſeid nicht Chriſten, Ihr ſeid Vieh!

Die Höllenriegel raſſeln,
Ich hör das Feuer praſſeln,
Dort lauert Belial;
Er ſiedet Pech und Schwefel
Und rächt an Den den Frevel,
Der ſeines Prieſters Feld beſtahl.

Doch auch noch hier auf Erden
Muß er gezüchtigt werden
Für dieſe Greuelthat.
Ihn plagt Gehaſi's **) Kräze
Die Rache der Geſetze
Und Kain's Reue, früh und ſpat.

Verruchter Miſſethäter,
Schandbube, Dieb, Verräther,
Du biſt Anathema!
Exaltirne Dich zur Stunde!
Denn draußen ſind die Hunde,
Excludit te ecclesia!

Mein Bannſtrahl trifft den Böſen
Und Niemand kann ihn löſen
Bis die Poſaune ſchallt;
Auch nicht einmal ein Engel,
Ich hab' in dieſem Sprengel
Sanct Peter's Schlüſſel und Gewalt.

Euch weicht um meinetwegen
Von dieſem Dorf der Segen.
Mord, Peſt, Brand, Weh' und Ach
Schleicht ſchon um Eure Mauern,
Drum rath' ich Euch, Ihr Bauern!
Erſetzt den Schaden tauſendfach.

Beim Raub der Bundeslade
Erfolgte dann erſt Gnade,
Als reich geopfert war.
Wollt Ihr zum Heil der Seelen
Ein gleiches Mittel wählen,
So opfert! — Hier iſt der Altar!

*) Dathan, Sohn Elias, empörte ſich mit Korah gegen Moſes und kam mit ihnen um.

**) Gehaſi, Diener des Eliſa, hatte dem Könige der Israeliten die Wunderthaten ſeines Meiſters zu erzählen, mißbrauchte aber den Propheten-Namen, um von Naeman Geld und Kleider zu erhalten; dafür wurde er von Eliſa mit Ausſatz beſtraft.

Bringt mir fünf gold'ne Rüben,
Dann ſeid Ihr meine Lieben
Und thut die Stunden ab.
So wie auf gleiche Weiſe
Zum goldne Ae— und Mäuſe
Einſt Israel zur Sühne gab.

Am 15. März ſchreibt Bretſchneider aus Wien an Nicolai: „Chladni iſt hier mit ſeinem Inſtrument *), ſo wie auch ein Naturdichter Hiller, dem ich Nachfolgendes in ſein Stammbuch ſchrieb:

„Fahr' fort, lieber Hiller**), ſei luſtig und froh!
Mach' Reifen von Silber und Serie von Stroh." —

Bretſchneider blieb noch bis in den Sommer 1805 in Wien, reiſte dann zur Hochzeit ſeines Sohnes nach Jaworow in Galizien und im Herbſte nach Pinkawa, einem dem Fürſten Adam Czartorysky gehörigen Schloſſe. Damals fand ſich für ſeine Kupferſtich-Sammlung von 12,000, größtentheils alten und ſeltenen Blättern, ein reicher Liebhaber, für den er einen Katalog, den Jener wollte drucken laſſen, anfertigte. Es ſcheint aber, daß auch dieſer Verkauf eben ſo wenig zu Stande gekommen iſt, als eine Auktion, die er ſpäter davon veranſtalten wollte.

In den Jahren 1805 und 1806 hatte ſein Briefwechſel faſt keinen andern Gegenſtand, als Aufträge an Nicolai, ihm fehlende Kupferſtiche von Chodowiecki, Meil, Rhode und Andern zu verſchaffen.

Im April 1807 verlor er die letzte Stütze ſeiner Hoffnungen, einen Sohn ſeiner Tochter, der ſchon in ſeinem ſechſten Jahre, wo er ſtarb, viel verſprach und den er ſehr liebte. Er ging nun

*) Glasharmonika.

**) Gottlieb Hiller wurde im Jahre 1778 zu Landsberg in Sachſen geboren. Er war der Sohn eines Fuhrmanns und beſchäftigte ſich in den Stunden, wo er vom Lehmſtreichen, Taubenneſterflechten und dergleichen ausruhte, mit Verſuchen, ſeine Gedanken in Reime zu bringen und gab ſeine Gedichte 1805 in Köthen heraus. Er ſtarb 1826 zu Bernau bei Berlin. Seine Selbſtbiographie befindet ſich vor ſeinen Gedichten. Er ſchrieb auch Reiſen durch Sachſen, Böhmen, Oeſterreich und Ungarn. Köthen 1808.

wieder von Galizien nach Wien und ſchrieb von da am 22. Dezember an Nicolai: „Als Sie vor ein paar Jahren, oder etwas mehr, ein Herr J. H. S. aus Dillingen zur Aufklärung über den Namen Dismas an jede katholiſche Schule verwies, ſo ſchienen Sie dieſen Liebesdienſt nicht wohl aufzunehmen, und der gute Herr J. H. S., den ſeine Sprache und ſeine Unterſchrift verrieth, daß er von der ausgeſtorbenen Geſellſchaft ſei, die den Leichentext hat: „Als die Sterbenden, und ſiehe wir leben“ (sic), wurde darob etwas unſanft mitgenommen. Wie wird es denn mir gehen, da ich mir anmaße, die Rechte einer vierzigjährigen Freundſchaft ſo weit auszudehnen, daß ich Sie zur Auflöſung der wichtigen Frage über Abergeiß oder Habergeiß, an jeden Gaſſenjungen im Elſaß verweiſe? — Ich wohnte in Landau *) bei einem Bürger, der unter mehreren Kindern einen muntern Knaben hatte, mit dem ich mich oft unterhielt. Einſt holte ihn ſein Kamerad mit den Worten: „Komm in den Hof, wir wollen Habergeiß ſpielen!“ Ich ging den Buben nach, um zu ſehen, was das für ein Spiel ſei? und fand ſie beim Kreiſel. Nun kam es zu Fragen über den Namen des Spiels. Straks liefen die Burſche, holten Haſer aus dem Stalle und ſtreuten ihn im Hofe umher. Dann peitſchten ſie auf ihren Kreiſel mit der Erklärung, daß dieſer eine Geiß (Ziege) vorſtelle und ſie dieſe immerfort peitſchen müßten, damit ſie den Haber nicht freſſe.“

Am 9. Februar 1808 an Denſelben: „Der Artikel in der Berliner Monatsſchrift über das hohe Lebensalter deutſcher Dichter hat mich wohl unterhalten. Allenfalls hätten noch zwei ſeinvollende Poeten erwähnt werden können. Der alte Triller, der einige 80 Jahre erlebt hat und immer noch handfeſte Verſe machte und den Baron Schönaich. Letzteren habe ich gekannt, er war ein edler, durchaus rechtſchaffener Mann, das war auch Schwarz, der traurige Ueberſetzer der Aeneide, der, wenn er noch lebt, dem Herrn Otto **) die Ancienneté ſtreitig machen könnte. Schon

*) Während ſeiner Kriegsgefangenſchaft mit dem Corps des Generals Fischau im Jahre 1761. Vergl. das 11. Kapitel.

**) Nämlich Schönaich.

bei den Alten waren gewiſſe Poeten beſſere Menſchen als Dichter, ich führe nur das Beiſpiel an Catull an: „Suffenus ille etc.“ —

Im März 1808 ließ Bretſchneider einen Katalog ſeiner Kupferſtichſammlung drucken, wenigſtens ſchreibt er an Nicolai aus Wien am 11. März 1808, daß er dem Buchhändler Degen für den Bogen 15 Gulden bezahlen müßte, und der Katalog 20 bis 22 Bogen ſtark werden würde. Er hat ihn aber nie vollendet.

Am 18. Juni feierte er in Wien ein Feſt, denn an dieſem Tage waren es gerade fünfzig Jahre, daß er der Schlacht bei Kolin beigewohnt hatte.

Aus dem damaligen Aufenthalte Bretſchneider's in Wien erzählt Gräffer in ſeinen kleinen Wiener Memoiren *): 1807 oder 1808 trat in die Schaumburg'ſche Buchhandlung ein herkuliſcher Mann, gehüllt in einen einfachen, hellbraunen Ueberrock, zog etwas den runden Hut, muſterte das Perſonal und ſah ſich in dem Laden um, als ob er Jemanden vermiſſe. Hierauf ſagte er zu einem der Gehilfen: „Ich wünſche, daß Sie mir alle die Kochbücher und auf Kocherei Bezug habenden Schriften vorlegen, in was immer für Sprachen.“ Dieſe Anrede überraſchte, denn der Unbekannte ſchien durchaus ein Mann von Diſtinction, man konnte nicht denken, daß er ein Koch, oder wie ſich die Köche jetzt nennen, ein Officier de bouche ſei. Aber, was liegt daran, wenn er nur kauft. Während man die culinariſchen Bücher zuſammenſuchte, blätterte der Mann in den griechiſchen und römiſchen Klaſſikern, die gleich beim Eingang rechts aufgeſtellt waren, recitierte Einiges aus Herodot und trat dann an den Ladentiſch, die Kochliteratur zu muſtern. Er ſchien die meiſten ſchon zu kennen, legte das Bartleriſche Kochbuch (welches jetzt ſchon über 30 Auflagen zählt) bei Seite, auch das Magdeburger, auch das Linzer mit der vollbuſigen Köchin am Herde, auch Viard's cuisinier impérial, wählte aber doch 6 bis 8 derlei Werke, darunter alle Jahrgänge des Almanac des gourmands. Er fragt nach dem Preiſe, zahlt und läßt die Bücher

*) 2. Band. Seite 1–4: Ein deſtinguirter Koch.

zuſammenpacken. Indem knarrt die kleine Seitenthür auf und der Chef der Handlung tritt ein. „Ah, mein lieber Schaumburg, wie geht es?“ ruft ihm der Unbekannte entgegen. — „Ah, Herr Hofrath, welche Ehre nach langer Zeit; ergebener Diener“, erwidert Schaumburg. „Gewiß“, ſetzt er hinzu, „haben Herr von Bretſchneider wieder Hungarica oder Philosophica gekauft“. — Der Hofrath Bretſchneider lacht, rückt den zerknüllten Hut aufs Ohr, klatſcht in die Hände und ſagt auf das Packet deutend: „Dieſe Philosophica ſind lauter Kochbücher, und dieſe Kochbücher ſind lauter Philosophica. Kochbücher, lauter Kochbücher!“ — Schaumburg will lachen, unterdrückt es aber und lächelt nur ſo nach ſeiner trockenen Weiſe. „Vermuthlich alte“, ſagt er, „ein Geſchenk für die Frau Schwiegertochter“. „Nein,“ ſagt Bretſchneider, den Hut auf das andere Ohr ſchiebend, „ich ſelbſt bin die Frau Schwiegertochter. Wiſſen Sie denn nicht, daß ich die Kocherei treibe, ſo wie andere Leute Billard oder Karten ſpielen, oder Romane leſen, oder herumlofeln. Es war immer ſo mein Zeitvertreib, wenn ich Gelegenheit hatte, aber mit Kritik und Raffinement, ſtets das Neueſte und Feinſte. Ich bleibe einige Zeit hier. Da müſſen Sie mein Gaſt ſein und noch Jemanden mitbringen. Aber die Gelegenheit! Noch logiere ich im Gaſthauſe.“ Schaumburg wußte Rath. Es war da eine Frau von M., eine diſtinguierte Vermiethern, auch Traiteurin, die eine Art Salon machte. Gleich waren zwei Zimmer und eine artige Küche mit einer artigen Köchin in Bereitſchaft. Bretſchneider zog hin, kochte, kochte delikat, übertraf den Almanach des gourmands, und tractierte drei bis vier Gäſte.

Dieſe lucullischen Experimente wurden bald ruchbar. Es fanden ſich verſchiedene Liebhaber und Schüler ein, es gab da eine kleine gaſtronomiſche Lehrkanzel, es war wie einige Dutzend Jahre früher in den Küchen und Laboratorien der Goldmacher. Selbſt mehrere hiſtoriſche und literariſche Celebritäten beſuchten dieſe höhere Schule des höheren Geſchmacks. Der Baron Steigenteich, der Herr von Gentz, die arbeiteten und ſchmauſeten mit. Das Inſtitut der Frau von M. kam in großen Ruf, es ging

nobel, fein und luſtig zu und es blieb ſo, ſelbſt da der Großmeiſter Bretſchneider ſchon wieder fort war. Unter Bretſchneider's culinariſchen Werken machten beſonders der Pudding und Mock-turtle, nämlich unechte Schildkröten, welch' Beide er in England gelernt hatte, ecletante Epoche. —

Es iſt ſchon früher erwähnt worden, weshalb Bretſchneider von Wien weggehen und auch ein Gut pachten wollte, ja er hatte ſogar die Abſicht, ſeine übrige Lebenszeit außerhalb der öſterreichiſchen Staaten zuzubringen. Nachdem er auf ſein Geſuch mit Penſion und dem Charakter eines k. k. Hofrathes in den Ruheſtand verſetzt worden war, war es daher nöthig, ſich wegen der ihm ausgeſetzten Penſion abzufinden und dafür eine Pauſchal- oder eine Abfertigungsſumme zu erwirken. Er ſchrieb darüber am 13. September 1808 an Profeſſor Meuſel in Erlangen: „Dies würde bereits vor dem 13. September 1808 geſchehen ſein, wenn nicht die Krönung der Kaiſerin dazwiſchen gekommen wäre. Ich eile aber, um Verfolgungen zu entgehen, die mir winken. Damit Sie mir nun nicht die Ehre anthun, mich auf gut Plutarchiſch mit dem großen Jean Jaques zu vergleichen, der auch immer Verfolgungen ausſtehen mußte, ſo muß ich Ihnen nur eine kleine Idee meiner Lage geben und ab ovo anfangen, wie die alten Chroniken von der Schöpfung."

„Kaiſer Leopold den Zweiten hab' ich in meinem Leben nicht geſehen und weiß dieſe Stunde noch nicht, wie er erfahren hatte, daß ein Menſch zu Lemberg, hundert Meilen von Wien entfernt, der meinen Namen führt. Genug, er befahl dem damaligen Hofrath und galiziſchen Referenten, Graf Franz O'Donel durch ein Handbillet, mir in geheim aufzutragen zu laſſen, eine Schrift zu verfertigen, worin dargethan werden ſollte, daß eine Vereinigung der Ungarn mit den Galiziern höchſt ſchädlich für die Letzteren ſei und den galiziſchen Adel klar und deutlich zu verſtändigen, was ſolcher von den Ungarn zu erwarten habe. Dies geſchah in der Reichenbacher *) Friedens Epoche. Ich befolgte den

*) Am 27. Juli 1790 Congreß und Convention in Reichenbach zwiſchen Preußen, Polen, England, Holland und Oeſterreich, wodurch das fernere Beſtehen des türkiſchen Reiches geſichert wurde.

Auftrag getreulich und machte eine Schrift, die ſich gewaſchen hat, unter dem Titel: „Antwort eines polniſchen Edelmanns in der Republik an ſeinen Freund in Galizien, auf die Anfrage: Was von einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn zu halten ſey? Non sit alterius, qui suus esse potest. Warſchau 1790 4°.“ Sie wurde ins Polniſche überſetzt, gedruckt, vertheilt und wirkte; wofür ich 100 Dukaten bekam.“ Den Grafen O'Donel hat es vielleicht damals ſchon verdroſſen, daß man dieſe Arbeit einem Andern und nicht ihm auftrug und der Umſtand, daß mich der Kaiſer ſelbſt benannt hatte, mag ihn auf die Vermuthung geführt haben, daß ich mit dieſem Monarchen in irgend einem Verhältniſſe ſtände. Ich und O'Donel waren vorher ſchon gut miteinander bekannt. Auf einmal fiel O'Donel bei Leopold in Ungnade. Daran ſollte ich Schuld ſein und dem Kaiſer eine üble Idee von dieſem Manne beigebracht haben, obgleich ich wahrhaft ganz frei von dieſer Beſchuldigung bin.“

„Alles zu erzählen und wie O'Donel in der Folge unter Franz II. zur Armee als General Commiſſär geſchickt wurde und mit einem Defect (sic) von 300,000 Gulden zurückkam, iſt zu weitläufig. Genug, er iſt jetzt jener Zeit mein Todfeind und hat mir ſeither, beſonders bei den ungariſchen Magnaten, deren Nation ich freilich nicht ſehr ſanft behandelt und das ex officio in üblen Ruf gebracht. Nun, dieſer Mann wurde, zu Jedermanns Erſtaunen, aus ſeinem Exil in der Bukowina hervorgezogen und als Finanzminiſter hier in Wien angeſtellt. Er iſt eine Wanze, die tiefer ſticht als Pantil. Ich kenne den Menſchen und weiß, was er zu thun im Stande iſt. Den ganzen Zuſammenhang aller hierher gehörigen Umſtände kann ich nur mündlich erzählen und dieſe Materie ad modum des ehrlichen Sancho Panſa mit ein paar Sprichwörtern beſchließen: Felix quem faciunt aliena pericula cautum. — Procul a Jove, procul a fulmine. Und von welchem Jupiter! Damit ſind wir aber noch nicht fertig, mein theurer Freund! Es kommt ein Anliegen. Ich beſitze eine Sammlung von etwa 12,000 Blatt Kupferſtichen, die ich nicht ins Reich

schleppen, sondern nach Galizien verkaufen will. Es verlangen aber einige Umstände, daß ich einen Katalog darüber drucken lassen muß, und zwar, um der Hypochondrie hiesiger Censur willen, auswärtig. Er ist französisch geschrieben und fast fertig."

Bei der Einnahme Wiens durch die Franzosen im Jahre 1809 ward Bretschneider von einer Ordonanz des Marschalls Massena überritten und sein rechter Arm ward dabei zur Hälfte gelähmt, so daß er seitdem nur schreiben konnte, wenn das Tintenfaß und der Tisch gleiche Oberfläche hatten.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Hofrath Melchior von Birkenstock. — Seine Verdienste um die Wissenschaften. — Sein moralischer Charakter. — Sein Schwager Sonnenfels. — Seine Eltern. — Ein interessantes Ereigniß mit seiner Mutter. — Seine Laufbahn. — Der Hofsecretär Ankersberg, geborener Epstein. — Madame Alies, bekannt unter dem Namen Eskeles. — Herr Adalbert von Henickstein. — Birkenstock als Geizhals und Wucherer. — Sein Sohn Hugo von Birkenstock. — Fürst Czartoryski. — Grabschriften auf Birkenstock. — Graf Karl von Zinzendorf.

Während seines achtjährigen Aufenthaltes in Wien hatte Bretschneider unter Anderen auch Bekanntschaft mit dem Hofrathe Johann Melchior von Birkenstock und dem Grafen Karl von Zinzendorf gemacht. Wir lassen ihn über Beide selbst sprechen: Johann Melchior von Birkenstock, ein Mann, der die Alten mit Verstand gelesen hatte, gut Latein schrieb, der schönen Künste und Wissenschaften Kenner, im Studienfache der erste und wahrhaft für das Beste besorgte, einsichtsvolle Mann im ganzen österreichischen Kaiserthume — das war er. Sein moralischer Charakter wird aus dem klar werden, was ich hier historisch verzeichne und ich stehe gut dafür, daß mir in ganz Wien niemand widersprechen wird und kann, wenn er nicht etwa zu denen gehört, die einen Nebenzweck hegen. Einer seiner vornehmsten Widersacher war Sonnenfels, sein Schwager, denn sie hatten zwei Schwestern zu Gattinnen; aber wahrlich, dieser hat

ihn im Angeſicht des Publikums immer ſchonend behandelt. In Schriften, die den Dienſt unmittelbar betrafen, war es nicht ſo, und was ſie gegen einander geſchrieben haben, liegt bei den Akten begraben und ſieht einer fröhlichen aber vielleicht ſehr ſpäten Urſtände entgegen.

Ich machte Bekanntſchaft mit Birkenſtock im Jahre 1774 bei dem Kanzler Laroche, dem Gemahle der bekannten Soſie. Birkenſtock war ſtolz. Einſt traf ſich's, daß wir Beide im Vorzimmer des Barons Bruckenthal, Gouverneurs von Siebenbürgen, warteten, bis wir eingelaſſen wurden. Der Gouverneur öffnete ſelbſt die Thüre. Birkenſtock ging gerade auf ihn zu; er ſchob ihn aber ſanft zurück, rief mich und ließ mich faſt eine ganze Stunde nicht los. Dergleichen Warten iſt nun freilich unangenehm; ich konnte aber nicht dafür und machte vergebens einige Verſuche zu gehen. Seit der Zeit wurden wir kälter zueinander. Ich muß aber doch Birkenſtock die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in Dienſtſachen, als mein Referent, nie einigen Groll hat blicken laſſen, ſondern mich da, wo ich Recht hatte, wacker vertheidigte.

Nun, dieſer Herr Melchior von Birkenſtock hat ſeltſame Fata gehabt, und was ich hier von ſeinen Begebenheiten im Mutterleibe erzähle, habe ich dem verſtorbenen Hofrath Deinet in Frankfurt zu verdanken, der es aus ſeinem Munde erfuhr. Sein (Birkenſtock's) Vater bekleidete eine Reichs-Charge zu Wetzlar; ich glaube, er war Reichspfennigmeiſter und wird in dem Adreßkalender von 1760 wohl noch zu finden ſein. Wenn er Reichs-Pfennigmeiſter war, ſo iſt es kein Wunder, daß ſein Herr Sohn in der Folge ein ganz ausnehmend großer Liebhaber — zum Beweiſe ſeiner echten Geburt — von Pfennigen wurde. Alſo dieſer Herr Reichs-Pfennigmeiſter heiratete, und das Weibchen, das gar nicht übel geweſen ſein ſoll, wurde ſchwanger und gebar? — ja es gebar dieſen Melchior — aber daran ſind wir noch lange nicht. — Die junge Frau hatte mancherlei Zufälle in ihrer Schwangerſchaft und war unterrichtet, daß die Luſt, welche Frauen, ſo lange ſie in guter Hoffnung waren, bisweilen nach einem

oder dem anderen Dinge verspürten, schlechterdings befriedigt werden müßte. Da bekam denn die Frau Reichs-Pfennigministerin eine gar seltsame Lust. In Wetzlar, wo sie wohnten, war ihnen gegenüber ein Bäckerladen, vor dem sich oft ein hübscher Bäckerjunge sehen ließ, der nach Bäckergebrauch sein Hemd an den Armen aufgestreift hatte, und da gelüstete es die Schwangere, diesen Buben in den Arm zu beißen, zu welchem Ende das ganze Weibercorps den Bäcker in die Wohnstube trieb und unter dem Applause von Hebammen und Gevatterinnen die Execution vornehmen ließ. Da kam aber der Herr Gemahl, der ad hunc actum eben nicht eingeladen war, ungebeten dazu, und nahm das Ding nicht mit dem Vergnügen auf, das die Weiber von ihm prätendierten. Kurz er wollte von dieser Zeit an nichts mehr von seinem Weibe wissen, trennte sich von ihr und anerkannte den jungen Melchior, als er erschien, nicht nur sein Kind. So ist auch die Frau geblieben ihr Lebetag und hat die Sorge ihres Knaben allein auf sich nehmen müssen und ihn wohl erzogen. Es kann in den Jahren 1779 oder etwas früher gewesen sein als der Reichs-Pfennigminister starb. Man fand in seinem Testamente des Herrn Melchior von Birkenstock nicht erwähnt. Er meldete sich vor Gericht als Erbe und hat, so viel ich weiß, den Prozeß gewonnen.

Der Sohn Melchior hat sein Glück in Wien gemacht. Man hat die eben erzählte Geschichte der Kaiserin Maria Theresia, die sich selbst auch oft in guter Hoffnung befand, von einer Seite vorzubringen gewußt, die sie aus Mitleid zu dem Vorsatz bewog, für den jungen Menschen zu sorgen. Seine Carriere begann bei der Krönung des Kaisers Josef, den er als Hofsecretär nach Frankfurt begleitete.

Was soll ich nun weiter von dem Manne sagen, der sich an Kopf, Gelehrsamkeit und Kenntnissen in mancherlei Fächern weit über die Zeitgenossen und des Landes Genossen, in dem er lebte, erhob? Er war geizig und wucherte. Da sind ein paar Beispiele: Bei der böhmischen Kanzlei in Wien ist ein Hofsecretär, der sich das Prädikat als Herr von Ankersberg erkauft hat. Sein angeborener Name ist Epstein, denn er ist ein getaufter Jude

und ein beſchnittener Chriſt. Er kam im Jahre 1772 als elender Judenknabe nach Wien, bettelte bei den vornehmen Juden, ſtudierte Medicin und wurde von jüdiſchen Familien mit Freitiſchen genährt, hatte dazu die bekannte, auch unter dem Namen Madame Flies, damals Eskeles, glänzende Maitreſſe des Cabinets-Secretärs Günther zur Patronin und wußte ſich der Schwachheit eines Bruders des Herrn Adalbert von Henikſtein, deſſen Haus jetzt eines der erſten unter den Bankiers in Wien iſt, ſo zu bemächtigen, daß ihm dieſer ein anſehnliches Kapital vermachte und bald hernach ſtarb. Wie ſich Epſtein, modo von Ankersberg undankbar gegen das Henikſtein'ſche Haus bewies, das ſteht geſchrieben in den Prozeßacten, die ſie mit einander geführt haben. Der Graf Sauer nahm dieſen hebräiſchen, nun durch die Seife des moraliſchen Wäſchers St. Johannis gereinigten Jüngling als Präſidial Secretär nach Innsbruck. Sauer ſtarb und dieſer von Ankersberg wurde Hof-Secretär und iſt es noch. Er wucherte und als Wucherer bediente ſich Birkenſtock ſeiner. Da zerfielen ſie, wie gewöhnlich. Ankersberg hatte 12.000 Gulden Birkenſtock'ſches Geld mit 10 Perzent Intereſſen in dem Ratorp'ſchen Hauſe untergebracht und fallierte. Ankersberg bewies, daß nicht er, ſondern Birkenſtock der Eigenthümer des Kapitals ſei und er nur Bevollmächtigter. Dadurch kamen die Geſchichten vor das Publikum. Ankersberg, der auch als ſchöner Geiſt glänzen mochte, wollte doch die Freundſchaft Birkenſtock's nicht ſo ganz verlieren und beeilte ſich ihm mit gutem Rathe von einem andern Verluſt zu retten. Er hatte Nachricht, daß ein Haus den Bankerot anſagen würde, welches ein Landgut im Linzer Territorium beſaß, worauf der Werth noch lange nicht intabuliert war. Er eilte alſo dem Hofrathe Birkenſtock zu rathen, daß er eilends durch eine Staffete einem Linzer Advokaten auftragen möchte, ihn mit den 30.000 Gulden, die er da zu fordern hatte, vormerken zu laſſen und dieſer freute ſich des guten Rathes. Als er aber vernahm, daß die Staffete 60 Gulden koſten würde, zögerte er ſo lange, daß ihm ein Anderer zuvorkam. Das iſt eine wahre Anekdote, die ihn von der Seite des Wuchers und Geizes ganz ſchildert.

Birkenſtock hatte zwei Kinder. Seine Tochter Antonia, die ein gutes Mädchen war, die ich aber als Frau nie geſehen habe, iſt in Frankfurt an einen Herrn Brentano verheiratet. Der Sohn Hugo iſt mein Held und ich würde bei allem dem, was ſein Vater und ſeine Gläubiger von ihm ſagten, nicht unzufrieden ſein, wenn er mein Sohn wäre, wenn ich ihn nur von Kindheit an unter meiner Aufſicht und Leitung großgezogen hätte. Sein Hang zur Liederlichkeit war eine Folge des Geizes ſeines Vaters. Ich will davon nur das eine Beiſpiel anführen: Wenn ſich z. B. einmal Schuldner des jungen Birkenſtock meldeten und der Vater bezahlte ſie, ſo wußte er zu ſeinem Troſte ein Mittel zu erdenken, um einen Theil ſeiner Auslagen wieder zu erobern. Nachdem er mit dem Sohne tauſenderlei verſucht hatte und der junge Menſch, der bei dem beſten Talente und bei echter Application an Kunſt, Sprachen und Wiſſenſchaften, Freiheit liebte und ſie nicht zu brauchen wußte, folglich nicht immer that, was der Vater wollte und zwar ſo wollte, daß der Sohn es thun ſollte, nur weil es des Vaters Wunſch war, der ihn nicht prüfte, inwiefern und mit welchen Hilfsmitteln er zu dem Willen ſeines Vaters zu bewegen wäre — kurz, nachdem er ſo viel Unnützes verſucht hatte, ließ er ihn Soldat werden und dies war gut. Er war kein ſchlechter Soldat, avancierte bis zum Oberlieutenant. Seine Vorgeſetzten und Jedermann waren mit ihm zufrieden, aber er machte Schulden und warum? Weil ihm der Vater nicht zur rechten Zeit mit Wenigem unterſtützte und aus verwaledeitem Geiz in der Kindheit verſäumt hatte, ihn mit dem Gelde bekannt zu machen. Nichts iſt rathſamer, als daß die Eltern ihren Kindern Geld in Händen laſſen, damit ſie aus eigener Erfahrung den Werth desſelben kennen lernen. Als der junge Birkenſtock noch Lieutenant war, ſagte mir ſein Vater, er gebe ſeinem Sohne monatlich 25 Gulden Zuſchuß. Der Sohn bezahlte mir dies; aber er zog ihm monatlich 10 Gulden ab für Schulden, die er vor vielen Jahren für ihn bezahlt hatte. Nach dem Tode des Vaters hat man alte und neue Kreditoren des Sohnes citiert und es belief ſich die ganze Summe auf 3000 Gulden

in Bankozetteln. Ist das nennenswerth für den Sohn eines Mannes, der 200.000 Gulden hinterlassen hat?

Nun ist also der Melchior todt und in seinem Testamente sind dem Sohne allein 20.000 Gulden als Fideikommiß vermacht, wovon ihm die Schwester als Universal-Erbin die Interessen zahlen soll. Hugo Birkenstock wurde, wenn er wollte, seinen Prozeß ebenso gewinnen, wie ihn sein Vater gegen des Großvaters Testament gewonnen hat; aber der Erblasser hat ein großes Sündenregister des Sohnes, der Tochter zur Bekanntmachung hinterlassen, dessen sie sich bedienen sollte, wenn er nicht schweigen würde. Ich kenne diesen Hugo sehr gut und liebe ihn mit seinen Fehlern, kann auch unmöglich glauben, daß er so unverbesserlich sei, wie ihn der Vater beschrieb. Denn er ist ein eifriger Anhänger der Wissenschaften und diese Art Menschen bleiben selten liederlich. Hätte nur sein Vater gewollt und ihm zu rechter Zeit eine Frau gegeben — bei diesem Vorschlage wurde der Alte blaß, denn die Unkosten der Heirat fielen ihm schwer aufs Herz — die ihn in der Liebe zu ihr zu erhalten gewußt hätte, so war er gerettet. Jetzt war er schon 30 Jahre alt.

Damit nun meine Erzählung bald ein Ende erreiche, so muß ich melden, daß der Sohn, als er Lieutenant war, 1300 Gulden Schulden gemacht hatte, die der Vater bezahlen sollte und nicht bezahlte. (Sie stecken unter den vorhin erwähnten 3000 Gulden.) Aber seinen Sohn nahm er aus seiner Laufbahn vom Regimente und setzte ihn in ein öffentliches Korrektionshaus in Wien. Da fand man ihn so wenig schuldig, als ehedem Pontius Pilatus den, dem er das Leben absprechen sollte. Man drang darauf, ihn aus dem Hause zu nehmen und Melchior, dem sich neue Ausgaben fürchterlich vor Augen stellten, war in großer Verlegenheit. Da erbarmte ich mich seiner oder vielmehr seines Sohnes und empfahl ihn dem Juristen Adam Czartoryski. Dieser nahm ihn zu sich und equipierte ihn ganz. Denn der alte Herr hatte ihn aus seiner eigenen alten Garderobe mit altväterischen Gewändern ausstaffiert. Ich kann mit der Original-Correspondenz beweisen, daß ihn der Fürst nur um meinetwillen aufgenommen und ihn

über ſechs Monate an ſeinem Hofe erhalten und 1500 Dukaten für ihn verwendet hat. Jetzt iſt er Fähnrich bei Wendenfeld-Infanterie und würde Major ſein, wenn ihn nicht ſein Vater aus der erſten Laufbahn weggeriſſen hätte.

Ich kann mich enthalten zu erzählen, wie undankbar und ungeſittet ſich der Vater Melchior gegen mich in ſeinen letzten Tagen bewieſen hat; aber ich kann mich nicht enthalten, folgende armſelige Reimlein auf ihn zu machen:

Grabſchrift.

Hier liegt der alte Sündenbock,
Herr Melchior von Birkenſtock.
Darob die Musen klagen.
Er ſchrieb Latein im alten Stil
Und fraß und ſoff gern gut und viel,
Denn er konnt' was vertragen.
Die Wiſſenſchaften liebt' er ſehr,
Doch die Dukaten noch viel mehr;
Konnt' ſie doch nicht wegtragen
Mit ſich aus dieſer Welt davon,
Und gönnte ſie nicht ſeinem Sohn,
Enterbte ihn und fuhr davon
Nicht auf Elias Wagen. —

* * *

Der Steinſchriftſteller*) Melchior
Enterbte ſeinen Sohn und wollt'
Auch noch am Styx den Charon prellen
Und ihm ſtatt ſeines Obols
Auf Ankersberg und Compagnie
Ein Wechſelchen ausſtellen.
Da trat Herr Pluto in ſein Amt
Und hat den alten Wicht verdammt
Zu einem neuen Höllenamt —
Daß er muß alte Thaler zählen
Und ſelber täglich ſich beſtehlen;
Wie ſein Kollege Siſyphus
Den Stein beſtändig wälzen muß
Und, um ihn kräftiger zu kränken,

*) Bretſchneider nennt ihn deshalb ſo, weil Birkenſtock im Lapidarium mehrere Grabſchriften geſchrieben hatte.

Wird seine Tochter edel denken,
Nicht auf des Vaters Wegen geh'n,
Das ungerechte Gut verschmäh'n,
Und ohne weiteres Verweilen,
Die Erbschaft mit dem Bruder theilen.

Ueber Graf Karl von Zinzendorf berichtet Bretschneider: „Seine Excellenz der Hoch- und Wohlgeborene Herr Herr Karl, des heiligen Römischen Reichs, Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, Ober-Erbland-Jägermeister in Oesterreich unter der Enns, des hohen Teutschen Ordens Ritter und Rathgebietiger der Ballei Oesterreich, Komthur zu Laibach, Sr. Römisch kaiserlichen und k. k. apostolischen Majestät wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Staatsminister in inländischen Geschäften*), Landmarschall des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns, u. s. w., u. s. w." Ich würde mich nie unterstehen, diesen vornehmen Herrn anders, als mit seinem völligen Titel anzuführen. Denn ich weiß, welch hohen Werth er auf diese Attribute legt. Doch würdigte er mich eine kurze Zeit lang seines Umganges und zeigte mir etwas, das ich für Freundschaft annahm, weil es mir aus dem Herzen zu kommen schien, und er hat wirklich ein gutes Herz, das wohl oft mit seinem Stolze in Collision kommen mag. Meine Trennung von ihm hat viel Aehnliches mit derjenigen des berühmten Gil Blas von Santillana von dem Erzbischofe von Toledo und dieser hat es der Herr zu danken, daß ich ihm einen Platz in meinen Posthumus zugestehe.

Zur Zeit als ich mich in Wien seiner Herablassung zu erfreuen hatte und oft bei ihm speiste, sprach er fast allezeit mit vieler Emphase von der Thorheit des Hochmuthes, den er auf alle Art verachtete oder ins Lächerliche zog. Er wußte gar nicht zu begreifen, daß Menschen so wenig Selbstkenntniß haben und sich besser als andere dünken konnten, wenn ihnen auch der Zufall, durch Geburt und dergleichen, Vorzüge zugestanden hätte. Er beklagte, daß sich auch so etwas in die Köpfe seiner Familie eingeschlichen habe, aber bei sich lasse er nie so etwas aufkommen

*) Als solcher quittiert im Jahre 1809.

u. s. w. Er liebte übrigens Pommes und äußerte nie das geringste Mißfallen, wenn ich, getäuft durch so viel Versicherungen seiner unbefangenen Art zu denken, bisweilen meiner Laune keinen Zwang auflegte. Man kann mir mein Wort glauben, daß ich, selbst in meinen jüngeren Jahren, das Decorum im Umgange mit Großen immer beizubehalten bestissen war und auch in den lustigsten Gesellschaften mich immer so benommen habe, daß ich das Verhältniß zwischen mir und den hohen Stande Derer, die mich ihres Umgangs würdigten, nie aus den Augen setzte. So war es auch hier, ich mich nie aus den Schranken des schuldigen Respects und wenn ich bei seinem guten Weine muntere Laune zeigte, so war er es, der mich reizte, ihn den Lauf zu lassen, ohne den mindesten Unwillen zu zeigen und so ging es, so lange ich in Wien war. Ich reiste ab im besten Einvernehmen mit diesem hohen Gönner und er beehrte mich sogar mit einigen Commissionen an seine Schwester; worunter eine Haubenschachtel von zwei Quadratschuhen Wiener Maaß, nicht die angenehmste war.

Nach meiner Ankunft an Ort und Stelle und nachdem ich mich ganz wohl befand, die Schachtel unversehrt abgegeben zu haben, beredete mich diese seine Schwester, in ihrem eigenen Angelegenheiten an ihren Bruder zu schreiben. Hinc illae lacrymae! Ich schrieb und beobachtete zwar alle gebührende Etikette, aber ich glaubte, es würde ihm angenehm sein, wenn ich mich in Briefen eben des munteren Tons bediente, den er an seiner Tafel mit Beifall genehmigte, aber ich wurde bald eines andern belehrt. Se. Excellenz nahmen das höchst übel und bezeugten Ihrer Schwester in einem Schreiben das äußerste Mißfallen an der Keckheit, mit der ich mich unterstehen konnte, an ihn in so einem Tone zu schreiben. Sie beredete mich zu einem zweiten Brief, der alle Kennzeichen der tiefsten Unterwürfigkeit in sich faßte, aber es war wieder nicht recht, denn Seine Excellenz glaubten Spott und Ironie darin zu wittern; und so endigte durch meine Unbesonnenheit eine so ehrenvolle Bekanntschaft. Wir haben einander nicht mehr gesehen und sehen

wollen. Ich hatte freilich damals schon den Gil Blas gelesen, aber weil mein Fall nicht so ganz mit seinem übereintrifft, so dachte ich nicht daran, nun aber tröstete mich sein Beispiel. **Solamen miseris etc.**

Sechszigstes Kapitel.

Bretschneider's Abreise von Wien im August 1809. — Sein Aufenthalt in Nürnberg. Wiesbaden und in Erlangen bei Professor Meusel. — Gebrauch von Karlsbad. — Aufenthalt im Schlosse des Grafen Wrtby zu Krimitz in Böhmen. — Briefe an Nicolai und Meusel. — Schlaganfall. — Tod am 1. November 1810. — Begräbniß in Weipernitz.

Bald nach dem unglücklichen Zufalle, welcher ihm eine Lähmung des rechten Armes zugezogen hatte, führte Bretschneider seinen Entschluß, Wien zu verlassen, aus. Es war am 11. August des Jahres 1809, als er Wien den Rücken kehrte und nach Nürnberg abreiste. Er hatte sich in Bezug auf seine Pension sichergestellt. Den übrigen Theil des Sommers 1809 brachte er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit in Wiesbaden zu. Nach der Rückkunft von Wiesbaden nahm er vom September 1809 bis gegen Ende des Monats Mai 1810 seinen Aufenthalt in Erlangen bei seinem Freunde, dem Professor Meusel. Bei dieser Veränderung und bei der damit verbundenen häuslichen Einrichtung verließ er sich ganz auf Meusel und dessen Frau. Auf Bretschneider's ausdrückliches Verlangen wählte sie für ihn eine Wohnung, die nur wenige Schritte von der ihrigen entfernt lag. „Der alte, treue, biedere Freund," sagt Meusel, „wollte ganz eingezogen den Musen und in unserer Gesellschaft leben, weshalb er in der Regel einen Nachmittag um den andern bei uns und wir bei ihm zubrachten und die Zeit mit Spazierengehen, mit Gesprächen oder auch mit l'Hombre-Spielen vertrieben. Mehr als einmal empfahl ich ihm gesellschaftlicheres Leben, z. B. in unserer Harmonie, in der musikalischen Gesellschaft u. s. w.,

zumal da er ein Freund der Tonkunst war. Allein er blieb bei seinem Vorsatz. Nur unseren köstlichen Hildebrandt*), den ich ihm als Arzt empfohlen hatte und dessen Familie und den Professor Esper,**) seinen Verwandten, besuchte er dann und wann."

Bretschneider gefiel sich in dem Umgange, den er in Erlangen fand und blieb den ganzen Winter hindurch dort. Indessen verschlimmerten sich seine Gesundheitszustände. Er ward von einer sonderbaren Krankheit befallen, „die den Aerzten ein Räthsel, den Heiden eine Thorheit und den Christen ein Aergerniß war und ihn um die letzten Freuden dieser Welt, um die Wollust der Zunge brachte." So schilderte er seine Krankheit, denn alles, was er genoß, schmeckte ihm bitter, und doch war sein Magen gesund. Während dieser Zeit starb auch seine Tochter an der nämlichen Krankheit, an welcher ihre Mutter gestorben war. Doch hatte der Gram über den Tod ihres einzigen Kindes ihr Ende beschleunigt.

Der Verlust seines wenigen ersparten Vermögens, der bald darauf erfolgte, machte weniger Eindruck auf ihn. „Ich bin gleichgiltig dabei", schrieb er am 24. Mai 1810 aus Eger (wohin er sich von Erlangen zu seinem Bruder, der dort wohnte, begeben hatte) an Nicolai — „weil ich hier nicht lange mehr hausen werde."

Nachdem er in Franzensbad gewesen, ging er im folgenden Monate nach Karlsbad. „Ich fürchte", schrieb er von dort, „eine lange Entkräftung, die mich früher, als es in meiner Familie Mode ist, dahin bringen wird, wohin ich gehöre. Mein ältester Bruder war Herrnhuter, daher nahm ihn der Heiland schon im 78. Jahre zu sich, mein dritter Bruder ward 84 Jahre alt und starb bei einem Stück Roast à la mode und einer Flasche Wertheimer; mein noch lebender Bruder ist seit dem 18. Mai 80 Jahre,

*) Georg Friedrich Hildebrandt, geboren zu Hannover 1764, Professor der Anatomie zu Erlangen, gab viele Werke medizinischen und chemischen Inhalts heraus. Er starb 1816.

**) Eugen Joh. Christoph Esper, geb. zu Neustadel 1742, Professor der Philosophie zu Erlangen, schrieb viele naturgeschichtliche Werke. Er starb zu Erlangen 1816.

ob er gleich ſeit der Schlacht bei Torgau eine offene Wunde getragen hat, unſere Mutter wurde 85 Jahre alt."

Aus Karlsbad ſchrieb er an Nicolai den 9. Juli 1810: „Wir wollen einander, mein liebſter Freund, über unſer Alter und den Vorzug, wer von uns zuerſt abwandern wird, nichts mehr vorſchwatzen. Wir ſind Beide reif, und mir beſonders iſt mit dem Wunſche noch lange zu leben, nicht viel gedient, denn ich merke, daß ich mehr Aufwartung brauche, und doch haben mich in dieſem Jahre zwei ganz unvermuthete Zufälle um alles das gebracht, was ich mir auf mein Alter erſpart hatte. Ich kann alſo meinen Hofſtaat nicht vergrößern und würde ſehr unbequem leben, wenn ich noch lange leben ſollte. Lange iſt aber z. B. acht Jahre, welche ich bis zum Achtzigſten noch brauche ꝛc. Mein Winterquartier iſt ſchon beſtimmt und wird ſein zu Krimitz*), eine halbe Stunde von Pilſen. Der Ort gehört einem meiner Freunde, dem Grafen Wrtby, der hat mir für dieſen Winter ſein Schloß und Garten abgetreten, und ich werde da wohnen, meines kranken Leibes pflegen, ſchreiben nach Bequemlichkeit und ſterben, wenn's Zeit iſt."

Durch den Gebrauch Karlsbad's war Bretſchneider einigermaßen geſtärkt worden und nahm daher das freundliche Anerbieten des ihm ſchon längſt gewogenen Grafen Franz Joſef von Wrtby an, dem zu Folge er ihm ſein Schloß Krimitz bei Pilſen für den bevorſtehenden Winter, oder ſo lang er wollte, nebſt Jagd und Fiſchfang, Garten und Obſt zur Verfügung ſtellte. In dem Briefe, worin er ſeinem Freunde Meuſel davon in Kenntniß ſetzte, fügte er hinzu: „Meine Geſundheit iſt etwas beſſer, aber doch nicht ganz hergeſtellt. Wenn ich aber ganz von mir abhänge, Köchin, Bedienten und zwölf Mädchen täglich zu Frohndienſten habe, dann werde ich meine Arzneikunde walten laſſen. Pferde hab' ich auch zu meiner Diſpoſition, ſo daß ich einmal damit nach Erlangen fahren werde, auf acht oder mehrere Tage."

*) Krimitz (Krimic), ein Dorf, 1 Poſtmeile weit von Pilſen und am rechten Ufer der Mies. Das Schloß wurde 1732 von Grund aus von Grafen Wenzl v. Wrtby neu aufgebaut.

Noch am 16. September ſchrieb er an Meuſel: „Seien Sie meinetwegen ruhig, ich komme noch dieſen Herbſt zu Ihnen und wir werden alles Leid vergeſſen. Am 19. Juli kam ich nach Krimitz und von nun an weiß ich nichts mehr von mir. Ich habe geraſet, erinnere mich nur militäriſcher Phantaſien, wobei ich Armeen commandierte und Türken ſchlug, deren ich auch bisweilen einige in meinem Schlafzimmer zuſammenhieb, welche, wie ich in der Folge merkte, ganz unſchuldig waren, wenigſtens um nichts ſchlimmer, als die Schläuche des Don Quixote von Mancha."

Leider konnte Bretſchneider ſeinen Vorſatz, den Profeſſor Meuſel in Erlangen zu beſuchen, nicht mehr ausführen. Er wurde vom Schlage gerührt und ſchrieb mit kaum leſerlicher Hand den folgenden letzten Brief an Nicolai*): „Krimitz bei Pilſen, den 6. October 1810. Mich hat der Schlag getroffen und die Hälfte meines Körpers, von der Fußſohle an bis zum Gürtel, iſt gelähmt. Die Aerzte prophezeien mir einen nahen Tod, wenn ich nicht eſſe; hierzu habe ich allen Appetit verloren. Auch Sie werden hier keine großen Sprünge mehr machen — alſo laſſen Sie dort nicht lange auf ſich warten". Von meinem Leben iſt leider noch nicht mehr als 20 Bogen aus der Feder, das ſollen Sie leſen. Das Schreiben wird mir ſauer, doch muß ich noch zwingen Ihnen noch mancherlei zu ſagen, weil es bei mir, ohne allen Spaß, am Ende iſt, und zwar auf eine Art, die mir nicht mißfällt. Dem Freund Hein ſehe ich entgegen, **sans le désirer, sans le craindre.**"

„Wenn Sie noch leben, und hören, daß ich geſtorben bin, ſo vergleichen Sie die Parentation, die mir Meuſel oder ein Anderer macht mit dem, was Sie von meinem Leben geleſen haben: denn es läuft doch immer darauf hinaus: Wie ich unter die Gelehrten gekommen bin? Freilich wie Saul unter die Propheten; wie ich mich gegen die neidiſchen Jeſuiten habe erhalten können, die mir alle Wiſſenſchaften abſprachen und ſo jämmerlich beſchämt wurden. Und doch habe ich von der Schule ſehr wenig mitgebracht, während meines 15., 16., 17. und 18. Jahres kein Buch

*) Nicolai ſtarb am 6. December 1811.

geſehen und mit keinem Gelehrten Umgang gehabt. Unter uns geſagt: Was klaſſiſche Schriftſteller anbelangt, ſo habe ich dem Freunde Heinrich Frölich*) und meiner Application Alles zu verdanken. Von 1780 an habe ich gelehrte Aemter bekleidet und mehr geleiſtet als meine Vorgänger, die Jeſuiten, die in allem manchen guten Mann, aber excepto Denisio**), ſchlechte Bibliothekare hatten."

Auch an Meuſel ſchrieb er im October 1810: „Es bleibt dabei, was ich Ihnen geſchrieben habe; der Schlag hat mich in der Zeit noch einmal getroffen und ich bin jetzt gerade wie der Mann, den der Prophet Daniel geſehen hat, der Füße von Thon hatte; muß mich dahin tragen laſſen, wo ich hin will, aber nach Erlangen wollen ſie mich nicht tragen."

Noch am 11. October, folglich kaum drei Wochen vor ſeinem Hinſcheiden, ſchrieb er an Meuſel: „Daß Sie eine Art eines letzten Willens von mir bekommen, verſteht ſich. Aber auch meinen Sohn***) werden Sie bei dieſer Gelegenheit kennen lernen; denn er wird bei dieſer Gelegenheit herauskommen und Erlangen mit ſeinen Environs kennen. Für Sie werde ich eine ganze Inſtruction aufſetzen, denn ich kann noch ſchreiben, aber nicht allzeit." Dieſer Brief war ſchon, wie auch ein paar vorhergegangene, mit zitternder Hand geſchrieben.****) Am 1. November des Jahres 1810 ſtarb Bretſchneider, nachdem er 24 Stunden vor ſeinem Ende alle Beſinnung verloren und bevor er das 72. Jahr erreicht hatte. „Und ſonach", ſagt Profeſſor Meuſel, „konnte er jene ihm ſo erwünſchte Einſamkeit, in welcher er einige ihm ſehr am Herzen liegende Schriften, die er zum Theil in Erlangen angefangen hatte, ausarbeiten wollte, kaum ein Vierteljahr lang genießen. Bretſchneider's entſeelte Hülle wurde am 3. November 1810 nach dem von Krimitz dreiviertel Stunden entfernten Orte Weipernitz geführt und dort beerdigt. Bei der Beerdigung waren viele Geiſt-

*) Siehe das 14. Kapitel.

**) Mit Ausnahme von Denis.

***) Damals k. k. Oberſt bei den Frimont-Hußaren.

****) Meuſel: Vermiſchte Nachrichten, S. 35.

liche gegenwärtig, jedoch nicht im Ornat, da Bretſchneider nicht römiſch-katholiſch geweſen.

Bretſchneider hatte neun Kinder, von denen aber bei ſeinem Tode nur mehr am Leben war, der damalige k. k. Oberſt von Zrimont-Huſaren, Friedrich Freiherr von Bretſchneider, welcher 1779 zu Naſſau Uſingen geboren, ſpäter als k. k. Feldmarſchall-Lieutenant und Thereſiens-Ordensritter am 3. Juni 1846 zu Mailand geſtorben iſt.

Schluß-Kapitel.

Bretſchneider als Menſch und Schriftſteller.

Profeſſor Meuſel in Erlangen, ein vertrauter Freund Bretſchneider's, gibt uns über denſelben folgende Nachrichten:*)

Der Grundſtoff von Bretſchneider's Charakter war ein unerſchöpflicher Fond von geiſtiger Heiterkeit und herrlicher Laune, die ſich faſt immer gleich blieb, ſelbſt bei körperlichen Leiden in den letzten Jahren. Sogar in den letzten Lebenstagen verließ ſie ihn nicht. Wie bei anderen dergleichen beneidenswerthen Perſonen waren damit verbunden: Jovialität, Geſprächigkeit, Geſelligkeit, Gaſtfreiheit, Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Mildthätigkeit. In Ausübung der Letzteren war er beſonders, inſoweit es ſeine Finanzen zuließen, ein wahrer Wohlthäter der Dürftigen und unterſtützte gerne verſchämte Arme. Als ſcharfer Beobachter und Schätzer des Rechtes und Unrechtes, äußerte ſich bei ihm überall ſtrenge Gerechtigkeitsliebe. Daher nahm er ſich gerne, ſelbſt unaufgefordert, der gedrückten Unſchuld an und vertheidigte ſie. Von Eigennutz war er weit entfernt. Betrügern und Heuchlern riß er die Maske ohne Gnade ab. In ſo vielerlei, oft heterogenen Lagen, in die er gerathen

*) Meuſel: Vermiſchte Nachrichten ꝛc. S. 17.

war und durch Umgang mit Fürſten, Adel und allen Volksclaſſen, hatte er ſich eine ſeltene Welt- und Menſchenkenntniß erworben. Er wurde zu vielen, zum Theil wichtigen und verwickelten Geſchäften verwendet, wobei ihm ſeine Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes ungemein zu ſtatten kam. Sein heller Kopf verſchmähte alles, was Vorurtheil, Aberglaube und Schwärmerei heißt. Mit Geiſterſehern und Betrügern, mit ſcheinheiligen und tückiſchen Leuten lag er ſtets in offener Fehde.

Bretſchneider war ſchon ſeit 1761 Freimaurer und nicht der Geringſten Einer. *) Er war auch Kunſtkenner und Freund der Tonkunſt. Auch wurde ſchon, aber nur im Allgemeinen, bemerkt, daß er in heterogenen oder ganz verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaften bewandert war und nicht gewöhnliche Kenntniſſe äußerte. Dies beweiſt auch unter andern der Umſtand, daß er Kenner und Bearbeiter der ſchönen Wiſſenſchaften, vertraut mit theologiſchen **) und juriſtiſchen Studien, mit praktiſcher Philoſophie und Geſchichte, auch kein gewöhnlicher Bücherkenner und im Leſen und Beurtheilen alter Handſchriften geübt war.

Ueber den Uebertritt Bretſchneider's von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Religion wird weder von Profeſſor Meuſel, noch von Böcking etwas erwähnt, ſelbes ſogar von Meuſel bezweifelt, obgleich es im Allgemeinen Literar. Anzeiger 1799, Nr. 28, S. 280, erzählt wird.

Mit wenig Worten ſei noch ſeiner vielfachen Sprachkenntniß gedacht. Er war der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und polniſchen Sprache mächtig und trieb das Sprachenſtudium als Denker.

*) Er ſagt es ſelbſt in ſeiner von Böcking herausgegebenen „Reiſe des Herrn v. Bretſchneider nach London und Paris.“ Seite 152, ſowie auch in der Berliner Monatsſchrift vom Jahre 1804, Juni, Seite 458, wo er ſich nur mit v. B. unterzeichnete

**) Er fing in Erlangen eine Abhandlung über die Herrnhutiſche Secte zu ſchreiben an. Profeſſor Meuſel meint, daß die Herrnhuter es ſich gefallen laſſen konnten, daß dieſe Abhandlung nicht geendigt und gedruckt wurde, denn er ſei mit ihnen nicht ſehr ſäuberlich umgeſprungen, auch habe Bretſchneider ſeine Anſichten von der chriſtlichen Religion überhaupt mit eingemiſcht. (Meuſel, vermiſchte Nachrichten, S. 21.)

Der alte Graffer sagt von ihm: *) Seine Gesinnung, seine Art sich zu geben, zu reden und zu schreiben erinnerten an Friedrich Trenk**), den Major, mit dessen Riesengestalt er auch viel Aehnlichkeit hatte."

Karl Julius Weber, der Verfasser des Demokrit ꝛc., urtheilt über Bretschneider: „Er ist nicht nach Würden gekannt, zwar ein Abenteurer, aber ein Mann von hohem Geiste, die Geißel aller Heuchler und Thoren und ein echter Deutscher. ***)

Als Schriftsteller war Bretschneider sehr fruchtbar. Viele seiner Geistesproducte in Prosa und Versen wurden gedruckt, viele blieben ungedruckt, wie z. B. seine Abhandlung über die Herrnhuter Secte. Die gedruckten Werke erschienen fast alle ohne Angabe seines Namens. Sie sind satyrischen, romantischen, literarischen und dramatischen Inhalts.

Das erste Werk Bretschneider's, welches im Jahre 1768 im Druck erschien, jedoch ohne Namen des Autors, ohne Druckort und Jahreszahl, führt den Titel:

„Graf Eran", ein Heldengedicht mit einer nützlichen Vorrede eines alten Menschenfeindes. 11. 8.

Das Büchlein ist nach Professor Meusel eine Satyre auf einen Gesandten, der, aus bürgerlicher Abkunft entsprossen, sich zu Bedienstungen des Hofes emporgeschwungen hat. „Meines Wissens, sagt Meusel, „galt sie dem damaligen kurfächsischen Gesandten Rancourt zu Mannheim. Der poetische Werth ist gering. Den Vorbericht hingegen wird niemand ohne Vergnügen lesen. Er ist gut und launig geschrieben und enthält einige brauchbare Bemerkungen."

Im Jahre 1769 erschien ebenfalls anonym: „Papilloten." Mit dem Motto aus Juvenal: Stulta est dementia, periturae parcere chartae. Frankf. a. M. 8.

Das Buch enthält Bemerkungen über seine Lebensgeschichte, dann einzelne Beobachtungen über allerlei Gegenstände, so wie sie

*) Franz Graffer. Kleine Wiener Memoiren. II. Bd. Wien 1845, S. 71.

**) Nicht zu verwechseln mit seinem Vetter, dem berüchtigten Panduren-Oberst, dieser hieß Franz.

***) Siehe Teutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Teutschen. 2. Band. Stuttg. 1834. S. 660.

ein guter und natürlicher Verſtand und einige Weltkenntniß an die Hand geben. Sie ſind meiſtens ernſthaft, doch hin und wieder mit luſtigen Zügen, Geſchichtchen und dergleichen untermengt.

1774 erſchien ebenfalls ohne Angabe ſeines Namens: „Die Religion mit philoſophiſchem Auge betrachtet. Wien 1774. 8.“

Bretſchneider war in der „Allgemeinen Teutſchen Bibliothek“ aufgefordert worden, einen Roman zu ſchreiben. Im October 1774 meldet er Nicolai, daß er dies befolgt habe, und vierzig Bogen ſchon fertig wären. Da er aber einen feierlichen Schwur gethan habe, nichts ohne den Rath ſeiner Freunde drucken zu laſſen, ſo wurde er ihm die Handſchrift zuſchicken. Würde Nicolai ſie dem Dresdener Thürmer überſchicken, ſo ſolle dies doch auf des Verfaſſers Appetit nichts wirken. Raſpe in Nürnberg ließ aber 1775 die „Familiengeſchichte und Abenteuer Junker Ferdinand's von Thon“ drucken, ehe noch Nicolai die Handſchrift zur Durchſicht erhalten hatte, woran Nicolai's verſpätete Antwort Schuld war. Als dieſe endlich einging, wollte Bretſchneider den Druck hintertreiben, es war aber zu ſpät. Er forderte indeſſen Nicolai ſelbſt auf, in der „Allgemeinen Teutſchen Bibliothek“ nach ſeiner Pflicht zu handeln, und bat blos um Verſchweigung ſeines Namens. Seine Hauptabſicht bei dieſem Roman war, ſolche Leute ſatyriſch bloßzuſtellen, an die ſich in Deutſchland noch niemand gewagt hatte. Er verſicherte indeſſen Nicolai, daß im ganzen Werke nichts Perſönliches enthalten ſei. Das Ende des erſten Theiles gab zu einem beſonderen Prozeſſe Anlaß. Bretſchneider ſchrieb in einem ſeiner hinterlaſſenen Papiere: er habe einſt in einer kleinen Stadt, wo er übernachtete, ein Marionettenſpiel geſehen, welches mit obrigkeitlicher Bewilligung aufgeführt wurde und den Titel führte: „Die Zerſtörung Jeruſalems“, was er nicht ohne ſonderbare Rührung und Bewunderung geſehen habe und fügt noch bei: „Im letzten Aufzug, da Titus noch einen Verſuch zur Güte machen wollte, ſchickte er ſeinen Adjutanten, Harlekin, noch einmal in die Stadt, die Juden zum letztenmal aufzufordern, widrigenfalls ſollte

die Stadt geplündert und zerſtört werden. Harlekin kam mit jämmerlichem Geſchrei zurück und klagte über Rückenſchmerzen, weil ihn die Juden ſtatt aller andern Antwort, unbarmherzig durchgeprügelt hatten. Hierauf declamierte der weiſe Feldherr mit aller Gravität: „So! ſo — haben ſie das gethan! Nun, ſo ſoll auch kein Stein auf dem andern bleiben.“ Sogleich wurde Befehl gegeben zum Sturme. Die Schwärmer knallten, die Raketen ſpritzten kreuzweiſe Feuer in die Höhe; es war ein Teufelslärm — Jeruſalem wurde zerſtört! Niemand weiß eigentlich noch warum? Aber ich habe mit eigenen Augen und Ohren geſehen und gehört, daß es blos darum geſchah, weil der Harlekin geprügelt worden war.“ Dieſes Geſchichtchen von Jeruſalems Zerſtörung brachte Bretſchneider am Ende des erſten Bandes ſeiner „Familiengeſchichte des Junkers Ferdinand von Thon“ an. In der Recenſion der „Frankfurter gelehrten Zeitung“ wurde die Scene vom Hanswurſt bei der Komödie von der Zerſtörung Jeruſalems, im Auszuge mitgetheilt. Vier Wochen darauf wurde der Herausgeber, Hofrath Deinet, vor das Conſiſtorium citiert, um den Verfaſſer der Recenſion anzugeben. Als er zu wiſſen verlangte, was in der Recenſion Anſtößiges ſei, bekam er von dem Senior Woſche und dem Schöffen Blauberg die Antwort, daß man den Freidenkerton und Religionshaß, der in ſeinen Zeitungen herrſche, ſchon kenne. Jeruſalem ſei darum zerſtört worden, weil die Juden den Heiland der Welt gekreuziget hätten, alſo wäre unter dem Hanswurſt niemand als Chriſtus verſtanden. Deinet bat, ſie möchten nur das Buch leſen, ſo würden ſie finden, daß nicht der Recenſent, ſondern der Autor ſchuldig ſei, wenn dieſe Stelle wirklich dieſen Sinn haben ſollte. Man jagte ihn aber fort und drohte, die Sache weiter zu verfolgen. Sie hatte aber weiter keine Folgen, vermutlich, weil die Herren nachher das Buch geleſen haben mochten.

Der zweite Theil dieſes Romanes erſchien 1776 ebenfalls in Nürnberg.

In demſelben Jahre 1775 ſchrieb Bretſchneider auch: „Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe von

D. Johann Fiſchart's Ueberſetzung des erſten Buches von Rabelais Gargantua. Nürnberg 1775. 8°."

Das Werk kam nicht zu Stande, obgleich Bretſchneider dazu viele Aufmunterung und Beiträge erhalten hat, beſonders von einem Herrn Munker in Nürnberg. Bretſchneider ſelbſt äußert ſpäter in einem Briefe: „Wohl mir! daß ich in Verhältniſſe kam, welche die Ausführung des Werkes verhinderten; ich war ihm nicht gewachſen." (Ein Heft davon war doch gedruckt worden, denn der Herausgeber dieſes Werkes ſah es bei einem Freunde, welcher eine große Sammlung ſeltener Bücher beſaß).

„Eine entſetzliche Mordgeſchichte von dem jungen Werther, wie ſich derſelbe den 21. Dezember durch einen Piſtolenſchuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten faſt nützlich zu leſen. Im Ton: Hört zu, ihr lieben Chriſten u. ſ. w. 8°. 1776."

Meuſel ſagt darüber: „Es iſt ein drolliges Schlemperlied, worin dem Verfaſſer der wahre Bänkelſängerton trefflich gelungen iſt."

„Rede am Namenstage der Kaiſerin-Königin" (Maria Thereſia). Wien 1777. Folio.

„Ueberſetzungen einiger Reden aus dem Lateiniſchen." Temesvar 1779. Ofen 1780. 4.

Die „Rede am Namenstage der Kaiſerin" ſandte Bretſchneider, ohne Unterſchrift, an Trattner in Wien. Dieſer ließ ſie mit den prächtigſten Verzierungen in Groß-Folio drucken, und da man viel Weſens davon machte, ſo bewog dies einen gewiſſen Herrn von Schönfeld das alte: »Sic vos, non vobis«, aufs neue zu ſpielen. Er gab ſich für den Verfaſſer aus und erntete nicht nur Beifall, ſondern auch, wie man Bretſchneidern ſagte, ein Geſchenk der Kaiſerin ein. Bretſchneider ſelbſt that auf den Beifall gern Verzicht, denn nach ſeinem eigenen Urtheile war dieſe Arbeit ein:

„Unnütz Mittelding von Proſa und Gedicht;
Das Eine ſoll es ſein, daß Andere iſt es nicht."

Auch ſchrieb Bretſchneider noch im Jahre 1777: „Zwei Deductionen in Proceßſachen" und eine „Abhandlung von Verbeſſerung des Nahrungsſtandes und der Bevölkerung des Banates Temesvar".

Ferner: „Auf das Einweihungsfeſt der königlichen hohen Schule zu Ofen.“ 1780. 4°.

Es iſt dies eine geiſtvolle Beſchreibung der Einrichtung dieſer von Tyrnau nach Ofen verlegten Univerſität.

„Auf die Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Grafen Karl Pálffy von Erdöd, königlich Hungariſchen Hofvicekanzlers, als bevollmächtigten königlichen Hofcommiſſär zur feierlichen Errichtung der hohen Schule zu Ofen.“ Ebendaſelbſt 1780. 8°. Eine Ode.

Es wurden zugleich zwei ſilberne Medaillen geprägt, die Bretſchneider im Juli 1780 an Nicolai überſandte. Bretſchneider ſetzte auf jene Schriften, welche er bei Gelegenheit der Errichtung der Univerſität zu Ofen drucken ließ, keinen beſonderen Werth, „aber ſie zeichneten ſich doch“, wie Böcking ſagt, „vor den übrigen aus“.

„Fabeln, Romanzen und Sinngedichte.“ Peſt. 1781. 8°.

Die Sammlung ließ Bretſchneider auf Geſuchen der Buchhändler Weingand und Kopf in Peſt, in ihrem Verlage, im Jahre 1781 erſcheinen. „Ich werde mich aber wohl hüten,“ ſagt er zu Nicolai, „gegen einen andern, als meinem beſten Freunde, ſie für meine Arbeit anzuerkennen, denn obgleich ſie nicht alle ganz ſchlecht ſind, ſo enthalten ſie doch Stellen, die mir das Cenſur-Inquiſitionsgericht auf den Hals ziehen würden und darum wird das Büchlein auch außer Landes gedruckt und ausgetheilt“.

„Catalogus nonnullorum librorum rariorum etc.“ H. G. a B. Postini 1781. 8° maj.

„Für Bücherliebhaber,“ ſagt Meuſel, „behält dieſer Katalog immer noch einen gewiſſen Werth, theils wegen der darin verzeichneten ſeltenen und wie dergleichen Liebhaber ſie zu nennen pflegen, hauptrareu Bücher, nach deren Erwähnung man ſich in Vogt's, Clement's u. dgl. Verzeichniſſen vergebens umſieht, theils auch wegen ihrer ſorgfältigen Beſchreibungen und der Anmerkungen.“

Dem Erzbiſchof Patachich zu Gefallen überſetzte Bretſchneider deſſen lateiniſche Rede, wollte aber nicht als Ueberſetzer bekannt oder beurtheilt ſein. Er überſandte auch im Jahre 1781 ein von ihm auf den Fürſten Kaunitz verfertigtes

Gedicht, nebst dem darüber von ihm mit dem Fürsten geführten Briefwechsel. Dies scheint aber nie gedruckt worden zu sein. Das Gedicht hatte in Wien Beifall und erwarb ihm mächtige Freunde. Auch dieses rechnet er unter die unerklärbaren Schicksale seines Lebens. Nun erst fing er an, als Recensent Antheil an der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" zu nehmen. Seine erste Beurtheilung war die über Fahlendorn, auf welche die von den „Briefen über Galizien", das Gedicht Xenocrat's (letztere sehr beißend), Eckartshausen's Visionen u. a. m. folgten. Zuweilen weigerte er sich aber, eine Recension zu übernehmen, um dem Schriftsteller, wenn er sein persönlicher Bekannter war, nicht wehe zu thun. Auch machte er um diese Zeit (November 1781) den Anfang, Pialmanazar's Leben zu übersetzen.

Zwei Jahre später (1783) lieferte er die ersten Beiträge in die „Berliner Monatsschrift", welche größtentheils Jesuitismus, Geisterseherei und dergleichen betreffen. Gleich der erste Beitrag hatte eine Geisterbeschwörung zum Gegenstande, der er in Wien beigewohnt hatte. Ihm war es sehr darum zu thun, solche Schelmereien zum Besten derer, die noch immer betrogen wurden, öffentlich bekannt zu machen.

Im Jahre 1785 ließ er auswärts ohne seinen Namen „Parodien" drucken. Außer Nicolai scheint niemand erfahren zu haben, daß Bretschneider der Verfasser war. Diese Schrift hatte jedoch nicht den Geist seiner übrigen Werke und war vorzüglich gegen damals lebende Gelehrte gerichtet.

Im folgenden Jahre 1786 schrieb er: „Vorbericht und Anmerkungen zu den Beiträgen zur philosophischen Geschichte der heutigen geheimen Freimaurer und Anti-Freimaurer". Leipzig 1786, gr. 8°.

Eine Recension in der „Allgemeinen Literaturzeitung" 1787, Nr. 125, nennt das Buch: ein in vieler Beziehung merkwürdiges Buch. Die bekannt gemachten Papiere hatte Bretschneider eigentlich dem Professor Kortum in Lemberg zu danken. Vor der Herausgabe führte er darüber eine weitläufige Correspondenz mit Nicolai, auf dessen Bitte einige genannte große Namen wegblieben oder verändert wurden, wodurch freilich das Buch viel an

Intereſſe verlor. Was der Grund iſt, warum es nicht ſo bekannt wurde, als es zu ſein verdiente, läßt ſich ſchwer erklären; vielleicht lag es daran, daß Kortum es auf ſeine Koſten hatte drucken laſſen und die Buchhandlung, der es in Commiſſion gegeben war, den Abſatz nicht gehörig betrieb. Von Braunſchweig aus lief gegen dieſe Beiträge eine große Beſchwerde ein. Auf dieſe würden Bretſchneider und Kortum keine Rückſicht genommen haben, aber bei dem geringen Abſatze und dem für Kortum daraus entſtandenen Schaden, der über 300 Gulden betrug, unterblieb die Ausgabe der folgenden Theile. In dem nämlichen Briefe, worin Bretſchneider dieſes erklärt, meldet er Nicolai, daß er ein paar jeſuitiſche Epiſteln überſetzt habe, ohne weitere Erläuterung darüber zu geben.

Im Jahre 1788 erſchien: „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788". Mit 13 ſaubern Kupfern und Muſik. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt zu Rom und zu haben in allen Buchhandlungen Teutſchlands. kl. 8°.

Der Hofrath von Teſtelb in Berlin übernahm die Herausgabe und ließ die Kupfer dazu von Weil ſtechen, die Handſchrift aber ging durch Nicolai's Hände.

Ueber das Werk ſelbſt ſpricht ſich Profeſſor Menſel aus, wie folgt: „Unſtreitig das witzigſte und launigſte Product Bretſchneider's, zugleich aber auch eines der nützlichſten, indem dadurch dummer Aberglaube und Anhänglichkeit an abgeſchmackte Gebräuche und Legenden lächerlich gemacht und beſtritten werden, die der Eigennutz der Pfaffen finſterer Zeiten erfunden hat und welche die planmäßige Schalkheit gewiſſer Leute auch in den neuen und ſogar noch in den neueſten Zeiten zu unterhalten und wohl noch feſter zu gründen ſucht."

Ferner: „Muſen-Almanach". Lemberg 1788. in 12.

Menſel nennt das Werk: Ein nicht zu verachtender Durcheinander und fügt bei: „Das behaglichſte Stück ſteht am Ende: „Das wunderthätige Puppenſpiel", Poſſe aus dem Spaniſchen nach Cervantes und Bertuch, auf die deutſche Bühne eingerichtet."

Dieſer im Jahre 1788 zu Lemberg herausgegebene Muſen-Almanach iſt nach einem Briefe vom 1. November 1787 ganz allein von Bretſchneider. Es ſollte auch ein „Klagelied eines Wieners in Lemberg an ſeine Frau Mutter in Wien", das ganz im Wiener Ton und zum Theil auch in der Wiener Sprache

abgefaßt war, darin aufgenommen werden. Der Cenſor in Lemberg, ſelbſt ein Wiener, ſuchte den Druck dieſes Liedes auf alle mögliche Art zu verhindern, aber nach den damaligen Cenſurgeſetzen hätte er ihn dennoch zugeben müſſen, wenn es Bretſchneider nicht ſelbſt zurückgenommen hätte; doch nicht aus Gefälligkeit gegen den Cenſor, ſondern gegen einen gewiſſen Hora, der den Muſen-Almanach in ſeinem Namen drucken ließ und dem die Bekanntmachung des Liedes großen Verdruß gemacht haben würde. Das Lied wurde ſpäter im „Deutſchen Muſeum" abgedruckt, aber mit Veränderungen, die Bretſchneider nicht billigte, weil ſie Unkunde des Wiener Dialektes und ſeiner Idiotismen verriethen.

Das von Bretſchneider im Jahre 1788 angefangene Werk, welches er unter dem Titel: „Ueber Glauben und Prüfung des Seltſamen und Abenteuerlichen", herausgeben wollte und von dem er bereits einen Abſchnitt von etwa ſechs Druckbogen fertig hatte, wurde nicht beendigt, was ſehr zu bedauern iſt.

Recenſion der Schrift: „Charakter Friedrichs II., Königs von Preußen, beſchrieben von D. Anton Friedrich Büſching, königlich preußiſcher Oberconſiſtorialrath u. ſ. w. Wien und Leipzig 1789. S. 55. kl. 8°.

Von der Recenſion der Büſching'ſchen Schrift wußte ſelbſt der Verleger den Verfaſſer nicht und Anfangs erfuhr dies blos Nicolai. An dieſen ſchrieb Bretſchneider, daß er zwar die Ruhe liebe, es ſei ihm aber unmöglich, ſeinen Abgott ſo mißhandelt zu ſehen. Zwölf Jahre ſpäter geſtand er Nicolai indeſſen: „Wenn er jetzt ſo etwas zu ſchreiben hätte, ſo möchte es freilich wohl ganz anders ausfallen, ob er gleich in der Hauptſache ebenſo denke." Da Büſchings Schrift ins Franzöſiſche überſetzt worden war, ſo wünſchte Bretſchneider dies auch von der ſeinigen. Als Nicolai dieſen Wunſch nicht erfüllte, trug Bretſchneider ſelbſt einige Jahre nachher einem Franzoſen in Krakau dieſe Ueberſetzung auf. Er wollte ſie nach England ſchicken und dort drucken laſſen, weil Büſching's Schrift auch ins Engliſche überſetzt wurde. Es ſcheint aber, daß die Sache nicht zu Stande kam.

Im Jahre 1790 fing Bretſchneider an, einen neuen Roman zu ſchreiben, worin, wie Böcking ſagt, „kein einziges Wort erdichtet war"; er gab ihm den Titel: „Die erſte und letzte

Liebe eines Mannes, der ſich dem Alter nähert." Es ſcheint, daß zu dieſem Romane Bretſchneider's eigene Liebe zu einem Frauenzimmer in der Nähe von Warſchau, das er in ſeiner Jugend kennen gelernt hatte, den Stoff hergab; aber eben dies mag die Urſache ſein, daß ihn Bretſchneider nicht vollendete oder wenigſtens nicht herausgab.

„Antwort eines polniſchen Edelmanns in der Republik an ſeinen Freund in Galizien auf die Anfrage: Was von einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn zu halten ſei". Warſchau, 1790. 4°.

Dieſe Schrift, welche auf Befehl Kaiſer Leopold II. verfaßt wurde, ſtellt dar, daß eine Vereinigung der Ungarn mit den Galiziern höchſt nachtheilig für die Letzteren wäre und ſetzt dem galiziſchen Adel deutlich auseinander, was er von den Ungarn zu erwarten habe. Dieſe Schrift wurde in das Polniſche überſetzt.

„Georg Walter's Leben und Sitten, wahrhaft — oder wahrſcheinlich — beſchrieben von ihm ſelbſt". Köln bei Peter Hammer 1793. 8°. (Berlin, bei Nicolai).

Meuſel ſagt darüber: „Unter den Legionen deutſcher Romane einer der vorzüglichſten, der jetzt noch (1816) in keiner Leſebibliothek vermißt werden ſollte. Er trägt nicht allein, wie „die Abenteuer Junkers von Thon", das dort von mir gerühmte Hauptforderniß eines guten Romans an ſich, ſondern übertrifft dieſen, indem die Handlung noch raſcher fortſchreitet und den Leſer unaufhaltſam mit fortreißt. Auch hier wie im „Junker Thon" miſchte er von ſeinen eigenen Lebensumſtänden Manches ein. Die Sitten der Wiener ſind ganz nach dem Leben dargeſtellt. Eine treuere und dabei drolligere Beſchreibung des dortigen Tons und der Etiquette wird man nicht leicht finden. Das Buch wurde in Wien verboten, wegen der oft ſcharfen Rüge gewiſſer Mißbräuche, Kniffe und Ränke, die z. B. die damaligen Reichshofräthe und ihre Agenten ſpielten.

Ueber Bretſchneider's Recenſion in der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" im Jahre 1792 von Swedenborg's theologiſchen Werken ſagt Profeſſor Meuſel:

„Sie iſt mehr Abhandlung als Recenſion, worin Bretſchneider ſeine Anſicht und Erklärung des räthſelhaften Charakters dieſes ſeltſamen Schwärmers darlegt und entwickelt."

„Die freiwillige Beisteuer: ein Vorspiel". Lemberg, 1790. 8°.

„Liebe und Wein in Asien: eine komische Oper". Frankfurt a. M. 1793. 8°.

Von diesen beiden Stücken erwähnt Meusel, daß sie außer ihren Druckorten wenig oder gar nicht bekannt geworden zu sein scheinen. Er habe auch nirgends Notizen von ihnen, nicht einmal im Bücherlexikon von Heinsius gefunden.

Im Jahre 1803 schrieb Bretschneider in die Berliner Monatsschrift mehrere Abhandlungen: „Geschrei beim Angriff der Cavallerie"*); dann 1804: „Freimaurer Minuet"**). Dann schon früher in Meusel's historisch-literarisch-biographischem Magazin:***) „Gedanken über ein altes Bauernlied". Dieses Volkslied setzt Bretschneider in die Mitte des 15. Jahrhunderts, beurtheilt seinen ästhetischen Werth und erklärt die darin vorkommenden veralteten deutschen Wörter und Redensarten.

Im Jahre 1802 hatte Bretschneider angefangen, fleißig Beiträge zu einem Universal-Idiotikon zu sammeln, über das er Nicolai seine Idee mitgetheilt und ihm in mehreren Briefen seine Sammlungen zugeschickt hatte. Was damit geschehen, ist unbekannt.

Im Jahre 1801 hatte er ein Werk unter dem Titel: „Theodor" geschrieben. Unter Theodor ist Bonaparte zu verstehen. Der französische Gesandte zu Wien beschwerte sich darüber und man versprach ihm die strengste Untersuchung. Bei dieser fand sich, daß der Buchhändler Degen auf einmal 500 Exemplare aus dem Auslande erhalten hatte. Man befahl ihm, diese sogleich zurückzuschicken; doch wurde dem Gesandten zu überlegen gegeben, ob nicht durch ein solches Remittieren das Buch noch mehr würde verbreitet werden? Der Gesandte kaufte also die 500 Exemplare, jedes zu 3 Francs, an sich.

*) Jahrgang 1803, September, S. 232—235; 1803, S. 358—362.

**) Jahrgang 1801, Juni, S. 449—460, in Bezug auf den Jahrgang 1802, Juli, Nr. 2.

***) Zürich, 1790, S. 81—90. Dieses Volkslied wurde dort in Kupfer gestochen.

Einem Briefe vom 5. Juli 1808 zu Folge, ſchrieb er damals Pfalmanazar's Leben, nebſt einer Recenſion ſeiner untergeſchobenen Werke. Dies iſt aber nie erſchienen, vermuthlich, weil er es nicht vollendet hat.

Zwei Jahre darnach ſchrieb er:

„Die Springwurzel, oder die böſe Liesel: eine komiſche Oper." Nürnberg, 1810. 8°.

Darüber berichtet Profeſſor Meuſel:

„Dies iſt die letzte Schrift, die Bretſchneider noch ſelbſt zum Drucke beförderte. Auf einer Reiſe nach Würzburg lernte er den dortigen Herrn Kapellmeiſter Witt und einige Schauſpieler kennen, denen er dieſe Oper vorlas. Sie fand ſo viel Beifall, daß der Erſtere verſprach, ſie in Muſik zu ſetzen und die Letzteren, ſie aufzuführen. Ob es wirklich geſchehen ſei, weiß ich nicht".

Als Bretſchneider im Jahre 1810 ſeine Papiere in Erlangen muſterte, fand er darunter einige Geſpräche, die er ſchon vor 10 Jahren geſchrieben hatte. Er machte noch einige neue und eine Vorrede dazu und wollte ſie unter dem Titel: „Philipp und ſein Roß" der Raspe'ſchen Buchhandlung in Verlag geben. Die bayeriſche Cenſur verlangte aber, daß verſchiedene Stellen abgeändert würden. Hierzu wollte ſich Bretſchneider nicht verſtehen und nahm ſeine Handſchrift zurück. Er überſandte ſie Nicolai, erſuchte ihn zur Ausbildung des Werkes etwas beizutragen und ſtellte ihm frei, ob er es ſelbſt verlegen wolle, ſonſt möchte er es ihm wieder zurückſenden. Dies iſt auch geſchehen, denn vermuthlich fand Nicolai es bei den damaligen Zeitumſtänden nicht gerathen, den Verlag zu übernehmen, da wahrſcheinlich politiſche Anſpielungen oder Aeußerungen, die Verdruß für den Verleger zur Folge hätten haben können, darin enthalten waren. Dies mag auch der Grund ſein, warum das Werk überhaupt nicht erſchienen iſt.

Hiermit endigte Bretſchneider ſeine Laufbahn als Schriftſteller; noch im nämlichen Jahre 1810 ſtarb er.

Er hat eine Geſchichte der Herrnhuter handſchriftlich hinterlaſſen. Von dieſer ſagt er: „Brief aus Karlsbad vom

21. Juni 1810.) „Sie ist aufrichtiger und kritischer, als alle, die existieren, aber auch für diese Welt zu deutlich".

Mehr zu bedauern ist es, daß er seine Lebensbeschreibung nicht vollendet hat und daß nicht wenigstens die 20 fertigen Bogen in Nicolai's Hände gekommen sind, weil sie dann nicht für die Oeffentlichkeit verloren gegangen sein würden.

Recensionen schrieb Bretschneider viel und mancherlei, vorzüglich in die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Unter der oben gedachten Recension über Swedenborg's theologische Werke steht die Chiffre Fr. Folglich sind alle so bezeichnet von ihm. Da aber der Herausgeber dieses Journals, Nicolai, die Chiffren seiner Mitarbeiter von Zeit zu Zeit änderte, so können auch noch andere Recensionen von Bretschneider herrühren.

Viele finden sich auch in dem von 1771 bis 1790 herausgekommenen „Frankfurter gelehrten Anzeiger". Er nahm während seines Aufenthaltes zu Frankfurt und in der dortigen Gegend Theil daran. Lange Zeit schrieb er sie, auf Ersuchen ihres ersten Directors, Hofrath Deinet, fast ganz allein. Als nämlich (1774?) die Mitarbeiter ihn hilflos im Stich ließen und er alsdann in solcher Recensionsnoth alles, was ihm unterkam, es möchte einschlagen, in welche Wissenschaft es wollte, frisch weg, wie einst ein Recensent zu sagen pflegte, abthat und dadurch, zu Deinet's Aerger, der Zeitung viele Leser verschaffte, worüber er oft zu scherzen pflegte.

Ende.

Personen-Register.

Achard, Amadé, Schriftsteller 242.
d'Aiguillon, Duc, Französischer Minister 164.
Aimar, Marquis, siehe Saint-Germain.
Albert, Herzog von Sachsen-Teschen 109.
Alvinzi, General 299.
Alxinger, Schriftsteller 276.
Ankersberg, Hof-Secretär 349.
d'Argens, Marquis, Schriftsteller 316.
Armstrong, Doktor der Theologie 108.
Arnim, Baron, Rittmeister 53.
August Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Bevern 31, 38.
Aziel, k. k. Hofrath 215.

Bacciochi, Mauthbeamter 293.
Balthasar, Uhrmacher in Paris 161.
Banffy, Graf, Subprior des Hermanstädter Kapitels 270.
Beck, Moses aus Nördlingen 129, 145.
Bedford, Herzog von 124.
Beleßnay, k. k. General 241.
Benjowsky, August Moritz, Graf von 30[illegible].
Benkendorf v., Oberst 32, 33.
Benner, Schriftsteller 14.
Bennet, Miß Nancy, Reisende 89.
Bertsch, Schriftsteller 263.
Bertier, Französischer Geistlicher 242.
Berwick, Schiffskapitän 89, 107.
Bethmann, Bankier in Frankfurt 58, 7[illegible], 193, 273.
Bevern, Herzog von 31, 38.
Beyer, J. J., Hof- und Pfalzgraf 331.
Binz, J. G., Buchhändler in Wien 287.
Birkenstock, Melchior, k. k. Hofrath 321, 344 u. F.
— Hugo von, Oberlieutenant 349.
Birkenstock, Antonia (Tochter Melchiors) 34[illegible].
— (Melchiors Vater), Reichspfennigminister 345.
Biron, Karl von, Prinz von Kurland 71.
Bögel, Plantagenbesitzer in Surinam 136.
Böhme, Jacob, Theosoph 286.
Bolto, Herzog (eigentlich Boleslaus I., Herzog von Schlesien) 46.
Boudelli, Demoiselle 210.
Born, Ignaz, k. k. Hofrath 273, 274, 3[illegible]3.
Brambilla, kaiserl. Leibchirurg 228.
Brand, Ewald Graf, Geheimrath 128.
Braunschweig, Herzog Ferdinand von 272, 304.
— Herzog Franz von 36.
Braunschweig-Bevern, Herzog August Wilhelm von 31, 38.
Brentano 348.
Bretschneider, Heinrich Gottfried von, k. k. Hofrath:
Seine Jugendjahre. Kapitel 1—4.
Eintritt in sächsische Kriegsdienste. Kap. 5.
Wird in der Schlacht von Kolin verwundet und von den Preußen gefangen genommen. Kapitel 8.
Eintritt in preußische Kriegsdienste. Kap. 9.
Wieder in der sächsischen Armee. Kapit. 10.
Wird 1759 Officier. Kapitel 10.
Quittiert 1761 den sächsischen Dienst. Kap. 11.
Wird im Juli Stabsrittmeister im Freicorps des preußischen Generals Gschray. Kapitel 11.
Wird durch die Franzosen gefangen genommen. Kapitel 12.
Erhält seine Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft. Kapitel 13.

Kommt als ... Frankfurt und wird Schrift-
steller. Kapitel 13.
Wird 1767 Landeshauptmann und Major
in Nassau-Usingen. Kapitel 14.
Wohnt in Idstein und schreibt die „Pa-
pilloten“. Kapitel 14.
Quittirt seine Anstellung und geräth in
mißliche Lage. Kapitel 17.
Macht Selbstmordversuche. Kapitel 17.
Macht eine abenteuerliche Reise 1771—72
nach Holland, England und Frankreich.
Kapitel 18—29.
Anstellung bei der französischen Regie-
rung. Kapitel 30.
Erhält eine geheime Mission nach Berlin.
Kapitel 33.
Nimmt seinen Aufenthalt in Usingen.
Kapitel 36.
Reise nach Wien 1774. Kapitel 36.
Wird 1774 als Kreishauptmann im
Temesvarer Banat angestellt. Kap. 39.
Wird 1779 als Bibliothekar der Universität
in Ofen angestellt. Kapitel 40.
Wird 1784 als Bibliothekar nach Lemberg
versetzt. Kapitel 47.
Ernennung zum Gubernialrath. Kapitel 50.
Wird 1801 als Hofrath pensionirt. Kap. 57.
Tod in Krimitz 1810. Kapitel 60.
Bretschneider, Friedrich Freiherr von, Ge-
neral 3, 358.
Brigido, Graf, Gouverneur 334.
Brown, John, Dr., 309.
Bruckenthal, Baron, Gouverneur v. Sieben-
bürgen 345.
Brühl, Graf 339.
Bujanowicz, Ungarischer Hofagent 321.

Callistus, Baron, ein närrischer Projekten-
macher 300.
Chapeaumont, Gastwirth in Compiègne 161.
Chemnitz, C. P. v. 279.
Chladni, Publicist 338.
Chodowiecky, Kupferstecher 330.
Choiseul, Herzog von 30.
Choubé, Hauptmann 51.
Christowicz, Erzbischof 219.
Corneille 164.
Cramer, Superintendent 205.
Czartorysky, Adam, Fürst 285, 331, 338, 341.
Czobor, Josef Graf, ein Condottiere 265.

Daponte, Lorenzo, Dichter 180.
Daun, L. J., Graf, Feldmarschall 31, 87.
David, Jude in London 110.
Degen, Buchhändler in Wien 340, 349.
Deinet, Hofrath 345, 362, 371.
Denis, Dichter 357.
Derfs, sächsischer Dragoner 93.
Dietrichstein, Joh. Bapt. Graf 238, 249,
253, 274.
Draskovich, Graf 239.
Drosten, Superintendent 67.
Dubarry, Gräfin 172, 191.
Dwyer, J. O., Gastwirth in Calais 161.

Eberhard, J. A., Professor in Halle 189.
Edelsheim, Baron 63.
Eiber, Schneidermeister in London 100.
Elz, Weinhändler 196.
Epstein, später von Ankersberg 346.
Ertel 288.
Eskeles, Madame 297, 347.
Esper, J. C., Professor 254.
Eybel, J. V., Schriftsteller 216.

Felbiger, J. J. von, Leiter des Schulwesens
in Oesterreich 203.
Ferdinand, Herzog v. Braunschweig 272, 304.
Feßler, Dr. J. A., Schriftsteller 275, 308, 315.
Fielding, Friedensrichter in London 103.
Fischer, J. G., Branntweinbrenner 67.
Fith, Eban. 109.
Fleischer, Buchhändler in Frankfurt 61.
Flies (Madame Eskeles) 297, 347.
Frank, Bankier in Straßburg 191.
Fränkel, Jude in London 141.
Franz I., Gemahl Maria Theresias 228, 246.
Franz von Braunschweig 36.
Fresenius, Schriftsteller 14.
Frey, Bankier 255.
Freuschedt 160, 174.
Freytag, Preußischer Resident 318.
Friedrich II., König von Preußen 37, 225.
Frölich, Heinrich, Sprachmeister 62 u. f. 357.

Gaisruck, Graf, Gouverneur 332.
Ganz, Legationssecretär 55, 206.
Garelli 261.
Garrick, Schauspieler in London 102.
Gaßner, Teufelsbanner 245.
Gebler, Tobias Baron, Staatsrath 73, 202,
211, 213, 236, 243, 258, 269, 271, 275.

Gellert, Dichter 6[illegible].
Gensel, Französischer Refugié 60.
Geuchke, General 288.
Genz, Staatsmann 341.
Gérard, Staatsmann in Frankreich 162, 17[illegible].
Geßner, Sal., Dichter 210.
Glauberg, Schöffe 362.
Gluck, Musiker 201, 203.
Göcking, Dichter IV.
Goethe 10, 2[illegible]0, 210.
Goldschmidt, ein jüdischer Abenteurer 27[illegible].
Goehnitz, Oberst 24, 2[illegible].
Göz, Advokat 293.
Gore, Legationssecretär 50.
Graffer, Fr., Buchhändler und Schriftsteller 310, 340.
Grandmaison, französ. Parteigänger 57.
Groß, Baronin, Kammerfrau der Kaiserin Maria Theresia 220.
Gschraw, J. M., General 48 u. ff. 56.
— Chevalier, Hauptmann 50 u. ff.
Guichardi, General 264.
Guines, Graf, Gesandter in London 97, 14[illegible].
Guibaut, Gouvernante 62.
Günther, Kabinetssekretär 296, 347.

Hagen, Baron, Reichshofrath 301.
Hantsch, Naturaliensammler 81.
Hacquet, Professor in Lemberg 374.
Harsdörffer, Schriftsteller 21.
Hartel 274.
Hauptmann, Rector 16.
Heinrich XII., Graf v. Schleiz 7.
Heinse, W., Schriftsteller 210.
Henikstein, Baron 347.
Herder, Dichter 210.
Herzogenstein, Hofrath 70.
Heydegger, Buchhändler in London 10[illegible].
Hildebrandt, G. T., Professor 354.
Hiller, Gottlieb, Naturdichter 339.
Hohenfeld, Minister in Koblenz 20[illegible].
Hollar, der Surinamer 95 u. ff. 175 u. ff.
Hontheim, Weihbischof 21[illegible].
Hoppe, J. T., Mineraliensammler 21.
Hoza, Verleger und Drucker 367.
Hunter, Doctor in London 1[illegible]8.

Jacobi, J. G., Dichter 81, 210.
Jacobi, Hofkammerrath 87.
Jacobs 146.
Jerusalem, K. W., Selbstmörder 2[illegible]4.

Imhof, Baron, Gouverneur v. Galizien 64 u. ff.
Josef II., Kaiser 58, 237, 246, 259, 277, 289 u. ff. 316, 344.
Juel, ein Armenier 193.

Kalm, Rittergutsbesitzer 12.
Kampmüller, Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia 230.
Kant, Philosoph 332.
Karl von Lothringen 39.
Karl VII., Kaiser 50.
Kasberger, Juwelier in Frankfurt 74.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 277.
Kaunitz, Wenzel Fürst, Staatskanzler 232, 234, 276, 305, 361.
Keller, Schiffmeister 226.
Keßler, Montadministrator 320.
Kiaw, Bischof von 310.
Klopstock, Dichter 2[illegible].
König, Martin, Bänkelsänger 208.
Köpf, Buchhändler in Pest 361.
Korn, Buchhändler in Breslau 308.
Kortum, Professor in Lemberg 305.
Kratter, Franz, Schriftsteller 270, 273, 274.
Kuralt, Schriftsteller 246.

Lamberg, Graf, Schriftsteller 265.
La Pereilie, Domherr 179.
Laroche, Kanzler zu Koblenz 203, 204, 345.
— Sophie, Schriftstellerin 203, 209.
Lacy, Feldzeugmeister 44, 304.
Laskovicz, Defraudant 215.
Laudon, Graf, Feldmarschall 308.
Lavater, Schriftsteller 245, 247.
Leiningen, Gräfin von 50.
Lenz, J. M., Schriftsteller 209, 244.
Leopold II., Kaiser 315, 342.
Leßer, Professor 21.
Lessing, Gotth. Ephraim 189, 196, 325, 326.
Liebenstein, Baron, Chemiker 237, 264, 29[illegible].
Linden, Baron 287.
Löw Beer, Jos., Bankier 74.
Löwenstein, Prinz 50.
Ludwig XIV. 291.
Ludwig XV. 171, 197, 293.

Mahner, Professor in Gera 22.
Maimon, Philosoph 331.
Mangold, Rittmeister 57.
Maria Theresia 202, 214, 220, 224, 346.
Martinowicz, Professor in Lemberg 315.

Massena, Marschall 344.
Mathilde, Königin von Dänemark 122.
Matolai, Reichshofraths-Agent 238, 292, 293.
Maurocordato, Fürst 27[illegible].
Maximilian, Erzherzog 229.
Meier, Gastwirth in Paris 158.
Meil, Kupferstecher 2[illegible].
Meinhard, J. N., Magister 61.
Meister Leonhard, Professor in Zürich [illegible].
Mendelssohn, Moses, Philosoph 189.
Merk, J. H., Kriegsrath und Schriftsteller 210.
Messerschmidt, Fr. X., Bildhauer 247.
Meusel, Professor in Erlangen IV, 2, 44, 217, 285, 321, 342, 353, 35[illegible], 3[illegible], 352.
Mitchel, Wirth in London 24.
Mondsperger, Pater J., Professor [illegible].
Moritz, K. Ph., Schriftsteller 331.
Moritz von Sachsen 50.
Mosche, Senior 362.
Möser, Justus, Schriftsteller 110.
Moser, Fr. K., Reichshofrath 60.
Müller, Ign., Prälat 234.
Munker 363.
Murusi, Prinz Alexander 270.
Muzelius, Kandidat der Theologie 13[illegible].

Natorp, Bankhaus 347.
Nicolai, Chr. Fr., Schriftsteller und Buchhändler 1, 2, 60, 189, 192, 19[illegible], 201, 2[illegible], 211, 237 und in allen folgenden Kapiteln.
Niklas 311.
Nilow, Gouverneur in Sibirien 310.
Nilow, Afanasia 310, 312.
Nitzky, Chr., Graf, Judex Curiae 213 u. f.
Noailles, Herzog von 173.
Nocker, Handelsreisender 91.
Noel, Mistreß 145.
Northumberland, Herzogin von 79, 91.
Nostitz, Graf, General 12, 228.

Ockely, Prediger 136.
O'Donell, Franz Graf, Hofrath 342.
Oesfeld, Hofrath 366.
Oesterreicher, Jude 237.
Oettinger, Probst 83.
Oppenheimer, Jude 116.
Orlow, Fürst 271.
Otto, Schneider 320.

Pacheco, Hafenkapitän 311.
Patkul, J. N. v., 304.
Palffy, Hieron. Graf 239.
Paradies, Sprachmeister 195.
Patichich, Erzbischof 246, 364.
Pelzel, Historiker 285.
Pey, Professor in Lemberg 313.
Pezzl, Schriftsteller 304.
Pfeiffer, Gymnasialdirector 16.
Plarer, Schriftsteller 246.
Podmaniczky, Josef 247.
Pontkau, Rittmeister 24.
Pons, Marquis de, Gesandter in Berlin 194.
Prag, Exjesuit 248.
Preiß, Husar 24.
Priest, Krämer in London 131.
Pronay, Baron 245.
Psalmanazar, Schriftsteller 24[illegible].
Puskin, Graf 96, 98.

Quint, Daniel, Schuhmacher in London 147.
Quintus, Julius, General 264.

Raday 24[illegible].
Ramler, K. W., Dichter 184.
Rastzau, Baron, Herrnhuter 12, 126.
Rantzau, Graf 194.
Raspe, Buchhändler in Nürnberg 205, 361.
Rautenstrauch, Schriftsteller 246, 263.
Reich, Dragoner 33.
Reichel, Feldprediger 31.
Reiszich, Dr. in London 111.
Reuß, Grafen 6.
Rhode, Kupferstecher 338.
Riancourt, Gesandter 36[illegible].
Riedel, F. J., Lehrer a. d. Kunstakademie in Wien 201, 203, 305.
Rieger, Oberst 69.
Rösler, Amtmann 67.
Rutowski, Graf, Sächs. Feldmarschall 199.
Rzewuski, Hetmann 310.

Saint Germain, Graf 245, 265.
Salieri, Hofkapellmeister 289.
Salis, Baptist Baron, Schwärmer 232, 245.
Salis, Ignatius, Jesuit und Missionär 3[illegible]1.
Salamon, Preußischer General 2[illegible]4.
Sanguszko, Fürst 310.
Sauer, Graf 347.
Schaumburg, Buchhändler in Wien 341.
Schlegel, Flötenmacher aus Basel 81.
Schnell, Schweizer an der Kapelle zu Versailles 172.

Personen-Register.

Schönaich, Domherr und Poet 139.
Schönfeld, Schmiedler 257, 263.
Schrödter, J. G., Geisterbeschwörer 145.
Schwarz, Chr. G., Professor und Dichter 3[illegible].
Schwarz, Postmeister in Metz 181.
Schwerin, Oberstlieutenant 98.
Seckendorff, Graf, Feldmarschall 49.
Seyboldsdorff, Graf, Hauptmann 85.
Selle, preußischer Leibarzt 240.
Seltmann, Beamter in der sächsischen Kriegskanzlei 189.
Soltick, Bischof von Krakau [illegible].
Sonnenfels, Josef von, Staatsmann und Schriftsteller 20[illegible], 311.
Soro, Johann Graf, [illegible] 21[illegible].
Spangenberg, Oberstlieutenant 15.
Spangenberg, Bischof 126.
Spies, Isaak, holländischer Kaufmann 87.
Stanislaus, König von Polen 73.
Stanzius, Superintendent 205, 236.
Stedmann 136.
Stefanow, Hypolit 310, 312.
Steigentesch, Dichter 341.
Stockmann, Major 14, 47.
Stoll, Maximilian, Professor 278, 295.
Struensee, Graf 122, 125.
Swedenborg, 81, 245, 288.
van Swieten, kaiserl. Leibarzt 226, 230, 250, 262.
Szekely, Oberst i. d. ung. Leibgarde 191.

Thun, Graf 247.
Türriegel, Oberstlieutenant 87.
Trattner, Buchhändler in Wien 201, 226, 264.
— dessen Frau 226.
Trenck, Friedrich Baron, Major 260.
Triller, D. W., Professor, Arzt u. Dichter 33[illegible].

Vidal, Erzbischof 214.
Vernes, Pastor in Genf 239.

Wächter, G. E., Theosoph 257.
Wartensleben, Graf, Gesandter 79, 80, 94.
Weber, Carl Julius, Schriftsteller 363.
Wehrkamp, Kanzler 70.
Weingard, Buchhändler in Pest 3[illegible].
Welderen, Graf, Gesandter in London 94, 9[illegible].
Wendler, [illegible] 3[illegible].
Wentink, Arzt in Holland 84.
Wieland, Dichter 210, 276.
Wiele, Major 57.
Wilkes, John 161.
Winterfeld, Preuß. General 97.
Witt, Kapellmeister in Würzburg 370.
Woide, Prediger 102.
Wolf, Philosoph 208.
Wöllner, Minister 264.
Wrtby, Graf 9, 314, 336, 355.
Wyhlblatt, Major 312.

Ypsilanti, Hospodar 271.

Zesen, Ph. v., Pfalzgraf 2[illegible].
Ziehen, Superintendent 3[illegible].
Zinzendorf, Graf 12[illegible], 237, 245, 344, 3[illegible]1.

Berichtigungen.

Man lese:

Adjutant	statt	Adjunkt	Seite	3[illegible],	Zeile	4	von oben
Kes	„	Kas	„	197,	„	8	„ unten.
[illegible]	„	[illegible]	„	267,	„	1	„ unten.
[illegible]	„	Mühe	„	2[illegible],	„	1	„ oben.